Gottfried Kellers Briefe und Tagebücher

1830–1861

Gottfried Kellers

Leben, Briefe und Tagebücher

Auf Grund der Biographie
Jakob Baechtolds
dargestellt und herausgegeben
von
Emil Ermatinger

Zweiter Band

Stuttgart und Berlin 1919
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

NACH DEM ÖLBILD VON K. HITZ 1863

Gottfried Keller

Gottfried Kellers Briefe und Tagebücher

1830—1861

Herausgegeben von

Emil Ermatinger

Mit einem Bildnis
und fünf Federzeichnungen Kellers im Text

3. und 4. Auflage

Stuttgart und Berlin 1919
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

Alle Rechte, insbesondere das Übersetzungsrecht, vorbehalten

Inhalt

Seite

I. Jugendbriefe 1830—1839 1

II. München 1840—1842 12

III. Tagebücher und Briefe 1843—1848 95

IV. Heidelberg 1848—1850 174

V. Berlin 1850—1855 222

VI. Zürich 1856—1861 392

Nachträge zur 3. und 4. Auflage 528

Titelbild: Gottfried Keller. 1863. Brustbild. Nach dem Ölbild in Lebensgröße von K. Hitz.

Fünf Federzeichnungen Gottfried Kellers Seite 33. 35. 41. 44. 50.

Vorwort

Die Sammlung von Kellers Briefen und Tagebüchern, die hier der Öffentlichkeit übergeben wird, umfaßt gegen zweihundert Briefe mehr als Baechtolds ursprüngliche Ausgabe. Die aufschlußreichen Briefreihen, wie die an die Mutter, an Ludmilla Assing, Lina Duncker, Hermann Hettner, Emil Kuh, Theodor Storm und Friedrich Theodor Vischer, sind nun vollständig mitgeteilt. Leider von denen an Paul Heyse vorderhand nur ein einziger. Über Sonderfragen geben die Register am Schlusse des dritten Bandes Aufschluß.

Die bereits bekannten wie die neuen Stücke habe ich alle mit der Hilfe meiner Frau nochmals nach den Handschriften nachgeprüft, soweit diese mir zugänglich waren. Sämtliche Stellen, die Baechtold aus Rücksicht auf die Mitspieler oder das Bild des Dichters wegließ oder retuschierte, sind nun bis auf wenige, durch [ ] bezeichnete, in vollem und genauem Wortlaut mitgeteilt. Denn die Persönlichkeiten, die Baechtold zu schonen hatte, sind nun fast alle dahingegangen, und die ungebrochene Natur Kellers steht heute so klar und groß vor uns, daß sie der schönernden Retuschen nicht mehr bedarf. Vielmehr schenken uns manche seiner „goldenen Rücksichtslosigkeiten" eine willkommene Schärfung seines geschichtlichen Bildes.

Aber auch diese Sammlung der Briefe ist nur eine Auslese. Wohl zweihundert habe ich noch zurückbehalten. Aufgenommen habe ich alle mir zur Kenntnis gekommenen Stücke, die irgendwelche Bereicherung unseres Wissens um Keller, den Menschen wie den Künstler, bedeuten. Weggelassen wurden nur — mit ganz wenigen Ausnahmen, bei denen mir eine Veröffentlichung noch nicht gestattet wurde — bloße Geschäftsbriefe oder kurze Billette, in denen sich auch ein so gottbegnadeter Stilkünstler wie Gott-

fried Keller auf dem Geleise der Konvention bewegt. Ich hoffe, die Freunde des Dichters werden es mir danken, daß ich seine Briefkostbarkeiten nicht mit dem belanglosen Wuste des Alltags überschüttet habe.

Zürich, Weihnachten 1915.

Emil Ermatinger.

Gottfried Kellers Briefe und Tagebücher

1830 – 1861

I

Jugendbriefe

1830—1839

1. An Gottfried von Meiß

Hochgeehrter Junker Götti! [Januar 1830]

Da Sie mich schon mit dem elften Neujahrsgeschenk erfreuten, und ich mich nun in dem Alter befinde, wo ich meine Dankbarkeit gegen meine geehrten Wohltäter bezeugen kann, so fühle ich mich verpflichtet, Ihnen nur einen kleinen schriftlichen Beweis der Dankbarkeit zu geben. Ich danke Ihnen verbindlich für die Güte, die Sie mir vom ersten Lebensjahre an erwiesen, und wünsche, daß der liebe Gott Sie und Ihre mir werte schätzbare Familie auch das künftige und noch lange Jahre gesund und vergnügt erhalte.

Daß Sie Ihre Liebe, Gunst und Wohlgewogenheit gegen mich fortsetzen, und mich in stetem Andenken behalten, wünscht von Herzen Ihr mit Achtung ergebenster Götti

Gottfried Keller.

2. An die Mutter

Glattfelden, den 28. August 1834.

L. M.

Ich muß Dich noch einmal ersuchen, mir doch bemeldte Sachen zu überschicken, sonderlich das Schrot und die Hosen. Zu dem Filz könntest Du ja den Hut des alten Zimmermannes[1]) nehmen, wenn er auch wieder käme, was sehr unwahrscheinlich ist, so wäre wegen des alten Feuerkübels bald mit ihm abgemacht.

Wegen meinem Schultheke[2]) wirst Du, hoff' ich, doch keine Bedenklichkeiten mehr finden!

Ich werde mit Herrn Onkel diese Woche noch die Zurzacher Messe besuchen. Überschicke mir auch wieder das grüne Tuch, damit ich bei der Heimreise meinen alten Rock wieder hinein packen kann.

Meinen Gruß an alle. G. K.

[1]) Eines früheren Mieters, der seinen „Schlosser" zurückgelassen hatte.
[2]) Schultornister.

Die Meliharten-Familie ist schon eine Woche in ihrem neuen Palaste. Ich habe denselben von zwei Seiten aufgenommen, und ihn meinem Herrn Mehl Hartmann verehrt, welcher die Zeichnungen sogleich an die Wand des neuen Hauses ankleibte[1]). In Eile[2]).

3. An die Mutter

Glattfelden, den 4. H[erbstmonat][3]) 1834.

L. M.

Zum letztenmal ergreife ich in Glattfelden die Feder, um Dir zu melden, daß ich Sonntags nach Zürich kommen werde. Sage also dem Hrn. Münch[4]), daß es mich nun freuen würde, wenn ihm Zeit und Gelegenheit es erlauben, sein Versprechen zu erfüllen und mich hier abzuholen. Schreibe mir also morgen den bestimmten Bericht und überschicke mir auch die Schachtel mit den benannten Sachen.

Meinen Gruß: G. K.

4. An Heinrich Scheuchzer

Zürich, den 3. Febr. 1837.

Werter Herr Onkel!

Sie werden dem Halunken von Ihrem Neffen verzeihen, wenn er Sie mit ein paar Zeilen belästiget. Daß ich an Spillmann einige Worte über Ihre Tochter schrieb[5]), habe ich schon lange berauen, indem ich einsah, daß es eine Dummheit und unverzeihliche Grobheit war, durch welche ich aber weder Sie noch Ihre Tochter beleidigen wollte; denn daß Spillmann den dummen Brief in Ihr Haus brachte, war natürlich nicht meine Schuld. Auch ist es nicht meine Schuld, wenn Sie die nichtssagenden Worte mißverstanden, indem ich Herrn Spillmann weiter nichts

---

[1]) Gemeint ist die verwandte Familie Hartmann Meyer, vgl. Bd. 1 S. 37.

[2]) Der Brief ist in Faksimile mitgeteilt bei F. Hunziker, Glattfelden und G. Kellers Grüner Heinrich (1911) S. 48. Vgl. Gr. Hch., Ges. Werke, Cotta'sche Jubiläumsausgabe 1 S. 235 f.; Erste Fassung, Studienausgabe 1 S. 298 f.

[3]) September.

[4]) Über Münch vgl. Bd. 1 S. 19.

[5]) Kellers Brief läßt die wirkliche Grundlage der anmutigen Liebesneckereien im „Grünen Heinrich", Ges. Werke, Cotta'sche Jubiläumsausgabe 1 S. 315 ff. ahnen.

damit sagen wollte, als daß Ihre Tochter affektiert und schnippisch und dadurch beleidigend wäre. Ich habe einmal das Unglück, daß bei mir alles impertinent grob herauskömmt. Es tat mir schon leid für diese Dummheit, ehe Ihr Brief kam, und bitte Sie, werter Oheim, herzlich um Verzeihung. Indessen dürfen Sie mich nur nicht für einen wüsten, undankbaren, aufbegehrenden Jungen halten, denn Sie mögen mich nun hassen oder nicht, ich werde dennoch die Achtung und die Liebe für Sie haben, die dem Bruder meiner Mutter gebührt, und wahrscheinlich mehr, als Ihre Tochter für meine Mutter hat. Auf alte Schulden häufe ich nicht gern neue, also werden Sie auf jeden Fall bei so bewandten Sachen vor meinen Besuchen sicher sein.

Verzeihen Sie Ihrem ergebensten Neffen G. Keller.

5. An Johann Müller

Zürich, den 29. Juni 1837.

Soeben erhalte ich Deinen Brief[1]). Eh' ich aber anfange, muß ich mich entschuldigen, daß die versprochene Skizze[2]) nicht in dem meinigen kömmt, denn es war mir bei Gott unmöglich, sie zu machen, indem ich immer nach der Natur oder nach Herrn

[1]) Der Brief Müllers vom 20. Juni 1837 beginnt mit den J. G. Zimmermanns „Über die Einsamkeit" 3 (1785) S. 186 entnommenen Worten: „Labsal ist nirgends als in der Einsamkeit für ein Herz, das noch nicht weiß, wo sich anschlingen, wie sich mitteilen und sich durch die Scheidewand des Schicksals weggerissen sieht von dem Herzen, das ihm so mild entgegengekommen und es aus der Ferne auch noch so mild begleitet" usw. Oben auf der zweiten Seite: „Auf Deiner Studierstube möchte ich Dich festhalten, da Dich zu großen Absichten erwärmen und stärken, da Dir den edlen wünschenswürdigen Stolz geben, mit dem Du nach wohlbenutzter, keck und kühn durchgearbeiteter Jugend, dann auch im männlichen Alter, aus Welt und Menschen nie mehr machen wirst, als sie wert sind". A. a. O. 3 S. 218. Der ganze Eingang des Briefes ist aus Zimmermann abgeschrieben. Später heißt es: „Ich rufe mit Dir: Mut gefaßt, Bruder! Wir wollen bei Gott noch zwei Kerls werden, die, wenn schon nicht halb Europa oder Zürich und Frauenfeld in Erstaunen setzen, doch, was mehr ist, Gott, uns und unsern Freunden Genüge leisten. — !? Übrigens wünsche ich, daß Dir Herr Meyer wohl bekomme und ihn tüchtig benutzest. — Nächsten Mond d. 17ten ist hier Kantonal-Sängerfest, 20ten Schulfest, 24t. 25t. Schützenfest. Auf diese Tage bist Du höflichst zu mir eingeladen. Nimm einen ganzen Teufel voll Papier, Farben u. s. w. mit: wir werden eins schmieren! Ich habe die Erlaubnis des

Meyers[1]) Studien ſchaffe, ſo gut es gehen will, und wenn ich nichts tue, ſo bin ich immer ſo zerſtreut und verrückt, daß ich nichts zuwege bringe. Doch will ich Dir ſagen, wie ich ſie machen wollte: ich wollte nämlich eine Bande aus dem dreizehnten Säkulum darſtellen, alles halbnackte Kerls, fürchterliche Larven, welche einen Räuber aus ihrer Mitte auf eine gräßliche Weiſe an einen Baum binden, um ihn zu verlaſſen und den wilden Beſtien preiszugeben.

Dein Brief iſt ſchön; und wenn es nicht etwa bloß ſonntägliche affektierte Gefühle ſind, die Du äußerſt (was ich aber weder hoffe noch glaube), ſo ſage ich Dir ganz kurz, daß ſie mir zum Teil rein aus der Seele gegriffen ſind. Das ſpreche ich nicht zu Dir aus Schmeichelei oder aus gezierter Sympathie, ſondern aus dem einfachen Bewußtſein, daß Deine ausgeſprochenen Gedanken mich durchkreuzen, ſo oft ich allein bin, beſonders nach einem unzufrieden durchlebten Tage. Ich freue mich aber, in Dir dieſe Töne entdeckt zu haben; ich glaubte Dich wirklich zu flüchtig dafür.

Du fühlſt ganz das Anziehende einer ſanften Melancholie; Du fühlſt es mit mir; aber ich möchte ſie, ſo wie ich ſie in mir finde, lieber ein eigenſinniges wildes Leiden nennen, als ein ſanftes ſüßes; ſo wie ich überhaupt den Ausdruck „ſüß“ nicht wohl leiden mag. Was die Einſamkeit betrifft, ſo kann ich nicht begreifen, wie gewiſſe Leute Anſpruch auf Geiſtesbildung oder auf Seelengröße und Charakter machen wollen, und doch nicht das mindeſte Gefühl für das Alleinſein haben; denn die Einſamkeit, verbunden mit dem ruhigen Anſchauen der Natur, mit einem klaren, heiteren Bewußtſein ſeines Glaubens über Schöpfung und Schöpfer, und verbunden mit einigen Widerwärtigkeiten von außen, iſt, ich behaupt' es, die einzige wahre Schule für einen Geiſt von edeln Anlagen; und wer nicht ſeine ſchönſten Träume in der Einſamkeit träumt, wer nicht ſo weit gekommen iſt, daß er jede menſchliche Geſellſchaft, alle Zerſtreuungen und allen Umgang der faden Welt, ja ſogar den Umgang mit großen Seelen und

---

Vaters. Du mußt ſpäteſtens den 17. morgens eintreffen und den 30. kannſt Du Dich wieder ſtreichen, wohin Du willſt. Nimm auch Deine Flöte mit!“

[2]) (Zu S. 3.) Müller hatte ihm als Gegenſtand, den ſie beide darſtellen wollten, „die glückliche Heimkehr der Räuber“ vorgeſchlagen.

[1]) Rudolf Meyer.

wirklich guten Gemütern entbehren kann, wer sich nicht selbst genug, wer nicht die erste und beste Unterhaltung in sich selbst, in der Tiefe seines eigenen Ichs findet — der schiebe seine Ansprüche auf Geistesgröße bescheidentlich in die Tasche zu den übrigen Brotkrumen und Bettelmünzen, die dort befindlich sind, und schleiche sich fort aus dem Angesichte der heiligen Natur, der er doch nicht angehört. O wie oft habe ich mich nicht schon getäuscht, wenn ich einen gehaltvollen, der Einsamkeit getrauten, sich selbst kennenden Kopf gefunden zu haben glaubte und nur einen Getümmel suchenden Strohkopf entdeckte, in den sich ein Paar feurige Augen verirrt hatten! Ich fordre keinen scharfen, umfassenden Geist, keine berechnende, weitausschauende, entschlossene Kraft von einer großen Seele; es sind schöne Gaben, aber sie kann ohne dieselben bestehen. Hingegen fordre ich vom wahren Menschen jene hohe, große, majestätische Einfalt, mit der er den Schöpfer und seine Schöpfung, sich selbst, erforscht, anbetet, liebt. Ich fordre von ihm das Talent, sich in jedem Bach, an der kleinsten Quelle wie am gestirnten Himmel unterhalten zu können, nicht gerade um des Baches, der Quelle und des Himmels, sondern um des Gefühls der Unendlichkeit und der Größe willen, das sich daran knüpft. Ich fordre von ihm die Gabe, aus jeder Wolke einen Traum ziehen und der sinkenden Sonne, wenn sie ihr Feuer über den See wirft, einen Heldengedanken entlocken zu können; aber der kleinliche, spekulierende, kratzende, spottende, schikanierende, schmutzige Zeitgeist sei ferne von ihm, der keinen Menschen in Ruhe lassen und keines Menschen Würde erkennen kann; und ferne sei von ihm die Naseweisheit und die Frechheit des Jahrhunderts! Er sei edel und einfach, aber einfach mit Geschmack, aus Achtung seiner selbst und nicht um andern zu gefallen! Den, der seinen Körper mit Absicht in einen schmutzigen Kittel steckt, verlache ich, und den, der sein Äußeres ekelhaft vernachlässigt, bemitleide ich; denn, wenn der das Gefühl der Schönheit für sich selbst nicht hat, so hat er's auch nicht für die Natur, und wenn er es für die Natur nicht hat, so hat er einen Riß in seinem Herzen, der ihn zum kleinen Menschen macht, ja sogar unter das Tier setzt, und wenn er sonst noch so gescheit wäre. Aber verstehe mich wohl, lieber Müller, ich mache einen großen Unterschied zwischen dem,

der die Natur nur um ihrer Formen, und dem, der sie um ihrer innern Harmonie willen anbetet, und wahrhaftig der unschuldige Schwärmer ist mir lieber, der die Sonne um ihrer selbst willen bewundert, als der größte Dichter, der nur ihre Wirkung besingt, oder der feurigste Maler, der nur ihren Effekt vergöttert. Der Mensch, der der Natur und sich selbst angehört, bewahre in seiner Brust ein göttliches Gefühl von natürlichem Rechte, und auf der hellen hohen Stirn throne das hehre Bewußtsein der Freiheit! Aber verstehe mich wiederum wohl, mein Müller! Ich meine nicht die Freiheit des Pöbels, noch die politische, sondern jene Freiheit, die Gott selbst eigen ist und die den, der sie erkennt, keine schlechte Tat begehen läßt; aber die Erkenntnis dieser Freiheit wird nur erworben durch ein reines denkendes Herz, das seine Bestimmung aufsucht in der Welten harmonischer Wechselbewegung.

Um auf Deinen Brief zurückzukommen, so finde ich einen Satz in demselben, worin Du eben kein großes Zutrauen auf mich setzest. Du schreibst: „Auf Deiner Studierstube möcht' ich Dich festhalten, da Dich zu großen Absichten erwärmen und stärken, da Dir den edeln wünschenswerten Stolz geben, mit dem Du, nach wohlbenützter, keck und kühn durchgearbeiteter Jugend, denn auch im männlichen Alter [aus Welt und Menschen] nie mehr machen wirst, als sie wert sind!" O glaube mir, an großen schwärmerischen Absichten hat es mir nie gefehlt, und das ist nicht mein Nutzen; denn je weiter ich aushole, desto weniger vorwärts komme ich, und während ich Plane auswerfe, schaffe ich nichts. Stolz habe ich nur zu viel, mehr, als ich verantworten kann, und aus Welt und Menschen machte ich mir schon nichts mehr, als ich noch so ein achtjähriges Teufelchen war. Sagte mir doch der Rektor der Industrieschule einst, als ich aus derselben weggejagt wurde: „Gib acht, Keller, Du wirst gewiß noch einen Stein finden, der Dir eine Beule in Dein eisernes Gesicht drückt"[1]. Du darfst also getrost nach Zürich kommen, ich werde Dir für jede schwärmerische Tollheit zwei andere ins Gesicht werfen, und wir werden eins phantasieren, daß die Eichen ihre tausendjährigen Wipfel schütteln, unter denen wir wandeln. Doch Scherz beiseite, ich habe Dir noch was zu sagen. Wir betiteln uns ganz

[1]) Vgl. Der grüne Heinrich, Ges. Werke, Cotta'sche Jub.-Ausg. 1 S. 178 f.

freundschaftlichst als Freunde. Nun wirst Du wohl schon in hundert erbaulichen Büchern gelesen haben, wie schwer ein wahrer Freund zu finden sei. Und das ist wahr, die meisten Freundschaften (welche aber manchmal ebenso schnell wieder vergingen, wie sie entstanden) beruhen auf gleichartigen sympathetischen Gefühlen, auf enthusiastischen Herzensergießungen und Mitteilungen (welche vielleicht lange verschlossen bleiben mußten und keinen Gleichgestimmten fanden bis diesen Augenblick), auf ähnlichen Neigungen und gleichen Leidenschaften ꝛc. und da sind natürlich zwei solche feurige Jüngelchen, die einander treffen, gleich die intimsten Freunde. Aber wenn man sich dann nur nicht näher kennen lernte! Da findet sich eine schlechte Saite nach der andern an der anfangs so harmonisch gestimmten Geige; man hat sich schon alles gesagt, was man wußte; das Feuer verglimmt und raucht nur noch über den Kohlen; der eine oder der andere wird etwa arm oder kömmt in Verlegenheit und fordert vom andern die Dienste der Freundschaft. Das ermüdet, macht ungeduldig — kurz, ich mag nicht aufwärmen, was Du in alten und neuen Schriften über den Umgang mit Menschen viel besser liesest, als ich es zu sagen weiß. Das gilt aber alles nicht von zwei wahren Freunden. Solche lieben sich nur aus Eigennutz, damit ihr teures Ich einen treuen Freund habe; d. h. sie sollen eigentlich nur Ein Ich haben, und dieses Ich soll jeder pflegen, unterhalten, wärmen, schützen; ihre Freundschaft ist also nichts als Eigenliebe, weil jeder seinen Anteil an dem gemeinschaftlichen Ich hat und denselben mit allem Interesse zu befördern sucht. Aber es ist ein göttlicher Egoismus, es ist der nämliche, der das Universum aus unseres Schöpfers Geist hervorrief; und einen Freund, der diesen Egoismus mit mir teilte, würde ich als das höchste Gut der Erde betrachten (wenn sich nämlich nicht noch ein Pendant vom andern Geschlecht daneben schliche). Wir wollen also einander ein wenig auskundschaften und sehen, ob wir uns fügen — nicht so, der Ausdruck ist schlecht — ich wollte sagen: ineinander schmelzen, prasseln, aufglühen, blühen, den Himmel über uns röten und miteinander in Asche zusammenfallen können. Wir würden dann leben, wie zwei Wesen, die einen unzerteilbaren Diamant, ein köstliches Gut besäßen, für dasselbe geboren würden,

für dasſelbe lebten, ſtritten, litten, für dasſelbe ſich freuten eines im andern und für dasſelbe zu gleicher Zeit ſtürben. Doch iſt es auf der andern Seite auch wieder erhaben, ſo ganz allein, ohne Freund, in dunkler Tiefe hienieden durchs Daſein zu wandeln, die heilige Flamme in verſchloſſner, von außen ſchwarzer, doch innen feuerheller Bruſt zu ſchüren und rein und unentweiht mit hinüber zu nehmen ins unnennbare Jenſeits; aber ich glaube mich kapabel, einem Freunde Freund zu ſein und würde die Gelegenheit alſo nicht verſchmähen, aus Liebe für den Nächſten. Ich habe Dir noch was zu ſagen. Du ſchreibſt: „Mit den Tränen, die ich hier ſchon geweint habe, könnte man ein paar Sommerhoſen waſchen“[1]). Schämſt Du Dich denn nicht ins innerſte Mark hinein, das zu ſagen! fi! weinen — weinen! fi donc! Einer, der ein Mann werden will, der das Menſchengeſchlecht verachtet, ſpricht von weinen! Wenn das zehnte Jahr vorbei iſt, ſo ſollte der Mann ſein ganzes Leben hindurch nicht mehr ſo viel Waſſer vergießen, daß eine Fliege darin erſaufen könnte, weder aus Ärger, noch aus Gefühl ꝛc. Nicht, daß das Auge eines Helden ſich nicht netzen dürfe; aber das ſind ſeltene Fälle und köſtliche Augenblicke. Wenn unausſprechlicher Gram um ein verlornes Seelengut, wenn bittrer Ärger über der Menſchen Verworfenheit, erfahrner Undank, die Qual, ſeine hochfliegenden herrlichen Pläne nicht erfüllen zu können, ſeine glühende Gedankenfülle erdrücken und verſchlucken zu müſſen, wenn noch hundert andere Feinde vereint auf des Mannes oder des Jünglinges Bruſt einſtürmen: dann kann eine ſchwere Träne den Weg zum Lichte finden. Wie pocht's dann mit lauten Schlägen an die Rippen, wie preßt's das Herz! Ein Zentner liegt auf ihm. Wie brennt's und kocht's und ſprudelt und ſiedet es in der hohen, doch ſo beklemmten Bruſt, daß die Flammen hoch aufſchlagen und die Hülle zu ſprengen drohen! Starr wie ein Fels ſteht der Mann, aber das innere Feuer zehrt an ihm. Heiß wallt's hinauf, höher und höher aus dem zerknirſchten Herzen, heiß wird die Wange

[1]) Buchſtäblich ſo in Müllers Brief. Dann fährt er mit Zimmermann fort: „Ich ergreife immer die Zuflucht zur Natur, die auch hier über unſer Leben Roſen ausſtreut, mit neuem Mute ſtärkt und ſanft, feſt, gutmütig, wohltätig, freundlich, tief, heiter und t u g e n d h a f t macht.“

und rot die hohe Stirn', und heiß dringt eine feuchte volle Zähr' ins finstre Auge. Betroffen will er sie zerdrücken, aber sie fließt schon hell die Wange hinunter. Verstohlen, wie wenn ein Mädchen den ersten Kuß verlor, wischt er sich das Aug', aber mit der Träne ist aller Jammer ausgezogen. Leicht und flüchtig atmet er, mild glimmt's noch im ausgebrannten Busen; eine düstre, doch weiche Melancholie haust noch in der verlassnen Brust und gibt dem Dulder den schönen, großen Blick, der den Schurken zu Boden drückt. Solch eine Träne ist göttlich und der Moment unschätzbar zu nennen; aber der Name weinen bleibe fern von ihr; denn nur das Weib darf weinen, oder der Tor, oder der Bösewicht. Ich bitte Dich also, Dir das Weinen abzugewöhnen, sonst ersaufen Deine edlen Gedanken in der trüben Flut.

Auch wünsche ich, daß Du an einem anderen Orte das Wort „tugendhaft" weggelassen hättest; denn der Mensch soll nicht tugendhaft, sondern nur natürlich sein, so wird die Tugend von selbst kommen. Überhaupt ist das Wort „tugendhaft" ein kleinliches, ärmliches, frömmelndes Ding und soll vom Mann gar nie ausgesprochen werden, weil der, welcher die Natur in ihrem heiligen Walten verehrt und die Menschen gerade um ihrer Sünden willen bemitleidet, die Tugend sich nicht erst anzugewöhnen braucht, sondern sie ist sein Element. Er weiß nichts von ihr; denn sie ist ihm eigen wie jedem Tiere das Atmen, und wenn er noch so viele Fehler hätte, so entspringt jeder Fehler einer Tugend. (Freilich sind die Schwachheiten des großen Mannes und diejenigen des Schlechten von himmelweitem Unterschied!)

Verzeih, daß ich Dir ein wenig mein Herz geleert habe, ich paßte schon lange auf eine Gelegenheit[1]).

6. An Johann Müller[2])

Mein Freund! Zürich, den 20. Juli 39.

Deinen letzten Brief habe ich erhalten und gesehen, daß Du den Kupferteufel und seinen Brief obteniert hast, habe aber noch keine Antwort von Münch erhalten.

[1]) Darunter als Federzeichnung ein Herz, aus dem Wörter auf einen Briefbogen fallen.

[2]) Müller lag damals seinem Studium als Architekt in München ob.

Daß es Dir gut geht, freut mich, und daß Du Gelegenheit haſt, oft zu Herrn von Helmsdorf zu kommen, darum beneide ich Dich, nach dem, was ich ſchon von ihm gehört habe; ich hoffe, Du werdeſt dieſe Gelegenheit zu Deiner eignen Ausbildung benutzen.

Geſtern bin ich unter einem ſchrecklichen Donnerwetter in mein einundzwanzigſtes Jahr eingezogen. Nun bin ich volle zwanzig Jahre alt, und kann noch nichts, und ſtehe immer auf dem alten Flecke, und ſehe keinen Ausweg, fortzukommen, und muß mich da in Zürich herumtreiben, während andere in dieſem Alter ſchon ihre Laufbahn begonnen haben. Meinen geſtrigen Geburtstag habe ich auf eigne Weiſe gefeiert. Ich ſaß eben trüb und verſtimmt in meiner Kammer, und überſah mein bisheriges regelloſes und oft ſchlecht angewendetes Leben, welches wie ein verdorrter und abgehauener Baumſtrunk hinter mir im Dreck lag, und guckte neugierig in meine Zukunft, welche wie ein unfruchtbarer Holzapfelbaum ebenfalls vor mir im Dreck ſtund und mir durchaus keine erfreulichen Aſpekten gewähren wollte; alſo in meiner Kammer ſaß ich und hegte grämliche Gedanken; da dacht' ich, was frommt dir das Grübeln und Murren? Du mußt hinaus und deinen Jahrestag feiern mit Glanz und Freude.

Und auf ſprang ich und nahm Mütze und Stock; wie ich aber in meine Taſche griff und ich da unter Feuerſteinen und abgeriſſenen Knöpfen bloß einen roſtigen Batzen vorfand, da verſchwamm aller Glanz und Schimmer wieder in einen nichtigen ſtinkenden Rauch, und ich ſank ganz mechaniſch und langſam wiederum in meinen Sorgenſtuhl zurück. Da wäre es mir bald weinerlich im Herzen geworden; von allen meinen Bekannten hatte ſich heut kein einziger ſehen laſſen; denn wo kein Geld iſt, da gibt's auch keine Freunde, das iſt ein alter Satz, und ich mußte alſo meinen Geburtstag mit durſtiger Kehle und niedergeſchlagenem Herzen in meinem Kämmerlein verſitzen.

So klebte ich auf meinem Seſſel und ſchnitt jämmerliche Geſichter gegen meine Staffelei, auf welcher die große Linde im Schützenplatz angefangen ſtand, als der Föhn einige Wolken über die Sonne jagte und ein Gewitter verkündigte. Plötzlich

stach ein wunderlicher Gedanke durch meinen Kopf, und ich sprang zum zweitenmal auf, die Treppe hinunter und hinaus über die Sihlbrücke und hielt nicht an, als bis ich oben auf der Spitze des Utliberges stand. Dort setzte ich mich unter den großen Felsen am „Leiterli", stopfte etwas ruhiger meine Pfeife und fing mit langen, majestätischen Zügen an zu rauchen, daß ich hinter dem Dampfe die Ferne nicht mehr sah. Unterdessen hatte sich der Himmel ganz mit Gewölke überzogen, nur gegen die Alpen hin war es noch offen, obgleich dunkel. Bald begannen die Blitze sich zu kreuzen, und der Donner stimmte seine untersten Baßsaiten an zum bevorstehenden Konzerte. Ich merkte schon, daß ich nicht vergebens da hinauf gerannt sei, und freute mich inniglich auf das Schauspiel, das sich jetzt wirklich mit aller Pracht vor mir eröffnete. Rings um mich her breitete sich die weite Ferne aus, vom Gewitter verdunkelt, und nun denke Dir den göttlichen Anblick, wenn der rote Blitz auf einmal die ganze finstere Landschaft erleuchtete, so daß man einen Augenblick lang tief in die glühenden Schneeberge und Gletscher hinein sah und nördlich durchs ganze Limmattal hinunter und ins Rheintal hinüber alle die Kirchlein und Dörflein glänzend im rötlichen Lichte, bis wieder plötzliche Finsternis alles bedeckte; und dann im Vorgrund die krachenden Eichen und Fichten und die schwarzen Nagelfluhmassen, unter denen ich saß. Ich sage Dir, es war ein himmlischer Anblick; und ich hätte mir diese Stunde um 100 Maß Bier nicht abkaufen lassen. Das Gewitter ging vorüber; die Sonne stach blutrot noch einmal durch Wolken hervor und sank dann hinunter, und ich humpelte ebenfalls wieder zufrieden und glücklicher, als ich gehofft hatte, den Berg hinunter. So habe ich diesen Tag gefeiert und mache Dir die Beschreibung davon, auf die Gefahr hin, daß Du mich als ein Kamel auslachst.

Lebe wohl und sei solid!

II

München

1840—1842

7. An die Mutter

Frauenfeld, den 1. Mai 1840.

Liebe Mutter!

Deinen lieben Brief habe ich ſamt dem Paß empfangen, welchen letztern ich aber wieder zurückſchicken muß; indem er durch die verfluchte Nachläſſigkeit des Staatsſchreibers nach Italien, ſtatt nach München viſiert iſt. Ich muß alſo wieder abwarten, bis er wieder nach Bern und von da zurückgekommen iſt. Du wirſt alſo ſo gut ſein, und denſelben wieder in die Staatskanzlei bringen; am beſten wäre es, wenn Du jemand männlicher hinſchicken könnteſt, der dem Staatsſchreiber den Zopf machte, und beſorgen könnte, daß es ſo ſchnell als möglich ginge. Auch muß man ſehen, daß er nichts mehr koſtet, indem die Kanzlei die Schuld auf ſich hat. Sage ihm nur, ich ſei durch dieſe Verzögerung in Schaden gekommen uſw.

Ich logiere im „Kreuz", weil Müller auch da iſt als Kadett[1]); aber Du darfſt keine Angſt haben wegen deſſen; denn er bezahlt alles für mich, er tut es durchaus nicht anders; er zeigt ſich überhaupt als Freund gegen mich; daher bitte ich Dich, mir das Bildchen, das die Frau Dekan[2]) verſchmäht hat, zu überſchicken; ich werde es dem Müller ſchenken, für das was er an mir tut; es wird auf jeden Fall beſſer angewendet ſein.

Was die Frau Dekan betrifft, ſo kann ſie meinetwegen zum Teufel gehen; ich werde ſuchen, meinen Weg ohne alle ſolche Leute zu machen. Ich bitte Dich, liebe Mutter, Dir keine Sorge um mich zu machen, ich werde gewiß fortkommen; ich habe

---

[1]) Johann Müller war kürzlich aus München zurückgekommen.

[2]) Frau Dekan Schinz, Witwe des ehemaligen Pfarrers in Glattfelden Johann Heinrich Schinz (geſt. 1825), die hilfreiche Freundin der Mutter Gottfried Kellers, 1851 achtzigjährig geſtorben. Sie hatte ſehr von der Reiſe nach München abgeraten.

bereits hier gesehen, daß man in der Fremde weit mehr nach seinem wahren Werte geschätzt wird, als in seiner Heimat; man ist überall zuvorkommend gegen mich. Was meinen Unterhalt in München betrifft, so werde ich sehr wohlfeil auskommen, wenn es so fortgeht; denn seit ich von Zürich fort bin, mag ich gar nichts mehr essen; wenn ich eine Wurst oder ein wenig Braten esse, so bin ich den ganzen Tag voll; aber Du mußt nicht denken, daß ich deswegen nicht wohl sei. Herrn Ehinger und Frau[1]) lasse ich freundlich grüßen und ihm nochmals danken für die Freundschaft, die er mir erwiesen hat. Er hielt mich Sonntag und Montag frei, bis er verreiste, und versprach mir, wenn Du männlicher Hülfe und Rat bedürfest, so werde er gewiß beides leisten, und wenn im Hause oder sonst Unannehmlichkeiten begegnen, so werde er die Ordnung herstellen, wo es Dir unmöglich ist; was sein Geldanerbieten betrifft, so ist es mir sehr angenehm; wir wollen sehen, wie es zu machen ist, sobald ich in den Fall komme. Herr Müllers haben mich schon mehrere Male zum Mittagessen gehabt.

Ich danke Dir, liebe Mutter, nochmals für alles, was Du an mir getan, und bitte Dich, nicht zu denken, daß ich es nicht anerkenne, weil ich eine rauhe Außenseite habe; ich kann halt keine schönen Worte machen, aber deswegen empfinde ich gewiß alles, was ein rechter Sohn empfinden muß. Ich hoffe nur, Dir einst alles noch vergelten zu können[2]).

Regula lasse ich vielmal grüßen, und es soll bei Dir bleiben und Dir helfen, wo es kann. Auch wirst Du ihm etwa eine kleine Freude nicht versagen, wo es keinen Nachteil bringt, und ich hoffe, Ihr werdet zusammen Euch das Leben so angenehm machen, als Eure Lage es gestattet. Frau Hotz und Herr[3]) lasse

[1]) Michael Ehinger, Metzger am Rindermarkt; seine Frau war eine geb. Frymann von Mönchhof.

[2]) Die Mutter an Gottfried, 4. Mai 1840: „Es freut mich, wenn Du zur Erkenntnis kommst und einsiehst, wie manches Jahr schon ich mich selbstvergessend alles an Dich gewendet und geopfert habe... Gern will ich vergebenen Kummer und Sorgen für Dich tragen, wenn nur kein unglückliches Schicksal Dich treffen muß, wenn Du nur Dein ehrliches Auskommen findest und ich Dich einst als ein rechtschaffener Sohn wieder sehen kann. Dies ist mir Vergeltung genug."

[3]) Frau Margret und Vater Jakoblein im „Grünen Heinrich", vgl. Bd. 1 S. 17 ff.

ich auch grüßen; ſage der Frau alles, was ſie gern hört; ich bin ihr auf jeden Fall Dankbarkeit ſchuldig. Auch Kuri, Anneli und Bäbeli[1]) laſſe ich grüßen und den Herr Dietrich[2]).

Es wird nun wohl wieder fünf Tage währen, bis der Paß wieder kommt. Sage nur dem Staatsſchreiber, er ſoll das Ding ſo ſchnell als möglich beſchleunigen![3])

Indeſſen grüße ich Euch alle tauſendmal und verbleibe

Dein Sohn Gottfried Keller.

Vergiß nicht, mir das Ding zu ſchicken. Wickle es gut in Seidenpapier, wenn noch welches da iſt, und nachher in mehrere dicke Papiere.

Herrn Rordorf und ſeinen Bruder laſſe ich auch grüßen, ſowie Matthias Spinner und Kündig[4]); letzterer ſoll Dir mein Porträt abliefern.

8. An die Mutter

München, den 18. Mai 1840.

Liebe Mutter!

Endlich bin ich angekommen in dem gelobten Lande. Nachdem ich den Paß erhalten hatte, führte mich Müller in einer Chaiſe nach Konſtanz, wo ich aber wegen neuer Unannehmlichkeiten mit dem Gepäck vier Tage warten mußte. Sonntags vor acht Tagen fuhren wir endlich, Steffen[5]) und ich, mit dem Dampfſchiff nach Lindau oder wollten vielmehr nur; denn in Rorſchach zerbrach die Maſchine, und wir mußten dort wieder übernachten; indeſſen lud uns ein katholiſcher Kaplan zum Eſſen ein. Von Lindau aus fuhren wir mit einer Retourkutſche für

[1]) Die Hausgenoſſen Konrad Marti, deſſen Frau und Tochter. Bd. 1 S. 19 f.

[2]) Kaſpar Dietrich, Nachbar am Rindermarkte, Handelsmann.

[3]) „Heute erſt erhielt ich den Paß wieder. Das Ding ging nicht ſo ſchnell. Der Kanzleiſchreiber ſagte, er laſſe Dich grüßen, und es ſei ihm leid für Deine Verzögerung.“ (Die Mutter an Gottfried 4. Mai 1840.)

[4]) Jugendkameraden, ihres Berufs Kolorierer.

[5]) Der taubſtumme Reiſegefährte Ulrich Steffen, der erſte Zögling des 1826 in Zürich eröffneten Taubſtummeninſtituts, von Thomas Scherr unterrichtet; vgl. J. Th. Scherr, Meine Beobachtungen, Beſtrebungen und Schickſale während meines Aufenthaltes im Kanton Zürich vom Jahr 1825 bis 1839. 1. Heft S. 8 und 4. Heft S. 111; Steffen arbeitete ſpäter bei Eigner in Augsburg und in Konſtanz, ging nach Amerika und ſtarb in Rio.

neun Gulden bis nach München, mußten aber mehr übernachten als mit der Post, so daß es am Ende beinahe gleich herauskam, nur daß ich für die Effekten nichts zahlen mußte. So bin ich denn hier angekommen und, nachdem ich drei Tage im Gasthof logierte, im nämlichen Zimmer, welches Müller bewohnte, einquartiert. Es ist mitten in der Stadt und ganz bequem mit Sofa, gutem Bett, Kommode und zwei Tische; die Stühle sind gepolstert; dennoch kostet es nur vier Gulden Zürichgeld, wobei mir noch die Stiefeln und Kleider geputzt werden. Steffen hat ein kleines Dachstübchen in einer abgelegenen Gegend für den gleichen Preis. Die meisten Zimmer kosten sonst sechs, sieben bis acht Gulden monatlich. Ich mochte nicht mit Steffen zusammen wohnen, weil er ein wunderlicher Bursche ist, man kann nicht gut mit ihm nachkommen, indem man alles für ihn besorgen und bezahlen muß, und wenn man mit ihm abrechnet, so ist ihm alles zuviel; indessen ist er ein guter Mensch. Ich befinde mich sehr wohl hier, man kann über die Straße gehen, ohne daß man von allen Seiten begafft oder für stolz ausgeschrieen wird. Kein Mensch achtet auf den andern; alles geht bunt durcheinander; kommt man aber mit den Leuten in Berührung, so sind sie höflich und gefällig, nur die Weibsbilder von der bürgerlichen Klasse sind ungemein roh. Sie fluchen und schimpfen wie bei uns die Stallknechte und sitzen alle Abend in der Kneipe und saufen Bier. Sogar die nobelsten Damen gehen ins Kaffeehaus und trinken da — nicht Kaffee, sondern so zum Spaß eine Maß Bier bis zwei.

Ich habe hier mehrere durchreisende Zürcher getroffen, Stadler, Koch aus der Farb, Eßlinger aus dem gelben Haus uff. Letzterer muß sehr reich sein; denn er lebt wie ein Baron hier und tut nichts. Hegi sehe ich alle Tage.

Die Reise und alle Ausgaben (ich mußte Staffelei, Leinwand, Farben uff. kaufen) haben mich mehr gekostet, als ich glaubte; z. B. mußte ich für die Aufenthaltskarte einen halben Gulden bezahlen, einen Gulden ins Krankenhaus für ein halbes Jahr, und so noch vieles; die Reisenden werden fürchterlich ausgesogen allenthalben. Jetzt habe ich mich aber eingerichtet und werde von nun an hausen.

Ich nehme gar nichts zu mir bis zum Mittagessen, obgleich ich im Anfang manchmal noch Hunger bekomme. Dann geh'

ich ins Speishaus und bekomme für sieben Kreuzer (etwa 4½ Schilling) Suppe, Fleisch und Gemüse, nach Verlangen zugerichtet; mit Bier kostet es zehn Kreuzer. Manchmal esse ich zu Nacht und manchmal nicht. Ich bin schon mit vielen Künstlern bekannt geworden und habe gesehen, daß selbst die mittelmäßigen sich gut durchbringen.

Wie geht es auch mit der Geschichte in Glattfelden? Was gibt's Neues in Zürich oder im Hause? Ich lasse alle grüßen, auch Frau Hotz; was macht sie? Ich lasse ihr gute Gesundheit wünschen. Die beiden Nordorfe lasse auch grüßen, ich wolle ihnen gelegentlich schreiben. Was die 5½ Gulden für Eduard[1]) betrifft, so habe ich sie schändlich vergessen; ich hätte sie manchmal zurückgeben können, allein das Geld fand immer andere Wege; indessen ist es durchaus nicht wahr, daß ich auf mein Erb vertröstet hätte; denn es würde mich schämen, mit fremden Leuten nur davon zu sprechen.

Wie ich von einem Augsburger Frauenzimmer, welche mit uns in der gleichen Kutsche reiste und auch in Rappersweil gewesen war, vernommen habe, ist Eduard nicht mehr dort; nicht, daß sie ihn kannte; sie wußte nur, daß ein Beck Haltmeier dort eingezogen war. Wo ist er jetzt?

Ich grüße Regula tausendmal und verbleibe Euer Sohn und Bruder

Gottfried Keller.

Gott sei mit Euch! — Laß doch meine Briefe nicht so herumliegen, wie gewöhnlich! Was das Geld betrifft, so mache, daß Du es bald schickst, oder sonst einrichtest, denn in zwei Wochen gehe ich aufs Land, und da möchte ich es vorher gesichert wissen, es tut mir leid, daß Du so viel Mühe hast.

9. An die Mutter

München, den 21. Mai 1840.

Liebe Mutter!

Da ich dummer Weise im letzten Briefe die Adresse zu schreiben vergessen habe, so bin ich genötigt, dieselbe noch nachzuschicken!

[1]) Eduard Keller, der Bruder Henriettes, der Jugendgeliebten des Dichters. Vgl. Bd. 1 S. 57.

Ich wohne in der: Neuhausergasse Nr. 22 rückwärts über drei Stiegen in München.

Du mußt sie genau so schreiben; denn rückwärts bedeutet, daß der Eingang im Hof ist und die Treppen sind auch nötig, indem jeder Stock für sich abgeschlossen ist, und unten im Hause niemand weiß, wer oben wohnt.

Sobald Du diesen Brief empfangen hast, bitte ich Dich, wieder retour zu schreiben; denn ich gehe mit dem Maler Scheuchzer, welcher sich viele Mühe mit mir gibt, etwa für vier Wochen aufs Land; zu warten, bis ich zurückkomme, würde doch zu lange dauern. Indessen bitte ich Dich nochmals, Dir keine Sorge um mich zu machen, und grüße Regula und Euch alle bestens.

Gottfried Keller.

Ich habe schon bald etwas fertig gemalt, ich bin ziemlich fleißig.

10. An die Mutter

München, den 27. Juni 1840.

Liebe Mutter!

Da wir auf unsrer Reise schlechtes Wetter bekamen, so sind wir bereits schon wieder seit acht Tagen in München, und ich berichte Dir es daher, damit Du mir wieder eine Portion von meinem Reichtum überliefern kannst, indem ich nicht warten mag, bis ich ganz ausgekommen bin. Wenn Du also von Frau Ehinger[1]) ein gutes Wechselchen bekommen kannst, so ist es recht; geht es aber nicht, so ist es auch recht; dann schick es mir in Brabantertalern, welches das Bequemste ist; man verliert nichts daran, und der Porto ist nicht viel höher, als vom Gold. Die andern erhalten es alle auch in Talern, z. B. Hegi hat vor zwei Monaten 250 Gulden und jetzt wieder so viel erhalten, was zu beweisen scheint, daß Herr Hegis sehr reich sein müssen. Er braucht gewiß fast 1000 Gulden des Jahrs.

Was mich betrifft, so habe ich im Anfange gewaltig gegeizt, und bin nirgends hingegangen; wann ich an einem Tag etwas übers bestimmte Maß hinaus gebraucht habe, so fraß ich den andern gar nichts; allein das war sehr dumm. Ich muß mir die

[1]) Vgl. oben S. 13 Anm. 1.

Fremde nicht nur in Hinsicht der Kunst, sondern auch in anderer, gesellschaftlicher Beziehung zu nutze machen; denn ich war von Hause aus in vielen Sachen noch sehr ungeschliffen und schüchtern, und das ändert sich nicht, wenn man in der Fremde hinter dem Ofen hockt. Ich mische mich also unter die Leute und lerne von jedem, was zu lernen ist. Auch habe ich mich in den bayerischen Kunstverein aufnehmen lassen, was mich aber zwölf Gulden kostet alle Jahr; indessen ist der Nutzen weit größer; denn nicht nur lerne ich sehr viel dadurch; sondern ich kann später meine Sachen besser verkaufen.

Auch haben die schweizerischen Studenten und Künstler eine Gesellschaft hier, worin ich ebenfalls bin. Donnerstag hatten wir ein Leichenbegängnis zu begehen, da einer aus dieser Gesellschaft, Graf d'Affry von Freiburg, der einzige Sohn seiner Eltern, einundzwanzig Jahr alt, starb. Wir begleiteten ihn sämtlich zum Grabe. Es war ein schöner Zug. Voraus die Geistlichkeit mit Kreuz und Fahne und Rauchfaß ꝛc. Dann der Sarg, von sechs Schweizern getragen, welche schwarze Kleidung mit weißen Florschärpen um den Leib trugen. Dann vier mit weiß und roten Schärpen; dann zweiundzwanzig mit allen Kantonsfarben und endlich die übrigen alle. So zogen wir um den Kirchhof herum und dann aufs Grab, wo eine Blechmusik von dreißig Mann aufspielten, nachdem die Geistlichen ihre Künste gemacht hatten. Dann hielt einer eine schöne Rede; wiederum Musik, und dann schmiß jeder von uns drei Schaufeln Erde ins Grab und bespritzte es mit Wasser, welches man uns in einem alten Kübel hergestellt hatte. Dann aber zogen wir in corpore auf unsre Kneipe, wo wir erst die rechte Totenfeier hielten. Es war wirklich ein herzerhebender Anblick, den ganzen Saal voll Schweizer zu sehen; jeder ein mächtiges Bierglas in der Hand, dasselbe in die Höhe streckend, und auf Kommando mit feierlicher Miene ausleeren[d] bis auf den Grund. Den Tag darauf wohnten wir sämtlich der Messe bei, welche dreißig Tage lang dem Toten abgehalten wird. Es brannten über zweihundert Kerzen und das Wappen des Verstorbenen war überall an den Altären in reichen Stickereien angebracht. Das bezahlen aber alles seine Eltern. Wir hingegen haben auch etwas Kosten; denn heute nachts um zwölf Uhr

bringen wir dem Toten einen Fackelzug mit Gesang und Musik aufs Grab. Das gilt aber nicht nur den Vornehmen und Reichen, sondern jedem Schweizer, der hier stirbt. So ist gestern schon wieder einer gestorben im Krankenhause hier. Die wenigsten haben ihn gekannt, und doch wurde sogleich beschlossen, ihm das gleiche Leichenbegängnis, wie dem Grafen, zu feiern. Überhaupt sind sehr viele Schweizer hier krank, und meistens sehr gefährlich am Nerven- und noch mehr am Schleimfieber. Die Münchner sagen zwar, wenn einer gleich anfangs sich ans Biertrinken halte, so werde man weniger krank; und das habe ich mir hinter die Ohren geschrieben. Indessen ist das Klima sehr ungesund hier; wenn den ganzen Tag die unerträglichste Hitze ist und es regnet ein wenig auf den Abend, so tritt auf einmal empfindliche Kälte ein; und die meiste Zeit über herrscht hier feuchtes, kaltes Wetter. Daher trägt man hier die Mäntel den ganzen Sommer hindurch, und ich bin sehr froh über den meinigen. Ich wünschte manchmal nur, daß Du und Regula hier wären und die Pracht alle sähen, die sich hier bei verschiedenen Gelegenheiten entfaltet. Wenn ich früher oder später einmal in einen guten Stiefel gerate, so muß auf jeden Fall so etwas eingerichtet werden.

Ich habe immer noch meine alte Mütze, welche meinen Kameraden vielen Spaß macht; ich bin schon bei allen honetten Schweizern bekannt, welche hier sind; die meisten haben aber mehr Geld als ich; aber das macht nichts.

Sage dem Herr Schaufelberger[1]), ich ließ' ihn grüßen, und gestern hätten wir, als wir gerade in großer Anzahl versammelt waren, vernommen, daß Bürgermeister Heß abgegeben habe[2]), worauf wir ihm höchst feierlich, jeder einen brennenden Fidibus in der Hand, ein Glas Bier nachsoffen zur glücklichen Reise. Marke[3]), welcher ganz aus meinem Gedächtnis verschwunden war, ist mir heut nachts im Bett plötzlich wieder eingefallen,

[1]) S. Bd. 1 S. 20 f.

[2]) Bürgermeister Johann Jakob Heß (1791—1857) resignierte am 22. Juni 1840. Vgl. Pupikofer, J. J. Heß als Bürger und Staatsmann (1859) und G. Meyer von Knonau in der Allg. D. Biogr. 12, 289 ff.

[3]) Ein bei der Mutter wohnender Geselle.

und ich habe mich weidlich an seinem Andenken ergötzt; auch ihn lasse ich grüßen, wenn er noch bei uns ist. Was machen Frau und Herr Hotz? Sage der Frau Hotz viele tausend Millionen Grüße, und ich hätte das Häuslein mit dem toten Bauern noch nie gefunden! Herr Ehingers grüße auch. Was macht jetzt Eduard?[1]) Und wie geht's in Glattfelden? Was macht Heinrich?

Und Regula grüße ich ohnedies, sowie eigentlich meine Briefe immer an Euch beide gerichtet sind; hat es immer Arbeit? Den ehrenwerten Herrn Spinner[2]) lasse ich grüßen, und sage ihm, ich denke sehr viel an ihn; d. h. nur wenn er etwa zu Dir kommt. Wenn es etwas Neues gibt, so schreib es mir, und wenn es möglich ist, so solle doch Herr Schaufelberger mir ein paar der letzten Nummern vom „Landboten" oder „Republikaner" besorgen, die man etwa zu dem Geld packen könnte; denn hier hat man gar keine Schweizerzeitung. Indessen hoffe ich, Ihr werdet Euch beide gesund und wohl befinden, und grüße Euch und alle, die mir etwa noch nachfragen, tausendmal.

Euer Sohn und Bruder

Gottfried Keller.

Meine Adresse ist noch die nämliche: Neuhausergasse Nr. 22 rückwärts über drei Treppen.

11. An die Mutter

München, den 14. Juli 1840.

Liebe Mutter!

Den Brief samt Anweisung habe ich richtig erhalten und das Geld bezogen, worauf ich sehnlichst gewartet hatte; denn in Hinsicht des wohlfeilen Lebens habe ich mich sehr getäuscht; wenn einer hungern will, so kann man hier schon wohlfeil auskommen; lebt man aber ein wenig ordentlich, so kommt's halt mit Zürich so ziemlich aufs gleiche heraus. Doch genug hiervon; ich sehe schon ein, daß ich auf den Spätherbst selbst auskommen muß, und deswegen habe ich mich auch in den

[1]) Keller.

[2]) Matthias Spinner, ein Jugendfreund Kellers.

Kunstverein aufnehmen lassen, welches für einen Fremden und zudem für einen Anfänger der einzige Weg ist, seine Bilder zu verkaufen; so geschickte Männer es hier hat, und so sehr ich mich anstrengen muß, nur einen Schatten von dem zu leisten, was jene, so werden doch häufig noch ziemlich schlechtere Sachen angekauft, als ich mir zu machen getraue. Sehr nützlich wäre es freilich, ich könnte den Winter hindurch noch für mich studieren, indem ich dann im Frühling um so sicherer auftreten könnte; denn je besser man hier arbeitet, desto mehr verdient man; und so viele Maler es hier hat (etwa 600), so leben die, welche etwas Tüchtiges gelernt haben, doch alle wie die Herren.

Was Du mir von Frau Hotz geschrieben hast, hat mich tief ergriffen[1]). Ich soll also diese Frau, welche ich von meiner frühsten Kindheit an kannte und beinahe tagtäglich sah, welche es immer so gut mit mir meinte, sie soll ich nie mehr sehen. So sehr sie auch von Vorurteilen und falschen Meinungen eingenommen war, so hatte sie doch ein gutes, wenn auch schwaches Herz, und ich werde sie gewiß nie vergessen. Nach Deinem Schreiben wird sie vielleicht nun schon gestorben sein! Gott gebe ihr die ewige Ruhe! So mußte sie also doch noch vor dem alten Filz sterben, den ich aber übrigens um seine alten Tage gar nicht beneide; es ist seiner Frau vielleicht besser geschehen!

Ihr werdet nun schönes Wetter haben in der Schweiz, während hier beständiges Regenwetter ist, man steckt immer in den Mänteln. Meine zwei Herren Schabiässe fangen allmählich an zu altern, ich muß froh sein, wenn sie bis zu Herbst aushalten, wenigstens der kleine; indessen ist das Flicken hier billiger als bei uns; mein

[1]) Die Mutter an Keller 5. Juli 1840. „Frau Hotz wird bald sterben. Sie hat das Bett nie mehr verlassen. Ich verzögerte deswegen Deinen Brief einige Tage, um ihren Tod Dir zugleich anzuzeigen, welchen man mit jeder Stunde erwartet. Ihre Körper- und Geisteskräfte sind gänzlich dahin; spricht kein Wort mehr vernehmbar. Ich sagte ihr Deine Grüße. Sie wollte gern weinen und konnte nicht. Einigemal, als sie noch gut reden konnte, sagte sie von Dir: ‚Du guter Bub, Du siehst mich nicht mehr! Du mußt auch noch etwas haben!‘ Aber mit dem war's getan. Jetzt ist ihr die ganze Welt gleich viel. Ich bekomme nun auf Kirchweih ein leeres Gemach. Der alte Hotz wird zu Frau Kramer ziehen."

Hauspatron, welcher von Gottesgnaden ein Schneider ist, hat mir den einen Rock gänzlich renoviert für etwa sieben Kreuzer.

Den 20. Juli.

Ich muß zweimal schreiben an diesem Brief. Gestern war mein einundzwanzigster Geburtstag. Ich bin also jetzt einundzwanzig Jahr alt und endlich in die Welt hinausgetreten; will gerne sehen, wie's weiter gehen wird.

Daß Fischer[1]) nach München kommt, ersehe ich aus Deinem und Spinners erfreulichem Briefe. Ich lege an ihn einen Brief bei; er wird schon etwa (oder Spinner) vorbei kommen, wo Du ihn ihm geben kannst. Dann gib ihm auch noch den schwarzen Gurt mit, welchen ich immer im Sommer getragen habe. Ich wünschte, ich hätte den grünen Rock auch mitgenommen, indem man im Winter hier alles brauchen kann. Doch ist's jetzt zu spät. Hingegen wäre es mir lieb, wenn er den Malerschirm mitnehmen könnte mit dem langen eisenbeschlagenen Stocke und den zwei Riemlein; den Sitz brauche ich nicht. Wenn Herr Fischer mit Retourgefährt reist, so kostet ihn das Gepäck nichts, und fährt er mit der Post, so wollte ich ihm gerne das Übergewicht davon zahlen; denn solche Sachen sind teuer hier.

Spinners Brief hat mich sehr erquickt; als ich ihn in der Kneipe der Gesellschaft vorlas, so erscholl ein helles Gelächter über die väterlichen Ermahnungen, die er mir geschrieben hat.

An Gretli[2]) habe ich gar nicht mehr gedacht und lasse es deshalb vielmal grüßen; was macht sie, ist sie immer noch fidel? Ihr spielt, soviel ich höre, wieder saubre Opern im Kanton Zürich. Was ist eigentlich an der Geschichte mit Pfarrer Tobler? Und dann die herrliche Mordtat an dem alten Perrukier[3]). Da

[1]) Koloriſt, ſ. Bd. 1 S. 63.

[2]) Gretli oder Gritli Krebſer, alte Spinnerin im Hauſe der Mutter. Sie bediente ſich der Beteuerung „Potz Blumenherz", daher die Mutter ſie gewöhnlich Gritli Blumenherz nennt.

[3]) Vgl. die Schrift: Darſtellung der Stellung und Schritte des Kirchenrates gegen Herrn Pfarrer Tobler in Weiningen (Zürich 1840). Tobler (nicht der Dichter der „Enkel Winkelrieds") hatte in aufgeregteſter Zeit bei einem Sängerfeſt auf David Friedr. Strauß toaſtiert. — Raubmord in der Nacht vom 6. auf den 7. Juli 1840; vgl. Vogel, Memorabilia Tigurina oder Chronik der Denkwürdigkeiten des Kantons Zürich 1840—1850, S. 227.

hätte die Frau Hotz wieder etwas zu eifern. Was den Vogt von Uster[1]) betrifft, so wirst Du kein Blatt vors Maul nehmen; und wenn es nötig sein wird, so kannst Du ja den Herr Meyer, den Krämer[2]), zum Zeugen nehmen, daß er das Gemach frisch und gut abgetreten hat. Es wird eine possierliche Komödie gewesen sein im Hause, als die Ustermer[3]) alle angezogen kamen. (Ich nehme nämlich an, Frau Hotz sei gestorben; wenn sie noch lebt, so soll sie's nicht in Übel nehmen.)

Was die 150 Gulden betrifft, so wirst Du dem Herrn Onkel ans Herz legen, daß es die harte Notwendigkeit sei und gar keine Wahl vorhanden, daß man das Geld alles miteinander, soviel es mir bringt[4]), brauche, und also den Glattfeldern vorzutragen sei. Übrigens lasse ich alle in Glattfelden herzlich grüßen, sowie alle im Hause und wer mir nachfrägt.

Dein Sohn

Gottfried Keller.

Wenn Regula jetzt auf dem Lande ist, so soll es nicht zu viel Kirschen essen.

Gib Fischern auch den Distelikalender mit. Und wenn's über die neue Geschichte mit dem Pfarrer Tobler etwa wieder verschiedene Büchlein abgesetzt hat, so schicke mir doch die wichtigsten, wenn sie nicht zu viel kosten.

Daß F. Wuhrmann[5]) wieder in Zürich ist, hat mich sehr überrascht; ich lasse ihn grüßen, wenn er allfällig zu Euch kommt, wo nicht, so ist's auch gleich; die Leute verändern sich halt.

Sei doch so gut und mache, daß Herr Fischer den Brief gleich bekömmt, indem er mir vor seiner Abreise noch schreiben muß, wegen einem Logis.

Schreibet mir doch auf die Adresse nicht mehr Kunstmaler, sondern nur Maler!

---

[1]) Frau Hotz hatte ihrem Vetter und Vogt Meyer in Uster ihr ganzes Vermögen verschrieben (Brief der Mutter vom 25. Mai 1840). Die Mutter fürchtete, dieser möchte die Wohnung des Ehepaars Hotz nicht gehörig instand setzen lassen.

[2]) Den Vorgänger des Ehepaares Hotz in der Wohnung.

[3]) Meyer und Konsorten.

[4]) d. h. soviel mir vom Erbe zukommt.

[5]) Vgl. Bd. 1 S. 21.

Wie ich den Brief schließen will, kömmt mir plötzlich noch das Bäbeli[1]) in den Sinn, welches ich grüßen lasse samt seinen Eltern. — Was macht meine Jungfer Gotte in Eglisau[2]) und die Frau Bas G'vatter?

12. An die Mutter

München [9. Sept. 1840].

Liebe Mutter!

Ich schreibe dieses mit kranker Hand im Bette, welches ich nun schon bald vier Wochen hüte. Ja, es hat mich auch angepackt. Ich hatte das Schleimfieber im höchsten Grade. Jetzt bin ich gottlob auf der Besserung, so daß ich in fünf bis sechs Tagen wieder werde ausgehen können. Im Anfang lag ich immer in einem Fieber. Nach der Beschreibung meiner Köchin muß ich schreckliche Sachen gemacht haben. Ich bin aber selbst schuld, daß es so lang gegangen ist; denn ich klebte im Anfang immer umher und wollte mich nicht entschließen, einen Doktor zu nehmen, bis es die höchste Zeit war. Man sagte mir erst nachher, es hätte mich bald genommen. Ich habe viel Medizin verschluckt, welche aber alle bezahlt ist; hingegen erwarte ich mit Angst den Konto vom Doktor[3]), denn er kommt täglich mit dem Wagen angefahren. Ich muß daher dringend bitten, mir mit umgehender Post das Geld, das noch bei Dir liegt, zu überschicken. Ich erwarte es unfehlbar. Da die Frau Hofmann im Gebirge ist, und sie mir das letzte Mal lauter Speuzmünz[4]) statt Taler gegeben hat, so schicke mir nur gleich die Taler, aber nur kein Gold.

Schreibe mir auch ausführlich den Tod der Frau Hotz, und wie Du mit ihren Verwandten ausgekommen bist, und was für Leute ins Gemach[5]) kommen. Der gute Bub[6]) wird nichts mehr bekommen haben. Doch ich bin müde mit Schreiben. In Erwartung schneller Antwort grüße ich Euch tausendmal.

Gottfried Keller.

Warum kommt Fischer so lang nicht?

[1]) Marti.

[2]) Kleophea Ammann, Bd. 1 S. 10.

[3]) Obermedizinalrat Dr. Roth; die Rechnung betrug 16 fl. 48 Kr.

[4]) Kleingeld.

[5]) Wohnung.

[6]) So hatte Frau Hotz Gottfried Keller genannt, vgl. o. S. 21 Anm. 1.

13. An die Mutter

München, den 19. Oktober 1840.

Liebe Mutter!

Daß Ihr zu Hause mich für fähig gehalten habt, eine Krankheit zu erlügen, um Geld zu erhalten, war mir eben keine große Erquickung, da ich eben damals, als ich den Brief erhielt, kaum noch auf den Beinen stehen konnte[1]). Ich lag vier ganze Wochen im Bett und bekam nichts als Fleischbrühe und Wasser zu saufen, so daß Dein Traum ziemlich erfüllt war[2]); denn ich war so abgemagert und schwach, als ich wieder ausgehen konnte, daß ich vor mir selbst erschrak, als ich in den Spiegel schaute. — Doch werde ich in Zukunft nichts mehr von dergleichen Sachen schreiben, es mag mir gehen, wie es will, da man zu allem Elende noch glaubt, ich lüge. Was das viele Geldbrauchen betrifft, so weiß ich am besten, für was ich es ausgebe, auf jeden Fall nicht fürs Lumpen, auch gehe ich nicht mit Lumpen, sondern einzig und allein mit Hegi von Zürich, welcher mein bester Freund hier ist, und wir sitzen meistens ganz allein beieinander. Du wirst Dich wahrscheinlich wundern, daß die letzten vier Louisdor bereits wieder gebraucht sind, wenn Du nicht bedenkst, daß ich dem Doktor sechzehn Gulden, dem Apotheker acht Gulden, der Magd, welche alle Nächte bei mir gewacht und mich sonst gut verpflegt hat, einen Taler, und obendrein den Mietzins bezahlen mußte. Dazu mußte ich, als ich wieder essen und ausgehen durfte, feinere und kräftigere Speisen nehmen und eine Zeitlang Rheinwein trinken, um wieder zu Kräften zu kommen; auch schaffte ich mir ein Flanellleibchen, Unterhosen und Überschuhe an, weil das Wetter hier immer naß und kalt ist und ich mich vorzüglich auf den Winter warm halten muß. Du wirst mir vielleicht indessen auch wieder nicht glauben, daß der Doktor an meinem Aufkommen gezweifelt hat. Du wirst aus allem also einsehen,

[1]) Die Mutter an Gottfried 28. Sept.: „[Herr Onkel] verwunderte sich, daß Du so viel Geld braucheſt, und zweifelte halb an Deiner Krankheit. Vielleicht, dachte er, seieſt Du etwa in Schulden geraten und dafür eine Krankheit anzugeben. Weil Du bei Hause wenig Geld eigenhändig hatteſt, könnteſt Du nicht Herr und Meiſter darüber sein."

[2]) Der Traum der Mutter Bd. 1 S. 78 f.

daß ich das übrige Geld noch brauche; weil ich wenigstens zwei Monat Zeit haben muß, um etwas zu machen, das ich verkaufen kann; nachher tragt keine Sorge mehr für mich! Was Deine Meinung im vorletzten Briefe betrifft, daß ich nämlich wieder nach Haus kommen sollte, so traust Du mir da nicht viel Charakter zu. Die Leute würden ein schönes Gelächter haben. Ich habe einmal meine Bahn angetreten und werde sie auch vollenden, und müßte ich Katzen fressen in München. Fischer ist schon über zwei Wochen hier. Wir müssen nächstens Holz kaufen; denn es ist abscheulich kalt, und was mich betrifft, so muß ich den ganzen Tag essen, so ausgehungert bin ich durch die Krankheit worden.

Grüße alle! Dein Sohn Gottfried Keller.

Es sind diesen Sommer hindurch nicht mehr als sechzig fremde Studenten und noch mehr junge Künstler hier gestorben. Erst letzthin haben wir wieder einen Rapperswiler hier begraben, namens Müller. Er hatte eine ungeheuer große Nase, deshalb nannten wir ihn nur den Müller Naso!

14. An die Mutter

München, den 26. Oktober 1840.

Liebe Mutter!

Herr Kern[1]) hat mir Deinen werten Brief überbracht, und ich habe daraus gesehen, daß Du den meinigen, den ich vor acht Tagen fortschickte, noch nicht empfangen hattest; doch jetzt wirst Du ihn bereits haben. Daher habe ich nicht viel nachzutragen, als daß das, was ich geschrieben, ein wenig beschleunigt werden möchte, indem ich sonst Geld von Kameraden borgen muß, und wenn man das tut, so hat das Geld von Hause, wenn es endlich ankömmt, keinen Segen mehr, man muß es nur wieder austeilen. Indessen werde ich von Herrn Kern, da er es mir angeboten hat, vier Taler leihen, da ich vielleicht noch eine Weile warten kann, bis die Sache mit den Herrn Glattfeldern abgetan ist. Du kannst sie ihm dann zurückgeben, da Du dies Geld vielleicht bis Martini noch entbehren

[1]) Maler Hans Konrad Kern aus Zürich, der seine Hochzeitsreise nach München machte. Ein zweites Hochzeitspaar, Wolf aus Zürich, besuchte ihn im Mai 1841. (Vgl. Der grüne Heinrich, Ges. Werke, Jub.-Ausg. 3 S. 101 ff.)

kannst. Was meine Gesundheit betrifft, so bin ich jetzt völlig hergestellt. Ich befinde mich sogar besser als vorher; denn die Krankheit hat mich tüchtig herausgefegt, und ich bin gewissermaßen froh, daß sie ausgebrochen ist. Ich habe das Nervenfieber nicht eigentlich gehabt, sondern ein gefährliches nervöses Schleimfieber, welches ohne den guten Arzt, den ich hatte, ins Nervenfieber hätte ausarten können. Doch damit Punktum. Was mein Auskommen hier betrifft, so unterschlage Dich einstweilen aller Sorgen; ich könnte, wenn ich wollte, jetzt schon mein Brot kümmerlich verdienen mit Kolorieren und andern Stinkereien; aber ich habe es mir einmal in den Kopf gesetzt, mit etwas Rechtem anzufangen, und ich hoffe, ich werde mich hier als Künstler und nicht als Koloriſt durchbringen können. Ich kann nachher noch machen, was ich will; auf jeden Fall gehe ich nicht heim. Was Müllers Worte betrifft, die Du nicht verstanden hast, so bedeuten sie folgendes: Als Du mir nämlich mit dem letzten Gelde geschrieben hast, daß es das letzte sei, dachte ich, ich werde es ja fast nur für meine Krankheit und nachherige Genesung aufbrauchen, und nachher, wenn ich etwas für die Ausstellung malen will, nichts mehr haben. Deshalb schrieb ich dem Müller, er soll mir für einen Monat Geld schicken, welches er mir früher schon anerboten hatte. Unterdessen kam er, wie es scheint, zu Dir, und vernahm dort, daß ich noch einiges Geld zu beziehen hätte, welches ich gar nicht wußte. Er stellte mir frei, ob ich das Geld von ihm oder mein eigenes noch brauchen wolle und ich wählte natürlich das letztere; und ich bin froh über dieses, denn ich kann einen desto sicherern Grund damit legen für mein Auskommen, als wenn ich so mit nichts anfangen müßte zu verdienen. Wenn ich noch einige Zeit leben kann[1]), so muß ich meine Arbeiten nicht so schlecht verkaufen und sie jedem Juden antragen, wie dies geschehen würde, wenn ich in der Not wäre.

Letzte Woche konnte ich gar nichts arbeiten, denn es kamen immer Schweizer hier an, mit welchen wir in München herumziehen mußten. Zuerst kam ein Ingenieur Becker aus Glarus, welchen Müller mir schickte, und nachher ein junger Herr Escher von Zürich und ein Basler Student. Ich gehe der Bewegung

[1]) d. h. ohne Nahrungssorgen.

wegen auf den Fechtboden und auch wegen der Grobheiten und Schikanen, denen man hier ausgesetzt ist unter den vielen Studenten und Künstlern, wenn man nicht fechten kann. Doch braucht Ihr keinen Kummer zu haben, daß ich etwa totgestochen werde; denn sobald diese Renommisten sehen, daß man sie nicht fürchtet, so ziehen sie die Klauen ein.

Für die Grüße der Jungfer Gotte und Frau Vogel[1]) lasse höflichst danken und lasse hinwiederum alle grüßen, die sich für mich interessieren, Eduard und seine Mutter[2]), alle in Glattfelden, und den beiden Rordorf werde ich nächstens wieder schreiben, da Hegi über den Winter nach Hause geht. Fischer befindet sich wohl. Wir haben ein großes, gut möbliertes Zimmer zum Arbeiten mit einem ebenfalls heizbaren geräumigen Schlafzimmer. Der kleine Bart[3]), welcher nach mir hier angekommen ist, verdient schon hinlänglich Geld mit Porträtieren; dafür bleibt er aber in seinem Studium stehen und lernt weiter nichts mehr. Eßt Ihr brav Trauben? Ich habe, als ich krank war, einen einzigen gegessen, welcher mich sechs Batzen kostete; nachher hab ich es bleiben lassen.

Des Morgens trinke ich Schokolade, welche ich selbst mache, des Mittags esse ich im Kaffeehause, wo man besser und reinlicher ißt, als in den Bierkneipen, und nicht viel teurer, aber dafür gesunder.

Grüße Euch tausendmal.

Euer Sohn und Bruder G. Keller.

Inliegend ist ein Brief von Fischer, welchen er bittet zu besorgen. Regula kann ihn nur in den Briefeinwurf tun.

15. An die Mutter

München, den 21. November 1840.

Liebe Mutter!

Immer vergeblich auf eine Nachricht und Geld wartend, bin ich endlich gezwungen, noch einmal zu schreiben und Dich zu

[1]) Frau Wagner Vogel in Stadelhofen, Jugendfreundin der Mutter.

[2]) Bruder und Mutter der verstorbenen Henriette Keller.

[3]) Aus Frauenfeld.

bitten, die Sachen zu beschleunigen. Ihr scheint zu Hause zu glauben, daß man in München von der Luft leben könne; denn es ist jetzt schon manche Woche verflossen, seit ich geschrieben habe, daß ich mit meiner Barschaft fertig sei. Hätte ich nicht etwas verkaufen können, so wäre es mißlich gestanden; aber zudem habe ich dennoch schon von Bekannten etwas borgen müssen. Aber jetzt sind wir alle miteinander auf dem Hund, und es hat keiner nichts mehr. Ich male gegenwärtig an einem größern Bilde, das ich verkaufen werde; aber das kostet noch Zeit.

Was Herrn Kern betrifft, so hatte ich mir vorgenommen, etwas bei ihm zu pumpen, aber nachher diesen Vorsatz wieder bereut, indem ich dachte, besagter Herr könnte etwa in Zürich sich feucht machen: er habe mir Geld geben müssen, und es stünde scheint's schlecht um mich und dergleichen mehr; deshalben nahm ich nichts von ihm[1]). Wuhrmann hat mir auch geschrieben, daß er heiraten werde, was mich sehr amüsierte.

Herr Hegi ist nach Hause gekehrt, er wird Dich wahrscheinlich besuchen, wenn er nach Zürich kommt.

Wie geht es zu Hause? Hat Regula zu tun? Was macht doch der alte Hotz? Er ist gewiß nicht am besten daran. Was machen die Leutchen in Glattfelden? Ich lasse alles vielmal grüßen; Heinrich, Caton und die andern. Wie geht's mit der Geschichte wegen Spillmann?[2]) Und besonders schreibe mir, was Eduard treibt; sage ihm, ich lasse ihn grüßen, und ich habe den Pfeifenkopf noch nicht vergessen. Ich habe jetzt eine Kaffeemaschine bei mir und siede mir in derselben des Morgens Schokolade, des Mittags mache ich, wenn das Wetter zu schlecht ist, Stierenaugen darin, und des Abends Kaffee.

Sonst gehe ich in ein gutes Kaffeehaus zum Speisen, wo man sehr gut ißt, zwar etwas teurer als die gemeinen Kneipen, aber gesünder. Zudem kostet es in den ordinären Speishäusern eben-

[1]) Die Mutter an Gottfried 21. Nov.: „Herr Kern [vgl. S. 26] überbrachte mir Deinen Brief und die erfreuliche Nachricht, daß Du also wieder ganz hergestellt seiest. Deinem Schreiben nach wollte ich ihm 4 Tlr. geben, allein er wollte nichts von diesen wissen; würdest Du ihm nur etwas gesagt oder gefordert haben, recht gern würde er Dir entsprochen haben."

[2]) Verlobung mit Caton Scheuchzer.

soviel, wenn man sich satt essen will, weil alles schlechter gekocht ist; so muß man natürlich mehr essen. Ich habe aber dennoch immer Sehnsucht nach den Fleischtöpfen Ägyptens, d. h. nach einem guten Stücke Speck mit gedörrten „Stückli", oder nach einer „Böllenwähe"[1]), oder zuletzt nur nach einem guten gesottenen Kartoffel; denn von allen diesen nahr- und schmackhaften Speisen kriege ich hier nichts zu sehen. Da ist nichts zu haben, als magere Gans-, Enten- oder Hasenbrätlein, schlechte Koteletten und dergleichen mehr, und die Kartoffeln kann man nicht anders essen, als gebraten oder sonst gekocht.

Soeben habe ich mir einen Rock anmessen lassen mit der Bemerkung, daß ich hier nur $2^1/_2$ Tuch brauche, während in Zürich $3^3/_4$. Die Schneider sind, wie es mir scheint, ehrlicher hier. Der ganze Rock wird mich zirka auf 18—19 Gulden kommen. Es ist also auch d e s w e g e n nötig, daß ich das Geld bald bekomme. Auch kannst Du mir, wenn's möglich ist, den ganzen Quark, was ich noch zu beziehen habe, miteinander auf einmal schicken, denn es kostet jedesmal fast einen Gulden Porto.

Mit der Hoffnung, dieser Brief werde Dich und Regula in bestem Wohlsein antreffen, verbleibe ich nebst tausend Grüßen

Dein dankbarer Sohn Gottfried Keller,
dermalen wieder ganz gesund.

Das Waisenamt in Glattfelden wird doch keine Umstände gemacht haben. Wenn das wäre, so hättest Du mir schon lang schreiben sollen, daß ich mich hätte darnach einrichten können.

Da ich bald mein Wohnort verändern werde, so schreibe mir künftig immer unter folgender Adresse: Gottfried Keller, Eleve der königl. Akademie der bildenden Künste in München; so werde ich die Briefe immer richtig erhalten.

16. An die Mutter

München, den 5. Dezember 1840.

Liebe Mutter!

Mit großem Vergnügen habe ich Deinen letzten Brief samt seinem willkommenen Inhalte empfangen, wofür ich Dir, sowie

[1]) Zwiebelkuchen.

Herrn Onkel für seine Gefälligkeit meinen schuldigen Dank abstatte. Allein so sehr gelegen mir das Geld auch kam, so hat mich doch Deine Liebe und Sorge noch weit mehr erquickt[1]). Daß Du je Mangel leiden solltest wegen mir, liebe Mutter, werde ich zu verhüten wissen; denn, wenn ich das, was mir noch zukommt, verbraucht haben werde, so werde ich, es mag mir gehen, wie es will, doch nichts davon schreiben, sondern mir selbst zu helfen suchen; ich hoffe auch und habe Gott schon oft darum gebeten, daß ich bald imstande sein möchte, Deine vielen Sorgen und Opfer, die Du mir schon gebracht hast, vergelten zu können. Aber für jetzt muß ich Dich zum letztenmal plagen und Dich bitten, mir noch vier Louisdor, wenn solche noch übrig bleiben, zu schicken, sobald die Erlaubnis da ist. Ich habe von dem letzten Geld zwanzig Gulden für meinen neuen Rock, vier Gulden fünfundvierzig Kreuzer für Zimmerzins und noch einige Kleinigkeiten sogleich weggeben müssen. Nun habe ich wohl die Aussicht, meine jetzigen Arbeiten verkaufen zu können; aber dazu muß ich wieder goldene Rahmen machen lassen. Daher muß ich zu meinem Anfange einen kleinen Satz haben und nicht gezwungen sein, die Stücke um jeden Preis wegwerfen zu müssen. Auch mag ich in Zukunft mich nicht mehr so ganz am Geld auslassen; es schadet nichts, wenn man immer etwas Vorrätiges in der Kasse hat; denn so habe ich weit mehr Freude, zu sparen. Du siehst also, daß ich dieses Geld noch sehr notwendig habe;

[1]) Die Mutter an Gottfried 21. Nov.: „Mir träumte diese Woche einst, Du seiest heimgekommen und zwar auf einem prachtvollen Pferd, sehr schön gekleidet! Das war mir eine größere Freude, als der vorige Traum, in zerrissenen Kleidern und schrecklich blaß und mager. Jener bedeutete Deine Krankheit; was aber dieser für eine Bedeutung hat, weiß ich noch nicht, und gebe Gott, nichts Böses." (Vgl. Der grüne Heinrich, Erste Fassung, Studien-Ausgabe 2 S. 365.)

Am 8. Jan. 1841 schrieb sie ihm: „Nicht ohne besonderes Nachdenken und Gefühle habe ich das alte Jahr geendet und das neue angetreten; es war mir ein wichtiger Abschnitt meines Lebens. Aber nicht weniger wichtig war es auch für Dich; nicht bloß den Schmerz der Trennung, sondern auch die Schmerzen der Krankheit hast Du erfahren. Gott behüte Dich nun im neuen Jahr und immer vor solchen Erfahrungen! Er schenke Dir Glück und Segen zu Deinem Berufe, daß meine Hoffnung und Dein guter Wille, mir mein heranrückendes Alter zu erleichtern und froher zu machen, in Erfüllung kommen möge! Bete oft und fleißig zu Gott, so wird er Dich nicht verlassen und zur Zeit für Dich sorgen! Täglich seufze und bete ich für Dich. Aber Du mußt das Deinige auch nie vergessen!"

nicht, daß ich ohne dasſelbe verhungern würde, ſondern es dient mir dazu, ſicherer und ſolider auftreten zu können. Auch iſt es jetzt gerade die beſte Zeit, indem auf das Neujahr immer viel Bilder gekauft werden, und es alſo viel darauf ankömmt, daß ich meine Sachen vorher noch ausſtellen kann. Sollte es aber nicht möglich ſein, mir zu entſprechen, ſo bitte ich, mir es zu ſchreiben, damit ich nicht vergeblich darauf warte.

Meine Krankheit hat mir doch einen ſchlimmen Streich geſpielt, nämlich den, daß ſie mich zum Kahlkopf macht; jeden Morgen, wenn ich mich kämme, gehen mir fürchterliche Wiſche Haar aus, und das jetzt ſchon bei zwei Monaten, und wenn es ſo fortfährt, ſo bin ich in kurzer Zeit ſo kahlköpfig, wie Eli. Ich bin in Verzweiflung!

Den 6. Dezember. Vorgeſtern ſtarb hier Fräulein Fornaro von Rapperswil, und heute abend vier Uhr wird ſie beerdigt. Sie wird wegen ihrem liebenswürdigen und geiſtreichen Weſen, welches ſie innehatte, allgemein bedauert. Ein Freund von mir, Curti von Rapperswil[1]), wohnte ihrer Sektion bei, und da fand es ſich, daß ſie an der Hirnwaſſerſucht krank geweſen war. Auch hatte ſie ein Loch im Magen.

Hier werden immer Kriegsrüſtungen gemacht. Herrn Schaufelberger laſſe ich danken für den „Landboten“; er hat mich gefreut. Ich leſe jetzt alle Tage die „Allgemeine Zeitung“, um Nachrichten von den Zuſtänden unſeres Kantons zu erhalten. Doch muß ich jetzt enden, um dem Leichenbegängnis der Fornaro beizuwohnen. Solche traurige Feierlichkeiten ſind uns hier bald zur Gewohnheit geworden. Wir werden ein Lied auf ihrem Grabe ſingen. Lebt wohl und grüßet mir alle!

Euer Sohn und Bruder G. Keller.

Adreſſe: Akademie der bildenden Künſte.

Wir werden wahrſcheinlich dieſe Wohnung verlaſſen, weil ſeit einiger Zeit immer andre Mägde da ſind, alles Lumpenmenſcher, welche nichts putzen und ſchlechte Ordnung halten, und der Philiſter iſt ein alter geiziger Jud.

Das Porto von 40 Gulden koſtet 42 Kreuzer, welches ich aber gerne bezahle.

[1]) Karl Curti, nachmals Stadtſchreiber in Rapperswil, geſt. 1877.

17. An Johann Salomon Hegi

München, den 21. Dezember 1840.

An die „Morgenstunde!“[1]) ein Bußpsalm.

Um die Beichte aller meiner Sünden und vernachlässigten Pflichten nicht zu meiner Pein zu verlängern, will ich sie ganz kurz fassen, wie folgt:

1. Was die Pfeifen betrifft, so hatte, als ich bereit war dieselben zu holen, Süffert[2]) seine drei Karolinen noch nicht erhalten, und hat sie jetzt noch nicht. Unterdessen ist meine Barschaft auch wieder durchgebrennt, so daß, als er nun Geld hatte, ich wieder auf dem Hund war. Indessen hoffen wir beide noch vor dem Neujahr Geld zu bekommen, und dann werden die Pfeifen folgen.

2. Die Lithographien[3]) betreffend, so ging ich nach Deinem Schreiben sogleich zu Tuschek, er sagte, er wolle nachsehen, er werde in nächsten Tagen zu mir kommen; es werde aber nicht viel über einen Gulden mehr ausmachen ꝛc. Er ist aber noch nie gekommen, und als [ich] ihn aufsuchte, war er nicht zu treffen. Endtrich[4]) hat nie kein Geld, sondern immer auf den folgenden versprochen, welches der Grund ist, warum ich so lange zögerte, zu schreiben, indem ich immer die Sachen zugleich versenden zu können glaubte. Jetzt hat er aber ganz bestimmt auf diese Woche versprochen, und da Du die Sachen wahrscheinlich aufs Neujahr brauchen wirst, so werden wir dieselben dann auf der Stelle besorgen. Die andern früheren Aufträge werden dann mitlaufen. Du mußt mir also Deine Vergebung angedeihen lassen und in Akzeptierung derselben gehe ich über in den unterhaltenden Abschnitt dieses denkwürdigen Briefes.

Ich beginne mit den hiesigen Neuigkeiten folgendermaßen.

Die Fornaro ist im Herren entschlafen und Sonntags vor vierzehn Tagen beerdigt worden. Requiescat in pacem.

Leemann, Süffert und haben ein neues, bewegliches

[1]) Hegis Cerevisname.

[2]) Karl Eduard Süffert von Basel, Maler (1818—1874).

[3]) Hegi hatte Keller gebeten, ihm zwei Lithographien (Madonna der Münchener Allerheiligenkirche und Napoleonbildnis von J. K. Bolleter) zu beschaffen.

[4]) Maler aus Bautzen.

Fest gestiftet: das Fest der „Häutung". Wir haben nämlich alle drei auf Einen Tag neue Röcke bekommen oder mit andern Worten uns gehäutet und haben diese merkwürdige Katastrophe durch ein glänzendes Fest gefeiert, und beschlossen, dasselbe alljährlich zu wiederholen; da wir aber nicht versichert sind, immer auf diesen Tag gehörig versilbert zu sein, so hat dieses Fest die Eigenschaft eines „beweglichen" bekommen; wie die Ostern ꝛc. ꝛc.

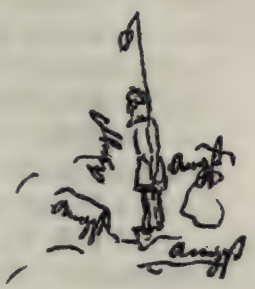
Kunstverein. In jüngster Zeit geht es ziemlich lebhaft. Mehrere Bilder von Bürkel, Stieler und Dürck[1]) wechselten miteinander ab. Dürcks Malerei gefällt mir besser als die des Stieler. Nach dem Neujahr werde ich den Verein auch mit einer oder mehreren Piecen beehren. — Hast Du im Kunstverein auch einen Geschäftsführer während Deiner Abwesenheit bestimmt?

Schweizerei. Curti liegt an der Gicht so hart darnieder, daß er kein Glied rühren kann. Gämperli hatte vor seiner Abreise noch einen brillanten Abschied. Er hat alle gerauen[2]) und ist jetzt in Glarus, wie ich glaube. — Vor ungefähr vier Wochen versammelten wir uns, um die Gesellschaft solider zu konstituieren. Es waren ungefähr fünfzig anwesend. Ein Ausschuß hatte eine Verfassung von neunzehn Paragraphen vorgeschlagen, welche wesentlich in folgendem bestand: Die Gesellschaft hat einen Präses, dito Vize und einen Sekretär und drei Ersatzmänner. Die Chargierten bilden das Ehrengericht, vor welches allfällige Streitigkeiten, deren in der Kneipe keine ausgemacht werden dürfen, gebracht werden. Die Gesellschaft hält sich einige Schweizerzeitungen und zu diesem Ende hin liefert jedes Mitglied monatlich einen Zwölfer. Die Fähigen halten sich einen Fechtboden, welcher jedoch nicht obligatorisch ist. Curti ist Präses, Hochstettler Vize, Andermatt Sekretär und Kassier, und Sidler, welcher sich wieder mit vollem Atem unter die Schweizer geworfen hat, ist Redakteur des Wochenblattes. Was die Neuangekommenen betrifft, so ist außer einem, der aber sogleich zu den Schwaben getreten ist, kein einziger Honoriger da, alles Brüller und unkultivierte Kerls. Diese

[1]) Heinrich Bürkel (1802—1869), Genre-, Tier- und Landschaftsmaler. — Joseph Stieler (1781—1858), Porträtmaler. — Friedrich Dürck (1809—1884), Porträt- und Genremaler.

[2]) = gereut. Alle bedauerten seinen Weggang.

haben, den Fischer von Schaffhausen an der Spitze, ihre Exkneipe im „Spitzer" aufgeschlagen, und führen sich dort so skandalös auf, daß die Schweizer das Stadtgespräch werden. Daher habe ich letzten Samstag in der allgemeinen Kneipe, nachdem lange gezankt und geschimpft worden ist, öffentlich erklärt, daß ich und alle Gleichgesinnten mich aller dieser Spitzerianer schäme, daß sie keine Ehre hätten usf., worauf sie alle zu unsrer Freude die Gesellschaft verließen, nachher aber schworen, mich abzuholzen, wo sie mich finden würden; einer namens Lamarqua, ein Welscher, drohte sogar mich zu erstechen; Du kannst Dir also vorstellen, in welcher Angst ich schwebe.



(Fortsetzung folgt.)

Wir grüßen Dich alle.

Dein ergebenster G. Keller vulgo Strabo.

Ich schreibe diesen Brief bei Leemann[1]) und das Tintenfaß ist eine große Waschschüssel, in welcher ich ein wenig Tusch angerieben habe.

Morgen wird Doktor Wilhelm begraben.

18. An Johann Salomon Hegi

München, den 26. Dezember 1840.

Bester Hegi!

Endlich habe ich es errungen, Dir wenigstens die zwei Lithographien schicken zu können. Gott gebe, daß sie noch aufs Neujahr ankommen. Was Deine Vorwürfe betrifft, so warst Du wirklich in der Hinsicht berechtigt dazu, daß ich wenigstens hätte schreiben können. Allein ich hoffte immer, Dir alles miteinander zu schicken. Süffert und Leemann können bezeugen, in welcher Unruhe ich immer war Deinetwegen, und als vollends Dein letzter Brief kam, geriet ich gänzlich in Verzweiflung der schlechten Meinung halben, die Du von mir haben mußt. Leemann hätte helfen können, denn er hat vergangene Woche bei acht Louis eingenommen,

[1]) Vgl. Bd. 1 S. 66 f.

allein er sagte kein Wort dazu, obgleich er alle meine Klagen mit anhörte, und Süffert konnte nicht; daher war es auch unmöglich, die Ansichten für jetzt mitzuschicken. — Fräulein Sulzer wollen nur vier bis fünf Gulden hergeben, weil sie nicht für mehr Auftrag hätten; daher entschloß ich mich, die Lithographien zu schicken, weil dies das Pressanteste war. Ich nahm daher drei Gulden dreißig Kreuzer von ihnen, welches ich für die Madonna bezahlen mußte. Mit Bolleter wirst Du schon rechnen. Ich war gestern und vorgestern mehrere Male bei ihm und habe ihn erst heute getroffen, zur Vermehrung meiner Angst hat er mich durch sein dummes Geschwätz noch beinahe zwei Stunden aufgehalten.

Heut früh lief ich noch zu Tuschek; allein er vertröstete mich aufs Neujahr; von dort ging ich zu Endtrich, welcher auf morgen versprach; daher dachte ich: Du schickst wenigstens die Lithographien. Die Leinwand wird nächstens nachfolgen. Ebenso die andern Sachen.

Nun muß ich noch eine Sünde beichten, nämlich daß Deine Kiste noch beim Hähnlein ist, und zwar aus folgenden Ursachen: Als wir, Bendel[1]), Leemann, Süffert und ich, Dich an jenem Tage aus dem Gesichte verloren hatten, standen wir noch traurig beisammen vor der Post, sahen den schönen Tag und den blauen heitern Himmel, sahen ferner die bereitwilligen Fiaker auf dem Residenzplatze vor uns stehen und sahen endlich einander selbst an und lasen gegenseitig in unsern Gesichtern. Süffert las am richtigsten; denn er lief ohne ein Wort zu sagen nach dem nächsten Fiaker, akkordierte mit ihm, wir ohne ein Wort zu sagen folgten ihm, stiegen ein und fuhren, statt in Dein altes Logis zu gehen, nach Harlachingen, speisen dort zu Mittag; begaben uns dann nach der Menterschwaig, zechten dort bis um Mitternacht. Als wir aber nach Hause wollten, überfiel uns ein heftiger Platzregen, so daß wir bleiben mußten. Wir übernachteten also dort und wurden mehr als einmal durch Süfferts Tollheiten aufgeweckt. Den folgenden Morgen machten wir uns auf und gelangten mit genauer Not um zwölf Uhr im „Lettinger" an; dort speisen wir abermals zu Mittag und wie wir hinaustraten, um vollends in die Stadt zu kommen, ersahen wir abermals den herrlichen Tag, kehrten wieder um und

[1]) Vgl. Bd. 1 S. 66.

wandelten harmlos am andern Ufer der Isar hinauf bis nach Großhesseloh, dann wieder zurück nach Einsiedeln und wieder zum „Lettinger" und endlich zum „Schuhmann". Da dachte ich plötzlich an Deine Kiste und das Gewissen erwachte mir. Den folgenden Tag ging ich hin, schleppte die einzelnen Kleinigkeiten weg, vernagelte die Kiste und sagte zum Philister, ich werde sie nächstens abholen lassen, was aber noch nicht geschehen ist, weil mir keiner behülflich war.

Die Kiste ist aber indessen gut aufgehoben; werde sie aber diese oder künftige Woche zur Fr. Sulzer bringen, mit welcher ich heute darüber gesprochen habe. Indessen habe keine Sorge darum, denn ich habe mir alle Gegenstände, die noch beim Philister waren, genau gemerkt.

Indessen wünsche ich Dir ein gutes gesegnetes und glückhaftigs neues Jahr, sowie auch mir, und rechne mir meinen Fehler nicht zu hoch an. Dein Keller.

Mit der Pfeife mußt Du ebenfalls noch eine kleine Weile Geduld haben, indessen magst Du im nächsten Briefe, wenn ein solcher noch vorher kommt, bestimmen, ob Wydlers[1]) oder die Deinige zuerst besorgt werden soll; im Falle, daß es Süffert oder mir, einem vor dem andern möglich wäre.

19. An Johann Salomon Hegi

München, den 26. Dezember [1840].

Lieber Hegi!

Da die Rolle mit den Lithographien mit der Briefpost nicht angenommen wurde und der Packwagen erst den 28. fortgeht, mir es aber, wie Du in dem der Rolle inliegenden Briefe ersehen wirst, unmöglich war, die Sache früher zu machen, so benachrichtige ich Dich hievon. Die Rolle kommt also den 28. fort. Im Fall sie also nicht mehr auf das Neujahr ankömmt, so wird sie jedenfalls am 2. oder 3. Januar ankommen, und Du kannst vielleicht die Personen, denen Du Geschenke machen willst, darauf verweisen. Sie werden nicht geringere Freude haben, denn es sind wirklich zwei sehr schöne Blätter. Im übrigen bitte ich, mir

[1]) Ferdinand Wydler von Aarau (1823—1871), später Arzt.

zu verzeihen wegen der Zögerung und verweise auf den nachfolgenden Brief. Ich habe genug geflucht deswegen.

Indessen wünsche ein gutes Neujahr Dein Keller.

Ich arbeite nun so ziemlich fleißig und bin sehr übelgelaunt dabei. Das viele Porto, welches Dir die Zögerung verursacht, werde ich schon bei den spätern Geschäften nachzuholen suchen.

20. An die Mutter

München, den 11. Januar 1841.

Liebe Mutter!

Da Du meinen letzten Brief noch nicht beantwortet hast, so sehe ich mich veranlaßt, noch einmal zu schreiben und Dich [zu] bitten, mir doch das Geld, wenn es möglich ist, recht bald zu schicken; denn ich habe nichts mehr. Ich habe zwar zwei Bilder fertig gemacht, aber die kann ich nicht verkaufen, bis ich Rahmen dazu machen lassen kann. Ich habe auch eine Bestellung bekommen von einem Kunsthändler, die aber erst in vier bis fünf Wochen fertig sein wird. Ich verspreche mir ziemlich gewiß, meine Sachen verkaufen zu können, indem sie den Künstlern, die ich zu Rate ziehe, gut gefallen. Aber für jetzt bin ich verdammt auf dem Hund. Zum neuen Jahre wünsche ich Dir und Regula alles Gute, Gesundheit und Gottes Segen und daß ich Euch bald bessere Nachricht von mir geben könne. Ich hätte gerne aufs Neujahr geschrieben; allein ich dachte, für das Porto könnet Ihr etwa einen Schüblig essen. Ich bin sehr fleißig gegenwärtig.

Nun hätte ich noch eine Bitte: Wenn Du das Geld für mich nicht etwa schon fortgeschickt hast, wenn Du diesen Brief erhältst, so behalte doch so viel davon zurück, als etwa zu zwei oder drei Dutzend guter Schüblig nötig ist, kaufe daraus solche und überschicke sie mir durch die Fuhre. Du wirst dieses sonderbar finden, aber es gibt erstens gar keine guten Würste hier, sie sind gar nicht eßbar für Fremde, zweitens gingen sie mir fürs Morgen- oder Nachtessen, oft auch fürs Mittagessen, indem man hier sehr oft etwas Gedörrtes oder so was in der Tasche mit ins Wirtshaus nimmt und dort ißt. Das Porto käme etwa auf 1 fl., welchen ich schon bezahlen will. Drittens hätte ich auf kommende Fast-

nacht gern etwas zum Schmausen, was mich an die Heimat erinnert, und zu diesem wären die Schübling am besten. Es würde mir großes Vergnügen machen.

Fischer schreibt seinen Leuten auch darum, und wenn sie ihm schicken, so kommen sie vielleicht zu Dir, damit man der Wohlfeile wegen die Würste zusammenpacken könnte, etwa in ein leichtes Kistchen. Du mußt nicht meinen, daß sie stark verzollt werden müßten, solche Freßwaren kosten beinahe nichts. Wenn es zustande kommt, so packe doch zugleich den neuen Distelikalender mit ein. Auf jeden Fall gib mir bald Nachricht. Ich grüße Euch alle tausendmal.

Dein Sohn G. Keller.

Den Brief sammt Landbot habe ich durch Jgfr. Däggeler[1]) richtig erhalten, und hat mich sehr gefreut. Was ihre Verhältnisse betrifft, so lebt sie wirklich mit Herr Scheuchzer, wie man zu sagen pflegt, in der wilden Ehe. Da ich nächstens einem in die Schweiz Reisenden ein Paket Briefe mitgeben werde, so werde ich dann auch dem Eduard seinen Brief beantworten; indessen grüße ich ihn, sowie die beiden Rordorfen.

21. An Johann Salomon Hegi

München, den 19. Januar 41.

Mein Lieber!

Ich schreibe diesen Brief mit einer aus Schnelltintenpulver zubereiteten Tinte, welche ich jenem spaßhaften alten Mann abgekauft habe, der uns schon einmal, als unsere Bekanntschaft noch grün war, im Löwengarten, Rasiermesserschärfe aufschwatzte; sie taugt aber nichts, und daher muß ich andere nehmen, mittelst welcher ich den freudigen Empfang Deines letzten Sendschreibens bescheinige. Der Kommentar über Deinen vorletzten Brief war ganz überflüssig, denn derselbe war damals Deiner Lage ganz angemessen und hat mich im mindesten nicht geärgert. Beiliegend erhältst Du also vier Ellen Leinwand, welche aber nur ellenbreit ist, indem die anderthalbellige ein ungeheuer großes und schweres Paket ausgemacht hätte, welches auf dem Wege der Post teuerer gekommen wäre, als sie wert ist; ich fürchte, das Porto von dieser wird

[1]) Eine Malerin, die ihm diese mütterliche Sendung überbracht hatte.

ſchon zu hoch kommen. Wenn ich es auf die Fuhre getan hätte, ſo hätte ich ein Kiſtchen machen laſſen müſſen und es wäre Dir überhaupt zu lange gegangen. Zudem wirſt Du aus dieſer Leinwand wenigſtens fünf Porträt machen können, was genug iſt; denn je mehr Du zu Hauſe anfängſt, deſto länger müſſen wir Dich hier entbehren. Das Tuch hat vier Gulden vierundzwanzig Kreuzer gekoſtet, die anderthalb Ellen breite koſtet zwei Gulden fünfundvierzig Kreuzer die Elle. Übrigens kann ich nicht begreifen, daß Du in Zürich keine Leinwand bekommen haſt; Huber hat deren zu allen Zeiten gehabt, Leuthi im Zeltweg ebenſo.

Dein Unglück mit den Pfeifen betreffend[1]), drücke ich Dir hiemit mein allertiefſtes und aufrichtiges Beileid und meine ſtille Teilnahme aus, und verzweifle in größtem Schmerzen, daß ich die neue Rauke[2]) nicht zugleich mitſchicken kann. Damit Du Dich aber vor denen, bei welchen Du etwa mit derſelben renommiert haſt, rechtfertigen kannſt, ſo ſtelle ich Dir beiliegend ein Beglaubigungsſchreiben zu, welches Du jedem, der Dir nicht glauben will, vorlegſt. Du nimmſt es immer mit Dir, und wenn Du im Wirtshauſe von Deiner Pfeife ſprichſt und jemand Zweifel hegt, ſo ziehſt Du es friſch aus der Taſche und weiſeſt es allen Gäſten vor, zur Beſchämung des unverſchämten Zweiflers. — Nicht wahr, ich ſorge väterlich für Dich? — Bis Du aber die Pfeife erhältſt, kannſt Du Dir einige kölniſche Pfeifen anſchaffen, auch zweifle ich nicht, daß Du geſchmackvolle Beſtecke ſowie feine Köpfe bei jedem Drechſler in Rafz, Eglisau oder Bülach finden wirſt. Um Dir die Wahl zu erleichtern, will ich einige Arten angeben, wie folgt[3]):

Den 25.

Von Tuſchek habe ich noch nichts erhalten und Endtrich hat mir einſtweilen einen Taler gegeben. — Dein Vorſchlag in Betreff unſrer Korreſpondenz[4]) wird mit einer Mehrheit von 1 Stimme gegen 0 angenommen, und ich eröffne dieſelbe mit der Nachricht,

[1]) Hegi war eine Pfeife, die er zu Neujahr erhalten, abhanden gekommen.
[2]) Pfeife.
[3]) Es folgen die Federzeichnungen auf S. 41.
[4]) Hegi hatte Keller vorgeſchlagen, einander regelmäßig, Keller am Ende des Monats, und Hegi am Anfang des folgenden, zu ſchreiben.

für besondere
Anlässe, als wie
Kindstaufen, Hochzeiten u. d. gl.
Jagdpfeife
Sonntagspfeife
Morgenpfeife.
Cigarrenrohr.
Tabaksdose von Messing

daß jener Fiſcher, dem wir einen Totenſalamander gerieben hatten, von den Toten wiederum aufgeſtanden iſt, indem Curti einen muntern, lebensfrohen Brief von ihm erhalten hat. —

Die Schweizer ſind nun völlig in zwei Teile geteilt; die Hälfte kneipt im „Spitzer" unter Fiſcher von Schaffhauſen, die anderen unter Curti in der „Taube". Gegenſeitig werden die ärgſten Beſchimpfungen ausgewechſelt. Die Spitzerianer erklären, ſie gehen nur auf Piſtolen los, und das nimmt niemand an; ſie ſind bei den Franken, mit denen wir übrigens ſehr gut ſtehen, im Verſchiß, von den Knoten (Metzger u. dgl.) ſind ſie geholzt worden; Curti kaufte an der letzten Dult ein Paar hölzerne bemalte Piſtolen und überſandte ihnen, den Spitzerianern, dieſelben nebſt einem ſpöttiſchen Sendſchreiben. Sie glaubten, es komme von der ganzen Geſellſchaft, und ſchickten das Paket mit dem Titel „Buben" in die „Taube" zurück, wodurch nun ein allgemeiner Comment suspendu entſtanden iſt und die größten Exzeſſe zu erwarten ſind[1]).

Allein ſo kommun ſich dieſe Clique aufführt, ſo wenig Freude habe ich an unſerer Tübligeſellſchaft erlebt. Es ging ganz ordentlich, ſeit Fiſcher[2]) mit ſeinem Anhange weg war. Man war und iſt noch ſehr fidel; aber der Teufel ſchlug wieder ein anders Gift in die Suppe, nämlich den ehrenwerten Herrn Sidler. Dieſes zopfige Luder wird nämlich nicht nur gelitten, ſondern iſt nächſt Curti der einflußreichſte, und in der höchſten Gunſt des erſteren. Er iſt Redakteur des Wochenblattes, und da kannſt Du Dir denken, wie das beſtellt iſt. Talent kann man Sidlern zwar nicht abſprechen, hingegen iſt er ein Schwein unter aller Kritik, was den Stoff ſeiner Sachen betrifft. So letzten Samstag. Den Anfang ſeines herrlichen Vortrages machte ein erbärmliches Gedicht von 101 Strophen; dann folgten einige Folioſeiten von nichts als Zoten, [] die ſich dazu noch perſönlich auf Leemann bezogen. Leemann verbat ſich ſolche Schweinereien, wagte aber nichts weiter zu ſagen. Hierauf einige politiſche Salbadereien von Herrn Sidler

[1]) Hier befindet ſich im Papier ein Mohnölfleck, von den Worten eingerahmt: „Dieſer Mohnölfleck bittet um Entſchuldigung für ſein unberufenes Erſcheinen."

[2]) Vgl. oben S. 34.

und am Ende einige angebliche Korrespondenzartikel aus der Schweiz. Der wichtigste war die Nachricht, die Züricher hätten den Insurgenten im Aargau heimlich Munition geschickt oder schicken wollen, während sie der Regierung Truppen g e g e n dieselben zustellten[1]). Diese Nachricht war nun noch mit einer Brühe von Sidler übergossen, wie z. B. so etwas sei von Zürich ganz gut zu erwarten usf. Da stand ich auf und erklärte, das gehöre gar nicht in unser Wochenblatt. Die Handlung, welche den Zürchern zur Last gelegt werde, sei so niederträchtig, daß sie vorher als wahr begründet sein müsse, ehe er sie, nur etwa einem elenden Gerüchte zufolge, publizieren dürfe, besonders in einer Gesellschaft, welche mehrere Zürcher enthält. Zudem wies ich seine Nebenbemerkungen mit Verachtung zurück und verlangte Genugtuung. Da fuhr mir Curti und Konsorten übers Maul: Es sei eine Privatnachricht, welche man mitteilen m ü s s e, dafür sei das Wochenblatt da usf. und ich solle schweigen. Ich erwiderte, daß ich weggehen würde, wenn Sidler nicht revoziere. Curti darauf: „Das sei Wurst!" Hierauf stand Bendel, der seit langem auf Curtis Einladung wieder einmal gekommen war, auf, sagte, wenn man honorige Mitglieder s o behandle, so hätte er g e n u g S c h w e i z e r g e s e l l s c h a f t gehabt, nahm den Hut und ging. Darauf ging ich und nach mir Leemann. Das frappierte die Herren ein wenig, denn sie haben eben keinen Überfluß an alten Häusern und sonst fidelen Leuten. Brüller und Säufer sind zwar alle, aber sonst zu nichts tauglich. So stehen gegenwärtig die Aktien. Ich gehe immer in „Wagner", so auch Bendel und Leemann. Der „Erzähler", die „Neue Zürcher Zeitung" und die „Aarauer Zeitung" sind abonniert; doch komm' ich jetzt auf ein anderes Thema, denn dieses ist nicht sehr ergötzlich.

[1]) Im aargauischen Freiamt hatte die katholische Bevölkerung sich gegen die liberale Kantonsregierung erhoben. Darauf wandte sich die aargauische Regierung am 11. Januar 1841 an die zürcherische mit der Bitte um militärische Hilfe. Die (damals konservative) zürcherische Regierung sandte zwei Bataillone. Das Gerücht von der Pulversendung der zürcherischen Regierung an die Insurgenten war eine Verleumdung; es handelte sich um die Sendung eines privaten Händlers, die für die Westschweiz bestimmt war. Vgl. Neue Zürcher Zeitung, 18. Januar 1841, Beilage 7.

Nächsten Samstag werde ich ein kleines Bildchen auf den Kunstverein tun. Es ist die Aussicht auf das Limmattal vom Hottingerberg bei Zürich, Abend. Es sieht ungefähr so aus:

und ist ziemlich klar und saftig geworden[1]). Dann werde ich auch zwei Aquarellen ausstellen.

Heute habe ich eine Landschaft entworfen, die ich nächstens auch malen werde. Eine Felsschlucht mit der Aussicht auf einen Bergsee, welcher sich in schwarzen Tannenforsten verliert. Auf der Höhe rechts im Vorgrund ragt eine alte verknorrte Fichte in den Abendhimmel hinauf, welcher mit düsterm Rot hinter den entfernten Bergkuppen verglüht[2]). Ferner arbeite ich gegenwärtig an einem großen Karton für eine Waldlandschaft, 5′ 8″ lang und 5′ hoch. Vorn links sind große dunkle Baummassen, Linden, rechts ein Föhrenwald und in der Mitte durch die Waldlücke erblickt man die blaue Ferne mit Schneegebirgen. Ich werde bei der Ausführung trachten, durch Luft, Ferne und Mittelgrund die schwüle Hitze des Sommers auszudrücken, während der dunkelgrüne, saftige Vorgrund mit einigem klaren Gewässer als erquickender Schatten kontrastiert. Auf den 15. Februar verlasse ich dies Logis und sobald ich ein tüchtiges Zimmer habe, werde ich zur Ausführung schreiten. Ich arbeite mit frohem Mut, denn meine Quarks fangen an zu gelingen. Der Kunstverein strotzt die Zeit her von hübschen Bildern, aber meistens Landschaften; Lindenschmit[3]) hat zweimal ausgestellt. Das Jüngste Gericht von Merz[4]) ist fertig und hängt ebenfalls dort.

[1]) Es ist die bei Brun, Gottfried Keller als Maler, mitgeteilte Beilage 5.

[2]) Es scheint die ossianische Landschaft gemeint, Brun, Beilage 4.

[3]) Wilhelm Lindenschmit (1806—1848), Historienmaler, Schüler von Cornelius.

[4]) Cornelius' Jüngstes Gericht, gestochen von H. Merz.

Cornelius geht dieses Frühjahr nach Berlin; einige sagen, schon in sechs Wochen. Von Kaulbach weiß man nichts. Auf jeden Fall wird er hier bleiben.

Was Deinen Plan [1]) betrifft, so habe ich mehrere Bekannte darüber ausgeforscht. Sie finden alle, daß Cornelius' Abreise auf junge Künstler weiter keinen Einfluß haben könne, wenn sie nicht bisher unter seiner direkten Leitung gestanden hätten. Seine Werke sind ja immer vorhanden und zudem werden die wenigsten oder keine von den andern Meistern München seinetwegen verlassen, weil sie erstens alle durch verschiedene Verhältnisse gebunden sind, und zweitens schon aus dem Grunde hier bleiben, weil jeder um einen Grad höher steigen wird, wenn der Größte fort ist. Überhaupt verbergen sehr viele der hiesigen Künstler unter ihrer Lobhudelei heimlichen Neid und Eifersucht gegen Cornelius. Viele munkeln davon, daß es eben noch nicht entschieden, ob Kaulbach oder Cornelius der Größere sei.

Den 26. Januar.

Soeben komme ich von Süffert, mit welchem ich einige Stunden lang Lebensphilosophie gepflogen habe. Der gute Kerl ist in einer etwas pechbeschmierten Lage. Seit Du fort bist, hat er durchaus von der alten Bettel in der Barerstraße gelebt. Er ißt gänzlich bei ihr und empfängt sogar Taschengeld von ihr. Dabei ist sie aber ungeheuer eifersüchtig und wenn er etwa zur Seltenheit abends eine Stunde später bei ihr eintrifft, so macht sie skandalöse Auftritte. Er darf nicht einmal mehr ein Stündchen mit seinen alten Bekannten zubringen. Letzthin hat sie ihm erklärt bei einer solchen Gelegenheit, daß sie nichts mehr von ihm wissen wolle, da stand er wie der Esel am Berg und hatte nichts zu beißen noch zu brechen; glücklicherweise hatte ich gerade Geld, sonst wäre er im tiefsten Dreck gesessen. Zwar konnte es die Alte nicht lange ohne ihn aushalten und suchte ihn wieder auf; aber dessenungeachtet kann es nicht mehr so gehen. Bernhardt [2]) hat jetzt wieder vierzehn Schüler, welche halb München gratis malen, so daß jedes Mädel sagt: „Ich

[1]) Wegen Cornelius' Abreise von München nach Italien zu gehen.
[2]) Joseph Bernhardt (1805—1885), Porträtmaler.

kann nur bei Bernhardt oder sonst einem jungen Maler sitzen, so werde ich umsonst gemalt!" Was sind da für Hoffnungen für einen Anfänger, der ganz für sich allein dasteht und nirgends eine Quelle besitzt, aus der er noch schöpfen kann? Er muß daher fort von hier, was einen starken Grund darin hat, daß, wenn er seine Existenz in München auch noch mit allerlei Mist und Schmierereien erzwingen könnte, doch darüber sein Erlerntes und sein Talent zugrunde gehen würde. Amsler[1]) und andere haben ihm deshalb auch geraten, sobald als möglich in die Schweiz oder wo anders hin zu gehen, wo er seine erworbene Geschicklichkeit anwenden könne. Daher bitte ich Dich, es zu schreiben, wenn Du in Schaffhausen oder sonst nur für den Anfang irgendeine Bestellung oder Aussicht für ihn wüßtest. Du würdest mich so sehr verbinden als ihn, der mir sehr lieb geworden ist; er hat trotz aller Widerwärtigkeiten und Tollheiten, in die er seit einiger Zeit versunken ist, dennoch einen gesunden Sinn, ein gutes Herz und Gefühl sich erhalten und zeichnet sich in dieser Hinsicht sehr vorteilhaft vor Leemann aus, der täglich fetter wird an Charakterlosigkeit und dumpfer Lethargie. Leemann ist mir wirklich ein Rätsel. Eine solche Mischung von Talent, Gediegenheit in seinen Arbeiten, Geschmack auf der einen Seite, auf der andern das zopfigste Mistgeschwätz, Zotenreißerei und rücksichtsloser Geselligkeit, Pumperei, Eigennutz usf. ist mir noch nie vorgekommen. Wenn er heut über jemanden schimpft und lästert, so ist er morgen dessen intimster Gesellschafter, weil ein Sechser bei ihm zu pumpen ist. Diese Viertelstunde schwatzt er an dem Tische mit einigen tüchtigen Kerls über Kunst, und die andere trägt er einigen einfältigen Jungens an einem andern Tische den erbärmlichsten Seich vor. Tausendmal ärgere ich mich an ihm und schwöre, nichts mehr von ihm wissen zu wollen, und doch habe ich das Luder gern, wenn er wieder, wie das Chamäleon, eine andere Farbe annimmt.

Was Deine Ideen von Italien betrifft, so wüßte ich mir kein größeres Vergnügen, als an Deiner Seite das alte Paradies zu durchwandern; allein für mich ist's noch zwei Jahre zu frühe und

[1]) Samuel Amsler (1791—1849), Kupferstecher.

vielleicht für Dich auch. Denn ich habe mir vorgenommen, Italien nicht eher zu sehen, als bis ich meiner Kunst vollkommen Meister, und ich die göttliche Natur und alle Schätze dort im vollsten, unverkümmerten Maße genießen kann, und das wäre vielleicht auch auf Dich anzuwenden.

Hingegen möchte Düsseldorf und Paris für jetzt noch geeigneter sein. In Düsseldorf geht die romantische und poetische Malerei in hohem Schwange und in der Technik ist dort mehr zu holen, als in München. Jedoch ein Jahr noch in München zu sein, wird weder Dir noch mir zum Nachteil, eher zum Nutzen sein, besonders wenn Du Deinem Vorsatz, künftig nur ungeteilt der Kunst zu leben, getreu bleibst.

Schließlich habe ich noch zwei Bitten vorzutragen. Die erste ist die Wiederholung, daß Du wegen Süffert Dich ein wenig umschauen möchtest, die zweite ist, daß Du mir gefälligst möglichst genaue Nachricht über den erwähnten Vorfall wegen den Pulverwagen, die die Regierung von Zürich den Aargauer Insurgenten geschickt haben soll, übersenden möchtest; denn es liegt mir viel daran. Erwahret sich das Gerücht, so habe ich keine andere Wahl, als mich zu schämen und zu revozieren; erweist es sich aber als erlogen, so werde ich den Herrn Sidler ein wenig beim Füdli nehmen.

Dein ergebenster Keller.

Schreibe mir so viel und schnell als möglich.

Beiliegend ein Kopf von Süffert, den Du, wie er sagt, erwartest; dann zwei Bogen Zigarrenpapier und eine kleine Neuigkeit von Neureuther[1])!

22. An die Mutter

München, den 25. Jenner 1841.

Liebe Mutter!

Da einer meiner Bekannten von Winterthur nach Hause reist, so benutze ich schnell diese Gelegenheit, Dir den Empfang des übermachten Geldes zu berichten, und zugleich meinen schuldigen Dank dafür abzustatten, sowie dem Anneli[2]) für den überschickten Gulden,

[1]) Eugen Neureuther (1806—1882), Zeichner und Maler.

[2]) Marti.

welcher mich sehr gerührt hatte, besonders nachdem ich die große Zuvorkommenheit meiner eignen und vermöglicheren Verwandten vernommen hatte[1]). Ich werde diesen Gulden aber nicht ausgeben, sondern als ein Andenken behalten. Mein letzter Brief war also überflüssig, und da keines von meinem Gelde mehr vorhanden ist, so berücksichtige demnach meinen Wunsch, die Schüblinge betreffend, nicht weiter. Der Konto des Herrn Leuthold ist ganz rechtmäßig, und ich bin verflucht ärgerlich, daß ich Dir es nicht mehr geschrieben habe, ehe noch Geld von mir da war; hättest Du nur davon genommen, ich habe es vergessen zu sagen, als ich verreiste, weil ich sonst den Kopf voll hatte. Ich habe nämlich zwei Hefte Landschaften von ihm gekauft, welche mir sehr nützlich sind; indessen werde ich es bei irgendeiner Gelegenheit vergüten, da ich oft in Verkehr bin mit solchen, die nach Hause reisen und mir etwa etwas schuldig sind.

Da ich in vierzehn Tagen wieder Gelegenheit habe, etwas nach Hause zu schicken, so werde ich alsdann auch Regulas Brief beantworten, unterdessen soll sie nicht zu viel Branntwein trinken und nicht zu früh die Beine strecken[2]). Münch werde ich nächstens auch schreiben, sein Brief hat mich sehr gefreut. Gestern ist ein junger Ulrich aus dem Kratz hier angekommen, mit dem ich noch in die Schule gegangen bin. Wir trafen unvermutet im englischen Café zusammen; ich kannte ihn gar nicht, bis mir ihn Koch (aus der Farb) vorstellte, und da erinnerten wir uns plötzlich aller der tollen Streiche, die wir in der Industrieschule gemacht hatten und wegen deren ich ausgejagt worden bin.

Doch habe ich jetzt nicht Zeit mehr zu schreiben und verweise daher auf die nächste Sendung, die in vierzehn Tagen erfolgen

---

[1]) Keller hatte durch den Oheim von seinem in der Schirmlade in Glattfelden liegenden väterlichen Vermögen vom Mai bis zum September 1840 150 Gulden erhalten. Von dem Rest im Betrage von 86 Gulden sandte ihm der Oheim im November 40 Gulden und nun neuerdings auf die dringenden Vorstellungen von Mutter und Sohn die letzten 46 Gulden. Die Mutter hatte ihm erklären müssen, daß sie ihm für alle Folgen, die ihm als Kurator bei der Waisenbehörde aus der eigenmächtigen Auslieferung des Geldes erwachsen würden, mit ihrem Frauenvermögen bürgen wolle.

[2]) Nicht zu früh ins Bett gehen.

wird und wo ich dann auch meinen andern Freunden schreiben werde, welche ich unterdessen alle grüße, und verbleibe

Euer Sohn und Bruder
Gottfr. Keller
Akademie der bild. Künste.

Ich lasse alle im Hause grüßen und auch Bäbeli, welches ich gerne sehen möchte, den lustigen Bodenzweck.

23. An Johann Salomon Hegi

München, den 4. Februar 1841[1]).

Mein Lieber!

Ich erhielt Deinen letzten Brief, während ich die Leinwand schon fortgeschickt hatte, und lachte darüber heimlich ins Fäustchen. Doch war ich traurig dabei, daß ich Dir die Pfeife nicht zugleich schicken konnte. Jetzt aber übersende Dir, Deinem eröffneten Kredit zufolge, den Pfeifenkopf. Fräulein Sulzer übergab mir für Dich 4 Kronentaler. Damit ging ich zu Hannes, um den Kopf, wie ich meinte, für 6 Gulden einzulösen; kostete aber 9, sage neun Gulden, wofür ich eine Quittung in Händen habe. Es blieben mir also 1 Gulden 48 Kreuzer übrig, wofür ich kein ordentliches Besteck bekommen hätte, und eignes Geld habe ich gegenwärtig nicht einen Pfenning. Zudem war meine Aufenthaltskarte abgelaufen und Du weißt meine erste Geschichte mit derselben. Die Nutzwendung dieses Restes von den 4 Taler unterlag also keiner langen Wahl und wurde demütigst den andern bisherigen Verwaltungssünden beigefügt und Deiner großmütigen Einaugezudrückung anheimgelassen. Ich war Dir also, wie Du verreistest, schuldig:

8 Gulden 30 Kreuzer
56 Kreuzer Leinwand
und jetzt 1 Gulden 48 Kreuzer

Ausgegeben habe ich für die überschickte Leinwand zu Endtrichs Taler . . . . . 1 Gulden 48 Kreuzer

bleibt also 9 Gulden 26 Kreuzer

[1]) Keller schreibt irrtümlich 1840.

Diese Summe werde ich Dir, wenn Du solang willst Geduld haben, bei Deiner Zurückkunft erstatten, und Du wirst vielleicht meinen pechiösen Zustand begreiflich finden, wenn ich Dir melde, daß ich von Hause die vergnügliche Nachricht erhalten habe, daß ich nichts mehr zu erwarten hätte, indem das hochzulebende Oberwaisenamt es für unnötig erachtet habe, daß ich länger Geld brauchen soll; ich könne jetzt schon etwas gelernt haben u. dgl. Meine Mutter schrieb es mir mit dem größten Kummer und bat mich, nach Hause zu kommen, wo ich bei ihr schon leben könne, hingegen in München könne sie mich mit dem ihr Zugemessenen nicht erhalten. Solche Nachrichten haben mich sehr belustigt, denn ich bin ganz plessierlich auf den Sand gesetzt und frei, wie der Vogel in den Lüften, oder vielmehr vogelfrei. Jetzt heißt's in die Hände gespuckt und geschafft; die Zeit der und Zwetschenkuchen ist vorbei, und es ist erschienen die Zeit der Wagnerischen Würste mittags oder auch nur abends. Ich arbeite wie ein Neger in einer Zuckerplantage und das gerne. Ich wollte diese Woche vier Gegenstände ausstellen, da schlug der Teufel dazu, daß der Verein für dieses Jahr geschlossen und erst nach der Verlosung (am 14.) wieder geöffnet wird. Doch bitte ich Dich, meinen Bankerott juhee! noch niemanden zu erzählen, wenigstens keinem in München Lebenden, denn ich möchte den Übergang in meine Selbständigkeit ganz unbemerkbar machen, wegen der Charaktergröße, welche gewisse Leute in solchen Fällen besitzen.

Ein Besteck wirst Du gewiß in Schaffhausen oder jedenfalls in Zürich und besser nach Deinem Geschmacke finden, als ich es hätte tun können. Biberstein sehe ich täglich; er bat mich, ihm die Anatomie noch ein wenig zu lassen; ich werde ihn schon im Auge behalten. Was den krummen Pfandhauszettel[1]) betrifft, so ist derselbe ungültig, indem der Student gar nirgends aufzufinden war, und folglich der Süffert den Frack nicht einlösen konnte am bestimmten Termine und derselbe erfolglos vorüberstrich. Curti sagt, er verreise künftigen Dienstag nach Hause und will deswegen noch einen Commerce zusammenbringen, wird aber, im Fall er

[1]) Pfandhauszettel eines gewissen Krumm.

nicht wichst, schwer halten, denn unter zehn Schweizern, die täglich im „Wagner" kneipen, pumpen acht.

Einige Neuigkeiten.

Fanny im „Wagner" ist gesegneten Leibes von einem obskuren Studentlein. [] Sie verläßt heute ihren Platz, und wir sind gespannt auf die Ersatzmännin. Hochstettler hat sich gänzlich von den Schweizern zurückgezogen, was ich ihm nicht verarge.

Neulich hat ein siebzehnjähriger polytechnischer Schüler drei Offiziere der königlich bayrischen Armee ausgeschmiert. Der Fall war folgender: Es war Ball im Museum. Der Student stand mit seiner Schönen, welche nach jetziger guter Sitte ein ein wenig weit ausgeschnittenes Kleid trug, in der Reihe. Hinter ihm stand ein Offizier und schaute fortwährend mit gierigen Blicken auf den Busen der Dame. Endlich nannte ihn der Studio, der es schon lange bemerkt hatte, einen unverschämten, rohen und pöbelhaften Menschen und tanzte darauf weiter. Nach Beendigung des Tanzes kam der Offizier zu ihm und verlangte die Wiederholung seiner Ausdrücke, deren er sich vorhin bedient hatte, was der junge Mensch ganz frank tat und noch einige Zusätze beifügte. Darauf kontrahierten sie und zwei andere Laffen von Offizieren, die dabeistanden, forderten den Studenten ebenfalls. Bald darauf ging man los. Der erste bekam einen Schmiß übers ganze Gesicht herunter, von der Stirn bis zum Kinn; dem zweiten wurde der Arm halb weggezwackt und der dritte ebenfalls angeschissen. Der Student ging ganz frei aus. Von den Offizieren war der eine vom Stab, der andere Artillerieleutnant und der dritte ich weiß nicht was, ich glaube einer der Erzieher vom Kadettenkorps. Die Herren sind alle arretiert. Daß es unter den Studenten und Künstlern einen allgemeinen Jubel erregte, kannst du denken.

Mein Philister, der ehrsame Herr Leutz, wird künftige Woche heiraten. Ich habe in der Lerchenstraße, im Milchgarten, wo Koch[1]) wohnt, ein Zimmer gemietet mit dem reinsten Nordlicht und schönster Aussicht für fünf Gulden. Schlachtenmaler Dietz[2]) hat vor mir dasselbe bewohnt.

[1]) Wohl Joseph Koch (1819—1872), der Münchener Landschafts- und Tiermaler.

[2]) Feodor Dietz (1813—1870).

Süffert läßt Dich grüßen; er hat jetzt Hoffnung auf zwei Bestellungen, jede zu fünf Karolinen. Die Verlosung betreffend werde ich auf Deinen Gewinst passen wie ein Sperber. Leemann malt einen Herrn Imhof, Mediziner von Aarau. Er wird auch für den Lithographen Hahn Zeichnungen aus der Basilika machen.

Leb wohl und schreibe mir bald. Dein Keller.

Gestern war eine Künstlerfete im Theater und in vierzehn Tagen wird Maskenball ebenfalls der Künstler daselbst sein. Sonst ist nichts hier [als] die gewöhnlichen Redouten im Odeon und Theater, wobei das neue Rheinlied[1]) bis zum Ekel abgeleiert wird.

24. An Johann Salomon Hegi

München, den 6. Februar 1841.

Lieber Hegi!

Da Curti heimgeht, so gebe ich ihm einen Brief mit, hauptsächlich um Dich tüchtig auszuschelten, daß Du mir den Empfang des Pfeifenkopfes noch nie gemeldet hast. Es scheint mir, der Dämon der Faulheit sei in Dich gefahren, oder bist Du etwa schon in Zürich? Bei Fräulein Sulzer bin ich schlecht abgefahren und das durch die unzeitige Schwatzhaftigkeit meiner Leute in Zürich. Ich hatte nämlich früher einmal heimgeschrieben, ich hätte von Fräulein Sulzer lauter kleine Münz bekommen[2]). Nun schrieb die Sulzer jüngsthin nach Zürich, es wäre ihr angenehm, wenn sie das Geld m i r auszahlen könnte, anstatt dorthin zu schicken, worauf ihre Geschäftsleute dort antworteten, daß ich es nicht mehr wollte, indem ich nur s c h l e c h t e s Geld bekommen hätte. Das war natürlich eine Beleidigung für sie, auch habe ich diesen Ausdruck gar nicht gebraucht. Von allem nichts wissend, ging ich wieder einmal hin, um zu fragen, ob sie nichts nach Zürich zu schicken hätten, worauf sie mir antworteten, sie werden mir niemals mehr irgend etwas auszahlen, es sei unverschämt von mir ꝛc. und hielten mir den Brief vor, den sie bekommen hatten. Da stand ich wie der Butter an der Sonne. Ich redete ihnen den Kasus zwar aus

[1]) Von Nikolaus Becker (1809—1845): „Sie sollen ihn nicht haben usw." Es war 1840 entstanden.

[2]) Vgl. oben S. 24, wo aber die Rede von einer Frau Hofmann ist.

und versicherte sie, daß ich den Ausdruck s c h l e c h t nie gebraucht hätte, und daß ich es unverzüglich nach Hause schreiben werde, um die Sache zu berichtigen; aber ich bin nun doch einmal in ein unangenehmes Verhältnis mit diesen Leuten gesetzt.

Im Kunstverein geht's pompös zu die Zeit her. Lauter vortreffliche Sachen von Bürkel, Morgenstern[1]) ꝛc. Diese Woche war besonders glänzend. Eine Judith von Riedel[2]) in Rom war da, vom König angekauft. Ich habe noch nichts so schön Gemaltes gesehen; es ist vollkommen in jeder Beziehung. Die Wirkung der Beleuchtung wahrhaft magisch. Die Stoffe aufs herrlichste gezeichnet und behandelt. Es ist eine Figur in Lebensgröße, Kniestück, wie sie aufs Schwert gestützt dasteht, vom Kopf des Holofernes sieht man nur die Haare, was nach meiner Ansicht sehr gut ist. Leemann hat sie auch gesehen, ich wiederhole nur sein Urteil in dem Gesagten. Ich bearbeite Leemann tüchtig und habe es dazu gebracht, daß er wieder in den Kunstverein gehen wird. Überhaupt widerrufe ich einen Teil dessen, was ich früher über ihn geschrieben habe; ich habe eingesehen, daß er eigentlich nur in Kleinigkeiten und Nebensachen, wie Pumperei u. dgl., charakterlos ist, daß schon viele tüchtige Künstler jahrelang in Untätigkeit und Liederlichkeit versunken waren, und plötzlich wieder aufwachten. Leemann ist jetzt achtundzwanzig Jahre alt; vielleicht wird er im dreißigsten Jahre das Versäumte glänzend nachholen; so glaube ich wenigstens gewiß. — Doch auf den Kunstverein zurückzukommen, so sind dort diese Woche auch eine ganze Menge Aquarellen von englischen Künstlern ausgestellt gewesen; große und kleine, herrliche Partien aus Schottland und England, so ganz à la Walter Scott. Du hättest sie sehen sollen, diese Kraft, diesen Effekt, diese geniale, neue Behandlung und technische Anwendung der Mittel. Die hiesigen Aquarellisten glotzten sie mit großen Augen an und wußten gar nicht, wie sie gemacht waren. Vor zwei Wochen habe Ich zum erstenmal zwei Aquarellen ausgestellt; doch wurden sie nicht gekauft, weil noch kein Schiedsgericht gewählt ist. Indessen soll ein Herr um meine Adresse gefragt haben; das Luder ist aber nicht

[1]) Bürkel s. oben S. 34. — Christian Morgenstern (1805—1867), Landschaftsmaler.

[2]) August Riedel (1799—1883). Seine berühmte Judith entstand 1840.

gekommen. Du wirst wissen wollen, was man dazu gesagt hat? Ich weiß nicht! Wer mit mir davon sprach, schmeichelte mir sehr, aber auf das kann man nicht gehen. Einige haben mir gesagt, sie hätten's auch von andern rühmen hören. Als ich im Verein war, hörte ich die zerstreuten Worte fallen: Keck gemacht, artig komponiert und dergleichen mehr. Auf jeden Fall sind die Sachen zu unbedeutend, als daß sie einer eigentlichen Kritik würdig wären. Sobald das Schiedsgericht gewählt ist, stelle ich wieder zwei Aquarellen aus nebst einem kleinen Ölbilde. Das große Bild, von dem ich Dir geschrieben habe[1]), wird noch einige Zeit aufgeschoben, vielleicht bis künftigen Winter, weil ich alsdann tüchtige Baumstudien dazu haben werde. Für jetzt mache ich einige andere angefangene Sachen fertig; sowie einige Partien aus unsrer Heimat. Ich wohne nun im Milchgarten bei ganz honetten Leuten. Ich habe ein hübsches Zimmer mit Nordlicht und schöner Aussicht, eine dicke Magd und einen artigen Hausbesen, alles für fünf Gulden monatlich. Doch schicke mir die Briefe nur gleich an die Akademie, wegen etwaniger Verlegenheit, in die ich versetzt werden könnte, wenn Du sie ins Haus adressierst. Süffert vegetiert immer gleich. Er dankt Dir für Deinen Rat. Doch muß er wahrscheinlich noch bis nach Ostern warten, bis das Reisegeld von Hause kommt; alsdann wird er aber verreisen nach Basel und über Schaffhausen gehen. Curti geht, wie Du im Anfange meines Briefes ersiehst, endlich einmal heim und das ist Pech; er ist der einzige, welcher unsere Gesellschaft noch bei den Korps vertreten hat. Wir haben die Kneipe nun im „Kaltenegger" auf dem Promenadenplatz, ein schönes Lokal. Im ganzen hat die Gesellschaft sich bedeutend gebessert. Es sind zwei Kneiptage; der Samstag ist vermittelst einer Buße für Ausbleiben und Zuspätkommen verbindlich gemacht; und ist die Gesellschaft daher immer zahlreich. Das Ehrengericht, worin auch ich sitze, verhütet alle gemeinen Auftritte und hat sich schon ziemlich nützlich bewährt. Die Brüller werden so viel als möglich unterdrückt und geschaßt, wenn sie nicht ruhig sind. Doch fürcht' ich, es werde alles zerfallen oder in den alten Schlendrian zurückkehren, wenn Curti fort ist, denn ich weiß gar keinen Präses für ihn. Die Spitzerianer kneipen noch immer dort.

[1]) Oben S. 44.

Fischer[1]) ist auch von ihnen geschaßt worden und steht nun vereinzelt da. Übrigens sind sie alle von allem ausgeschlossen; sie können nicht einmal ein geordnetes Lied singen; viel weniger einen Kommers halten, und doch sind die meisten Studenten. Wir haben anfangs Februar in Einsiedeln Kommers gehabt. Ein Gast wichste zwei Saum Bier. Die Welschen Gendre [?], Zuvic, Esquuier [?] ꝛc. waren alle da, sowie der Mr. Eßlinger von Zürich. Curti erklärte, der Kommers sei einer der schönsten gewesen, die schon gehalten worden seien von Schweizern. Letzten Mittwoch war ich am Schwabenkommers und Brandschwitte[2]). Die Schwaben und Franken kommen häufig auf unsre Kneipe, doch sehen sie beiderseitig es nicht gern, daß wir beiden zugetan sind. So sind beim Kommers die Franken nicht erschienen, weil wir die Schwabenwaffen hatten.

In München ist gegenwärtig das göttlichste Frühlingswetter, eitel Sonnenschein und blauer Himmel. Leemann und ich und Guignard wallfahrten oft des Nachmittags nach dem „Lettinger", dem „Franziskaner" usf. und führen ein beschauliches Leben mitten im ärgsten Hunde. Im „Wagner" pumpen bis an einen oder zwei alle Schweizer. Einen Spaß von gestern muß ich Dir doch noch erzählen. Leemann, Guignard[3]), ein Deutscher und ich spazierten in der Au. An einem nicht gar hohen Fenster saß ein hübsches Mädchen und strickte. Leemann entdeckt sie; nun stehen alle vier vor dem Fenster still, lachen und strecken die Köpfe zum offenen Fenster hinein; das Mädel steckt das Köpfchen hinter den Vorhang und will sich verbergen; geht aber nicht fort; nun treiben wir die längste Zeit das reinste Schindluder vor dem Hause und scherzen mit dem Kinde, ohne zu achten, daß die Mutter desselben herzugekommen ist, daß sich hinter uns ein ganzer Kreis von Weibern und Kindern gesammelt hat, welcher auf einmal entsetzlich zu schimpfen und heulen anfängt: „Nu! Was is denn das, ihr rotzigen Lauser, ihr Saulümmel, glaubt ihr, wir seien lauter Schnaillen da" usf. Das

[1]) Von Schaffhausen, vgl. oben S. 34.

[2]) Schwitte (suite) soviel wie Kommers; auch studentischer Ausflug.

[3]) J. S. Guignard (1811—1897), aus der Nähe von Orbe stammend, Porträtist und Landschafter, von 1843 bis 1884 Zeichenlehrer am Collège in Lausanne.

Mädchen erſchrickt, fängt an zu weinen und läuft vom Fenſter weg. Wir aber erlangen endlich mit einiger Schwierigkeit unſern Rückzug und nun folgt uns die ganze Hatz nach bis zum Ende der Häuſer, mit Schimpfen und Schelten, ſo daß wir die Bäuche halten mußten vor Lachen. Wie wir aber ſahen, daß ſich einige große, ſchmierige Kerls dazu ſchlugen, beſchleunigten wir doch ein wenig unſere Schritte und verſchwanden ganz ſpurlos im Franziskanerbräu. — Doch muß ich enden, da Curti preſſiert und dieſen Abend ſein Abſchied losgegeben wird im „Wagner“[1]). Ich freue mich kindiſch darauf, denn wir werden ſo fidel ſein, als Du weder in Schaffhauſen noch in Zürich ſein kannſt, und das ſei meine Rache dafür, daß Du mir ſchon zweimal das Maul wäßrig gemacht haſt mit Deinem Wein, Käſ' und Knaſter. Noch muß ich melden, daß ich Redakteur geworden bin. Schreibe mir recht bald, wie Dir der Kopf gefällt, was Du machſt, kurz alles. Dein Keller.

Alle grüßen Dich, Leemann, Bendel, Süffert, Storz ꝛc. und ich auch.

Scheuchzer iſt über fünf Wochen krank gelegen. Er arbeitet noch nichts und grüßt Dich.

Koch iſt nach Wien verreiſt, Keſer[2]) nach Vivis, ſie gaben dem Architektenverein und etwa fünf oder ſechs Schweizern im engliſchen Café einen tüchtigen Wichs, wobei es ungeheuer lärmend zuging.

25. An die Mutter

München, den 4. April 1841.

Liebe Mutter!

Wider Erwarten muß ich noch einmal zu Deinem Schreibtiſche meine Zuflucht nehmen und Dich erſuchen, mir unverzüglich nach Empfang dieſes Briefes, oder wenigſtens gleich an der Oſtern, 30 Gulden zu überſchicken, welches Dir vermöge der eingehenden Zinſe ſchon möglich ſein wird; bis Maien, wo Du das Geld wieder brauchſt, wird ein Zürcher, namens Werdtmüller, nach Hauſe kommen, und dieſem werde ich dann das Geld wieder mitgeben. Du wirſt Dich wundern, zu was ich dasſelbe ſo notwendig brauche, und es diene Dir desnahen zur Nachricht, daß ich

[1]) Keller hat zu Curtis Abſchied von München einen „Nachruf“ gedichtet.

[2]) Johann Jakob Samuel Keſer (1813—1902), Architekt.

es einem Vergolder schuldig bin, welcher gestorben ist und dessen Rechnungen nun alle unverzüglich abgeschlossen werden müssen, was mich ein wenig ins Pech setzt; denn mit den Gerichten usw. läßt sich's hier nicht spaßen. Indessen hätte ich Dir gar nicht darum geschrieben, wenn nicht eben fast alle meine Bekannten ebenfalls auf dem Hund wären. Doch macht's weiter nichts; bis Ende April habe ich wieder eine Arbeit fertig, und dann schicke ich die 30 Gulden sogleich zurück, weil ich wohl weiß, daß Du sie nicht entbehren kannst. Sonst lebe ich ganz gemächlich hier, esse, trinke und arbeite. Bisweilen unternimmt man auch einen kleinen Ausflug. So waren wir letzthin unser vierzehn mit dem Dampfwagen nach Augsburg gefahren und zwei Tage alldort verblieben; es gefiel mir sehr gut dort. Ich habe schon mehrere Sachen hier ausgestellt und habe einige Ehre damit aufgelesen; sonst geht alles vortrefflich; vielleicht komme ich auf den Sommer für einige Wochen heim, wenn es fortgeht, wie es angefangen hat. Ich habe letzthin so ungefähr berechnet, wie lange ich schon hier bin, und zu meinem Erstaunen gefunden, daß es nun bald ein Jahr ist, welches mir vorüberging wie ein Traum.

Nächstens werde ich einen größeren Brief schreiben und bitte Dich nur noch, niemanden nichts von meinem Anleihen was zu sagen; am allerwenigsten dem Herr Onkel, denn da ich es nur b o r g e von Dir, so hat auch niemand seinen Senf dazu zu geben. Ich hoffe, Ihr werdet mir alles mögliche Neue schreiben, das es gegeben hat. Ich grüße alles, besonders Regula; dann Heinrich[1]), letzterem werde ich in nicht langer Zeit auch schreiben. Was macht der alte Hotz? Kellers grüße ich auch alle. Auch die Rordorfen nicht zu vergessen, und wenn der jüngere etwa verreist, so soll er mir doch noch vorher schreiben.

Euer ergebener Sohn und Bruder

G. Keller.

26. An die Mutter

München, den 10. April 1841.

Liebe Mutter!

Mit großer Freude habe ich Deinen in Wuhrmanns eingeschlossenen Brief empfangen; zu meinem nicht geringen Ärger aber

[1]) Scheuchzer.

die Nachricht von dem schändlichen Briefe meines alten Hausphilisters darin gelesen[1]). Folgendes ist die Sache: Fischer und ich kündigten ihm das Logis auf, weil auf die Letzte gar nichts mehr geputzt wurde, und die größte Schweinerei bei ihm war. Als wir fortzogen, waren wir ihm zusammen noch 29 fl. schuldig, konnten's aber gerade nicht bezahlen. Wir versprachen ihm's in zehn Tagen, und da wir nun am zehnten nicht gerade kamen, geht der Schuft scheint's hin, und schreibt nach Glattfelden, weil er Fischers Wohnort oder Geburtsort nicht wußte. Es ist daher ganz recht, daß Herr Onkel den Brief zurückschickte; sowie überhaupt, wenn etwas Ähnliches je wieder passieren sollte, das gleiche Verfahren zu empfehlen ist, denn solang ich hier bin, hat keiner dieser Schurken nach Hause zu schreiben. Daß man dann und wann etwa einige Schulden haben kann, bringt halt das Leben in der Fremde ganz leicht mit sich und Du mußt Dir etwa deshalb keine Sorgen machen; es kommt alles nur nach und nach und wenn ich zusammenrechne, was ich seit meinem Hiersein schon gebraucht habe, so finde ich, daß ich im Verhältniß mit vielen andern einer der Sparsamsten gewesen bin. Alle brauchen im Durchschnitt, das heißt von den Unvermöglicheren, 400—450 fl. jährlich und ich habe erst ungefähr 300 Gulden gebraucht. — Der miserable Hausmeister ist jetzt bezahlt, hingegen muß ich Dich bitten, auf jeden Fall meiner Bitte im letzten Briefe, den Du empfangen haben wirst, schnell zu entsprechen; bis Ende Mai wirst Du das Geld sicher wieder erhalten. Ich bekomme sonst Unannehmlichkeiten hier. Ich wohne nun vor der Stadt in einem prächtigen Hause bei honetten Leuten, welche mir soeben, da es Ostersonntag ist, einen Teller voll Ostereier ins Zimmer bringen. Ich habe ein hübsches Zimmer für 4 fl. und das Frühstück beziehe ich von meinen Hausleuten. Fischer wohnt nicht bei mir, da ich größere Bilder mache und eifrig studiere, so zog ich es vor, allein zu sein. Da ich bis

[1]) Kellers Hausherr in München, Kaspar Leutz, richtete im März einen Brief an die „hochgeborene gnädige Frau Keller in Glattfelden, Kanton Zürich", worin er den rückständigen Hauszins für G. Keller von 29 fl. 21 Kr. forderte. Der Brief kam an den Onkel, der schrieb ihn ab, machte ihn auf das sorgfältigste wieder zu und sandte ihn unfrankiert nach München zurück. (Brief der Mutter vom 25. März 1841.)

zum 21. April die Schuld des Vergolders bezahlen muß, so wirst Du die Sendung ein wenig beschleunigen, wenn Du bedenkst, daß Geldpakete immer gute acht Tage auf dem Wege sind.

In bestimmter Erwartung einer günstigen Antwort verbleibe ich Dein dankbarer Sohn G. Keller.

Regula werde ich schreiben und das Stammbuchblatt schicken, sobald jemand in die Schweiz reist.

27. An Johann Salomon Hegi

München, den 10. April 1841.

Lieber Hegi!

Ich schreibe diesen Brief bei Leemann, und daher wirst Du es entschuldigen, daß es weder mit Feder noch mit Tinte, sondern nur mit einem guten Regensburger Bleistifte geschehen kann; und daß Du ihn vielleicht ein wenig unleserlich findest, mußt Du einem unbedeutenden Zopfe oder Zöpflein zuschreiben, den ich diesen Vormittag in Süfferts und Leemanns Gesellschaft in einer Weinkneipe getrunken habe. Dein letztes wertes Schreiben habe ich richtig erhalten und daraus ersehen, daß Du in Zürich gewesen bist, wofür ich Dich herzlich beneide. Das erste, wovon ich in meinem Zopfe spreche, soll ein unbegrenzter und rücksichtsloser Rüffel sein über die Art, womit Du mit Deinen Pfeifenköpfen umgehst. Warum kannst Du denn zu den Ludern nicht Sorge tragen? He! Du Kuhhorn, Du unvorsichtiger Tobias, Du leichtsinniger Aron? Ich kann Dir nicht genug sagen, wie Dein immerwährendes Pech mit Pfeifenköpfen mich schmerzt. — Curti wird Dir gesagt haben, daß wir ihn bis Augsburg begleiteten und dort noch sehr fidel waren [] ꝛc. ꝛc. Dich selbst betreffend, hoffe ich Dich bald hier zu sehen, wo nicht, so dürftest Du mich leicht nicht mehr in München finden, denn das Leben fängt alsgemach an, sich so ein wenig pechiös für mich zu gestalten. Schon habe ich dreimal was ausgestellt, Komplimente darüber eingesammelt, aber noch nie eine von jenen vermaledeiten Ankaufsnummern an meinen Bildchen entdeckt. Dabei kann meine liebe Alte mir nichts mehr schicken, ohne äußerste Einschränkung, und um ihr allen Kummer zu ersparen, schreibe ich ganz fidel nach Hause, als ob ich in größten

Floribus lebte, indes ich ganz gemütlich auf dem räudigsten und schäbigsten Hunde reite, den es jemals gegeben hat. Meinen Bekannten sage ich immer, ich erwarte noch Geld von Hause, sonst hätten sie wahrscheinlich vermöge ihrer glänzenden Generosität mir längst nichts mehr gepumpt und ich wäre also schon längst krepiert. Du siehst also, daß ich die Sache ziemlich leicht aufnehme; ich lebe, wie der elendeste Windbeutel, in den Tag hinein, und setze meine Hoffnung immer auf die nächste Arbeit, die fertig wird, doch immer vergeblich, und so bleibt mir keine andre Aussicht, als heimzugehen, und Kopist bei Schultheß im „Rech" oder bei Pestalutz im „Steinbock" zu werden, oder als ein zweiter Andermatt[1]) in München zu florieren, ohne Zweck, ohne Mittel, ohne Aussicht, und endlich mit Schulden beladen heimgepeitscht zu werden. Dies die Schattenseite meiner gegenwärtigen Lage, die Lichtseite besteht lediglich darin, daß ich mir selbst sage: „Mut, Kellerchen, du hast dich ein wenig unbesonnenerweise ins Leben hinausgeworfen, bist ins Pech geraten; aber es wird schon wieder anders kommen; tue immer dein Möglichstes, und du wirst auch wieder herausgezogen werden, andere haben auch das nämliche Los gehabt, die jetzt der verdammten Hure von Glück im Schoß sitzen, und es dient vielleicht zur größeren Würze deines spätern Lebens, einst sagen zu können, das und das habe ich durchgemacht, und ich habe oft lange Zeit nur Disteln und stinkende Krötenblumen, statt Rosen und Lilien gepflückt. Das einzige, was mir Angst macht, ist die Furcht, ein gemeines, untätiges und verdorbenes Subjekt zu werden, und ich muß mich ungeheuer anstrengen, bei dem immerwährenden Peche dies zu verhüten; und nur durch gute Lektüre habe ich mich bisher noch solid erhalten. Doch genug davon. Diese Materie muß Dich nur anwidern und daher versichere ich Dich, daß ich alles dessen ungeachtet alles mögliche mitmache und mit einer Art fidelen Unsinns jede Gelegenheit beim Schopf fasse, mich lustig zu machen, möge dieser Unsinn nur nicht in einen permanenten Zopf oder was gleich viel ist, in eine Art harmlosen Wahnsinn ausarten. Ich mache gegenwärtig ein kleines Bildchen mit einer Gewitterluft und

[1]) Viktor Andermatt, dessen Lebenswandel ein Münchener Gedicht Kellers besingt.

alten Eichen an einem Waldteiche und an der früher[1]) erwähnten großen Skizze. Schreibe mir bald, denn Briefe sind mir gegenwärtig ein großer Trost. Äußere mir auch unverhohlen Deine Ansichten, ohne Scheu, über meine Lage, denn ich versichere Dich, daß ich nicht einen Pfifferling mehr um die Kunst gebe, und es mir nicht die geringste Überwindung kostet, nach Haus zu gehen und Grämpler zu werden, wenn irgend jemand Verständiger es mir anratet, und damit lebe wohl.

Dein lustiger Keller.

28. An Johann Salomon Hegi

München, den 23. April 41.

Lieber Hegi!

Herr Freulers Heimreise benutzend, gebe ich ihm einen Brief mit, worin ich den Empfang Deines letzten Einschlusses durch Süffert bescheinige. Herr Freuler kam gestern vor acht Tagen nach München, besuchte mich tags darauf und wir gingen in die Glyptothek, nachmittags darauf spazieren. Nachher aber sah ich ihn nie wieder. Da er ein Privatlogis bezogen hatte, ich aber nicht wußte, wo dieses sei, so konnte ich ihn also nicht aufsuchen und hatte mich vergeblich darauf gefreut, ihm, soviel in meinen schwachen Kräften steht, Gesellschaft zu leisten während seines Aufenthaltes in München.

Dein letzter Brief ist eine treffliche Bewährung Deines Cerevisnamens „Morgenstunde", denn er strotzt von Gold, das Du aus Deinem nun wieder gut bezahnten Munde hast fließen lassen. — Das erste und eiligste, was ich zu bemerken habe, ist, daß ich bezopft war, als ich mein Geschreibsel absendete, und daher, obgleich die Hauptsache sich gleichbleibt, doch das Ganze zu extrem erschien im nüchternen Zustande. Ich habe seither die Sache besser überdacht und gefunden, daß ich wenigstens diesen Augenblick noch keine Ursache habe, alle Hoffnung aufzugeben. Wohl habe ich noch nichts verkaufen können; allein die Sachen, welche ich bisher ausstellte, waren bloß Aquarellzeichnungen in sehr unscheinbaren Rahmen,

[1]) Vgl. oben S. 44.

und es ist also bei ruhiger Überlegung leicht zu begreifen, daß im Anfang des Jahres nichts so Unbedeutendes angekauft wird. In Öl konnte ich bisher noch nichts ausstellen, weil ich noch keinen Rahmen machen lassen konnte. Auch habe ich noch nichts Bedeutenderes fertig. Die Hauptsache aber ist die: Ich habe bisher freilich immer etwas gearbeitet, aber nicht anhaltend und nicht mit dem rechten Ernst; immer angefangen und nichts vollendet; kurz, ich habe wirklich das Meinige nicht genügend getan. Daher will ich die stärksten Ausdrücke meines letzten Briefes noch revozieren, bis dieses geschehen ist, und erst dann schimpfen, wenn ich ohne Erfolg einige Monate lang fleißig gearbeitet habe. Ich male jetzt von morgens sieben Uhr bis abends sieben Uhr mit wenig Unterbrechung und mit großem Genuß. Ich habe gefunden, daß der Hund und alle Entbehrungen weit erträglicher, ja gar nicht zu beachten sind, wenn man nur arbeitet. Vor meiner Staffelei vergesse ich alles, und wenn ich abends wieder ein gutes Stück meiner Leinwand beschmiert habe, so mache ich mit meiner Gitarre einen so tollen Lärm, als ob ich zehn Kapaunen zu Mittag gespeist hätte anstatt der Hundemahlzeit. Wenn nur der Teufel des Müßiggangs nicht wieder in mich fährt; aber ich will ihm schon das Loch vermachen; ich lasse ums Verrecken nicht nach; jeden Abend, wenn ich ins Bett gehe, schwöre ich heimlich bei meiner Ehre, morgen früh aufzustehen und zu schanzen, das muß natürlich gehalten werden und sitze ich dann nur einmal an der Arbeit, so harre ich schon aus. Daß man alle zwei Stund etwa die Nase in ein Buch steckt, kann nach meiner Meinung durchaus nichts schaden, eher nützen; indem man das Bild wieder weit besser übersieht, wenn es eine halbe Stunde aus dem Gesichte war. Ich mache jetzt eine Waldpartie an einem Sumpf oder Teiche fertig[1]; nachher kommt eine felsige Gegend an die Reihe mit alten Fichten; in der Ferne hinter einem Vorgebirge sieht man das Meer, aber nur wenig; dies Bild ist untermalt und die Luft fertig; und endlich ist eine dritte Landschaft auf Leinwand schon entworfen. Es soll ein früher Morgen werden; eine stille, waldige Gegend mit hohen Eschen im Vorgrund. Diese drei Sachen werde ich nun nacheinander fertig machen,

[1]) Das oben S. 60 f. genannte Bild.

Scheuchzers, Langes[1]) und anderer Urteil und Rat dabei benützen und hienach, wenn ich Rahmen auftreiben kann, ausstellen, und wann ich dann nichts verkaufen kann, so — — — mache ich halt wieder drei neue, und ist's wieder vergeblich, dann gebe ich wirklich keinen Pfifferling mehr für die Kunst; denn ich müßte ein Esel sein, wenn ich Märtyrer der Malerei werden wollte. — — Und was treibst denn Du? Du schreibst gar nichts von Deiner Arbeit. Hoffentlich wirst Du von meinem bisherigen Pech nichts verlauten lassen, was etwa zu den Ohren meiner Mutter gelangen könnte; es würde ihr nur unnötigen Kummer machen. Deine Kiste ist, fest vernagelt, noch bei Deinem alten Philister. Schreibe mir kein Wort darüber; die Ursache ist nirgends als in meinem unüberwindlichen Phlegma und unverzeihlicher Aufschieberei zu suchen, die mir selbst schon am meisten geschadet haben.

Wenn Du aber etwa bei den Sulzers wohnen wirst, so werde ich sie jedenfalls noch hinführen lassen und verbürge Dir überhaupt die gute Erhaltung aller Deiner Effekten. Leemann ist schon einige Zeit unwohl, ich schreibe diesen Brief an seinem Bette, woraus ein stöhnender Gruß hervorquäkt für Dich. Erkundige Dich doch, ob dieses Jahr eine Ausstellung in Zürich sein werde, und ist dies der Fall, so sieh doch zu, ob Du mir die Bedingungen, Zeit und alles nicht erfahren kannst. Wenn Du von einer andern schweizerischen Ausstellung hörst, aus welcher mir etwa ein kleines Heil erblühen könnte, so schreib es. Hitz[2]) geht mit seiner Familie in die Schweiz. Wie ich höre, soll er gesonnen sein, auch nach Schaffhausen zu kommen. Er macht hier wenig Effekt mehr.

Cornelius ist verreist. Kaulbach malt mehrere der ausgezeichnetsten Figuren aus dem Maskenzuge mit Porträt. Neureuther hat jüngst ein großes Bild, den ganzen Maskenzug darstellend, ausgestellt nebst einem radierten Blatte, welches einen Landsknecht im Katzenjammer darstellt. Es ist der Maler Richter, der große, mit dem roten Bart, wie er noch im Kostüm vor der Staffelei sitzt, und zu arbeiten versucht. Das ganze Gewühl und Getümmel des Zuges braust ihm noch durch den Kopf und zieht hinten durchs Zimmer.

---

[1]) Über Scheuchzer und Lange vgl. Bd. 1 S. 74 f.

[2]) Über Hitz vgl. Bd. 1 S. 75.

29. An die Mutter

München, den 18. Mai 1841.

Liebe Mutter!

Da Herr Wolf von Zürich[1]) auf seiner Hochzeitreise hieher kam, so gebe ich ihm eine kleine Schachtel mit einem Pfeifenkopfe mit, welche ich Dich bitte, dem Heinrich in Glattfelden zu überschicken. — Zugleich melde den Empfang des Geldes und statte Dir zugleich den innigsten Dank dafür ab. Da Du schreibst, daß Du es für jetzt noch nicht notwendig habest, so werde ich es also noch behalten bis im Herbst. Deinen Brief, wie den des Herrn Nordorf habe ich durch Herrn Zeller richtig erhalten. Dem Herrn Nordorf lasse ich einstweilen für seine Nachrichten danken. Auch den frühern Brief durch Wuhrmann hatte ich franko erhalten. Was meine Heimreise betrifft, so darfst Du keinen Kummer haben, daß ich es an Vorsicht mangeln lasse; ich habe nicht im Sinn, etwa heimzukommen, nur um wieder auf dem alten Fuße zu sein.

Was München betrifft, so denke ich, daß es schon gehen wird, wenn ich arbeite; nur bin ich jetzt in einer großen Verlegenheit. Ich sollte nämlich notwendig über den Sommer nach der Natur malen und ins Gebirg reisen, und doch kann ich es nicht, weil ich nun arbeiten muß, um Geld zu verdienen; und während alle Künstler jetzt fortziehen bei dem schönen Wetter, muß ich zu Hause sitzen und schanzen. Es wäre mir von ungemeinem Nutzen gewesen, wenn ich noch ein Jahr hätte sonst leben können. Denn je mehr ich lerne, desto mehr sehe ich ein, wie nur eine gute Grundlage in der Jugend das Glück der späteren Tage hervorrufen kann. Doch es ist nun einmal nichts zu ändern. Ein andermal mehr. Ich grüße Euch alle tausendmal

G. K.

30. An Mutter und Schwester

[München, 13. August 1841.]

— — so[2]) muß man heutzutage einem ehrbaren Mädchen immer mehr Zurückgezogenheit und Einfachheit wünschen, je weniger

[1]) Vgl. oben S. 26.

[2]) In dem abgeschnittenen Eingang des Briefes hatte Keller offenbar auf den Wunsch der Mutter der Schwester Ermahnungen gegeben zu einem mehr eingezogenen Lebenswandel. Vgl. Brief Nr. 31, S. 72.

solche es noch gibt. Du hast daher gewiß auch alles Recht, Dein mütterliches Ansehen in dieser Hinsicht zu gebrauchen und scharf darauf zu sehen, mit wem Regula geht und wohin. Daß sie nicht in eine Mäusefalle gesteckt werden darf, versteht sich von selbst, allein das häufige Umherspazieren und Ausgehen, die Promenaden beim Mondschein 2c. sind sehr verwerflich für ein bürgerliches Mädchen; und ich muß nur wiederholen, daß ich hier schon oft selbst gesehen habe, wie sich rechtliche Eltern täuschten, welche glaubten, eine brave Tochter zu besitzen, während diese sich unterdessen nicht auf die schönste Art aufführte, wenn sie unter ihren saubern Gespielen — — — — — — — — — — — — — —

Nun komme ich zum zweiten Abschnitt, welcher von mir handeln soll, und wozu Du wahrscheinlich das Maul ein wenig verziehen wirst. Du fragst mich, wie es mir ergehe? Würde ich persönlich vor Dir stehen, so würde ich die Achseln zucken und ein weinerliches Gesicht schneiden; so aber kann ich Dir nur melden, daß es nicht so geht, wie ich es geglaubt habe, und daß ich mich darin getäuscht habe, daß ich glaubte, ich könne schon genug, um mich durchzubringen, d. h. als Künstler. Nun aber mußte ich zu meiner Demütigung erfahren, daß mir noch gar manches abgeht; und daß ich durchaus noch kein rechter Künstler bin. Ich weiß freilich alle Hauptsachen und habe auch Ideen und Auffassungskraft, habe hier vieles gelernt, aber es fehlt mir immer noch an Übung und derjenigen Vollkommenheit, die notwendig ist, um ein gutes Bild, das von Kennern gekauft wird, zu malen. Ich habe schon früher geschrieben, daß hier jeder, der etwas Tüchtiges leistet, sein gutes Auskommen findet. Nun haben meine Sachen von den ältern Künstlern und Kennern wohl Beifall; allein sie sind noch nicht vollendet genug. Denn die großen Herren wollen nicht nur Bilder haben, die viel Talent verraten, sondern auch wohlstudierte Bilder. Zu diesem fehlt mir jetzt eben noch sozusagen die letzte Feile, oder die letzte Übung. Ich sollte noch eine Zeitlang ungestört die Fehler noch zu entdecken und zu verbessern suchen, ohne von außen gestört zu werden.

Wie ich jetzt bin, so muß ich mir halt eben immer so knapp durchhelfen, manchmal habe ich etwas, manchmal nichts und muß mich oft mit meinen Kameraden behelfen. Indessen geht die

Zeit dahin, bei dem, was ich machen muß, lerne ich nichts. Die Kleider sind auch wieder kapores, und ich muß mir wieder Rock und Hosen machen lassen; denn so schäbig an der Sonne herumzusteigen, ist mir einmal nicht möglich. Und denn vollends die Aussichten! Auf diese Art muß ich immer am gleichen Fleck kleben und sehe nicht ein, wie ich mich ohne ein besonderes Glück höher schwingen kann. Auch ist mir diese Lage ganz unerträglich. Denn immer nur mit Wenigem hausen müssen, jeden Kreuzer zusammenstecken, damit man am Ende des Monats den Zins geben kann, ist mir durchaus nicht gegeben; es sollte zwar nicht sein, ich weiß es wohl, aber es ist mir einmal pur unmöglich, so ängstlich leben zu müssen. Wenn ich etwas Bestimmtes und Ordentliches zu verbrauchen habe, so kann ich mich recht gut einteilen, aber unter solchen Lumpenumständen kommt man zu nichts. Wenn ich mir nur Zeit lassen könnte, etwas recht gründlich durchzuarbeiten, so könnte ich mich schon bald herausschwingen, aber eben das ist das Pech, daß ich alles nur flüchtig und schnell machen muß, um wieder Geld zu bekommen. Jetzt ist schon der zweite Sommer, wo ich keinen Strich nach der Natur machen kann, und das gereicht mir zum größten Nachteil. Ich könnte wohl vielleicht kolorieren oder so etwas treiben; allein das werde ich nie und nimmermehr tun, lieber der Kunst ganz entsagen, denn nichts hasse ich so sehr wie das. Indessen habe ich einen Ausweg erdacht, den ich Dir zu reiflicher Erwägung vorlege. Vor allem muß ich Dich bitten, nicht etwa zu glauben, ich mache mit dem alten Leichtsinn noch leere Pläne und Entwürfe; denn ich habe in den fünf Vierteljahren, die ich nun hier bin, so allerlei an mir und andern erfahren, daß ich anfange, das Wahre vom Falschen zu unterscheiden. Wenn ich also nur noch ein Jahr sorgenlos wäre und alles Mögliche anwenden könnte, mir das anzueignen, was mir noch fehlt, so könnte ich getrost der Zukunft entgegensehen. Nun wage ich ganz bescheidentlich an meine Mutter noch die Frage, ob sie sich entschließen könnte, zu diesem Zwecke eine Summe aufzunehmen! — Ich will Dir alles sagen, was Du hierauf antworten wirst, und hernach meine Gegengründe aufzählen. Zuerst wirst Du sagen, daß ich schon öfters gesagt habe, daß dies das letzte Opfer sei, das man mir bringen

müsse, und ich wolle nun schon fortkommen, aber jedesmal sei es wieder nichts, indem ich immer noch mehr Geld wolle; ebenso könne es auch dieses Mal sein, und wenn man mich noch ein Jahr lang unterstütze, so sei am Ende des Jahres vielleicht wieder die gleiche Geschichte. Auf das muß ich nun antworten, daß ich früher mich freilich immer geirrt habe aus Mangel an Erfahrung, daß ich aber jetzt die Umstände in und außer mir so gut erkenne, daß ich unmöglich falsch rechnen kann; und sollte dies dennoch geschehen, so würde ich dann auf der Stelle die Kunst verlassen und ein bürgerliches solides Auskommen suchen, was mir bei einigen Fähigkeiten, die man mir sonst zu solchen Sachen zugeschrieben hat, vielleicht besser gelingen würde.

Zweitens wirst Du sagen, daß man für mich schon viel getan habe, und daß meine Schwester zuletzt benachteiligt würde. Das wäre nun vielleicht so zu machen: wenn Du etwa 500 Gulden auf das Haus aufnähmest, so würde dies Euch gegenwärtig durchaus nicht in Eurer Haushaltung beschränken; die 20 Gulden Zins alljährlich könnte ich auf jeden Fall selbst zahlen; dadurch könnte ich dann so gut mich ausbilden, daß ich nachher gleich auf einen schönen Verdienst Anspruch machen [könnte], und in vier bis fünf Jahren wollte ich die ganze Schuld abzahlen; denn ich kenne hier Künstler von fünfundzwanzig Jahren, die sich jährlich schon ein Schönes ersparen und doch bequem leben. Du wirst hierbei lächeln, allein ich kann für jetzt nichts tun, als Dich versichern, daß dem so sei. Die Summe würde mir natürlich durch eine Schrift dergestalt enthoben, daß Regula an ihrem Anteil, weil man nun doch einmal davon sprechen muß, so viel voraus hätte.

Drittens wirst Du sagen, daß ich jetzt schon lang genug gelernt hätte, um etwas zu verdienen, und daß ein solcher Schritt sehr leichtsinnig sein würde und der Ökonomie einer guten Familie ganz zuwider. Nun weißt Du, daß ich die Zeit in Zürich sehr schlecht anwenden konnte, indem es mir an aller Aufmunterung und Bekanntschaft mit bessern Künstlern fehlte. Mein erster Lehrer konnte selbst nichts, und der zweite prellte mich, dazwischen tappte ich wieder einige Jahre im Dunkeln herum. Sodann muß ich Dir nur sagen, daß man gewöhnlich meinen Beruf und Stand viel zu oberflächlich beurteilt und glaubt, er lasse sich so zunftmäßig in einigen

Jahren erlernen; es gibt hier viele Künstler, die schon älter sind als ich und noch nicht selbständig sind, obgleich sie alles Talent haben. Das letzte, nämlich das Leichtsinnige eines solchen Schrittes betreffend, glaube ich, daß man sich heutzutage nur noch durch Opfer und Anstrengungen eine bequeme Existenz verschaffen kann, und daß es hierüber freilich sehr verschiedene Meinungen geben dürfte.

Ich kann ferner hoffen, daß ich unterdessen auch dies Jahr noch verschiedenes verdienen kann, was alles eine desto sicherere Grundlage bilden wird. Schließlich nun erkläre ich, daß ich alles dieses nur zur Erwägung und Beratung an Dein mütterliches Herz lege, daß ich durchaus verlange, daß Du Dich darüber beraten lassest, um alles nach freiem Willen zu tun. Zu diesem Ende hin weise ich Dich an den Herrn Vogel im „Berg“[1]). Er kennt mich zwar nicht genauer, wird aber in diesem entscheidenden Fall einem jungen Künstler, der im Pech sitzt, seinen Rat gewiß nicht versagen. Berate Dich ferner mit Herrn Onkel darüber; er wird zwar wahrscheinlich dagegen sein, allein rechne die Meinungen beider Männer zusammen, und laß Dein Herz die Mittelstraße wählen.

Ferner will ich nichts, bis ich durch einige Arbeiten Euch die Wahl erleichtern kann. Daher habe ich schon eine große Komposition in Ölfarben skizziert und werde noch eine machen; in vier bis fünf Wochen werde ich beide auf Zürich schicken, und wenn es möglich, ausstellen lassen; nach diesen könnt Ihr dann beurteilen, ob ich noch einen weitern Schritt wert bin oder nicht. Herrn Vogel werde ich selbst schreiben und ihn ersuchen, die Sachen zu sehen, um Dir hierüber seine Meinung zu sagen. Um aber bis zur Beendigung des zweiten Bildes noch leben und die Ausgaben dazu bestreiten zu können, bedürfte ich ungefähr vier Louisdor. Ich will nicht fragen, ob Du diese bis zu Beendigung der Angelegenheit sogleich schicken kannst; wenn es jedoch möglich wäre, so würde dies das Ende meiner schlechten Lage sehr beschleunigen. Wo nicht, so muß ich in Gottes Namen mich herauszubeißen suchen. Indessen will ich nicht, daß Du Dich von etwas entblößest, denn es schickt sich dem Sohne besser zu entbehren, als der Mutter.

Ich muß Dich dringend bitten, die Sache zu bedenken; wenn

[1]) Der Historienmaler Ludwig Vogel (1788—1879), wohnhaft im alten Bodmerschen Hause zum „Berg“.

die Bilder angekommen sind, so gehe zu Herrn Vogel, oder auch vorher, und geniere Dich nur nicht; er wird Dich gewiß mit der größten Güte empfangen; denn er ist ein Mann, der gewiß die Schicksale vieler Künstler, die er schon gekannt hat, kennt, und daraus sicher raten kann. Ich werde ihm auch selbst schreiben.

Verzeih mir, liebe Mutter, daß ich Dich mit diesem unangenehmen Brief beunruhigen muß, aber mach Dir nicht zu große Sorgen darüber, sondern denke, daß mein Schicksal so gut in Gottes Hand steht, als das jedes andern Menschen. Dein Sohn

G. Keller.

Lerchenstraße Nr. 40, 3 rechts.

Du wirst schon fühlen, daß diese Geschichte die Leute im und außer dem Hause nichts angeht, sie würden nur die ungewaschenen Mäuler brauchen.

31. An die Mutter

München, den 9. September 1841.

Liebe Mutter!

Ich melde Dir hiermit den Empfang des Geldes sowohl, als Deines werten Briefes[1]), und muß Dir gestehen, daß ich das Paket nur mit Angst eröffnete, weil ich wußte, daß nur durch liebevolle Aufopferung und Entbehrung von Deiner Seite die Sendung dieses Geldes möglich geworden war. Desto unerwarteter und befremdender mußten mich Deine Berichte von Herr Vogel und Frau Schinz[2]) berühren, und wirklich sind solche Aussprüche von Leuten, die sonst mehr Kenntnis besitzen, hart zu verdauen. Daß Herr Vogel ungern in die Sache einging und sie sogar ablehnte, mag daher kommen, daß Du zu ihm gegangen bist, bevor er etwas von mir gesehen hat. Er urteilte halt nur nach Steiger ꝛc. und vermutet wahrscheinlich in mir einen der gewöhnlichen Koloristenlehrjungen, welche derselbe sonst zu halten pflegt. — Daß er sich meiner nicht erinnerte, ist merkwürdig, indem er mich doch durch Kaspar Nordorf in seinem

[1]) Zur Sache vgl. Bd. 1 S. 82 ff.

[2]) Die Mutter an Gottfried, 26. Aug.: „Frau Dekan [Schinz] glaubt indessen auch nicht, daß Du ein ausgezeichneter Künstler geben könnest, sondern auch nur mittelmäßig.“

letzten Briefe grüßen ließ. Die Gründe und Ansichten Herrn Vogels, das schwere Auskommen, die nötigen Talente ꝛc. betreffend, sind mir ebenso oft schon von Anfang an von allen Leuten vorgeleiert worden und werden jedem jungen Menschen gesagt, daß es eigentlich gar keine Künstler mehr gäbe, wenn jeder darauf horchen wollte. Es ist nur die Frage, welche auch Du mir stellst, und welche ich eben deswegen jetzt frisch wieder reiflich überdenke, ob ich wirklich zum Maler geschaffen sei und die nötigen Talente habe, oder nicht. Hier muß ich nun bemerken, daß mir von allen Leuten, Kennern und Nichtkennern, weder in Zürich noch hier gesagt worden ist, ich tauge nichts dazu; Frau Dekan Schinz selbst hat mich nur immer aufgemuntert und gelobt, wenn ich zu ihr kam, und worauf sie nun ihren jetzigen Ausspruch gründet, ist mir nicht recht klar. Wenn man in Zürich nun sagt, ich werde nichts, so kann ich wiederum die Stimme meiner jetzigen Umgebung, die eben nicht aus Mistfinken besteht, auch nicht verachten, und welche mich nur aufmuntert. Wenn ich nun meinen Eifer und die einzige Neigung zur Landschaftmalerei dazu rechne, welche ich immer gehegt, und daß ich mir gar keinen Beruf denken kann, bei dem ich mich besser befinden würde, so denke ich, die Frage ist nicht so schwer zu entscheiden. Daß Herr Vogel sagt, er könnte mit seinem Verdienst seine Familie nicht ernähren, benimmt mir eben das Zutrauen an seine anderen Aussagen; denn wenn er wollte, so könnte er sechs Familien, wie seine, ernähren. Daß er sich nicht nach andern Leuten zu richten braucht und seine Gemälde selbst zu behalten vermag, ist kein Grund zu seinen Ansichten.

Dem sei nun, wie es will, ich werd' in den nächsten Wochen zwei entworfene und leicht gemalte Landschaften heimschicken und dem Ausspruche unterwerfen; Herrn Vogel werde ich natürlich seinem Wunsche gemäß nicht schreiben; wenn Du meinst, er werde einige Augenblicke zum Ansehen der Bilder verwenden, so kannst Du ihn ja dazu noch bitten. Hingegen werde ich einen Brief an Herr Ulrich mitschicken und ihn bitten, die Sachen anzusehen.

Indessen würde ich mich, selbst in dem Falle, daß man mir Talent nicht abspräche, nicht besinnen, etwas anderes zu ergreifen, wenn sich Gelegenheit zu einer schicklichen Stelle finden würde. Daß ich kein eigentliches Handwerk mehr erlernen könnte,

oder etwa in einer Handlung als Postbub' einstehen würde, wirst Du selbst begreifen; und es möchte daher schwer sein, irgend einen ordentlichen Platz zu kriegen, wo ich nicht zu lang umsonst schaffen müßte. Hätte ich Vermögen oder Unterstützung, so würde ich vielleicht nicht ungern die Rechte studieren, aber so wird es am besten sein, ich bleibe bei meinem Leisten, und werde in diesem Entschluß durch das Beispiel von tausend andern bestärkt, die nur durch Not und Erfahrungen aller Art auf einen grünen Zweig gekommen sind. Diese Beispiele sind etwa nicht aus alten Zeiten und Geschichten, sondern sie bewähren sich noch täglich. Daß ich einstweilen nicht kolorieren mag, habe ich folgende Gründe: erstens will ich es so lange vermeiden, solange noch irgend ein anderer Ausweg ist; denn es ist doch gewiß besser, wenn man sich durch ein momentanes Opfer in kürzerer Zeit eine gute Existenz verschaffen kann, als durch solche langweilige Hülfsmittel sich Jahre lang durchzuschleppen; denn während ich koloriere, lerne ich nicht nur nichts, sondern vergesse noch das Gelernte. Zweitens gibt es hier nicht so hübsche Kolorierarbeit, wie in der Schweiz, sondern nur Sachen, die jede Jungfer machen kann, und werden auch meistens nur von Jungfern gemacht. Fischer hat nun genug zu kolorieren, aber er denkt nicht weiter. Er hat auch Spinner und Kündig hieher zitiert, welche auch zu tun haben werden. Allein ich mag nun einmal nicht; denn ich bin zu gewiß, daß ich in weniger Zeit der Entsagung mehr verdienen kann, als diese Schmierhänse. Ich kenne hier zu Dutzenden junge Künstler von drei-, vier- bis fünfundzwanzig Jahren, welche alle im Anfang die gleiche Geschichte und Not hatten, wie ich, und die nun sehr gut stehen. — Wir wollen es also einstweilen getrost darauf ankommen lassen; denn wenn mir etwas anderes bestimmt wäre, so wären gewiß meine Gedanken etwa schon darauf gefallen, und ich habe bis jetzt keine Ursache, an der Vorsehung zu zweifeln.

Der Frau Dekan Schinz wirst Du schon das Nötige für mich sagen zur Danksagung[1]); es ist mir nicht sehr lieb, etwas von Leuten annehmen zu müssen, welche doch glauben, es sei schlecht an-

[1]) Sie hatte ihm durch die Mutter 20 Franken geschickt.

gewendet. — Was meinen neuen Rock betrifft, so war derselbe schon notwendig; denn der andere war nur ein ganz geringer grüner Rock und wurde nun fast ein Jahr lang alle Tage, Sonn- und Werktag, getragen; jedoch ist er noch gut, nur konnte ich ihn nicht mehr brauchen am Sonntag oder bei sonstigen Anlässen; denn ich gehe mit ordentlichen und gut gekleideten Leuten und kann einmal nicht den Kniffer spielen. Im ganzen kann ich mich schon einteilen und vorsehen, allein zum Schinden und schmutzig Umhergehen, wie es manchmal junge Leute tun, welche mit niemanden keinen Umgang pflegen und deswegen nichts lernen, kann ich einmal nicht. Herr Vogel mag wohl sechs Jahre lang in einem abgeschabten Rock umhergegangen sein. Es war wahrscheinlich unter den damaligen Künstlern so Mode; hier geht es einmal nicht; denn München ist noch ziemlich kleinstädtisch, wo man auf dergleichen Sachen so gut sieht, wie in Zürich. — Was Regula betrifft, so laß ich sie freundlich grüßen und ihr sagen, daß sie meinen Brief nicht übelzunehmen braucht; denn derselbe war nur gut gemeint; ich werde übrigens ihren Verdruß vergüten, wenn ich einmal besser stehe, unterdessen bitte ich sie aber, meine geistlichen Ermahnungen doch ein wenig zu beherzigen. Herrn Onkel sage nichts, bis ich die Sachen heimgeschickt und das Urteil der Herren Künstler habe; denn zum voraus kommentieren nützt nichts. Von Heinrich habe ich noch keinen Brief.

Einstweilen kann ich nur mit wenigen Worten für Deine Güte danken; jedoch versteht sich's, daß Du, im Falle Du meinem Plane entsprechen wirst, die vier Louisdor sogleich an dem Gelde, so Du für mich borgst, abziehen wirst, damit Du in Deiner häuslichen Rechnung nicht zu kurz kömmst; denn meine Sache muß ganz getrennt sein von Euren Angelegenheiten, damit ich später alles richtig wieder in Ordnung bringen kann. — Bis dahin muß ich Dich nur wieder bitten, die Sache doch nicht so schwer aufzunehmen, die Not ist gar nicht so groß, und wenn ich denken muß, daß Du meinetwegen immer in Sorgen seist, so verbittert und verleidet mir dies alle Arbeit.

Tausend Grüße an alle

Dein Sohn.

32. An die Mutter

München, den 19. September 1841.

Liebe Mutter!

Da ich nun die zwei Bilder, welches in Öl gemalte Skizzen sind, fertig habe, so berichte ich Dir hiemit dieses, bin aber genötiget, Dir noch einiges vorzustellen, eh' ich sie wegschicke. Das Resultat oder die Meinung Herrn Vogels oder Ulrich[s] in Zürich weiß ich schon; denn sie werden eben nicht viel anders sagen können, als die Künstler in München: es gefalle ihnen usf. Daß sie Dir raten würden zu dem bestimmten Entschlusse, nachdem sie die Sachen gesehen, ist mir ziemlich gewiß.

Nun sind aber die Bilder etwa sechs Fuß lang und fünf Fuß breit. Das Material dazu ist mich schon auf 6 Gulden gekommen. Ich muß noch eine Kiste machen lassen, welche auch auf einige Gulden kommt, und die Fracht wird 8 bis 10 Gulden kosten. Nun habe ich gedacht, ich wolle Dich vorher noch fragen, ob Du vielleicht so viel Vertrauen zu mir hast und Dich zu der vorgeschlagenen Unterstützung entschließen könnest, ohne daß ich die Sachen schicke, weil dadurch über 5 Taler erspart wird, und ich zugleich an Zeit gewinne, oder ob ich sie wirklich schicken soll. Mir ist es gleichgültig, sie liegen bereit. — Künftigen Sommer ist wieder Ausstellung in Zürich, und da werde ich, weil dann die Fracht mich nichts kostet, mehrere Sachen hinschicken, die mich mit Ehren vor denen herausbeißen sollen, welche glauben, es werde nichts aus mir. — Noch ein anderer Grund läßt mich wünschen, bald Geld zu haben. Ich habe nämlich Gelegenheit, mit ein paar sehr geschickten ältern Künstlern ins Gebirg zu reisen, um dort Studien zu machen, was mir von großem Nutzen nicht nur im Lernen, sondern auch im Verdienen sein würde; allein die vier Louisdor, welche Du mir so gut warst zu schicken, reichen nicht für den ganzen Herbst hin, und wenn ich warten muß, bis die Sachen in Zürich ankommen und gesehen und beurteilt worden sind, so wird es zu spät dazu. Sei also so gut und schreibe mir vorher noch, ob ich sie verpacken soll, oder ob Du mir auf Treu und Glauben das Geld aufnehmen willst. Sollte dies letztere der Fall sein, so müßtest Du aber sogleich ohne Aufschub die Sache

besorgen; denn es ist besser für Dich und mich, wenn es vorüber und man der Sorgen ledig ist. Du würdest also 500 Gulden entlehnen. Nun habe ich aber einige Kleiderschulden, sowie bei ein paar Kameraden verschiedene Male etwas geborgt. Wenn ich bis Anfangs Winter im Tirol gewesen bin und zurückkomme, so muß ich sogleich ein Klafter Holz kaufen usf. Es wird also das beste sein, wenn Du mir dann sogleich 250 Gulden schickst, damit ich mich gut einrichten kann; denn ich habe nun die Erfahrung gemacht, daß man weit wohlfeiler wegkommt, wenn man alles sogleich bezahlen kann und immer Geld vorrätig hat, als wenn man alles im einzeln oder im kleinen anschaffen und einschinden muß. — Von der andern Hälfte nimmst Du sogleich die 40 Gulden wieder für Dich weg, und den Rest kann ich dann in sechs Monat beziehen, jedoch habe ich die Hoffnung, daß ich es vielleicht dann gar nicht mehr brauche. Wenn ich also die Sachen schicken soll, so schreibe mir dies sogleich; willst Du mir das Geld sonst schicken, so richte es so ein, daß ich es zu Ende September habe, damit [ich] noch über den Oktober fort kann. — Daß es mir vielleicht mehr Mühe macht, als Dir, wenn ich an die Mühe und unangenehmen Gänge denke, die Du um meinetwillen zu machen hast, brauche ich nicht zu sagen, ich muß nur noch wiederholen, daß ich auf diesem Wege bald dazu gelangen kann, Dir alle Deine Sorgen und Kummer zu vergüten oder vielmehr nur teilweise entschädigen, während ich, wenn ich mich mit Kolorieren usf. fortzuwinden gedächte, vielleicht noch Jahrelang auf dem nämlichen Punkte kleben und immer auf dem Hund sein würde. — Spinner und Kündig werden hier alle Tage erwartet. — Ich gehe öfter in die Kirche, aber nicht in unsere, sondern in katholische, griechische und in die Judensynagoge, wo ich, während sie ihre Künste treiben, auf meine Art andächtig bin. Ich habe immerwährend das Bedürfnis, mit Gott in vertrauensvoller Verbindung zu bleiben, aber dessenungeachtet ist es mir unmöglich, die nüchtern[en] und kalten Predigten unserer reformierten Pfaffen zu hören; und ihre alten, tausendmal aufgewärmten Gemeinsprüche, die doch so selten in unsere gegenwärtige Lage passen, zu wiederkäuen.

Ich hoffe, Ihr werdet alle gesund sein. Was mich betrifft,

so bin ich seit meiner Krankheit so wohl, wie der Fisch im Wasser, nur habe ich manchmal ein wenig einen blöden Magen gehabt. Doch was dies betrifft, so hat es mir nichts geschadet; und wenn ich wieder einmal heimkomme, so wirst Du sehen, daß ich sehr mäßig geworden bin. Ich esse jetzt, auch wenn ich Geld habe, kaum den dritten Teil, was in Zürich. — Grüße mir Grite, was macht sie? und Anneli und Bäbeli und die ganze Komödie! Die neuen Hausleute werden nun wohl eingezogen sein! Ist die Frau Meier noch in Glattfelden?

Ich grüße Regula tausendmal und bitte Dich noch einmal, diese Angelegenheit im einen, wie im andern Falle schnell zu betreiben. Auch wird es das Beste sein, im Falle Du die Bilder nicht [zu] sehen verlangst, niemanden weiter darüber zu sprechen. Mein täglicher Wunsch ist, Dir bald alle Deine Güte vergelten zu können. Dein Sohn G. Keller.

Ein geschickter Maler, Leemann, malt mich jetzt aus Freundschaft. Ich werde es Euch schicken, wenn es fertig ist.

33. An die Mutter

München, den 11. Oktober 1841.

Liebe Mutter!

Deinen werten Brief vom 4. dieses habe ich durch Bleuler[1]), den Taubstummen, richtig erhalten, und benutze nun die Abreise eines guten Freundes von mir, Dir wiederum Nachricht von mir zu geben. Es ist nämlich Herr Bendel[2]), Maler von Schaffhausen, der für einige Zeit heimreist und Dir diesen Brief überbringen wird. Es ist einer meiner besten Freunde und hat mir schon viele Gefälligkeiten erwiesen. Ich bin ihm auch noch 3 Taler schuldig, welche ich ihm, da ich noch kein Geld erhalten, nicht geben konnte, und ersuche Dich daher, ihm auf Abzug des Geldes, das Du mir schicken wirst, dieselben auszubezahlen. Er hat sie mir zwar nicht gefordert und weiß auch nicht, daß es in dem Brief steht; aber man weiß nie, was dazwischen kommen kann, und es ist also besser, wenn er das

[1]) Felix Bleuler, Maler.
[2]) S. Bd. 1 S. 66.

Geld hat. — Meine Angelegenheit betreffend, tut es mir leid, daß Du ſo viel Sorge deswegen haſt, und ich glaube, es wäre vielleicht von Anfang an das Beſte geweſen, wenn Du ſogleich zu einem Senſal gegangen wäreſt. Daß Herr Onkel es nun beſorgt, macht mir keine gute Hoffnung; denn, wenn er auch ſeine Stimme dazu gibt, ſo iſt es jetzt Jagdzeit, und er wird ſchwerlich ſich ſogleich Zeit dazu nehmen können. Indeſſen werdet Ihr jedenfalls die Sache durch die Poſt und nicht etwa durch den Boten betreiben. — Wenn das Ganze unterbleiben würde, ſo wäre mir dies freilich keine gute Nachricht, denn ich habe mich nun ſchon darauf verlaſſen und ſchon ſeit einigen Wochen meine Zeit und Arbeit darauf hin eingerichtet. Ich bitte Dich innigſt, doch ſo ſchnell als möglich zu machen, indem ich nur Zeit und Geld inzwiſchen unnütz verbrauche; denn ich muß noch einige Zeit ins Gebirge und wäre es erſt im November. Was das Gelingen und Ende meiner Pläne betrifft, ſo iſt gerade der Überbringer dieſes Briefes ein Troſt für mich. Auch er hatte im Anfange hier, als er herkam, keine Hülfe von Hauſe und mit tauſend Schwierigkeiten und Sorgen zu kämpfen, ſo daß er ſchon glaubte, die Kunſt aufzugeben, und jetzt ſteht er ſich doch über 1000 Gulden jährlich. Er iſt ſchon bei acht Jahren hier. — Wenn Du ihn etwa zu einem ordentlichen Mittageſſen einladen kannſt, ſo iſt es für mich eine Gefälligkeit; jedoch kommt's nur darauf an, ob es Dich nicht geniert. Die Geſchichte von Eduard[1]) hat mich ſehr traurig gemacht; und hat mir wieder bewieſen, wozu es führt, wenn man von einem Beruf zum andern ſpringt, ohne rechte Luſt zu einem zu haben. Frau Keller iſt nicht ſehr glücklich mit ihren Kindern. Karoline iſt eben auch nicht ſolid verſorgt als Kellnerin! — Was macht denn wohl die Luiſe Keller? Ich habe erſt hier gehört, daß ſie nicht viel mehr, als eine H... ſei. Doch kann's unwahr ſein.

Ich verreiſe heut mit dem Dampfwagen nach Augsburg für ein paar Tage, um im Lechtale einiges zu zeichnen und zugleich den Herr Bendel zu begleiten. Spinner und Kündig ſind ſcheint's in behaglichen Umſtänden, da ſie ſehr gemächlich reiſen; ſie ſind noch nicht da. — Mein Kopf iſt wieder behaart, ſchon lange,

[1]) Keller.

aber dennoch sind zwei verdächtige Winkel darauf, welche keine guten Aspekten machen. Meine Stirne wird auf jeden Fall mit der Zeit ein wenig hoch werden.

Weiter weiß ich gegenwärtig nichts zu schreiben, als daß ich alles grüße. Zu Junker Götti gehe ja nicht. — Wenn Du das Geld schickst, so wird es am besten sein, zwei Rollen Taler neben einander zu packen; man könnte auch Zürcher Banknoten schicken, aber man verliert an zweien 24 Kreuzer.

Indessen grüßt Dich tausendmal, sowie Regula,

Euer Sohn und Bruder

G. Keller.

Was die obigen 3 Thaler betrifft, so hat mir Bendel soeben jemand angewiesen, an den ich sie hier auszahlen kann; Du brauchst sie ihm also nicht zu geben.

34. An die Mutter

München, den 1. November 1841.

Liebe Mutter!

Ich bin genötigt, mich noch einmal zu erkundigen, ob es Dir oder Herrn Onkel noch nicht gelungen ist, 500 Gulden zu bekommen. Deinen letzten lieben Brief habe ich erhalten und daraus ersehen, daß Du das Unternehmen für mich wagen willst, was mich sehr erfreute, indem es mir die Aussicht gab, mich binnen einem Jahr auf feste Füße zu stellen, und auf kürzerem und für mich angenehmeren Wege zu einer ehrenvolleren Selbstständigkeit zu gelangen, als solches durch Kolorieren ꝛc. geschehen wäre. Nun aber dient die lange Verzögerung nicht in meinen Kram, indem ich mich schon zu meinen Studienarbeiten für den Winter wieder eingerichtet habe, und nun gänzlich ohne Geld bin. Ich sollte jetzt Holz kaufen u. dgl. mehr, auch kommt man in einer großen fremden Stadt immer in Verlegenheiten, wenn man nichts in der Tasche hat. Ich bitte Dich also, mir doch einen Bericht zu geben, wenn es noch nicht möglich geworden ist, das Geld aufzutreiben. Wenn Herr Onkel nicht Zeit hat, so gehe zu einem Sensal, denn die wenigen Kosten sind nicht so wichtig, als die Zeit, die ich darüber verliere. Ich bin jetzt schon in Verlegen-

heit wegen meiner Hausleute, denn es ist eine Offizierswitwe mit kostspieligen Töchtern, welche nichts haben und doch großen Aufwand machen, und daher auf jeden Kreuzer versessen sind, welchen sie einzuziehen haben. — Wenn Du den Spinner siehst, so lasse ich ihn 1000½mal grüßen und sag ihm, er sei ein Esel, daß er nicht nach München gekommen sei. Als Kolorist hätte er genug zu verdienen gehabt, so gut als Fischer und Kündig, welches zwei rechte Kälber sind. — Bart von Frauenfeld ist in traurigen Umständen. Er hat sich durch schlechte Gesellschaft ungefähr vor einem Jahr aufs Spielen und Saufen verlegt und hat nichts mehr gearbeitet; seine Leute können ihm nichts schicken; dessenungeachtet hätte er sich schon ordentlich verdienen können mit Porträts, wenn er gewollt hätte. Jetzt ist er so auf dem Hund, daß er vier Tage nichts mehr gegessen hat; er hat kein eignes Logis mehr, sondern muß sich auf dem Zimmer eines andern versteckt halten, weil seine Gläubiger ihn polizeilich aufsuchen lassen. Ein andrer Lump ist noch bei ihm, und da spielen sie den ganzen Tag miteinander; was ihnen fürs Essen geht. Seine Leute wissen wahrscheinlich nichts davon.

Wenn Du das Geld erhalten hast, so schicke mir auf jeden Fall sogleich die Hälfte, damit ich nicht immer schreiben und mehrere Wochen darauf warten muß. Denn in der Zeit muß ich allemal borgen, und in geborgtem Geld ist kein Segen.

In einem Jahr werde ich wahrscheinlich für einige Zeit nach Berlin gehen, und später nach Düsseldorf; wenn ich kein besonders schlechtes Schicksal habe, so hoffe ich in zwei Jahren nach Italien gehen zu können.

Ihr werdet Euch vorstellen, daß ich Euch alle diesmal in sehnlichster Erwartung grüße.

Gottfried Keller.

35. An die Mutter

München, den 21. November 1841.

Liebe Mutter!

Dein letzter lieber Brief mit dem Dukaten war mir eine ziemliche Hiobspost, nachdem ich auf Geld gewartet hatte. Daß durchaus kein Geld zu finden ist, ist sehr betrübt, und für mich

jetzt sehr unglücklich. Daß Junker Götti keinen Rat für mich hatte, habe ich vorher schon gewußt[1]). Indessen müssen wir doch noch einen Versuch machen. Denn mit dem Kolorieren kann ich mir unmöglich helfen, indem ich dadurch jederzeit nur momentan mein Auskommen finde, mich aber nicht herauswinden kann, und Du wirst doch so wenig wollen wie ich, daß ich ein Kolorist wie Spinner ꝛc. bleiben soll. Zudem habe ich Dir schon geschrieben, daß es mir bisher in den mißlichen Umständen unmöglich war, einige Schulden zu vermeiden, welche ich, wenn ich kolorieren würde, sehr lange nicht zahlen könnte. Zugerechnet nun, daß ich zudem noch immer nur kümmerlich oder knapp durchkäme, so ist diese Aussicht nicht sehr rosenfarbig. Von heimkommen ist keine Rede, Du wirst auch nicht von mir verlangen, daß ich zu Hause eine Figur spielen soll, wie Eduard Keller? Auch bin ich zu sicher, daß ich im nächsten Jahre schon mich ganz gut als ehrenfester Künstler durchbringen kann, als daß ich dieser Schwierigkeiten wegen der Kunst schon den Rücken kehren sollte. Ich habe zu viele Bekannte, die alle das gleiche Schicksal hatten wie ich und nun auf gutem Fuße leben, die mir als aufmunterndes Beispiel dienen. Wenn ich daher nur noch 300 Gulden zum Überwintern und den Frühling habe, so hilft mir dies besser auf die Beine, als wenn ich zwei Jahr koloriere, welches mir außerdem rein unmöglich ist. Wenn Du daher glaubst, Herr Onkel könne Dir durch Briefe ꝛc. dazu verhelfen, so ersuche ihn nur unverhohlen darum; er wird Dir wenigstens noch so viel anvertrauen.

Wie peinlich es mir ist, Dich noch einmal beunruhigen zu müssen, mag ich Dir nicht schreiben. Ich bin in einer Lage,

[1]) Die Mutter an Gottfried 3. Nov.: „Ich erzählte ihm [dem Junker Paten] die Verhältnisse und Deine Lage, welches alles er mit Stillschweigen anhörte. Endlich fragte ich ihn, ob er nicht jemand wüßte, welcher mir eine Summe Geld gegen ein Brief aufs Haus geben würde. ‚Wie viel wollen Sie?‘ fragte er. Ich sagte: 400 fl. Er zuckte die Achsel und sagte: ‚Ja, Sie werden schwerlich bekommen auf 6000 fl. Vorstand [Hypothek]! Ich selbst habe keins, indem mir gerade auch ein Sohn in die Fremde verreist, welcher viel Geld kostet. Sie können es ja bei einem Sensal probieren!‘ ... Diese Probe, dachte ich, ist schon gemacht. Ohne weitern Trost und Hoffnung empfahl ich mich ihm. ‚Warten Sie noch ein wenig,‘ sagte er, ging über seine Kasse und übergab mir diese Dukate.“

wo ein junger Menſch, der erſt in die Welt hinausgeworfen iſt, ſich nur an ſeine Heimat und ſeine Familie wenden kann, wenn er Hülfe braucht. In kurzer Zeit, hoffe ich, wird's nicht mehr ſo ſein, und ich zähle mit Sehnſucht die Tage, wo ich mit voller, anſtatt mit leerer Hand zu Dir zurückkehren kann.

Daß Heinrich[1]) eine gute Heirat in Ausſicht hat, freut mich, und ich gönne es ihm gerne. Den Wild habe ich hier nirgends geſehen[2]). Doch muß ich ſchließen und bitte Dich nur noch, daß Du das was möglich iſt, ſo ſchnell als möglich und ohne Säumen beſorgeſt.

Meine Grüße an alle. Dein dankbarer Sohn G. Keller.

Schreibe mir unter folgender Adreſſe: Gottfried Keller, Maler, abzugeben auf der königl. Akademie zu München.

Wenn Du Geld ſchickſt, ſo laß Dir einen Empfangſchein geben auf der Poſt; es ſind ſchon mehrere hundert Gulden verſchiedenen Bekannten von mir verloren gegangen.

36. An die Mutter

München, den 20. Dezember 1841.

Liebe Mutter!

Beiliegend überſchicke ich Dir meinen Paß, welchen ich wieder auf ein Jahr verlängern laſſen muß, mit der Bitte, daß Du denſelben ſogleich beſorgeſt, damit ich ihn bald wieder erhalte.

Die 150 Gulden habe ich richtig erhalten und danke Dir für Deine Güte und Mühe und Sorgen, die Du deswegen gehabt haſt. Ich kann gut begreifen, daß Du viel Kummer haben mußt bei meiner jetzigen Lage, bin aber auch ebenſo ſicher, daß es mit der Zeit anders werden wird; und wenn *kein Menſch* ſich meiner mehr annimmt, ſo muß ich freilich eine Zeitlang in kümmerlichen Umſtänden leben, werde aber über kurz oder lang deſto unabhängiger ſein; und ich werde allen zu danken wiſſen, was ſie mir getan. — Was die Geſchichte mit der Polizei

[1]) H. Scheuchzer jun., Arzt in Eglisau, verlobt mit Suſanne Hottinger.

[2]) Die Mutter an Gottfried 3. Nov.: „Haſt Du den Drechsler Wild noch nie geſehen? Er iſt dieſen Sommer auch nach München gereiſt."

betrifft[1]), so kam das alles nur von meiner miserablen Hausfrau her, welche mich wegen 14 Gulden verklagt hatte. In München hat das gar nichts zu bedeuten, und ich bin deswegen durchaus nicht in Mißkredit, aber daß ein elender Polizeimann in Zürich seinen Senf dazugeben mußte, schmerzt mich nicht wenig. Daß ich in Schulden geriet, ist ganz natürlich, und es ist vor und mit mir schon so manchem tüchtigen Kerl passiert, die sich alle zuletzt wieder herausgebissen haben, daß ich mich gar nicht zu schämen brauche. Es ist ein Unterschied zwischen Schulden und Schulden, und die meinigen sind nicht die Folgen von Liederlichkeit, sondern Verdienstlosigkeit.

Ich bin nun über anderthalb Jahr hier und hatte bisher 300 Gulden von Haus empfangen, während die Hauslichsten 400 Gulden jährlich brauchen. Man kann mir vorwerfen, ich hätte schon lange etwas anderes ergreifen sollen; aber eben darin liegt der Has im Pfeffer, daß man ausharren soll und nicht bei anfänglichem Mißgeschick den Zweck auf eine feige Weise aufgeben soll. — Ich hätte kolorieren können, aber deswegen bin ich nicht in München, das könnte ich zu Hause tun; ich muß die Zeit, die ich in dieser lehrreichen Umgebung zubringen kann, köstlicher und nützlicher anwenden als zum Kolorieren, und die Jahre würden mich nachher mehr reuen, als wenn ich gar nichts getan hätte. — Die 300 Gulden betreffend, so hätte ich jetzt das Ganze mehr nötig gehabt, als zu Ostern; denn ich muß Dir nur gestehen, daß die 150 Gulden nicht ganz hinreichten für meine Schulden; was Du vielleicht nur begreifen könntest, wenn Du an meiner Stelle wärest und für jedes Stückchen Brot Geld in der Hand haben müßtest und als Fremder für alles doppelt so viel geben müßtest, als die Einheimischen, weil er auch alles von weltfremden Leuten beziehen muß. Doch sei dem, wie ihm wolle; ich muß die ganze Sache eben dem beliebigen Urteil eines jeden überlassen, ich weiß am besten, was meine Schuld ist und was nicht, und werde, so Gott will, noch alle die naseweisen alten Lebensprediger, die trotz ihren klugen alten Tagen noch nie allein ins Leben hinausgeworfen waren und trotz ihren Erfahrungen, mit

[1]) Die Mutter war wegen der Schulden des Sohnes auf die Polizei zitiert worden, vgl. Bd. 1 S. 84 f.

denen sie sich brüsten, noch nicht das eigentliche Unglück erfahren haben, zu beschämen wissen. — Die 300 Gulden werde ich, wenn mir Gott Gesundheit und Leben schenkt, noch vor sechs Jahren abzahlen. Schreibe mir, wenn die Zinse jährlich verfallen sind.

Dem Heinrich wünsche ich von Herzen Glück zu seiner Heirat. Er hat gegenwärtig erfreulichere Aspekten als ich; aber er hat auch darauf warten müssen; bis ich sein Alter haben werde, kann ich auch ins Trockene kommen.

Ich kann Dich noch einmal nur bitten, auf Gott und meinen besseren Geist zu vertrauen und nicht übermäßige Sorge deswegen zu haben; sondern glaube nur, daß ich auch täglich an Gott denke und auf ihn vertraue, wenn ich schon nicht alle Sonntage in die Kirche marschiere, um dort zu schlafen! —

Regula lass' ich auch grüßen. Was macht Ihr? Lebt Ihr immer im gleichen Fuß fort? Was macht der Wuhrmann? Wissen die Leute im Hause oder sonst meine Verhältnisse?[1])

In Erwartung baldiger Antwort grüßt Euch tausendmal

Gottfried Keller.

Um Dir zu beweisen, daß ich meine Schulden allenfalls nicht durch Floribus und Wohlleben erworben habe, schreibe ich noch, was ich sonst nie gesagt hätte, daß ich bei alledem dennoch oft mehrere Tage nichts genossen habe, als Brot und ein Glas Bier; was mir aber im geringsten nichts macht, ich kann mich an alles gewöhnen, und es soll mir's kein Mensch ansehen. Ich schreibe dies nur, um allen Vorwurf von Liederlichkeit abzuwehren.

37. An die Mutter

München, den 18. Januar 1842.

Liebe Mutter!

Da ich Dir schon seit mehreren Wochen den Empfang der 150 Gulden gemeldet und zugleich meinen Paß zum Erneuern

[1]) Die Mutter an Gottfried 20. Januar 1842: „Von Deinen Verhältnissen weiß im Hause niemand nichts — — — Wenn auch Leute mich fragen, wie es Dir gehe, so weiß ich wenig zu sagen: ich behalte meinen Kummer für mich und denke, dieses sei nun mein Los; es werde wohl in diesem Leben mir nichts Besseres mehr zuteil werden."

geschickt hatte, aber noch keine Antwort erhalten, so ersuche ich Dich wiederum, die Sache doch zu beschleunigen, indem ich den neuen Paß auf der Polizei hier wieder abgeben muß. — Wie ich hoffe, wirst Du und Regula das neue Jahr gesund und wohl angetreten haben; ich hätte gern geschrieben, wenn es nicht soviel Porto kostete; so aber denke ich, Gott wird meine Wünsche für Deine Gesundheit, und daß ich Dich noch glücklich und zufrieden wiedersehen kann, erfüllen, ohne daß ich lange Briefe davon schreibe. — Was mich betrifft, so hätte ich jetzt bessere Hoffnungen für die Zukunft. Ich lerne täglich durch den Umgang mit guten Künstlern, und wenn ich nur existieren kann, bis ich einige große Bilder fertig habe, so hoffe ich auf den Herbst in guten Umständen für einige Zeit heimkommen zu können. Ich werde auf den Mai ein Bild nach Zürich auf die Ausstellung schicken, wo ich es dann dem Urteil der weisen Ratgeber anheimstelle, ob ich bei der Kunst verbleiben soll oder nicht.

Ich war kürzlich bei einem vierundzwanzigjährigen Landschaftsmaler aus Darmstadt, namens Lange[1]), und sah, wie er drei Briefe hintereinander erhielt, worin er in einem 300, im andern 150 und im dritten 200 Gulden für Gemälde erhielt, welche er verkauft hatte; und schon hat er wieder neue bestellt, welche auch bald fertig sind. Ich erzählte ihm meine Lage, und er versicherte mich, er hätte das nämliche Schicksal gehabt, ich soll so lang als möglich aushalten und werde es nicht bereuen, wenn der Sturm einmal vorüber sei; und wirklich bin ich fest entschlossen, auszuharren. Besser wäre es freilich für mich gewesen, wenn ich die 150 Gulden, die Du erst auf Ostern bekömmst, im Winter gehabt hätte, daß ich bis zum Frühling ungestört an einigen Sachen hätte arbeiten können, die ich später gut verkaufen kann, wenn ich mir die gehörige Zeit zur Vollendung derselben nehmen kann. — Doch stell' ich alles dem Himmel anheim.

Schreibe mir doch bald, wie es Dir geht und Regula.

Ich grüße Euch tausendmal.

Gottfried Keller.

Akademie abzugeben.

---

[1]) Über Julius Lange vgl. C. A. Regnet, Münchener Künstlerbilder 2 S. 1 ff. (1871). S. auch Bd. 1 S. 75, 86.

38. An die Mutter

München, den 21. März 1842.

Liebe Mutter!

Deinen letzten Brief mit dem Passe habe ich erhalten und bedaure herzlich, daß er Dich so viele Mühe und Geld gekostet hat. Ich habe mich bis jetzt so knapp durchgebracht, das heißt auf Borg; denn ich studierte immer für mich und habe nun bald ein Bild fertig, welches ich auf die Zürcher Ausstellung schicken werde; hoffentlich werden sie es mir abkaufen; wenn es je einer gut brauchen konnte, so war ich es. Kaufen sie es aber nicht, so kann ich es sicher in Deutschland verkaufen. Meine Aussichten sind nun heiterer geworden, in dem Maße, als ich mehr gelernt habe, und ich hoffe, bald endlich ein solides, gesichertes Leben führen zu können, wenn mir Gott Gesundheit schenkt. Wenn ich nur einmal aus dem alten Pech hinaus bin, so wird das Geld auch wieder Segen bei mir haben. Ich kann nun, bei dem eifrigen Kunstleben, welches in Deutschland herrscht, meine Arbeiten so gut verkaufen, als ein andrer, wenn ich fleißig bin und mich anstrenge. Ich werde deswegen den ganzen Sommer über ins Gebirg gehen, um nach der Natur zu zeichnen (was ich nun zwei Jahre nicht mehr getan habe und mein größter Schaden war), damit ich im Herbst und über den Winter Stoff zu Bildern habe. Wenn ich das Bild in Zürich oder anderswo verkaufe, so kann ich den ganzen Sommer über wie ein König leben, und im Herbst weiß ich ganz sicher wieder eine Landschaft in München zu verkaufen. Letzten Februar hatte ich einen Unfall. Der Kunstverein hier kauft alljährlich eine Menge Bilder an, welche dann verlost werden. Die Verlosung war am 16. Februar. Der Verein hatte noch eine Summe Geldes übrig, welche noch verwendet werden mußte, aber es waren nicht genug Gemälde zum Verkaufe da. Man lud daher mehrere Künstler ein, etwas einzusenden, und ich wurde auch gefragt, ob ich vielleicht etwas Fertiges hätte, das ich zu verkaufen wünschte; wenn ich ein kleineres Bild zu 60—80 Gulden hätte, so wolle man es nehmen. Ich lief vergnügt nach Hause und sah nach, fand eine Landschaft, die ich vor mehreren Monaten schon gemalt hatte, und zeigte sie

vor. Man fragte mich um den Preis; ich sagte 6 Louisdor, wurde angenommen; nur sollte ich noch eine kleine Abänderung machen. Ich pechierte wieder heim, pinselte schnell daran herum, und weil die Verlosung schon in zwei Tagen vor sich ging, so stellte ich das Bild an den Ofen, damit es schneller trockne, und verfügte mich darauf in die Kneipe, um ein Glas Bier auf den glücklichen Handel zu trinken. Ich sah das Bild nicht mehr an bis an dem folgenden Morgen, und als ich es da vom Ofen wegnehmen wollte, siehe — da war meine arme Landschaft von oben bis unten angebrannt! — Fahret hin, ihr teuren sechzig Gulden! Ihr könnt Euch denken, wie ich geflucht habe; denn ich hatte nichts anderes fertig, das ich statt des verbrannten hätte verkaufen können.

Da Du mir geschrieben hast, Frau Dekan Schinz werde auf Ostern noch 150 Gulden hergeben, so rechnete ich auf dieses Geld und habe das Bild gemalt, welches ich nach Zürich schicken werde; daher habe ich natürlich in der Zeit nichts verdient, und da ich, sobald das Wetter schöner wird, notwendig aufs Land gehen muß, so muß ich Dich demütigst bitten, mir diese letzte Ladung doch gleich zu schicken, sobald Du sie erhalten kannst, und zwar ganz, denn ich möchte mich gern von allen Schulden und Scheißereien freimachen und doch ein Stück übrig behalten, um aufs Land zu gehen. Ich habe dann 600 Gulden erhalten in zwei Jahren, seit ich hier bin. Viele brauchen mehr in einem Jahre, es gibt auch welche, die nur 250 Gulden jährlich brauchen, aber dies ist mir rein unmöglich; ich müßte meine ganze Natur umändern, und ich bilde mir ungeheuer viel ein, daß ich nur so wenig gebraucht habe; denn ich hätte noch 600 Gulden Schulden machen können, wenn ich gewollt hätte.

Doch genug davon. Ich werde Gott danken, wenn ich einmal nicht immer nur von Geld u. dgl. schreiben muß und auch andre Sachen, die Euch angenehmer und kurzweiliger sind, berichten kann.

Münch hat mir letzthin wieder geschrieben und mir eine ganze Rolle Kupferstiche und wieder das Porträt geschickt. Ich habe ihm noch nie geschrieben, seit ich hier bin, werde aber nächstens schreiben. Wenn Du mir das Geld schickst, so will ich warten, damit Du auch einen Brief an ihn beilegen kannst, ich habe hier

Gelegenheit, ihm Briefe frei zu schicken. Er fragt nach Euch allen, wie es Euch gehe, besonders was die in Glattfelden machen, beantworte ihm dann diese Fragen. Er hat immer noch Sehnsucht und Heimweh nach uns und der Schweiz. — Ich habe nicht die Zeit, mehr zu schreiben und schließe daher in Erwartung baldiger Antwort.

Dein Sohn
G. Keller.
Akademie der Künste.

Grüße Regula tausendmal. Was macht denn Gretli[1])? — Deine letzten Nachrichten von meinen alten ehrenwerten Bekanntschaften haben mich nicht sehr erquickt, es war eine schöner als die andere[2]).

Nimm aber ja einen Empfangschein für das Geld und schicke es in Talern, es ist das Sicherste. Es ist in neuster Zeit wieder mehreren Bekannten von mir Geld auf der Post abhanden gekommen.

39. An die Mutter

München, den 15. April 1842.

Liebe Mutter!

Die 150 Gulden habe ich richtig empfangen und statte dafür meinen schuldigen Dank ab. Ich habe dabei ebenso wunderliche Gefühle gehabt, als Du beim Wegschicken des Geldes gehabt haben magst. Jedoch ließ ich mich und lasse mich auch durchaus nicht mehr niederschlagen; denn wenn ich auch nicht jedesmal meine Sachen gleich verkaufen kann, so bin ich deswegen doch geborgen, indem ich wenigstens so weit gekommen bin, daß ich, wenn auch nicht da, doch dort einen Käufer finde. Ich arbeite wie besessen an meinem Bilde, welches mir mehr zu tun gibt, als ich glaubte, es wird einige Tage später in Zürich ankommen, als die Ausstellung beginnt. Ob es gut wäre zu Hrn. Vogel zu gehen, weiß ich nicht; er ist nicht jedesmal dabei beteiligt; und so würde man vielleicht nur wieder ablehnende Antwort erhalten. Wenn ich aber sonst an die Herren der Künstlergesellschaft, welche über den Ankauf der Bilder zu entscheiden haben,

[1]) Krebser.
[2]) Betrifft Wuhrmann, Eduard und Luise Keller.

rekommandiert werden könnte, so würde mir dies allerdings von Nutzen sein. Ich werde darüber vorher noch einmal schreiben. Was Du mir von Leemann geschrieben hast, darf Dich durchaus nicht beunruhigen[1]). Er ist allerdings ein leichtsinniger Mensch, welcher alles, was er verdient, vorweg verbraucht, aber er ist ein sehr tüchtiger Künstler und ich habe nicht mehr Umgang mit ihm, als mit andern Künstlern; er kommt halt in die gleichen Gesellschaften, intim bin ich gar nicht mit ihm. Unter Künstlern schließt man keinen talentvollen Menschen im Umgange aus, wenn er nicht gerade ein schlechter Kerl ist; ob einer viel brauche, oder Schulden habe usf., geht die andern nichts an, und kümmert sie auch nichts, da jeder auf seine Rechnung lebt. Indessen mußt Du Dir nicht vorstellen, daß, wenn es auch solche gibt, die in unsere Gesellschaften kommen, diese von der Art seien, wie Kündig in Zürich oder solche, da ist noch ein himmelweiter Unterschied. Was nun vollends das Geld betrifft, so haben die Leute, welche Du gesprochen hast, den Esel am Schwanz aufgezäumt, denn anstatt daß mich Leemann um Geld brächte oder benutzte, hat er m i r im Gegenteil schon mehrere Male Gefälligkeiten erwiesen. Indessen möchte ich wissen, wer dies gewesen ist, denn dem Hegi seiner Mutter in Schaffhausen hat man das gleiche gesagt und geraten.

Es tut mir leid, daß Du dem Hermann Vogel[2]) keinen Brief mitgeben konntest; es hätte mir Vergnügen gemacht ihn zu sehen. Ich werde trachten ihn zu finden, wenn er noch in München ist. Für künftige Fälle will ich meine Adresse schreiben, sie ist: Schützenstraße Nr. 3/2. Die Briefe u. dgl. schicke mir aber immer nur auf die Akademie, es ist mir lieber. Ich habe jetzt zwei artige helle Zimmer für 7 fl. monatlich; in einem schlafe, und im andern male ich. Was Hemden und Strümpfe betrifft, so wird es mich freuen einen Zuwachs zu erhalten. Ich habe

[1]) Die Mutter an Gottfried 26. März 1842: „Ich habe diesen Winter einst durch Zufall Dir bei jemand aus München nachgefragt. Man konnte mir zwar nicht sagen, als Du habest viel Umgang mit einem gewissen Leemann, welcher Dir aber von keinem Nutzen sein werde, da dieser sehr flott lebe und nie kein Geld habe." Über Rudolf Leemann siehe Bd. 1 S. 66.

[2]) Ein Flachmaler, der zu Ostern 1842 nach München reiste.

noch neun gute Hemden, die Strümpfe hingegen sind fast alle verlöchert, da die Wäscherinnen die Sachen schlecht flicken. Wenn Du mir ein paar Hemden schickst, so laß doch kleine vorn abgerundete Kragen daran machen; ich habe die großen nicht mehr gern.

Den 23. April.

Was die Reisepläne meiner Schwester betrifft[1]), so rate ich als Bruder, ganz ordentlich zu Hause zu bleiben und sich gut aufzuführen, wenn sie nicht in ökonomisches und moralisches Elend geraten will; beim Manne ist es eine Notwendigkeit, daß er in die Fremde gehe und ins Leben hinauskomme, weil er ganz andere Erfahrungen braucht, als die Weiber; aber aus Frauenzimmern, welche allein in der Fremde herumreisen, ist noch nie etwas anderes geworden, als was ich nicht sagen mag! Du wirst daher Deine mütterliche Kraft anwenden, die Mamselle soeur durchaus nicht von Dir zu lassen; Regula hat auf jeden Fall in Zürich mehr zu verdienen, als in München und sonst sehe ich nicht ein, was es hier tun will. Es scheint mir überhaupt nach dem, was Du mir früher geschrieben hast, daß Regula die Maskenbälle besuche usf., es sei aus dem stillen Kinde, wie man sie immer nannte, ein ziemlich flatterhaftes Geschöpf geworden; und ich muß Dich nur dringend bitten, daß Du sie nicht allein oder mit andern jungen Subjekten auf Tanzplätze gehen lässest, sondern nur mit ordentlichen Leuten, oder wenn Du selbst dabei bist, denn ein ordentliches Mädchen läuft nie allein, ohne eingeladen zu sein, auf den Tanzböden herum.

Da ich mein Bild nicht auf die bestimmte Zeit fertig gebracht habe, so lege ich eine Anzeige davon bei, welche ich Dich bitte zu Herrn Hardmeyer in der Neustadt zu tragen und ihm dabei zu sagen, daß das Bild etwa vierzehn Tage nach der ausgeschriebenen Zeit ankommen werde. Frage ihn, ob es nichts mache? Vielleicht aber könnte jemand anders für Dich gehen, der ihn kennt?

[1]) Eine Freundin Regulas ging als Putzmacherin nach München. Da Regula auch Lust verspürte, als Schneiderin mitzureisen, bat die Mutter Gottfried, der Schwester von diesem Plan abzuraten.

— Ich habe nun erfahren, wo Hermann Vogel in Arbeit ist und werde ihn nächstens besuchen. Es ist prächtiges Wetter hier, und ich möchte gerne schon aufs Land gehen; wenn ich nur das Bild verkaufen kann, sonst bin ich auf den Sommer im Dreck. Hat Heinrich Hochzeit gehalten? Ich grüße Dich, Regula und alle tausendmal.

Gottfried Keller.

40. An die Mutter

München, den 10. Juni 1842.

Liebe Mutter!

Am 11. Mai habe ich mein Bild, welches ich für die Zürcher Ausstellung bestimmt habe, der Fuhre übergeben; der Fuhrmann sagte mir, daß es in zwölf oder dreizehn Tagen nach Zürich kommen werde; ich glaubte also, das Bild sei schon längst dort, und wunderte mich, daß ich noch keine Nachricht von niemanden darüber erhielt. Heute bekommen Hegi und ich einen Brief von einem Freunde, namens Tschudi[1]), welcher in Zürich studiert und mir schreibt, daß er mein Bild vergebens auf der Ausstellung gesucht habe, und daß es gar nicht dort sei. Ich weiß also gar nicht, [warum] es nicht angekommen oder auf der Reise stecken geblieben sei, [oder was] sonst damit passiert ist; ich bin daher sehr besorgt, indem nicht nur die Arbeit von zwei Monaten, sondern auch ein Rahmen, der mich 22 Gulden kostet, damit verloren ginge, wenn es zum Teufel wäre. Auf jeden Fall ist es mein Nachteil; denn wenn es auch endlich noch ankommt, so wird es zu spät zum Verkaufe sein; es würde mit den andern Sachen nach Bern kommen, wo mich niemand kennt und wahrscheinlich niemand empfehlen könnte. Sei so gut und schreibe mir doch sogleich, ob es noch nicht da ist, wenn mein Brief ankommt, und frage bei der Künstlergesellschaft nach, denn es ist auch in dieser Hinsicht ärgerlich, weil die Herren meinen könnten, ich wolle sie zum besten haben, wenn ich schreibe, daß ich etwas schicken wolle, sie es in den Katalog setzen, und dann nichts kommt. Meine Schuld ist es nicht. —

[1]) Friedrich von Tschudi (1820—86), der Verfasser des „Tierlebens der Alpenwelt“ hatte als Student auf der Reise nach Berlin Keller in München kennen gelernt.

Was gibt's Neues in der Famulie? Hat Heinrich noch nicht Hochzeit gehabt? Was macht Frau Keller[1]) und ihre Kinder? Die Geſchichte mit dem erſtochenen Studenten haben wir hier zum großen Ärgernis vernommen[2]).

Ich grüße Euch alle tauſendmal. Dein treuer Sohn

G. Keller.

41. An die Mutter

München, den 24. Oktober 1842.

Liebe Mutter!

Deinen letzten Brief habe ich durch Hrn. Werrenfels aus Baſel empfangen, das Paket hingegen noch nicht, indem ſein Koffer noch nicht angekommen iſt; er erwartet ihn indeſſen alle Tage. Auch die früheren Briefe, worin Du mir über mein Bild geſchrieben haſt, habe ich ſeinerzeit erhalten und daraus erſehen, welche Mühe und Sorgfalt Du angewendet haſt, um deſſen Verkauf zu bewirken; wofür ich Dir meinen innigſten Dank abſtatte. Leider hat's nichts genützt; denn ich habe mein Bild noch nicht verkauft, und ich wäre froh, wenn ich es nur ſo wieder hätte, um es hier wenigſtens des Rahmens wegen verſchachern zu können. Ich hatte auch gerade in München wieder Pech; ich hatte dieſen Sommer noch ein Bild gemalt und rechnete darauf, es im Kunſtverein verkaufen zu können, was ſonſt ziemlich ſicher iſt; da ſchlug der Teufel zu, daß ſie auch hier, wie ſcheint's in Zürich, kein Geld mehr hatten, und nur wenige Bilder von ausgezeichneten älteren Meiſtern kaufen konnten. Dieſer Zuſtand dauert bis nach dem Neujahr, wo die Kaſſe wieder gefüllt wird. Auch bin ich ziemlich ſicher, im Frühjahr in Dresden ein Bild zu verkaufen, indem ich einen Herrn vom dortigen Kunſtverein kennen gelernt habe, der mir ſeine Verwendung verſprach. Für jetzt aber bin ich in Verlegenheit, denn die verdammten goldenen Rahmen haben mich fruchtlos Geld gekoſtet, oder vielmehr bin

[1]) Mutter der Henriette.

[2]) In der Nacht vom 26. auf den 27. Mai war in Zürich ein stud. med. Albert Kirchmeier von Kerenzen von einem Nachtwächter getötet worden. — Über das Schickſal von Kellers Bild in der Ausſtellung vgl. Bd. 1 S. 88.

ich sie noch schuldig; und der Winter ist schon da, wo man kurze Tage und kalte Zimmer zum Arbeiten hat, wenn man nicht ein Klafter Holz im Hause hat.

Man kann freilich kolorieren, aber wenn man einmal angefangen hat, so kommt man nicht mehr heraus, weil man dabei nichts ersparen kann, und im Winter schaut gar nichts heraus. Ich habe meine Not einigen älteren Herrn geklagt, welche mir den Rat gaben, einige Monate nach Hause zu gehen, dort fleißig zu arbeiten, weil mich das Leben nicht so hart ankommt, wie hier, und nachher wiederzukommen. Ich fand diesen Rat ziemlich gut, besonders, da ich ein wenig Heimweh verspüre und eigentlich fast keine andere Wahl ist, wenn ich nicht ärger in die Tinte kommen will. Auch riet man mir, zu Hause mich ein wenig umzusehen, indem es wahrscheinlich sei, daß ich so gut wie schon viele andere von irgend einem Kunstgönner noch Unterstützung für ein Jahr bekommen könne, wenn ich es auf die rechte Art anfange und von einem bewährten Künstler, wie Vogel ꝛc. empfohlen sei. Ich würde natürlich den Herrn Vogel oft besuchen und immer meine Sachen zeigen, um ihn mir gewogen zu machen. Jedoch sind dies noch bloße Räte, welche sich aber näher erwägen lassen. Wenn ich anstatt der großen Bilder nur kleinere, aber mehrere gemacht hätte, so wären sie jetzt verkauft und ich geborgen; denn kleinere verkauft man immer leichter, allein ich glaubte dummerweise gleich mit was Rechtem kommen zu müssen und habe die Sache gerade dadurch verdorben. Doch muß ich nun zum Ende kommen. Daß ich also heimkomme für ein paar Monate, ist ziemlich nötig, und Du wirst mir Deine Tore gewiß nicht verschließen; ich werde mein Möglichstes tun, daß Dir meine Anwesenheit nicht zu beschwerlich fällt. Es handelt sich hauptsächlich um das Reisegeld. Ich erwarte zwar alle Tage mein Bild aus Basel zurück, welches ich auf jeden Fall für 40 oder 50 Gulden einem Händler verkaufen kann, um Reisgeld zu bekommen; aber da es auf dem Hinweg so unsicher ankam, so könnte es sich jetzt leicht auch verzögern. Ich muß aber bis in zehn Tagen mein Logis räumen und möchte nicht gerne noch ein neues mieten vorher. Wenn es Dir also möglich ist, so bitte ich Dich, mir 30 Gulden zu schicken, damit ich dadurch nicht aufgehalten bin und

sogleich fort kann; kommt mein Bild noch vorher, so bringe ich das Geld dafür wieder heim, und kommt's nachher, so wird ein Freund von mir es besorgen und überschicken. Nur muß ich Dich bitten, mir sogleich es zu schicken, oder im Nichtfalle mir zu schreiben. Über alles weitere hoffe ich mündlich Dich zu besprechen und zu beruhigen, da Du alle Ursache hast, über diese neue, unverhoffte Lage der Dinge besorgt zu sein und zu glauben, es werde am Ende halt immer so gehen. Aber ich kann Dir nur versichern, daß es zwei Dritteln von den Künstlern so gegangen ist, die jetzt geborgen sind, und ich mache halt die Erfahrungen, die ein jeder gemacht hat. Besser ist's, man hat in der Jugend zu kämpfen als im Alter. Freilich quält's mich genug, daß Du am meisten dabei zu leiden hast. Wäre ich früher nach München gekommen, so wäre ich früher aus dem Pech; denn ich sehe immer mehr ein, daß meine Zeit und Lehrjahre zu Hause rein verloren waren.

Schreibe mir sogleich und sag' einstweilen noch niemanden nichts!

Ich grüße Euch, Dich und Regula, tausendmal.

Dein Sohn Gottfried Keller.

Adresse: k. Akademie der bildenden Künste.

42. An die Mutter

Frauenfeld, den 21. November 1842.

Liebe Mutter!

Endlich bin ich bis Frauenfeld gelangt, wo ich mich schon einen Tag aufhalte. Die 30 Gulden hatte ich in München richtig erhalten mit dem gehörigsten Danke; da ich aber damals noch nicht ganz zur Reise bereit war, so verzögerte sich dieselbe noch um acht Tage, wo denn ein Teil des Geldes wieder darauf ging, besonders, da ich allerlei kleine Schulden zahlte. Hegi half mir noch mit zwei Louisdor aus, und ich schob endlich ab; ich machte aber einen schlechten Reiseplan, indem ich, um wohlfeiler zu fahren, eine Retourgelegenheit nahm, die mich bis Kempten führte; dort aber fand sich keine weitere Gelegenheit, ich mußte einen Tag liegen bleiben und endlich einen Kutscher teuer bezahlen, um nur fortzukommen. So kam es, daß ich, als

ich nach Konstanz kam, wieder auf dem Hund war. Ich schrieb Müller in Frauenfeld; er holte mich sogleich samt meiner Bagage mit einer Chaise ab und hat mich nun bei sich einquartiert. Obgleich ich mich sehr nach Euch sehne, da ich einmal so nahe bin, so will er mich doch nicht fortlassen, und ich muß schon noch ein paar Tage bleiben.

Du wirst wahrscheinlich von meinen Hausleuten in München einen Brief empfangen haben wegen 47 Gulden, die ich ihnen noch schuldig bin. Du mußt Dich das nicht anfechten lassen, denn es geht nur mich an, und die Leute werden bezahlt, wenn es mir besser geht, bis dahin müssen sie warten, wie andere Sterbliche auch. Ich werde überhaupt mündlich mit Dir über diese Sachen sprechen. Nur schreibe ich dies, damit Du Dich etwa durch solche Sturmbriefe nicht erschrecken lassest; besonders schicke durchaus etwa kein Geld hin!

Mein Bild habe ich den letzten Tag vor meiner Abreise noch erhalten, aber in welchem Zustande! Der Rahmen ganz ruiniert. Es war lumpenmäßig eingepackt; es nimmt mich nur Wunder, daß sich die hochmütigen und vornehmen Herrn Kunstgönner in der Schweiz nicht schämen, einen jungen Kerl und armen Teufel so um seine Sache zu bringen. Doch mag ich mich jetzt nicht länger bei diesen Lumpereien aufhalten. — Nur noch etwas.

Es hat mir in Lindau, als ich ins Dampfschiff ging und fand, daß ich nicht mehr genug Geld hatte, ein Handlungsreisender, der mich näher gar nicht kannte, Geld angeboten, soviel ich wollte; ich nahm aber nur 3 Gulden, soviel ich bis Konstanz brauchte. Er sagte, er werde etwa in acht Tagen auch über Zürich kommen, wo er mir's vom ‚Storchen' aus, wo er immer logiert, sagen lassen wolle. Wenn ich also in dieser Zeit etwa noch nicht dort bin, so sei doch so gut und schreibe ihm ein Billett, daß ich noch nicht angekommen sei, und wenn's möglich ist, so schick ihm die 3 Gulden! Er heißt Herr Altendorf aus Solingen. Doch muß ich enden, denn die Chaise steht vor dem Hause; Müller will mit mir ausfahren in Geschäften. Er ist sehr gut eingerichtet und führt ein beschauliches Leben.

Ich lasse einstweilen alle meine Bekannten, Spinner besonders,

grüßen. Ist der Kündig noch in Zürich? Wenn mir nur der Schlingel nicht ins Haus läuft, wenn ich heimkomme; das muß ein schöner Lump sein. Er ist scheint's mit einer Hure im ganzen Thurgau als Vagabund herumgezogen.

Unterdessen grüßt Euch tausendmal Euer Sohn und Bruder, sowie auch alle im Hause.

G. Keller.

Meinen Koffer werde ich vielleicht dem Fuhrmann übergeben. Die Wäsche von dem Basler habe ich auch am letzten Tage noch erhalten.

III

Tagebücher und Briefe

1843—1848

43. An Johann Salomon Hegi

Zürich, den 1. April 18 leider schon 43!

Liebster Hegi!

Deinen letzten, dem Müller übergebenen, sowie auch den früheren Brief habe ich erhalten, und den erstern zwar heute, und da ich daraus ersehe, daß Deine Langmut durch mein Stillschweigen noch nicht erschöpft wurde, so beeile ich mich, endlich einmal zu schreiben. Aber traurigerweise kann ich Dir noch kein Geld schicken, indem ich wieder auf dem nämlichen Punkt stehe, wie bei meiner Ankunft in Zürich. Die Unterhandlungen, die im Gange waren, haben sich wieder zerschlagen, indem man mir nur in kleinen Rationen vorschießen wollte, und wie Du weißt, muß ich meine Schulden, die sich mit allem fast auf 200 Gulden belaufen, bezahlen, eh' ich einen Fuß nach München setzen kann. Ich muß nun entweder auf eine andere Himmelsleiter warten, oder ich muß hier bleiben, bis ich aus dem Ertrage etwan verkaufter Sachen, wenn es Gottes Wille ist, wieder flügge werden kann; oder endlich auf die Großmut irgendeines Mäcen spekulieren; zu welch letzterem Endzweck ich aber erst etwas Arbeit beisammen haben muß, um damit Mitleid zu erregen! O jerum!

Von Deiner Frau Mutter erhielt ich ungefähr zu gleicher Zeit mit Deinem vorletzten Brief ein Zuschreiben, worin sie mir mit kurzen Worten anzeigte, daß sie für Dich bei Deiner Frau Tante 90 Gulden zu bezahlen hätte; ob ich die Dir schuldenden 80 Gulden an diese Frau sogleich auszahlen wolle, oder ob sie sich an meine Mutter zu wenden hätte? Ich schrieb zurück, daß es mir momentan unmöglich sei, indem ich es sonst schon an Dich selbst berichtigt hätte, und bat um Nachsicht; zugleich bemerkte ich, daß meine Mutter die Sache wisse und ihr selbst schreiben werde, wenn sie es wünsche. Darauf erhielt meine Mutter einen Brief, worin die Deinige zu erfahren wünschte, wie bald sie auf das Geld rechnen könne, und bemerkte, daß sie, meine Mutter, nie-

mals dieſes Geld an Dich zu zahlen habe, ſondern an ſie, Deine Mutter. Die meinige ſchrieb wiederum, konnte aber leider unmöglich bezahlen, da ſie ſelbſt ſehr im Pech iſt, meinetwegen noch, und einiger anderen unerwarteten Mißgeſchickern; ſie bat alſo um Nachſicht, bis meine Affäre wieder rangiert ſei, oder bis ſie ſelbſt ſich wieder beſſer dran ſehe. Einen beſtimmten Termin könne ſie nicht abgeben. Sei alſo ſo gut und ſchreibe mir, ob ich wirklich dieſes Geld an Deine Frau Mutter auszahlen ſoll, wenn es mir möglich wird, oder an Dich? Zugleich ſchicke mir eine genaue Rechnung, da es wahrſcheinlich ziemlich mehr als 80 Gulden ausmachen wird; wozu noch der verſetzte Meerſchaum, Benvenuto Cellini und Rouſſeaus „Heloïſe“ und „Confeſſions“ zu rechnen ſind, die ich, während Du im Tirol warſt, an einem magern Tage verkaufte, und vor meiner Abreiſe bei keinem Antiquar mehr fand. Schreibe mir auch, ob ich das, was über 80 Gulden iſt, Dir oder ebenfalls Deiner Frau Mutter übermachen ſoll. Die Hebamme in der Schützenſtraße hat auch geſchrieben, daß ſie, im Falle ich nicht innert zehn Tagen bezahle, meine noch in Handen habenden Sachen verkaufen werde. Die Auktion möchte ich doch mit anſehen!! Behalte doch im Gedächtnis, und erinnere auch den Leemann daran, daß ſie mein Bild und die anderen Sachen in Verſatz hatte, damit ſie nicht etwa dieſelben verkaufen und bei meiner Rückkunft etwa doch noch den Schuldſchein, den ich ihr ausgeſtellt, gültig machen kann; indem in demſelben nichts von den Sachen ſteht. Ihr würdet mir dann als Zeugen dienen.

Was Deine Frage wegen dem Novellen-Titelblatt-Fabrikations-Verſuch betrifft, ſo glaube ich, daß etwas herausſchauen könnte, wenn Du etwas ſchicken würdeſt. Ich würde beim Locher[1]) ſondieren, ſowie Müller in Frauenfeld, den ich öfters ſehe, mit Buchhändler Beyel[2]), der viel herausgibt, und den er ſehr gut kennt, vielleicht etwas machen könnte. Auch hat Ganz von Bülach[3]), wie ich höre, auf Oſtern ein großes Lokal im Zeltweg gemietet, um eine Lithographie zu errichten, der hat gewiß auch allerlei, das Deiner würdig wäre, zu machen.

[1]) Buchhändler in Zürich.

[2]) In Frauenfeld, der u. a. Werke Gotthelfs verlegte.

[3]) Johann Ganz (1821—86), Lithograph und ſpäter Photograph.

Vergangenen Montag wurde das Sechseläuten gefeiert, regnete aber den ganzen Tag. Dessenungeachtet fand ein Zug statt, der sehr hübsch geworden wäre, wenn nicht die Vornehmen und die Alten geschalkt[1]) hätten, weil sie ungehalten waren, daß viele Fremde, Studenten und Ansässen zugezogen wurden. Es wurde das Wallensteinische Heer, nach Schillers Lustspiel, vorgestellt, und das Kostüm und Bewaffnung sehr gut gegeben. Buttlerische Dragoner eröffneten den Zug, dann folgten Musketiere, Arkebusiere, dann sehr stattlich die Pappenheimer, Konstabler mit altem Geschütz, holkische Jäger usf. Der Troß, Zigeuner usf., war trefflich, am meisten gefielen aber die Kroaten zu Fuß und zu Pferd, welche wirklich über meine Erwartung gut verstanden worden waren. Den Bratwurster und Bäckerladen, welche am Passe waren, erging es dabei sehr übel. Die einzigen Fehler waren, daß die Degen oder Seitengewehre meistens entweder zu alt oder zu neu waren, und daß das Fußvolk die Kostüms von Perkal machen ließ, was sehr lumpig aussah. Auch hatten die Pappenheimer sämtlich viel zu dünnes und lumpiges Leder an den großen Stiefeln, so daß dieses Hauptmerkmal an den Gestalten jener Zeit gänzlich verloren ging. Um 7 Uhr wurde in das Lager gezogen, welches vor dem Stadthause aufgeschlagen war. Man wollte dort allerlei Schillersche Witze aufführen; das Wetter stäubte aber bald alles auseinander. Auf dem „Weggen"[2]) wurde eine dramatische Bagatelle losgelegt, welche den Zürchern viel Jubel erregte. Ein kleines Theater stellte die untere Brücke mit den jetzigen Umgebungen vor, worauf der alte Bürgermeister Brun, wie ein heraufbeschworener Schatten, mitten unter modernen Stutzern, Bauernratsherren, welche aufs Rathaus gingen usf., promenierte, und dabei seine Glossen machte. Er jammerte erbärmlich über das neue Wesen und zog wacker über die Liberalen los; zuletzt aber freute er sich doch noch, daß seine Zünfte wenigstens noch bestanden. Die guten Leutchen haben sich aber ihren Mann schlecht gewählt, um ihren Groll an den Tag zu legen; sie scheinen nicht bedacht zu haben, daß Brun ein

[1]) Geschmollt.
[2]) Zürcher Zunfthaus.

sehr übler Repräsentant für Vorrechte und Herrentum ist, daß er die Zünfte zu seiner Zeit als volkstümliche und liberale Institutionen schuf, und nicht als solche, wie sie jetzt verstanden werden, und daß Brun, seinem Leben und Charakter nach, wahrscheinlich Anno 1830 auch auf der Bühne zu Uster[1]) gestanden wäre.

Die Studenten fangen an sich zu fühlen hier. Es gibt öfters Kommerse, Ständchen mit Fackelzügen ꝛc., auch Paukereien fallen nicht selten vor. Letzthin fuhren sie in sechzehn Wagen, worunter vier vierspännige, und mit acht Berittenen in vollem Wichs, kurze Samtröcke, weiß und rote Cerevismützen und Schärpen, Schlägern und Kanonenstiefeln, nach Winterthur. Ich habe schon mehrmals mit ihnen gekneipt, muß aber sehr vorsichtig sein darin, um nicht meine pechiösen Angelegenheiten noch pechiöser zu machen. Der große Müller ist immer noch hier, und macht alles mit, wie ein Brandfuchs; als altes Haus hat er die Ehre, bei den verschiedenen Anlässen an der Spitze zu stehen. Er war letzthin in Luzern, um das Examen zu machen, muß aber durchgeschifft sein, da er wieder hier ist. Ebenso Rupp, welcher auf Ostern auch wiederkommen soll. Diese Leutchen werden doch ein bißchen lang nicht solid. Sonst ist auch Zürcher hier, welcher aber Leim siedet. Auch der große Ernst ist hier, habe ihn aber nur gesehen und nicht gesprochen. Es werden einige fidele junge Studenten auf München kommen; wenigstens haben sie mich nach allem gefragt. Sonst sitze ich mit einigen ordentlichen Burschen öfters in der „Häfelei" oder in einem Kneipchen hinter Zäunen[2]), wo eine hübsche Münchnerin, die früher Sängerin gewesen sein will, Kellnerin ist. Sie kennt den Wepfer sehr gut; er hat ihr diese Woche Grüße geschickt durch einen Herrn Grieshaber von Schaffhausen. Dieser kömmt nun schon einige Tage am Abend her, bestellt ein Schöpplein, trinkt aber nur einen Schluck davon, und verschwindet wieder, worauf auch die Lukretia auf ein Stündchen verschwindet. Die ganze Kneipe unterhält sich dann indessen über meinen Herrn Grieshaber. Die Künstlergesellschaft hat sich die alte Chorherrenstube gemietet, wo sie von Zeit zu Zeit kleine

[1]) In Uster fand am 22. November 1830 eine Volksversammlung statt, die der Anfang der liberalen Ära im Kanton Zürich war.

[2]) Straßenbezeichnung.

Ausstellungen veranstalten will, je nachdem einige Sachen fertig sind. Die erste dieser Ausstellungen fand junghin statt. Es waren Aquarellen von Wolfensberger und Suter[1]), eine Winterlandschaft von Ulrich[2]), sehr gut, eine spanische Gegend in Öl von Oberst Rahn[3]), Irmingers Porträt, von ihm selbst lithographiert, auch gut; und ein Glasgemälde von Hirnschrot[4]), welches aber gegen die Münchner Produkte ungeheuer mühselig und finster aussah. Für die nächste Gelegenheit werde ich einige Farbenskizzen auf Papier bereit halten. Balder[5]), der Lithograph, soll sich aus dem Staub gemacht haben; er hat in der letzten Zeit lauter erbärmliches Zeug in das malerische Unterhaltungsblatt usf. geliefert. Den Hitz[6]) sehe ich öfters mit martialem Gesicht, einen Glasscherben mit Farben und einige zu reinigende Pinsel in der Hand in Turikums krummen Gassen herumsteigen. Der Münchner Solome ist auch hier gewesen, eh' ich heimkam, und hat drei Monate im Zuchthaus gesessen, so arg hat er's getrieben.

Kaspar Rordorf läßt Dich grüßen, Rudolf ist nach Neuyork verreist in das Bodmerische Haus, Konrad ist in Neuchatel, hat aber gesundheitshalber die Tischlerei aufgegeben und lernt nun das Klaviermachen. Er will sich nachher nach Paris verfügen. Die zwei kleinen Besen haben sich sehr hübsch ausgewachsen, besonders das Babettli; wenn es mir recht ist, so hat der polnische Simmler[7]), der auf der Akademie in München ist, ein Porträt von ihr gemacht, das er bei sich hat. Leemann kennt ihn.

Bei meinen neuen Verwandten in Eglisau[8]) bin ich gewesen, und auf den Frühling eingeladen, wenn ich etwas zu zeichnen

---

[1]) Johann Jakob Wolfensberger (1797—1850), Zürcher Landschaftsmaler. — Jakob Suter (1805—1874), Landschaftsmaler und Kupferstecher.

[2]) Johann Jakob Ulrich (1798—1877), Landschafts- und Marinemaler. Mit seiner Tochter Fanny, der Freundin Emilie Heims, verkehrte Keller in den siebziger Jahren, vgl. Bd. 3, S. 64.

[3]) Eduard Rahn-Hirzel (1801—1851), Dilettant.

[4]) Johann Andreas Hirnschrot (1799—1845), Glas- und Emailmaler.

[5]) Georg Balder (1810—1882), Lithograph, Zeichner, Historien- und Kirchenmaler.

[6]) Vgl. Bd. 1, S. 75.

[7]) Joseph Simmler (1823—1868), Historienmaler.

[8]) Heinrich Scheuchzer, der sich mit Susanne Hottinger verheiratet hatte.

fände in der Umgegend. Die junge Frau ist sehr liebenswürdig, aber es fehlt ihr doch ein gewisses Etwas, das ich mir nicht erklären kann, das aber allen Frauenzimmern, welche sonst den Künstlern ins Auge stechen, eigen ist.

Das Wetter ist sehr schön bei uns, und ich denke fast, es wird das Gescheiteste sein, wenn ich, es mag nun gehen wie es will, bis zum Herbst hier bleibe; ich habe hier schon so viel zum Naturstudium gefunden, daß es ziemlich unsinnig wäre, nach München zu kommen, um gerade wieder aufs Land zu gehen; zumal ich hier wohlfeiler auskomme. Ich war letzthin auf dem Ütliberg und habe dort Lust bekommen, ein Bild zu machen, welches die Aussicht in die Gebirge mit See, Albis ꝛc. umfaßt, und die ziemlich malerischen Partien des Leiterlis zum Vorgrund hat. Es könnte sein, daß ich so etwas besser verschachern könnte, als die Ausgeburten meines nordischen Genies[1]), das einer Magnetnadel zu vergleichen ist, die immer nach Norden weist, mich aber doch nicht aus dem Drecke führt. Auf jeden Fall hoffe ich diesen Sommer wieder einmal den Grund zu einer ordentlichen Mappe zu legen, und wenn ich wieder Studien haben werde, so sollen meine Kleckfereien auch besser werden. Wenn ich nur schon wieder in München wäre. Es geniert mich gewaltig, wenn ich daran denke, daß man mich dort an manchen Orten als durchgebrannt betrachten wird. Grüße mir doch den Prosäder. Ich habe sein Italienisch des gänzlichsten vergessen, aber nicht die Taler, die ich ihm noch dafür schuldig bin. Schreibe mir doch genauer von Leemann, den ich grüße; hat er seinen Mackintosch[2]) noch an? Was mich betrifft, so hätte ich jetzt wieder etwas zu versetzen, wenn ich dort wäre. Was machen Bendel, Federle und Rhode, hat dieser brav Bilder gemacht? Ist Schlatter[3]) noch in München? Kommt Werdmüller[4]) noch nicht heim? Der Andermatt beschießt mich unaufhörlich mit Briefen, bald höflich, bald grob; kann ihm aber keinen Deut schicken, bis ich die andern auch bezahlen kann; denn wenn ich etwas kann erwischen, so werde ich's auf jeden

[1]) Die ossianischen Landschaften.
[2]) Wasserdichter Mantel.
[3]) David Hektor Adolf Schlatter von St. Gallen (1815—1897), Ofenbauer.
[4]) Johann Konrad Werdmüller (1819—1892), Zeichner und Kupferstecher.

Fall Dir zuerst schicken. Der Vergolder Müller, dem ich noch den großen Rahmen schulde, wird mich jetzt auch aus der Nähe bestreichen; er hat jedenfalls eine gute Batterie in Wyl, da können die Bomben schon besser reichen, wenn er maliziös sein will.

Sonst gibt's nix Neues hier, als immer neue Fallimente, und daß die Liberalen wieder ein wenig eingeschüchtert sind, aber nicht so, wie die Zöpfe meinen.

Mit der Eisenbahn hat man wieder Hoffnung. Die Basler wollen am nächsten eidgenössischen Schützenfest zugleich die Schlacht bei St. Jakob feiern; zu diesem Endzweck haben sie alle 6 und $6^1/_2$ Fuß hohen Schweizer, welche Lust dazu haben, eingeladen, sich ein halbes Jahr vorher die Bärte wachsen zu lassen, um als Helden dabei zu figurieren; sie bekommen von jedem Tag der Bartwachsungsperiode vier Batzen. Apropos hast Du Bendels Wandkalender gesehen, den er für Studer gemacht hat? Er hat sich eben keine Apotheose dadurch bereitet. Um solche Sachen zu gebären, hätte er eben nicht Kaulbachs Schüler zu sein gebraucht. Aber nur zu Dir gesagt. Und die Randverzierungen! O Neureuther! O Maler Laimbacher!

Meinen Gruß an alle, also auch an Dich.

Gottfr. Keller.

44. Tagebuch

Eröffnet den 8. Juli 1843 in Zürich.

„Ein Mann ohne Tagebuch (er habe es nun in den Kopf oder auf Papier geschrieben) ist, was ein Weib ohne Spiegel. Dieses hört auf Weib zu sein, wenn es nicht mehr zu gefallen strebt und seine Anmut vernachlässigt; es wird seiner Bestimmung gegenüber dem Manne untreu. Jener hört auf, ein Mann zu sein, wenn er sich selbst nicht mehr beobachtet und Erholung und Nahrung immer außer sich sucht. Er verliert seine Haltung, seine Festigkeit, seinen Charakter, und wenn er seine geistige Selbständigkeit dahin gibt, so wird er ein Tropf. Diese Selbständigkeit kann aber nur bewahrt werden durch stetes Nachdenken über sich selbst, und geschieht am besten durch ein Tagebuch. Auch gewährt die Unterhaltung desselben die genußvollsten Stunden."

Diese Worte habe ich vor fünf Jahren, im Heumonat 1838,

in meinem neunzehnten Jahre, niedergeschrieben, ohne daß ich bis jetzt irgend einmal ein Tagebuch angefangen hätte. Ich denke aber, es geht mir nicht allein so, und ich habe schon oft geahnt und an mir selbst erfahren (ich müßte denn eine tüchtige Abnormität sein), ich habe schon oft bemerkt, sage ich, daß in der Welt sehr viel Schönes, Wahres, sehr gründlich und solid Scheinendes, dem, der es sagt, zur Ehre Gereichendes gesprochen, geschrieben und behauptet wird, ohne daß es dem Autor im mindesten in den Sinn käme, das mit so viel Energie Geäußerte auf sich selbst anzuwenden oder auszuüben.

So ist es mir nun auch mit meinem Tagebuch gegangen, und ich habe die so lehrreiche Zeit meines ersten Ausfluges in die Welt, die drei Jahre, welche ich in München zubrachte, samt allen Eindrücken, die ich dort empfangen, das heitere, schöne Künstlerleben, die bangen sorgenvollen Tage, die ich erlebt, und sonst noch so vieles, was mein Gemüt lebhaft ergriffen; die Rückkehr und Flucht ins mütterliche Haus: das alles habe ich handelnd und leidend an mir vorbeiziehen lassen, ohne eine Silbe darüber niederzuschreiben.

Ich habe mir zwar das ganze Bild in seinen Umrissen und mit seinen Lokalfarben ziemlich treu bewahrt, und wenn ich einst aus mir selbst heraustreten und, als ein zweites Ich, mein ursprüngliches eignes Ich in seinem Herzkämmerlein aufstören und betrachten, wenn ich meine Jugendgeschichte schreiben wollte, so würde mir dies, ungeachtet ich bis jetzt nie ein Tagebuch führte, und nur früher, vor bereits sechs Jahren, dann und wann, aber sehr selten, einzelne abgerissene Vorgänge der Außen- und Innenwelt aufzeichnete, dennoch ziemlich gelingen. Aber wie viele, viele Gedanken und Ideen, wie sie Sonne und Mond uns bringen, gingen mir nicht verloren? Wie viele Erfahrungen und Erlebnisse hatten keinen oder nur wenigen Nutzen für mich, weil ich sie mir nicht genugsam einprägte?

Wie viele poetische Motive und künstlerische Erscheinungen gingen wie Traumbilder, auf die man sich beim Erwachen nicht mehr besinnen kann, an mir vorüber? Und wie viel reizende und bedeutungsvolle Geschichten, Vorfälle und Anekdoten verweben sich dem sinnigen Menschen in sein tägliches Leben, aus

denen er oft die schönsten Geistesblumen ziehen könnte, und die meistens spurlos verloren gehen, wenn er nicht einen gehaltvollen Briefwechsel oder ein Tagebuch führt!

Der Hauptgrund aber, der mich zur Führung eines solchen trieb, liegt in der Beschäftigung an sich selber, die sie mir verleiht. Das Tagebuch wird mir ein Asyl sein für jene grauen, hoffnungslosen Tage, die mir oft in stumpfem Nichtstun vorübergehen und spurlos in die dämmernde Vergangenheit verschwinden. Es sind dies die Tage, welche man, gehemmt durch äußere, widerliche, oft miserabel kleinliche Umstände, oder durch innere Erschöpftheit, Rat- und Mutlosigkeit dahinbrütet, ohne einen frischen Entschluß zur Arbeit fassen zu können. Ich weiß wohl, es gibt Leute, welche diese Tage nicht kennen; sondern jahraus jahrein, vom Morgen bis Abend, arbeiten können; ich meine hier nicht die Handarbeiter, sondern die Geisteshandlanger, die glücklichen Wesen, welchen materiell kein Augenblick verloren geht, den sie nicht benutzen können, wie man Nadel und Zwirn, Waschwasser u. dgl. benutzt, welche mit der unerträglichsten, selbstzufriedenen Emsigkeit die Werkel- und Schmutztage hindurch fuseln und schlampen und am Sonntage mit fetter Behaglichkeit nichts tun, nichts denken, nichts sehen; sondern ihren Gänsebraten verzehren und mit Weib und Kind hinausschlendern, nicht um Wald und Au zu sehen, vielmehr um Basen und Gevattern anzutreffen, und den feinen, wohl konservierten Sonntagsrock zu lüften; welche nur sprechen: Heute ist Feiertag! und sich dann vor allem Denken so wohl verwahren können, wie man sich vor dem Sonnenscheine schützt, indem man nur in den Schatten tritt. Glücklich sind diese Leute, und ich bin geneigt zu glauben, daß diese Behaglichkeit, verbunden mit einem geregelten, ersprießlichen Fleiße, mit den spätern Jahren auch feurigern und kräftigen Naturen, wenn sie lange genug gelitten und gekämpft haben, zuteil werden könne. Denn jeder Mensch wird am Ende Philister, nur mit dem Unterschiede, daß es der eine innerlich, der andere äußerlich, der dritte aber trauriger Weise total wird.

Ich aber bin noch nicht, noch lange nicht so weit, daß alle meine Entwürfe, oder nur der kleinere Teil derselben, so gediegen, klar und unabänderlich wären, daß nicht Tage, ja Wochen und Monate der Unterbrechung und der Niedergeschlagenheit kämen,

wo nichts ans Sonnenlicht dringen will in freudiger Klarheit. Es gibt Zeiten, wo man, geſchweige einen warmen Menſchen, nicht einmal ein warmes, lebendiges Buch zur Hand hat, an dem man ſich bereichern und erquicken könnte. In dieſen Zeiten ſoll das Tagebuch mein Troſt ſein! Wenn ich einen lieben langen Tag nichts Bleibendes getan habe, ſo will ich wenigſtens dies hineinſchreiben, und dann wird das Buch mir entweder einige Gedanken geben, oder einige entlocken, ſo daß doch etwas, daß doch einige Worte zurückbleiben von der luftigen Blaſe, der Zeit.

Aber nicht bloß in Tagen der Mutloſigkeit — nein! auch in Tagen der feſtlichen, rauſchenden Freude will ich ſtille Momente verweilen und ausruhen im traulichen Schmollwinkel meines Tagesbuches. Ich will die ſchönſten Blüten erlebter Freude hineinlegen, wie die Kinder Roſen- und Tulpenblätter in ihre Gebetbücher legen; und wie ſie ſich dann in ſpäteren Jahren wehmütig erfreuen, wann ihnen ſo ein verblichnes Blumenblatt in einem alten Buche zufällig wieder in die Hände fällt: ſo will ich mich in meinen letzten Erdentagen erfreuen an den Bildern entſchwundener Freuden. Wann dann zwiſchen dreihundertfünfundſechzig Regentagen des Leidens nur *ein* Sonnentag der heiteren Freude und des Mutes hervorlacht, ſo will ich alle jene Regentage vergeſſen und mein dankbares Auge nur auf dieſen ſonnigen Freudentag heften und den Herren preiſen, daß er mir wenigſtens dieſen gegeben hat. Wann ein junger Menſch in die Fremde hinauszieht, ſo gibt man ihm ein Wanderbuch mit, durch deſſen Blätter alle ſich eine gefärbte Schnur ſchlingt, die auf dem letzten Blatte mit einem Siegel befeſtiget iſt. Dies Tagebuch ſoll mein Wanderbuch ſein, das ich bei jeder neuen Station meines Lebens meinem höchſten Tribunale, dem Gewiſſen, vorweiſen werde, und der grüne Faden, der dasſelbe durchzieht, iſt die Hoffnung, und das Siegel, das dieſen grünen Faden abſchließt, iſt der Tod mit dem Bildnis der Ewigkeit. Ich werde vertrauend hoffen und immer hoffen, bis meine Augen brechen; und wann dann die Menſchen mich auslachen und ſagen werden: „Siehe, du haſt umſonſt gehofft, du ſtirbſt arm und verlaſſen, wie du geboren wurdeſt“, ſo werde ich zu ihnen ſagen: „Ihr Toren! jetzt geht die Hoffnung erſt recht an!“

Dann soll man mein Wanderbuch mir in den Sarg geben und unter mein Haupt legen, daß es darauf ruhe. Das Papier und das Irdische, Schwere darauf wird mit meinem Leibe verwesen; das Bessere aber wird mit dem Geiste hinaufschweben, wo das neue, hellere Leben beginnt. Werden dann nicht die Erfahrungen und Ahnungen dieses Lebens, geläutert und gereinigt in dem verborgnen Feuer des Grabes, unser neues und schöneres Gewand bilden, in welchem wir die ewige Reise unsers S e i n s fortsetzen?!

Den 9. Julius.

Heute habe ich Hoffmanns Biographie von Hitzig fertig gelesen[1]). Letzterer, welchen ich zuerst in Chamissos Werken kennen lernte, ist mir ordentlich lieb geworden. Welch ein vortrefflicher Freund von so Vortrefflichen, und dabei welch eine edle Bescheidenheit! Was nun Hoffmann und sein Leben selbst betrifft, so habe ich mich sehr daran erbaut und gestärkt. Denn das Leben großer Männer, welche dabei unwandelhaft, klar und ohne hindernde Schwächen ihren Weg gingen, ist uns wohl Vorbild, zur Bewunderung und Nachahmung reizend, so Schiller, Jean Paul und andere; ein Leben, wie Goethes, das ohne materielle Sorgen und Kummer, in heiterer Ruhe, behaglichem Wohlstand und klarem Selbstbewußtsein fortfließt, höchstens von selbgeschaffnen Geistesstürmen aufgeregt, vermag uns mehr niederzubeugen als aufzurichten. Ein Leben aber, wie Hoffmanns, voll Mangel, Not und Nahrungssorgen, denen immer zur rechten Zeit die Hülfe nahe war, ein Leben, das mit großen Schwachheiten, die wir oft auch kennen, zu kämpfen hat und ihnen manchmal unterliegt, dient uns zum lebendigen Beispiel, zur Stärkung, zum Trost; und, weil es einem Manne angehört, den wir sonst lieben und achten und seiner Schwächen halber bemitleiden, so zeigt es uns besser und eindringender, was wir zu tun und zu lassen haben, als alle Moral.

Ich, der ich zu jeder Zeit einen vollen Pokal, verbunden mit dem Rundgesang fröhlicher, braver Gesellen liebte und demselben meine schönsten und freudigsten Stunden, bisher wenigstens,

[1]) Aus Hoffmanns Leben und Nachlaß (1823).

verdankte, ich habe nun gesehen, wohin es führt, wenn man sich diesen Freuden der Geselligkeit systematisch überläßt, und das herrliche Sonnenkind, den Wein, als Zweck und nicht als Mittel zur Freude betrachtet. Nein! Diese goldenen Becherstunden müssen nur wie seltene Meteore mit ihrem Sang und Klang in unsere Erdennächte hineinleuchten, wenn sie uns das sein sollen, wozu sie uns gegeben sind. Wie wehe muß es Hoffmanns besseren Freunden getan haben, ihn zum fast gemeinen Weinschmecker und Stammgast einer Kneipe hinabsinken zu sehen! Zu ihrem Troste war aber Hoffmann ein Mensch, den man durch alle Schwächen und Verhältnisse hindurch liebte und nie aus den Augen verlor. Anders ist es, wenn ein unserm Herzen Angehöriger sich innerlich verschlechtert, wenn er sich verhärtet gegen die Wahrheit und zum Apostat wird am Allerheiligsten, zum Verräter am Geiste, wie es auch schon welche unter den großen Genies gegeben hat. Diese zwingen uns, sie zu hassen und zu bekämpfen.

Hoffmann war Musiker, Dichter und Maler. Doch glaube ich, daß sein Ruf hauptsächlich nur noch in seinen literarischen Werken lebt. Da ich nicht Musikkenner bin, so kann ich in dieser Hinsicht nicht urteilen, doch habe ich als Laie seinen Namen unter denen der gleichzeitigen und frühern Komponisten zu wenig nennen gehört, als daß ich annehmen könnte, er habe außerordentliche oder klassische Verdienste in dieser Hinsicht. Was aber die bildende Kunst angeht, so mag seine Malerei wohl mehr in seinem Enthusiasmus dafür und in dem, was er selbst so viel darüber gesprochen hat, bestehen, als in seinen eigentlichen künstlerischen Werken. Er müßte eben nicht Hoffmann gewesen sein, wenn er nicht gute und phantasievolle Karikaturen gemacht hätte, was ich aber Ernsthaftes von ihm gesehen, das erhob sich nicht über das Mittelmäßige und meistens Geschmacklose seiner Zeit, wo die herrliche Richtung, die Cornelius und seine Schüler der deutschen Kunst gaben, eben angebahnt wurde; er nimmt als Maler nicht einmal eine Stelle unter den Künstlern vor Cornelius ein, wie man die Verhältnisse wenigstens jetzt überblickt; und wenn man das nicht tut, so ist es unrecht, einem den Namen davon beizufügen, und trübt das Urteil der Befangenen über den ganzen Gehalt eines solchen Mannes. Da Hoffmann ein Genie

war und großen Drang zur Malerei hatte, so zweifle ich keineswegs, daß er ein großer Maler geworden wäre, wenn er die strenge und berufsmäßige Bildung erhalten hätte, welche die bildende Kunst verlangt. Ein Genie, das viel gelesen hat, kann auch gewiß etwas Gutes schreiben, ohne seine Jugend auf Universitäten zugebracht zu haben; denn der Gedanke ist es, der das Wort adelt. Bei der bildenden Kunst aber sind Form und Gedanke eins, und mit dem feinsten Gefühl, mit der besten Überzeugung und mit der feurigsten Phantasie kann man keine schöne, klassische Figur zeichnen, wenn man nicht mit seiner eignen Hand jahrelang ausschließlich, ich möchte sagen handwerksmäßig unter guter Anleitung gezeichnet und studiert hat; der Maler und Bildhauer studiert nur mit dem Griffel in der Hand; daß man aber Jus studieren und Musik treiben könne neben dem Malerstudium, das halte ich für unmöglich, wenn man in letzterem mehr als Dilettant sein will.

Von Hoffmann zu verlangen, daß er die Malerei aufgeben und alle seine Kräfte der Dichtkunst zuwenden solle, wäre eine Philisterei gewesen; denn der Evangelist Johannes sagt: „Der Wind wehet, wo er will, und du höreſt sein Tosen; aber du weißest nicht, von wannen er kommt, noch wohin er fahren wird. — Also ist ein jeder, der aus dem Geiste geboren ist!“ Aber es ist ein frommer Wunsch, daß er diesen Drang zur Bildnerei nicht gehabt und die Literatur, mit einem ganz gereinigten Geschmack, zu seiner Lebensaufgabe gemacht haben möchte. Gewiß würde er unter den ersten Sternen am deutschen Dichterhimmel glänzen. — Ich werde nun seine Schriften gänzlich durchlesen.

Den 10. Juli.

Trostloser Regentag! Nach wenigen blühenden Lenztagen ging der Mai in einen nassen, regnerischen Sommer über, welcher bis jetzt in ewigem Weinen trauerte, einige Sonnentage ausgenommen. Wenn es so fortfährt, so dürfte es einen traurigen Herbst und Winter geben, da man eine Teurung befürchtet. Verdrießliche, hoffnungsarme Stimmung. Dazu kommt noch das geheime, unheildrohende Gären und Motten des Kommunismus und die kecken, öffentlichen Äußerungen desselben.

Das Nachdenken über dieſe wichtig werdende Zeitfrage macht mich konfus. So viel ſcheint mir gewiß, daß mehr Elend, als je, auf Erden iſt, daß der Kommunismus viele Anhänger gewinnt und ſchon hat, und daß es nur einer Hungersnot bedürfte, um demſelben mit aller Macht auf die Beine zu helfen. — Ein Prediger desſelben, der Schneidergeſelle Weitling[1]), welcher ein Buch „Garantieen der Harmonie und Freiheit", mit Geiſt und Feuer, darüber geſchrieben hat, iſt hier arretiert worden. Die Arreſtation hat bei der liberalen Partei Unwillen erregt, da ſie gewalttätig ariſtokratiſch ausgeführt und die freie Preſſe durch eine mitternächtliche Unterſuchung zugleich beleidigt wurde. Indeſſen könnte ich dem Kommunismus des Weitling und ſeiner Freunde keine gute Seite abgewinnen, da er einerſeits in Hirngeſpinſten beſteht, welche unmöglich auszuführen wären, ohne das Elend größer zu machen, weil ſie die ganze gegenwärtige Ordnung der Dinge nicht nur außen, ſondern bis in unſer Innerſtes hinein, umſtürzen würden; anderſeits mir aber nur die Folge einer immer mehr um ſich greifenden Genuß- und Bequemlichkeitsſucht zu ſein ſcheint; hauptſächlich aber ſcheint es mir ein kurzſichtiger und gieriger Neid dieſer guten Leute gegen die Reichen dieſer Welt zu ſein. Sie wollen nicht, wie Weitling deutlich ſagt, bloß zu eſſen, ſie wollen es vollauf, üppig und gut haben; ſie wollen auch einmal an die Reihe. O ihr Toren! —

Wenn ihr ganz gleichmäßige Erziehung vom Staate aus, Sorge für allgemeinen Verdienſt vom Staate aus, allgemeine Verſorgung der Verdienſtunfähigen und Hülfloſen, vom Staate aus verlangt: dann bin ich mit Leib und Seel' bei euch! — So aber, mit euren wirklich fanatiſchen, weltſtürmenden Gedanken bleibt mir vom Halſe, ſchert euch ins Tollhaus, wenn ihr's aufrichtig, und zum Teufel, wenn ihr es nur für euren werten Bauch gemeint habt!

Den 11. Juli.

Das Wetter heitert ein wenig auf. Heute faßte ich plötzlich den Entſchluß, einige Gedichte zuſammenzupacken und einer Zeitſchrift, etwa Lewalds „Europa" zuzuſenden mit einem ſentimentalen Katzenjammerbriefe. Ich habe zwar die „Europa"

[1]) Über Weitling vgl. Bd. 1 S. 125.

lange nicht mehr gelesen und weiß nicht, was sie für eine Tendenz hat; aber ich muß einmal etwas wagen, um den Karren aus dem Schlamm zu bringen. Geht es, so geht es und ist gut. Werde ich abgespeist, so habe ich das Meinige getan und kann mit mehr Gelassenheit das Schicksal oder die Vorsehung walten lassen.

Ich habe nun einmal großen Drang zum Dichten; warum sollte ich nicht probieren, was an der Sache ist? Lieber es wissen, als mich vielleicht heimlich immer für ein gewaltiges Genie halten und darüber das andre vernachlässigen. Eine leichte Erzählung[1]), die erste, wurde heute erfunden und angefangen, die ich vielleicht mit an Lewald nach Wien schicke, da sich solche Sachen als Beiträge eignen möchten. Zwei reisende Freunde finden im Irrenhause einer Stadt am Rhein einen originellen Wahnsinnigen, den ein großes Schicksal verfolgt hat. Sie gewinnen sein Vertrauen, besuchen ihn in seinem Kerker, und das gibt den Raum zu dem Hauptzwecke der Erzählung, zu märchenhaften, phantastischen und traurigen Szenen.

Den 12. Juli.

An obiger Erzählung geschrieben. Dann dem Leichenbegängnisse des Altbürgermeisters Melchior Hirzel beigewohnt[2]). Er war ein edler Gefühlsmensch, sein Leben lang für Ideale kämpfend, ein Mann und Freund des Volkes und der Volksschule, für welch letztere er sehr viel getan und geopfert hatte. Aber er war weniger praktisch; so wurde er Anno 1839 durch seinen Stichentscheid über die Berufung des Dr. Strauß ein Haupturheber der unseligen Septembertage und ihrer Nachgeburten. Er hatte dem Teufel ein Plätzlein bereitet, wo er seinen Schwanz drauf legen konnte. Große Enthusiasten sind auch den größten Irrtümern unterworfen; dieser Satz bewährte sich an Hirzel[3]).

[1]) „Reisetage", vgl. Bd. 1 S. 106 ff.

[2]) Über Melchior Hirzel (1793—1843) vgl. G. Meyer von Knonau in der Allg. Deutschen Biographie 12, S. 494 ff.

[3]) Durch den Abdruck des bekannten Hirzelschen Sendschreibens: „An meine Mitmenschen im Kanton Zürich" in der Augsburger Allg. Ztg. vom 16. Februar 1839, worin derselbe seine Christgläubigkeit trotz seiner Freundschaft mit Strauß zu verteidigen suchte, ist Grillparzer zu seinem „Schreiben Gottes an den Bürgermeister Hirzel in Zürich" veranlaßt worden. Abgedruckt in Grillparzers sämtl. Werken 5. Aufl. 13, S. 164 ff.

Indessen haben ihn die Journale aller Parteien, welche auf eine geistigere Tendenz Anspruch machen können, durch teilnehmende, anerkennende Nekrologe geehrt.

Den 13. Julius.

An den „Reisetagen" geschrieben; nicht viel getan; unbehagliches Ersticken in der Unruhe und im Gefusel[1]) des Hauses. Ich war früher nicht so abhängig von bequemer Lokalität und äußerer Stimmung.

Den 14. Juli.

Endlich habe ich etwas von Anastasius Grün bekommen: „Schutt, Dichtungen". Schüchterne und furchtsame Bemerkungen, daß die Zeit der Balladen, niedlichen Romanzen und wenigsagenden Tändeleien in elegantem Stil vorbei sein dürfte, und daß der Dichter mit tiefen Gedanken, großer, nobler Phantasie und schlagender, überquellender Sprache auftreten muß, mehr als je. Er muß, so glaube ich nun bemerkt zu haben, gleich im Anfang Klänge ertönen lassen, welche sich dem besten schon Vorhandenen vergleichen lassen können, wenn er Aufmerksamkeit erregen will. Artige und gute Gedichte fliegen einem jetzt in allen Blättern vor den Augen herum, ohne daß man sich oft nur die Mühe nimmt, nach dem Verfasser zu sehen.

Besonders aber muß sich nun der Dichter mit den großen Welt-Fort- oder Rückschritten beschäftigen, mit den ernsten Lebensfragen, die die Menschheit bewegen. Welch eine poetische Blütenfülle diese aus dem geweihten Dichter hervorzurufen vermögen, beweist Anastasius Grün. Solange die Sache der Menschheit, die Freiheit, solche Sänger hat, darf man die Hoffnung nicht verlieren.

Den 15. Juli.

Das „Pfingstfest" gedichtet. Ideen: [1.] Eine Blumendichtung; die Blumen der verschiedenen Jahreszeiten haben schon lange von einander singen und sprechen gehört. Sie sehnen sich, einmal alle einander zu sehen, und beschließen durch eine noch zu erfindende Korrespondenz, alle zusammen in einem Herbste aufzublühen. Dieser Herbst kommt, und in feenhafter Menge

[1]) Mundartlich: leises, hastiges Herumhantieren, vgl. fuseln oben S. 103.

und Mannigfaltigkeit sprießen die Blüten des ganzen Jahres auf einmal hervor. Große Pracht. Aber bald entbehrt diese Blume d a s, jene etwas anderes, und alle, bis auf die Herbstblumen, fühlen sich mitten in dem üppigen, zaubrischen Leben unglücklich.

2. Gedicht nach einem alten Holzschnitte in der Froschauerbibel, die Erschaffung der Eva darstellend. Naivetät des Bildes; Gott Vater, ein gutmütiger Alter in päpstlichem Ornate, zieht die Eva mit freundlichster Geschäftigkeit aus des schlafenden Adams Lenden hervor. Beschreibung der verschiedenen Tiere und Tierlein im Paradiese, worunter humoristische Gestalten. Zuletzt Sonne und Mond, welche, umgeben von den Sternen, mit fröhlichen Menschengesichtern hinter den fernen Bergen heraufschauen.

3. Ein Laubhüttenfest, welches eine bedrängte Judenfamilie in einer bigotten Christenstadt auf ihrem Hausdache im Verborgnen feiert.

Das Regenwetter dauert fort. Ein Sonett entworfen darüber, worin die beängstigte Stimmung und Sehnsucht nach Sonnenschein und Wärme ausgesprochen wird.

Das gestern über Anastasius Grün Geschriebene überlesen und gefunden, daß ich die Balladen und Romanzen unabsichtlich mit den niedlichen Tändeleien zusammengestellt habe; denn obgleich das Balladendichten in strenger Form aus der Mode gekommen zu sein scheint, so möchte es doch schwerer sein, eine Ballade, wie Schiller und Goethe sie gemacht haben, hervorzubringen, als das schönste Gedicht, wo der Dichter nur innere Zustände und Gefühle ausspricht. Denn hier braucht er nicht aus sich herauszugehen und darf nur den Schnabel auftun, um die Melodieen herausströmen und überschwellen zu lassen, wie sie wollen, während er dort sich mit dem Stoff, Kostüm und Sitten abarbeiten muß. Eine Hauptursache aber ist der alte Zwang, Neues zu leisten; und in Balladen ist es bekanntlich schwer, noch etwas Neues zu bringen. Auch sind uns die schönsten Balladen, die wir haben, gleichgültig geworden durch das ekelhafte Drehorgeln und Deklamieren von sentimentalen Buchbinder-

geſellen und empfindſamen Kammermädchen, welche vielleicht gerne die „Glocken dumpf zuſammenhallen“ hören würden, wenn ſie ſagen könnten: „Seine Küſſe, wie ſie hoch auflodern!“ oder: „Schönheit war die Falle meiner Tugend!“

Idee: Zwei Freunde werden durch unüberlegte Worte bei einem Freudenmahle entzweit. Zwiſchenträger erweitern die Kluft. Sie meiden ſich lange Zeit, und jeder ſucht anderswo Erſatz für den verlornen Freund, jeder fühlt ſich aber höchſt unglücklich. Der eine verreiſt in ein fernes Land, um Ruhe zu finden, kömmt aber ruhelos wieder zurück. Endlich werden ſie durch glücklichen Zufall einander wieder nahe gebracht, verſöhnen ſich, und die Verſöhnung, die auf einem Spaziergange ſtattfindet, mit dem darauf folgenden Glücke, ſoll die Glanzſtelle des Gedichtes bilden.

Den 16. Juli.

Dieſe Kommuniſten ſind wie beſeſſen. Ich habe mich zwei Stunden mit einigen herumgezankt; es waren Schneidergeſellen, ſamt ihrem Meiſter[1]), und ein etwas ſtudiert ſcheinender Burſche mit guter Zunge. Die Schneider waren durchaus nicht dazu zu bringen, aus dem Kommunismus und ſeinen Ideen herauszutreten und ihn unbefangen von außen anzuſehen; und wann ſie ſich nicht mehr ausdrücken konnten, oder ſich vergaben, ſo rückte ſchnell der Studierte mit Sukkurs heran und baute mit geläufiger Zunge ein Gebäude auf, bei dem man ihm faſt jeden Stein ſozuſagen anerkennen mußte, und welches man am Ende nur mit den Worten wieder umſtoßen konnte: „Es wird und kann halt nicht ſein!“ freilich nicht zu ſeiner Überzeugung. Der Meiſter aber iſt ein heftiger Demokrat und ehrlicher Republikaner, welcher vom Kommunismus endliche Beſiegung aller Ariſtokratie und ihrer Sippſchaft hofft und darum an ihn glaubt.

Den 17. Juli.

Nach der Natur gezeichnet. Ich habe eine große, alte Föhre angefangen mit Bleiſtift. Ich werde trachten, mir eine hübſche, genaue Zeichnung anzugewöhnen; denn, abgeſehen davon, daß

[1]) Schneidermeiſter Wuhrmann, einer der ſieben Aufrechten, bei welchem Weitling wohnte; Bd. 1 S. 156.

die Studienblätter an sich selbst einen innern Wert dadurch bekommen und mir noch lange nachher zur Freude gereichen, so nützen sie mir auch bei der Anwendung mehr, als die rohen Farbenkleckse, die ich früher machte. Auch will es mich bedünken, daß es auch einem Landschaftsmaler gar nichts schadet, wenn er mit Bleistift oder Feder in einem gewissen Stile gewandt umzugehen weiß; wennschon viele es verachten und höchstens plumpe Schmieralien mit rußiger Kreide und Weiß zu machen wissen. Überdies kommt das gute Zeichnen mit der Feder einem sehr zu statten in dem Falle, wo man etwa auf den Gedanken kommt, etwas zu radieren.

Stoff zu einem Gedichte, nach einer wahren Begebenheit, die sich vergangene Woche hier ereignete: Ein Mann und eine Frau, beide im verwitweten Zustande, heiraten einander. Die Ehe wird aber unglücklich, weil sie sich nicht verstehen können, und jedes denkt mit Reue und Schmerzen an die frühere, verstorbene Ehehälfte, sprechen immer davon und besuchen beiderseitig täglich die Gräber derselben, schmücken diese und trauren und weinen darauf. Dadurch entsteht das unglückseligste Verhältnis; besonders ist es die Frau, welche durch einen melancholischen und zugleich etwas bösartigen Charakter das Ihrige beiträgt. Der Mann bekommt die Schwindsucht, kommt auf das Sterbelager und beschuldigt laut die Frau als die Ursache. Er stirbt, und am gleichen Tage stürzt sich die unglückliche Frau vom Hausdache auf die Straße hinab!

Den 18. Julius.

Nach der Natur gezeichnet und mich dabei an einem Ameisenbau ergötzt, welcher in meiner Nähe war. Ich warf das ausgerauchte Endchen einer Zigarre hinein. Einige Polizeiinspektoren untersuchten es, machten sich aber spornstreichs wieder davon. Nachher legte ich ein kleines Stückchen von einem Pfannkuchen hin, welchen ich zum Mittagsmahle mitgenommen hatte; sogleich war es mit Ameisen bedeckt, und nun ging das possierlichste Treiben an. Das Stückchen bewegte sich bald fort, hinten und vorn zogen und schoben die Tierlein auf das lustigste. Ich sah ganz deutlich, wie [sie] einige im Wege liegende Hindernisse, Reiserchen und dergleichen erst auf die Seite schafften und dann

nachher wieder anpackten, während andere solche vorragenden Ecken des fortzuschaffenden Gegenstandes, welche durch die Öffnung nicht hindurchpaßten, abbissen und so wegschleppten. In einer Weile darauf sah ich nichts mehr davon. Nach ungefähr zwei Stunden störte ich den Bau mit einem Rütchen vorsichtig auf, und siehe, das Omelettenfragment war zuunterst, etwa dreiviertel Fuß tief, wohl versorgt, obgleich schon tüchtig angenagt. Jetzt wimmelte aber alles auf, und die erste Sorge war, den Schatz wieder in Sicherheit zu bringen. Erst nachdem sie ihn wieder verborgen hatten, begannen sie die Renovation der Kolonie, welche am Abend beinahe zu Ende war. Das unglückselige Zigarrenendchen aber lag, wie eine verzauberte Prinzessin, immer an derselben Stelle. Die emsige Geschäftigkeit und die anscheinende Freudigkeit der Tierchen über den fremdartigen Fund des Pfannkuchenstückleins erinnerte mich an die Trojaner, als sie das rätselhafte Pferd in ihre Stadt führten.

Den 5. August.

Die Führung meines Tagebuches hat schon eine Unterbrechung erlitten. Was sind feste Vorsätze?

Vergeblich wähnt der Mensch, wenigstens der junge, Herr seiner selbst zu bleiben und sich kalt und parteilos zu beobachten. Wenn uns die Leidenschaft, der Kummer ergreift, so verlieren wir alle Haltung über uns selbst, und oft lohnt es uns nicht die Mühe, die Gefühle des Augenblickes, die uns zerreißen, für die Zukunft zu fixieren.

Mein vierundzwanzigster Geburtstag, der 19. Juli, ist regnerisch und stürmisch an meinem Innern vorübergezogen. Meine Hoffnungen sind um nichts besser geworden, und wenn ich etwas Weiteres gelernt habe, so muß es durch inneres Anschauen und durch von Erfahrung gestärkte Auffassungskraft geschehen sein; denn in der gedrückten, kummervollen Lage, in welcher ich mich fortwährend befinde, kann ich wenig mit meinen armen Händen arbeiten und mutig zutage bringen. Schreiben oder lesen kann ich immer, aber zum Malen bedarf ich Fröhlichkeit und sorglosen Sinn.

Die Zeit ergreift mich mit eisernen Armen. Es tobt und gärt in mir wie in einem Vulkane. Ich werfe mich dem Kampfe für völlige Unabhängigkeit und Freiheit des Geistes und der

religiösen Ansichten in die Arme; aber die Vergangenheit reißt sich nur blutend von mir los. Ich habe in den letzten Tagen Schriften der deutschen politisch-philosophischen Propaganda gelesen, viele Überzeugung daraus geschöpft, aber ich kann mich mit dem zersetzenden, höhnischen Wesen derselben noch nicht aussöhnen; denn ich will eine so zarte schöne Sache, wie das Christentum ist, auch mit Liebe behandelt wissen, und wenn es zehnmal auch ein Irrtum wäre; nicht der Pfaffen und Vorrechtler, sondern des armen Volkes wegen, dessen fast einziger Reichtum, wenn auch durch die heillosen Volksblutigel freilich mehr zu seinem Schaden, das Christentum bis dato noch ist. — Indessen werde ich mich aller etwaigen Differenzen ungeachtet dennoch an die Propaganda anschließen; denn lieber will ich keinen Glauben herrschend wissen, als den schwarzen, keuchenden, ertötenden Glaubenszwang. Im ersten Falle kann am Ende jeder Mensch, jede wärmere Seele sich aus sich selbst erheben und den Weg zu ihrem Schöpfer suchen, was mir die festeste und reinste Religion zu sein scheint; während der denkende Mensch im letzten Falle gerade durch den erdrückenden Glaubenszwang immer in negative Haltung und Bitterkeit zurückgedrängt, der nicht denkende Mensch aber von den Verrätern der Seele und des Leibes, von den Finsterlingen, mißbraucht und mißhandelt wird.

Den 6. August.

Das Morgenlied „Die Morgenwolken glimmen in düstrer Glut“[1]) gemacht. Abends bin ich in den Verein der „Union fédérale“ aufgenommen worden und habe lebhaften Anteil an einer Diskussion genommen über die Frage, in welches Verhältnis wir Schweizer uns zu der neuern deutschen Propaganda zu setzen hätten. Alle Teilnehmer sprachen sich in verschiedenen Nüancen entschieden freisinnig aus.

Die „Union fédérale“ ist ein Verein von jungen Leuten, welche sich regelmäßig versammeln, um sich gegenseitig zu bilden und Gesinnung und Urteil hauptsächlich über Fragen der Zeit zu heben und zu stärken.

Es gibt Sektionen in Zürich, Winterthur, Basel, Lausanne,

[1]) Ungedruckt. Im Nachlaß.

früher auch in Genf. Die Lauſanner Sektion iſt die ſtärkſte und zählt viele ausgezeichnete Talente unter ihren Mitgliedern. Eine belehrende und warme Korreſpondenz wird zwiſchen den Sektionen geführt. Ich verſpreche mir von dieſem Vereine, der ganz im ſtillen wirkt, ſehr viel.

Den 7. Auguſt.

Jean Pauls „Heſperus" fertig geleſen. Jean Paul iſt mir ein reicher, üppiger Blumengarten und ſegenvolles, nährendes Fruchtfeld zugleich. Wenn ich einen ganzen Tag nichts tue, als in ihm leſen, ſo glaube ich doch gearbeitet oder etwas Reelles getan zu haben. Er iſt beinahe der größte Dichter, welchen ich kenne, wenn man die Natur mit ihren Wundern und das menſchliche Herz als die erſten und größten Stoffe oder Aufgaben der Poeſie anerkennt. Nur läßt er ſeine Helden allzuviel weinen, und ſeine Tränen- und Blutſtürze, ſowie die Geſtirne und die Sonne ſind gar zu oft auf dem Schlachtfeld. Auch unterbricht er ſich ſelbſt manchmal in den ſchönſten Stellen durch ſeinen Witz, welcher, ſei er noch ſo gut und ſchön, doch manchmal dem Leſer ein wenig Ungeduld verurſacht. Bewundernswert iſt die unerſchöpfliche Quelle ſeiner treffenden Gleichniſſe aus allen Zweigen des Wiſſens.

Den 8. Auguſt.

Morgenſpaziergang. Das Wetter iſt rein und ſonnenklar. Große Erquickung nach ſo viel traurigen Regentagen. Ich ſollte eigentlich ſparſam tun mit ſolchen Morgenpromenaden; denn da kommen mir die Ideen haufenweiſe hergetrollt und tummeln ſich in wilder Anarchie in mir herum, ſo daß ich ihrer nicht mehr Meiſter werde und es mir ſchwer fällt, alles zu ordnen, beſonders das ſchon Angefangene ruhig zu beenden. Was mich am meiſten in immerwährender Aufgeregtheit erhält bei ſolchen Gängen, iſt die Natur, die ſich mit ihren tauſend Bildern und Schönheiten immer zwiſchen die innern Ideen drängt; und doch muß ich jetzt, ſo weh es mir tut, für einige Monate die Malerei in den Hintergrund ſtellen, wenn ich in der Dichterei etwas tun will, um mir eine freiere und äußerlich ruhigere Zukunft zu verſchaffen.

Der Beſchluß, etwas an Lewald zu ſchicken, iſt ſchon längſt wieder kaſſiert.

Sonette: „Jean Paul", „Chamisso", „Herwegh"[1]).

1. Gedichte: Der Philosoph mag seine Wissenschaft zum Gotte machen, der Dichter aber muß ein positives Element, eine Religion haben. Gerade aber, weil er Dichter ist, so sollen seine religiösen Bedürfnisse frei von aller Form und allem Zwang sein, und er muß für diese Freiheit kämpfen.

2. Die Propaganda irrt sich, wenn sie glaubt, die Dichtkunst sei nur für die Tat und zu politischen oder reformatorischen Zwecken geschaffen. Der Dichter soll seine Stimme erheben für das Volk in Bedrängnis und Not; aber nachher soll seine Kunst wieder der Blumengarten und Erholungsplatz des Lebens sein.

3. Die Wissenschaft soll endlich dem Volk helfen, in Tat übergehen. Wenn die Philosophen ihre Resultate nicht populär machen, so werden die Pfaffen und Finsterlinge schon Sorge tragen, dieselben dem Volke auf eine Art zu übersetzen, welche in ihren Kram dient.

4. Ein Frack und weiße Handschuh',
Ein lump'ger Seidenhut,
Ein hohles Herz von Kautschuk
Und kaltes Schlangenblut 2c. 2c.[2]).

5. Landschaftliche Kompositionen:

1. Mittelalterliches Bild. In einer schönen deutschen Gegend liegt an einem Berge ein altes Städtlein mit all seinen Türmen und Baulichkeiten. Im Vorgrund eine bedeckte hölzerne Brücke mit einem St. Nepomuk, die über einen Bach führt, an welchem schöne Bäume stehen; der Bach führt weiterhin zu einer Mühle, welche, mit kleinen Gärtchen und Wirtschaftlichkeiten umgeben, ein schönes Stilleben im Bilde ausmacht. Über der Mühle ist eine Landwirtschaft mit einem Wirtshause, wo man einige Gäste aus dem Städtlein behaglich unter Lauben sitzen sieht. Dann kommt der Mittelgrund mit dem Städtlein, welches sich im Abendschein an den Berg lehnt. Man sieht von ferne in die

[1]) Ungedruckt. Im Nachlaß. Das erste der beiden Sonette auf Herwegh vom 8. August: „Ein Goldpokal, der brausend überschäumet" ist im September 1844 umgearbeitet worden und steht in den Gedichten 1846 S. 96.

[2]) Auch sonst im Nachlaß vorhanden.

steilen Gassen hinein. Es muß alle Mannigfaltigkeit und Scheißkram eines solchen Nestes angedeutet werden. Auf dem Gipfel des Hügels steht das herrschaftliche Schloß und weiterhin etwa ein Galgen. Hinter dem Hügel, am Abhange desselben, liegt ein reiches Kloster mit seinen Gärten und Fischteichen, weiterhin noch eine einsame Kapelle. Ein Strom, in welchen man sich den vorgrundlichen Bach mündend denken kann, zieht aus dem Städtlein in die Ferne einem See zu, der sich in die Gebirge, welche das Bild schließen, verliert. Die Luft muß still und tiefblau sein, nur längs dem Horizonte ziehen schöne, helle Abendwolken[1]).

2. Ernste, wilde Gegend mit Eichen- und Föhrenwäldern. Im Mittelgrund einzelne freistehende alte Eichen und altgermanische Opferstätten mit geheiligten Steinkreisen. Der Vorgrund ist wilde Heide mit Druiden- oder Heldendenkmalen, ein einsamer Barde mit der Harfe ist die Staffage. Nur unter den entfernteren Eichen sieht man einige Druiden wandeln. Ein kriegerischer Germane mag etwa auf seinem Pferde über die hinteren Gründe fliegen. Die Luft ist bewegt. Große, imposante Wolkenmassen jagen sich über die Landschaft.

3. Ein stiller klarer Teich, von einem Bache angesammelt, in einem Walde, von schöngefärbten Steinen umgeben. Der Hauptbaum ist eine Linde, weiterhin kommen Buchen. Der Schierling ist die vorherrschende Pflanze im Vorgrunde. Das Bild muß im kühlen Schatten gehalten werden, nur der obere Teil der Bäume wirkt im warmen Sonnenschein.

4. Ein Abend in einer wenig gebirgigen Landschaft. Der letzte, nur noch zu ahnende Abendschein verglimmt auf den Gefilden; aber im Osten geht der Vollmond groß und golden auf und ist das Hauptmotiv des Bildes.

Es geht nichts über ein Kämmerlein, wie das meinige, wo die Aussicht über die Gärtchen und Hühnerhöfe geht, welche die

[1]) Den hier beschriebenen und später ausgeführten Karton schenkte Gottfried Keller im April 1890 Regierungsrat W. Petersen in Schleswig. Vgl. dessen Erinnerungen an Gottfried Keller in der „Gegenwart" vom 24. Juni 1893. Jetzt befindet sich der Karton wieder im Nachlaß Gottfried Kellers. Vgl. auch „Grüner Heinrich", Ges. Werke, Jub.-Ausg. 2 S. 161 f.

englischen Gärten und Hinterparadiese der stillen Bürgerhäuser sind. Die wohlbekannten Frauen und Nachbaren hängen ihre Wäsche in die Sonne, die Hühner gackern, und die Hausväter lassen dann und wann ihre Flüche und Ordnungsmandate ertönen.

Wie lieblich und unschuldig aber klingt der Gesang einer benachbarten Mädchenschule zu mir herüber. Wie mächtig ergreifen mich diese wohlbekannten und doch längst vergessenen Kinderlieder, aus denen des Schulmeisters leitende Stimme ganz patriarchalisch herausschallt. Ein bißchen Berg und Wald guckt kümmerlich noch über die alten Dächer, hinter denen das Kind einst die Welt abgeschlossen glaubte. Das kleine Stück Berg war mir dann ein fernes, unerreichbares Amerika oder Ostindien. Wie anders jetzt, wo mir die glückliche Ruhe und Stille der Kindheit und die Abgeschiedenheit des Vaterhauses ewig unerreichbar geworden sind! — Und doch war eigentlich das Kind auch nicht ruhig und befriedigt; aber das friedliche Ergeben war sein. —

O klinge nur, du alte Orgel, an welcher auch ich einst gesungen habe; ich glaube, es waren die Kirchenlieder, die ich damals mit der größten Andacht sang; und jetzt??? O Kinderzeit! O Zukunft! Zu meiner Zeit war es eine Knabenschule[1]); und wann wir zwischen den Lehrstunden im Hofe herumsprangen, dann zeigte ich den andern Buben das Vaterhaus und sagte: „Dort wohn' ich, in dem schwarzen Haus mit den roten Balken!" Dann sagten die Knaben wohl: „„Ist das Dein Vater, der dort herausschaut?"" und ich antwortete: „Nein, mein Vater ist gestorben. Der herausguckt, ist ein fremder Mann, der bei uns wohnt, und meine Mutter ist in der Küche!" — —

Ich schaue jetzt zu dem gleichen verwitterten Fenster hinaus, und im Hofe des Schulhauses sind kleine Mädchen, die sehen mich und scheinen zu sagen: „Wer ist denn der Kerl mit dem Schnurrbart dort? Der macht ein trauriges Gesicht!" Ich glaube, sie lachen mich aus. — —

Gedicht: In einer hundsföttischen windigen Februarnacht führt der Teufel einen Scharfrichter und einen Zensoren auf einen Berg und übergibt, da der Scharfrichter sich beklagt, nichts mehr zu tun zu haben, dem Zensoren sein Amt. Er zeigt ihm

[1]) Das Landknabeninstitut an der Stützihofstatt.

die Erde rings umher, welche unter Schnee und Nebel begraben liegt, und befiehlt ihm, wenn der Frühling komme, alle hervorsprießenden Blüten und alles aufkeimende Grüne zu versengen und abzumähen, die Giftblumen aber und alles Unkraut (sittenverderbende Bücher, Paul de Kock) stehen und gedeihen zu lassen.

Ein Sonett an Herwegh gemacht und das Lied: „Die gute Sache".

Den 9. August.

Das Sonett „An die Gelehrten"[1]) gemacht. Ich schlampere noch an einem über München herum[2]), zerstoße aber den Schädel an einem störrischen Reim. Das Wort „schlampern" bringt mich gerade auf „Geschlampe".

Den 10. August.

Das zweite Sonett an Herwegh gemacht[3]); ein altes Lied geendigt und ein neues angefangen; Gedichte ins Reine geschrieben, weidlich geraucht und große Unruhe und Unbehaglichkeit empfunden. Die Sache ergreift mich an allen Fibern. Ob sich wohl meine äußerlichen und ökonomischen Hundstage in innerliche, geistige Gewittertage verwandeln werden? Irgend etwas wird mich mein ganzes Leben hindurch peinigen, und vielleicht alles zusammen! Komme, was da wolle!

Den 11. August.

Nichts getan.

Den 12. August.

Ein Sonett gemacht: „An die protestantischen Theologen" und den zweiten Teil des Liedes: „Auf dem Berge"[4]). Gedichte ins Reine geschrieben.

Den 13. August.

Das Gedicht „Pfingsten" fertig gemacht. Gemächlicher Sonntag mit vielem Rauchen.

Den 14. August.

Unter dem blauen Himmel herumgelaufen, herrliches Wetter, im Kaffeehause vegetiert, Zeitungen gelesen. Die vielen Be-

[1]) Ungedruckt. Im Nachlaß.
[2]) Von diesem Sonette sind nur die Bd. 1 S. 65 angeführten Verse vorhanden.
[3]) Ungedruckt. Im Nachlaß.
[4]) Beides ungedruckt. Im Nachlaß.

richte von Zensurgeschichten und Bücherkonfiskationen, alle die Wutanstrengungen der dunklen Brut haben mich baß aufgeregt und mit neuen Entschlüssen zum heißen Kampfe geschwängert.

Einige Verse gemacht unter dem Titel: „Die tausendjährige Feier der deutschen Unabhängigkeit“ und das Sonett: „Der deutsche Befreiungskrieg“[1]).

Börnes „Briefe“ unter die Klauen gekriegt. Es ist eine verfluchte Plackerei für einen armen Teufel, der sich gern um allerlei Erscheinungen der Zeit und der Literatur bekümmern möchte, jahrelang von verschiedenen Dichtern und Skribenten schwatzen hört und dieselben nie zu lesen bekommt; warum? Weil er isoliert ist, weil kein Mensch weiß, daß er ein verkanntes, verflucht hoffnungsvolles Genie ist, und weil er lauter Plebs und Mistfinken in seiner Umgebung hat. Bücher kann er keine kaufen, höhere Bibliotheken stehen ihm keine offen, und wenn in der Leihbibliothek sich wunderbarer Weise ein verdauliches Buch findet, so muß er monatlang warten, bis er's endlich einmal bekommt.

Wenn die große Befreiung realisiert würde und ich ein Steuermann derselben wäre, so würde ich zuerst die Leihbibliotheken alle verbrennen lassen, um sie neu herzustellen. Aller Schund von namenlosen oder sonst schlechten Romanen- und Dramaschreibern würde total zerstört und lauter gute Nahrung angeschafft. Ich würde das Volk zwingen, entweder etwas Gutes, Belehrendes, oder garnichts zu lesen. Ich würde auch eine Zensur einführen; aber nur für geistlose und mittelmäßige Bücher. Welch ein Vorteil für die großen Talente. Wenn keine andern, als gute Bücher verkauft und gekauft werden könnten, wie herrlich würden sich das Volk und die Schreibenden stehen!

Ebenso würde ich's mit dem Theater halten. Alle Ritterschauspiele, alle Kotzebubereien, alle erbärmlichen Lustspiele abgeschafft. Lauter klassische Stücke dürften gegeben werden; entweder müßte das liebe Publikum zu Hause bleiben, oder etwas Gutes anhören und endlich angewöhnen und verstehen!

---

[1]) Ersteres ungedruckt im Nachlaß; letzteres Urfassung des „Deutschen Freiheitskrieges“, Gedichte 1846 S. 98.

Den 15. Auguſt.

Ich habe das „Pfingſtgedicht“ noch verlängert. Das Herz klopfte mir hörbar während dem Schreiben, es wurde mir eng und ſchwer. Es wurde mir klar, was es heißt, gegen zweitauſendjährigen, poſitiven Glauben zu kämpfen; ich bedachte, was am Ende der Menſch mit allem ſeinem Wiſſen ſei, und daß die größte, tiefſte Philoſophie zuletzt Irrtum und konſequente Blindheit ſein könne, wie der Aberglauben eigentlich nur eine Konſequenz des poſitiven Chriſtenglaubens iſt. Daher iſt es eigentlich Unſinn, wenn gute Chriſten gegen Geſpenſter- und Hexenglauben eifern. Ich werde ein poſitives religiöſes, aber für den Menſchen unerklärliches Element feſthalten, aber ich werde, wenn ich je zu einer Stimme komme, mit aller Macht dagegen ſtreiten, daß die Gottheit von Menſchen mißbraucht und ausgelegt werde. Jeder Menſch ſoll ſich ſeine religiöſen Bedürfniſſe ſelbſt ordnen und befriedigen, und dazu ſollen Aufklärung und Bildung ihm verhelfen. Ich werde indeſſen die chriſtlichen Dogmen, ſo wenig als diejenigen irgend einer andern Religion, verſpotten; aber die Schurken, welche dieſelbe mißbrauchen, und die Fanatiker oder Schwärmer, welche vermittelſt derſelben Andersdenkende verfolgen und verdächtigen, werde ich mit allen mir zu Gebote ſtehenden Mitteln angreifen.

Börne iſt ein ordentlicher Goethefeind. Von der Seite, wie er ihn angreift, muß man ihm freilich vieles zugeben. Es iſt Goethen aber auch von keiner andern Seite beizukommen. Ich weiß nicht, was mich eigentlich an ihm ärgert. Ob, daß einer, der den „Fauſt“, „Taſſo“, „Iphigenie“ ꝛc. geſchrieben, ſo ein egoiſtiſcher Kleinkrämer ſein kann, oder daß ein ſolcher Hamſter den „Fauſt“, „Taſſo“ ꝛc. mußte geſchrieben haben? Ich weiß nicht, ſchmerzt es mich mehr, daß Goethe ein ſo großes Genie war, oder daß das große Genie einen ſolchen Privatcharakter oder vielmehr Privatnichtcharakter hatte. Ich weiß nicht, haſſe ich Goethen und mißgönne ihm ſeine Werke, oder liebe ich ihn um ſeiner Werke willen und verzeihe ihm ſeine Fehler? —

Den 16. August.

In Börnes „Briefen“ gelesen. Ich kam auf den Gedanken, auch solche Briefe aus der Schweiz zu schreiben, für den Fall, daß ich etwas drucken ließe. Der Vorwurf der Nachahmung suchte mich zwar auf der Stelle heim, ward aber abgespeist. Erstlich liegt an der Form nichts und an den ausgesprochenen Gedanken alles, und zweitens soll man heutzutage den leichtesten und einfachsten Weg ergreifen, um mitzuwirken, und durchaus nicht ängstlich an Originalität ꝛc. hangen. Die alten Wahrheiten müssen ihnen tausend und abertausendmal frisch in die Ohren gerufen werden. Ich habe sogleich daran angefangen.

Ich bade mich schon mehrere Abende mit der größten Lust in der Sihl. Es ist eine große Wohltat, im klar fließenden Wasser, zwischen Buchen- und Tannengrün, im Abendsonnenschein herumzuschwimmen und in den lieblich kosenden Wellen die Not und den Staub der Zeit abzuschütteln und zu vergessen!

45. An Julius Fröbel

Hochgeehrter Herr!

Sie werden mich gewiß nicht abweisen, wenn ich in einer Angelegenheit, die mir viel Unruhe macht, und in welcher ich mich in meiner Isoliertheit an niemanden wenden kann, als gerade an einen Mann, der durch sein Wirken und seinen Ruf mir alle Aufmunterung dazu gibt, [mich] zutrauensvoll an Sie wende, und mich um Ihren gütigen Rat bewerbe!

Ich habe mich nämlich, von der Zeit heftig angeregt, diesen Sommer mit anliegenden Dichtungsversuchen beschäftigt. — Da nun aber einerseits meine Verhältnisse mir nicht gestatten, mich mit absichts- und zwecklosen Tändeleien herumzutreiben, andrerseits ich aber über die Tauglichkeit dieser Versuche und überhaupt über meine Fähigkeit dazu in einem trostlosen Dunkel bin: so nehme ich mir die Freiheit, Ihnen, verehrtester Herr! einen Teil dieser Gedichte zu übersenden, mit der etwas unbescheidenen Bitte, dieselben, so weit es Ihre Zeit erlauben dürfte, gelegentlich durchzusehen, und mir dann, wenn ich Ihnen so viel

Mühe machen darf, durch ein paar Worte zu berichten, o b und w a n n ich die Lieder mit Ihrem Urteile bei Ihnen abholen dürfe?

In dem Falle, daß Sie mir nichts Tröstliches darüber sagen können, werden Sie es gewiß nicht übel nehmen, wenn ich Sie innigst ersuche, die Sache mit Stillschweigen zu übergehen?

Verzeihen Sie mir indessen, hochgeehrter Herr! diese Belästigung, und genehmigen Sie meine vollkommene Hochachtung und Ergebenheit!

Gottfried Keller.

Zürich, den 17. August 1843. Rindermarkt Nr. 325.

46. An die Redaktion des Morgenblattes

Zürich, den 23. Juni 1845.

Tit.

Soeben sehe ich im Morgenblatt, daß aus einer Reihenfolge von Gedichten: 21 L i e b e s l i e d e r von Unterzeichnetem eingesandt durch Hrn. M. Eßlinger in Zürich[1]), einzelne, aus ihrem Zusammenhang gerissene Nummern erschienen sind. Da ich nun aber diese Sachen durchaus füreinander berechnet habe und hauptsächlich nicht ohne die zwei ersten einleitenden Gedichte erscheinen lassen wollte, so sehe ich mich genötigt, den ganzen Zyklus anderswo drucken zu lassen und ersuche daher die verehrliche Redaktion des Morgenblattes: unmittelbar nach Empfang dieses Briefes das Manuskript zurückzusenden an

Ihren ergebensten Gottfried Keller
Rindermarkt Nr. 325 in Zürich.

47. An Rudolf Leemann

Zürich, den 16. September 1845.

Mein liebster Leemann!

Mit großer Überraschung und noch größerem Vergnügen erhielt ich Deinen Brief vom zweiten Juli, und mein Erstes in der Beantwortung desselben sei die Versicherung, daß ich seit meinem Aufenthalt in der Schweiz vielleicht wöchentlich, ja täglich an

[1]) Regierungsrat Melchior Eßlinger (1803—1855).

Dich gedacht, und oft mit andern von Dir gesprochen habe. Dieses ist seit einiger Zeit um so angenehmer für mich geworden, als ich vernehme, daß Dir ebenfalls ein besserer Stern in- und auswendig aufgegangen ist. Möge es der Morgenstern sein, der einer schändlichen Regennacht freundlich zu Grabe leuchtet. Du bist in Deinem schwarzen Habit und mit Deinen schwarzen Haaren die dunkle Gestalt, an die sich meine meisten Erinnerungen an eine graue, kummervolle Zeit knüpfen, an eine Zeit, wo ich Jugend und Leben beinah für verloren hielt, und ich darf Dir jetzt schon sagen, daß ich damals, in meinem Zimmer an der Schützenstraße, manchmal trostlos auf meinem Bette herumgekugelt bin. Ich muß hier dankbarst den Witz und den Leichtsinn hochleben lassen, die uns durch diese gräulichen Drangsale hindurchhalfen. Ein guter Witz geht immer für ein Stück Brot und ein leichter Sinn ersetzt manchen Becher Wein.

Mich und meine Umsattlung anbetreffend, ist die Geschichte kürzlich folgende: Als ich vor nun bald drei Jahren in Zürich ankam, hoffte ich soviel Geld auftreiben zu können, als nötig sei, um wieder nach München zurückzukehren und meine Studien mit besserem Erfolge fortzusetzen. Aber alle Kräfte waren erschöpft. Ich vegetierte den Winter hindurch ziemlich langweilig und elend. Im Frühling 1843 wachte mein Schöpfungstrieb wieder auf; da ich aber im Malen keinen Trost und Erfolg empfand, verfiel ich unwillkürlich und unbewußt aufs Versmachen und entdeckte höchst verwundert, daß ich reimen könne! Ich machte Gedichte die schwere Menge und faßte den Entschluß, sie herauszugeben, damals nur, um eine Summe zu erschwingen, um nach München zu kehren, wohin alle meine Gedanken noch gerichtet waren. Es war aber dummes und schlechtes Zeug, das ich machte, das längst beiseite geworfen ist. Einzelnes davon verschaffte mir aber Aufmunterung, bis ich zuletzt eine Sammlung besserer Sachen beisammen hatte, welche ich kompetenten und einflußreichen Personen mitteilte. Sie wurde hin und her beguckt und geworfen; endlich hieß es, ich sei ein „Dichter", und von da an kam ich in ausgezeichnete ehrenvolle Gesellschaft, und begann literarische Studien. Das Malen ist nun an den Nagel gehängt, wenigstens als Beruf. Was von mir

gedruckt wurde, erschien nur als Beitrag in Zeitschriften und Taschenbüchern, und die Hauptexpedition, die Herausgabe eines Buches, wird erst nächsten Frühling stattfinden. Daneben habe ich dramatische und andere Spukereien die Menge im Kopf, und, falls es nicht ein Strohfeuer gewesen ist, eine schöne Zukunft. Diese wird auch teilweise von der Gestaltung der politischen Dinge abhängen, denn Du mußt wissen, daß ich ein erzradikaler Poet bin, und Freud und Leid mit meiner Partei und meiner Zeit teile.

Wenn wir beide also nun anfangen, den äußersten Zipfel eines grünen Zweiges zu erhaschen, so muß ich Dir mit Wehmut melden, daß ein Dritter aus unserer Bekanntschaft beinahe im völligen Zugrundegehen begriffen ist. Müller, der Architekt von Frauenfeld, hat sein Vermögen in kurzer Zeit durch ungeschickte Praktik und Leichtsinn verloren, mußte alles verkaufen, trieb sich in Basel und nachher in Wien herum und ist nun in den elendesten Umständen. Ich kann nichts tun für ihn, obgleich ich es ihm schuldig wäre, denn ich habe zurzeit noch über kein oder nur sehr wenig Geld zu verfügen; Gott helfe ihm empor; denn er ist noch jung. Wenn das Luder nur selbst Hand anlegen wollte! Der gute, liebe Hegi beginnt auch, des Lebens Bitterkeit zu fühlen; seine Mutter ist nämlich des Studierens müde geworden und schlug ihm vor, wieder Kaufmann zu werden; er wollte nicht, entsagte aber zu gleicher Zeit der Unterstützung! Nun ist er sich selbst überlassen und das Ding will nicht gehen. Er ist in Vivis und sucht zu porträtieren. Hier hat er ein Bildchen ausgestellt; Leonardo da Vinci im Atelier; es [ist] gut gemalt, und in Haltung, aber die Zeichnung immer noch schwach.

Mit Irminger und Ruff[1]) bin ich oft am Abend zusammen. Wir lachen und reißen so schlechte Witze, daß sich die Stiefel unter den Tischen schämen. Ruff ist just auf meinem Zimmer, raucht aus einer schmählichen Hundepfeife, die er aus dem Freischarenfeldzug (d. h. als eidsgenössischer Soldat) zurückgebracht hat, und läßt Dich grüßen. Ich muß plötzlich abbrechen.

Lebe wohl und schreibe bald wieder einmal!

Dein Keller.

[1]) Über sie vgl. Bd. 1 S. 156 und 166.

Hast Du nichts mehr von dem Dresdner Franz vernommen? Grüße Bendel[1]) und andere Bekannte. Ich habe immer noch Schulden in München. Wenn Du einen triffst, dem ich schuldig bin, so sag, ich werde bis auf den letzten Heller mit Zins bezahlen, sag es auch zu Bendel.

48. An Johann Salomon Hegi

Zürich, den 28. September 1845.

Lieber Hegi!

Zur Beruhigung meines Gewissens kann ich Dir sagen, daß [ich] im Begriffe war, Dir zu schreiben, und daß Dein Brief dies nur um zwei oder drei Tage beschleunigt hat. Ein sauberes Imbegriffsein! wirst Du denken, wenn noch zwei oder drei Tage Beschleunigung möglich sind. Es ist nun einmal so, und eher wird der Nordpol zum Südpol werden, ehe ich von meiner Natur und Art ablassen kann; Gott helfe mir! Du willst also nach Paris? Ich wünsche Dir Glück und glaube wirklich auch, es wird sich finden, denn in solchen Situationen halte ich die kühneren Entschlüsse für die klügeren. Deine Mutter ist wirklich ein Muster von Noblesse und gibt der meinigen nichts nach. Gottes Segen komme über alle solche Mütter, wenn auch die Söhne nichts taugen! — Ich habe Dein Bildchen im Museum gesehen, den Leonardo da Vinci nämlich (die Erwartung dieses von Dir versprochenen Bildes war eine Ursache meines langen Schweigens; da ich aber einige Monate in Glattfelden war, so sah ich es einige Wochen lang nicht). Ich war überrascht von dem Ensemble und mußte mir gestehen, daß Du wirklich nun ein Bild zusammenstreichen kannst; nur glaube ich, spukt noch Deine alte Schwäche da und dort, die Zeichnung; aber dessenungeachtet werden Dir gewiß gerade solche Bilder, wenn Du in der Wahl des Stoffes dem romantischen Geschmack der Franzosen etwas nachgibst, gute Dienste leisten.

Mich betreffend bin ich immer noch im alten Wogen und Treiben und Vegetieren und mein einziges Trachten ist, meinen ersten Band Gedichte zusammenzubringen, was mit einem Schlage alle meine Verhältnisse ändern wird. Alles Bisherige war

[1]) Vgl. Bd. 1 S. 66.

nur sicher vorbereitend und ich werde mit jedem Tage strenger und einsichtiger gegen mich selbst, um nichts zu übereilen; denn es ist heutzutage notwendig, wenn man sich über den Kot erheben will.

Leemann hat mir durch einen Reisenden einen Brief geschickt, worin er mir schreibt, daß er solid geworden sei und sich in einem „wohlverstanden im Vergleich mit früheren Zeiten und abermals wohlgemerkt nur im Hinblick auf frühere Zustände beschei-denen Wohlstande" befinde! Die Anführungszeichen bezeichnen seine eigenen drolligen Worte. Er hoffe, man werde Früheres vergessen usf. „Mehrere Gemälde kirchlichen Inhalts, nach Österreich bestimmt" beschäftigen ihn usf. Der Herr der Heerscharen sei auch mit ihm!

Ich erhalte soeben den Probebogen aus dem diesjährigen „Deutschen Taschenbuch", der meinen Beitrag enthält[1]). Ich übersende ihn Dir als freundlichen Gruß und Probe und bitte Dich, ihn heften zu lassen, da es mir wegen Deiner Pressiererei nicht mehr möglich ist. Beim zweiten Gedichte, „Feueridylle", ist der Nebentitel „Allegorie" durch Mißverständnis hinzugekommen; es ist also ein Gedicht, wie jedes andere, und nichts beliebig auszulegen oder zu deuten daran, als was in die Augen fällt. Du wirst diese Berichtigung notwendig finden.

Ich weiß nicht, ob der Dichter Stieglitz[2]) noch in Genf ist, wenn Du hinkommst? Er ist auf seiner Rückreise nach Venedig von hier dorthin gegangen. Solltest Du ihn sehen, so grüße ihn nochmals von mir und stelle Dich ihm als Freund von mir dar; er wird Dir vielleicht viel Beruhigendes über mich sagen, in Betracht Deiner Besorgnisse, die Du im letzten Briefe ausgedrückt hast. Er ist eben kein Shakespeare, aber ein seelenguter Mensch!

Den politischen Teil Deines letzten Briefes muß ich leider aus Mangel an Zeit unbeantwortet lassen; aber ich sage Dir nur kürzlich, daß er durchaus nichts taugt und von einem unpraktischen und zu niedrigen Standpunkt aus geschrieben ist. Die Frage ist einfach, Ja oder Nein, Wahr oder Unwahr, Recht oder Unrecht, Weiß oder Schwarz? Auf die Vertreter und die Streitenden, auf die Personen kommt es nicht an, durchaus

[1]) Vgl. Bd. 1 S. 135.

[2]) Heinrich Stieglitz (1801—1849).

nicht an! Die gute Sache muß die Streiter allmählich machen und veredlen, nicht die Streiter die Sache. Die Frage ist schon entschieden, sie steht schon fest seit Jahrhunderten, an ihr kann nichts geändert werden; wenn zurzeit ihre Vertreter noch schwache Menschen sind, so darf sie um so weniger aufgegeben und verlassen werden.

Also lebe wohl und bleibe mir unwandelbar gewogen, wie ich auch Dich über Stock und Stein im Herzen zu tragen hoffe.

Dein G. Keller.

Wenn Du in Paris aushältst, so dürften wir uns dort leicht binnen Jahr und Tag treffen! Auf ein fröhliches Wiedersehen. Grüße Stadler[1]).

49. An Johann Salomon Hegi

Zürich, den 10. Mai 1846.

Liebster Hegi!

Ein nachlässig geführter Briefwechsel hat auch seine gute Seite: er bringt einem oft angenehme Überraschungen und Dein Brief, den Amrhyn brachte, war mir eine sehr erquickliche Überraschung. Über Dein langes Schweigen sage ich nichts, ich kenne das Ding schon; nur war ich etwas besorgt, Du möchtest die Gedichte nicht empfangen haben. Daß aber Dein Nichtschreiben seinen Grund auch in gedrückter Gemütsstimmung hat, berührt mich sehr schmerzlich, und doch muß ich wiederum lachen, indem ich mich durch eigene Erfahrung daran gewöhnt habe, alle Misere dieses Lebens als unbedeutend und vorübergehend zu betrachten und fest an die Zukunft zu glauben. Dann habe ich mich auch überzeugt, daß nur rauhe Bewegung und wechselvolles Geschick einen tüchtigen, d. h. nach allen Seiten hin tüchtigen Charakter hervorbringen kann. Darum leben hoch Ebbe und Flut, Freude und Leid, Glück und Elend! Übrigens dächte ich, eine gedrängte Lage sollte Dich um so eher bewegen, Briefe zu schreiben und Dir Luft zu machen.

Über Deine verschiedenen Versuche und die Existenz in Paris bin ich natürlich nicht imstande zu urteilen; indessen muß ich Dir gestehen, daß schon vor Deiner Abreise, als Du mir Deine Absicht

[1]) Johann Jakob Stadler (1819—1855), Landschaftsmaler.

schriebst, ich einiges innerliches Bedenken hegte, indem mir dieser Entschluß, gerade nach Paris, dem viel bekannten Paris, als Residenz der Not bekannt, zu gehen, ein wenig extrem schien. Aber ich kann mich irren und zudem muß ich auch wieder zugeben, daß solche kühne Schritte oft mehr geholfen haben, als alles andere.

Schau nun, wie Du zurechtkommst, aber erstatte doch Berichte. Süffert ist also noch in Paris. Ist er noch der gleiche? Ich habe hier einen ähnlichen Charakter (d. h. nur hinsichtlich der Laune) kennen gelernt und zum Freunde gemacht. Es ist der Kupferstecher J. Ruff; (verreist morgen nach München, um dort eine Arbeit auszuführen, Irminger[1]) geht mit ihm, per Plaisir, beide kennen Leemann und Bendel von früher her, also werden nächste Woche in der königlichen Residenz München große Taten geschehen; ich möchte fast auch dabei sein, aber nur einen Tag). Nach glücklicher Aussonderung dieser Parantheſe komme ich auf Ruff zurück. Wie Süffert hat er jene Art komischer Laune, welche aus n i c h t s einen Witz machen kann, welche mit einem Laut, einer Bewegung, einem naiven Wort sich kund tut und alles treffend bezeichnet oder parodiert. Sobald man ihn einmal verstanden hat, wird man in einen neuen Kreis von feinster Satire, unaufhörlicher Belustigung und komischer Unterhaltung gezogen und es bildet sich eine eigene Sprache, welche sonst niemand versteht, welche aber oft wie ein unsichtbarer Nebel um die Philister duftet, welche unser unbewußtes Opfer sind. Ein inniges Verständnis tut hiebei die Hauptsache; denn es fallen oft Witze, welche andern witzigen Köpfen geradezu arm oder lächerlich erscheinen würden, und die uns doch zum herzlichsten Gelächter reizen. Ruff ist übrigens viel tiefer und edler als Süffert, daher mag seine komische Laune auch mehr Geist haben. Er ist auch ein freudiger Zecher, welchen Zeit und Schicksal gemäßigt und gestählt haben. Hier fällt mir noch eine Sentenz ein, welche zugleich in den Eingang meines Briefes paßt: Wer Freude und Glück aus vollem Herzen, aber nobel empfindet, trägt auch das Unglück und den Kummer edel und fest.

Daß meine Liebeslieder Dir gefallen, freut mich sehr; sie haben auch anderwärts so ziemlich gefallen und das beweist mir, daß ich eine gute Phantasie habe, denn es ist das meiste erdichtet,

[1]) Über Ruff und Irminger vgl. Bd. 1 S. 156 und 166.

also wenig Wahres daran. Zwar als ich sie machte, glaubte ich selbst, sie wären so ziemlich erlebt; denn diese Jugendliebe oder erste Liebe 2c. war allerdings vorhanden; es ist aber eine ferne, unbestimmte und verblaßte Geschichte, ein verblichenes Bild, dessen Farblosigkeit ich erst bemerkte, als ich mich, nicht lange nach Beendigung der Lieder, wirklich mit aller Macht verliebte und einsah, daß ich eine Menge Gefühle vorher nie gekannt habe. Das war nun freilich eine andere und hitzigere Affäre. Doch ich sehe Dich hier mit verzwicktem Muskelspiel um Mund und Augen eine höhnische Rauchwolke ausblasen, und das vielleicht noch von maliziösem französischem Tabak; ich will also nur gleich alles beichten.

Den 12. Mai.

Werdmüller, der Überbringer dieses Briefes, paßt auf denselben. Ich muß daher, die Liebesgeschichte übergehend, zum Schluß eilen. In dem nächsten Briefe will ich dieselbe nachholen[1]), unterdessen aber muß ich Dir noch kurz anzeigen, damit Du keine falschen Vorstellungen fassest, daß es dabei zu keinerlei Verhältnis gekommen ist, und der Verlauf einzig, soviel mir bewußt, einzig auf meine Seite, im verborgensten Innern, stattfand. Da es nun Frühling ist und ein grün strahlender Mai in aller seiner Glorie herrscht, so muß ich wenigstens noch von der Freiheit schreiben, da ich es nicht von der Liebe kann.

Wisse also (und wenn Du es schon weißt, so wärme ich es Dir übermütig wieder auf), daß das Zürcher Volk im schönen Monat Mai 1846, in einer ruhigen Zeit, ohne Umtriebe und Aufregung, ohne Hitze und Zorn, kühl und vernünftig und still einen Großen Rat gewählt hat, der selbst in den dreißiger Jahren nie so radikal bestellt war. So hat sich der 6. September[2]) gerächt; er ist verschwunden und überwunden wie ein Dampf. Wird man bald sehen und merken, was Wurzel fassen will und was nicht? Was *sein* muß und was nicht und wo es hinaus will? Man schiebt es zwar bequem dem sogenannten *Zeitgeist* in die

[1]) Dieser folgende Brief, den Keller am 13. August 1846 geschrieben, scheint verloren zu sein.

[2]) Der Tag des Straußenhandels (1839), der den Sturz der bisherigen liberalen Regierung brachte.

Schuhe; aber was ist denn eigentlich Zeitgeist? Ist es etwas anderes, als die Geschichte selbst, in ihrem jeweiligen Moment? Wer will sie im voraus richten? Mit ihrer **Vergangenheit** aber kann sie tun, was ihr b e l i e b t, denn sie ist Herr im Haus.

Ich will nächstens wieder schreiben und nachholen, was mir jetzt abgeschnitten wird. Ich lege Dir den ersten Bogen meiner Gedichte bei, welche jetzt gedruckt werden; er liegt zufällig auf meinem Tische; nimm ihn als flüchtigen, aber herzlichen Gruß.

Dein G. Keller.

50. An Konrad Meyer

Zürich, den 4. Dezember 46.

Geehrter Herr!

Indem ich Ihnen auf das verbindlichste für Ihre freundliche poetische Zusendung danke, muß ich mir doch die Bemerkung erlauben, daß die Farben darin wohl ein wenig zu stark aufgetragen sein dürften.

Ihre Entrüstung über Heinzens Benehmen ist sehr gerecht, und wohltuend; indes legen Sie in Ihrem edlen Zorn demselben nur allzuviel Gewicht bei. Heinzen hat mir ein Sonett früher schon schriftlich zustellen lassen, übrigens in seinem Buche die Antwort wohlweislich verschwiegen, die er darauf erhalten hatte[1]).

Schließlich bitte ich Sie für die lange Verzögerung meiner Antwort um gütige Entschuldigung.

Ihr ergebenster

G. Keller.

Kommen Sie nie nach Zürich?

51. An Ferdinand Freiligrath

Zürich, den 5. Februar 1847.

Teuerster Freiligrath!

Schulz trägt mir auf, für ihn an Dich und Deine verehrteste Frau zu schreiben, zuvörderst mit der Versicherung, daß ein eigenhändiger Brief, sobald nur das Dunkel seines jetzigen Gemütszustandes sich etwas wieder gelichtet hat, ihm nicht nur willkommene Pflicht, sondern auch lindernde Erholung

[1]) Zur Sache vgl. Bd. 1 S. 157 ff.

sein soll. Freitags den 29. Januar nachmittags starb seine Frau, und am 1. Februar trugen wir sie zu Grabe auf den Neumünsterkirchhof. Ihr Haupt liegt gegen Osten gewendet, und ihr zur Seite südlich herum bis gegen Westen schaut die ferne Alpenkette auf das „kühle Bett" der lieben deutschen Frau. Obgleich schon seit vielen Wochen die Ärzte die Achsel zuckten und zuletzt ziemlich bestimmt das Ende ankündigten, wenn man sie unter vier Augen befragte, so macht doch der Tod der Frau Schulz auf uns alle den Eindruck eines plötzlich und hart hereingebrochenen Unglückes. Da Ihr in Euren herzlich erwarteten und begrüßten Briefen den Glauben aussprachet, daß alle Gefahr vorüber sei, so wird der Eindruck meiner traurigen Botschaft ohne Zweifel noch größer auf Euch sein. Als die Selige mit Schulz von ihrer Reise, ich glaube im November, zurückkehrte, war sie allerdings schwach und litt bedeutende Schmerzen, welche sich jedoch verloren. Bald erholte sie sich so weit, daß sie außer dem Bette sein und nach Rekonvaleszentenart allerlei essen und trinken konnte. Dabei war sie munter und teilnehmend und freute sich auf den Frühling. Schulz und ich freuten uns mit, obgleich es auffallend war, daß ihr Antlitz trotz aller geistigen Munterkeit und trotz allem Essen und sogar Weintrinken fortwährend ein fast leichenartiges Aussehen behielt. Plötzlich, vor jetzt ungefähr zwei Wochen, stellte sich Blutdiarrhöe ein, welche mehrere Tage dauerte, und die Kranke wurde schwächer und schwächer, bis sie zuletzt entschlief. Der gute Schulz sagt, daß sie bis zum Ende von heitern und lieblichen Phantasieen umfangen gewesen sei. Bei der Leichenöffnung fand man die Milz in doppelt vergrößertem Zustande vor. Übrigens war dies nicht die Krankheit, welche sie von Darmstadt mitgebracht hatte, und, ein trauriger Trost! entdeckte man die Keime einer dritten Krankheit, welche ihr und den Freunden bei längerem Leben grauenvolle Tage bereitet hätte.

Ihr habt uns Eueren Schmerz um Euer gestorbenes Kind[1]) über das Meer gemeldet, wir antworten mit dieser Todesnachricht. Schulz ist anscheinend ruhig und teilnehmend an den welt-

[1]) Marie Freiligrath, gest. 1. Nov. 1846; W. Buchner, Ferdinand Freiligrath. Ein Dichterleben in Briefen. 1882. 2. Bd. S. 190.

lichen Dingen; aber innerlich scheint er von tiefem und niederdrückendem Schmerze ergriffen zu sein; oft ist er ganz matt. Seine Verwandten in Darmstadt haben ihm die Möglichkeit in Aussicht gestellt, unter bewandten Umständen vielleicht auf einige Wochen in die Heimat kehren zu dürfen, was ihm sehr lieb wäre. Am 1. März werde ich zu ihm ziehen, um seine Einsamkeit zu teilen, oder vielmehr aufzuheben.

Der Wechsel für Heinzen ist richtig angekommen[1]). Frau Heinzen habe ihn sehr gut verkaufen können. Lindemann[2]) sagt, er wolle in Sachen des vermißten Paketes tun, was er könne; übrigens sei es sehr schwierig und vielleicht unmöglich, demselben jetzt noch auf die Spur zu kommen. Wo Heinzen gegenwärtig ist, weiß ich nicht; er hat vor einigen Wochen seine Familie nach Bern kommen lassen, nachdem dieselbe in Zürich sehr kümmerlich gelebt hat. Die Zeitungspolemik, welche gegen Heinzen in der Schweiz geführt wurde, war allerdings nicht nobel; die Ausweisung aber war nicht zu vermeiden. Heinzen hat eine Broschüre über dieselbe geschrieben[3]), worin er über das Asylrecht ganz unrichtige und schiefe Grundsätze kundgibt, sowie er denn in praktischen Dingen so wenig Takt zeigt, als Ruge. Hauptsächlich vergißt er, daß unsere Regierungen, als Repräsentanten des Schweizervolkes, gegenüber den andern Völkern es nicht mit diesen selbst, sondern mit den Herren Metternich ꝛc. zu tun haben. Solang dieselben mit ihren Vollmachten als Vormünder in den Händen vor uns erscheinen, haben wir uns an sie zu halten, wenn ein Geschäft abzutun ist, und wenn sie allerlei schlechtes Zeug in ihrem Geschäftsprogramm vorbringen, so können wir nur beklagen, daß ihr Volk sie nicht absetzt, aber zu ändern ist es nicht. Darunter leiden leider die einzelnen, besonders die Flüchtlinge. Wir könnten freilich sagen: Packt euch mit eueren Anforderungen, sie liegen nicht im Völkerrechte, weil euer Volk selbst nichts davon weiß und will, und bei uns ist die Freiheit Mode! Aber dann müßten wir die Garantie haben, daß sich die deutschen Liberalen, Kammern und Volk, wie ein Mann erheben

[1]) D. h. für die Familie des ausgewiesenen Karl Heinzen.

[2]) Heinrich Lindemann von Lüneburg, Kaufmann in Zürich.

[3]) Meine Ausweisung aus Zürich (Bern 1847).

und eine gewalttätige Intervention gegen die Schweiz zu verhindern wenigstens *suchen* würden. Das haben wir nicht einmal von den Franzosen zu erwarten, viel weniger von den Deutschen. Daß Heinzen indessen auf *schiefe Gesichter in München* hin und der Kornsperre wegen ausgewiesen worden sei, ist nicht wahr. Empört hat uns die perfide Weise, in welcher in einem Denunziationsartikel der „Preußischen Staatszeitung", den Du wahrscheinlich in der „Augsburger Zeitung" gelesen hast, *Du* und Heinzen mit dem erbärmlichen Marr[1]) zusammengestellt worden sind, und auffallend ist der originelle Pfiff, wie die ganze „gute Presse" mit der größten Hartnäckigkeit den Marr ungeachtet seiner „destruktiven Verworfenheit" zu einem bedeutenden Subjekte und genialen Kerl stempeln will, nur um ihn mit andern ehrlichen Leuten, welche ein Dorn im Auge sind, auf *ein* Niveau zu stellen und diesen zu schaden.

Jüngst habe ich bei Eßlingers[2]) gegessen; sie haben ein sehr schönes Mädchen, welches einen mit großen Augen anguckt; ich habe dabei an Euer liebes Kind gedacht[3]). Ich glaube, es wird einmal eine ganz interessante Dame werden. Wenn es erwachsen ist, so sagt es ihr doch dann, daß ich dies vor zwanzig Jahren schon gesagt hätte. Vielleicht erquickt es mich alten Kerl dann in irgend einer schlimmen Stunde, wenn ich für diese gut angelegte Prophezeiung unverhofft einen freundlichen Blick von einem anmutigen Jungfräulein bekomme. Zugleich hoffe ich mich dadurch in gutem Angedenken bei der Mutter zu erhalten, welche ich ehrerbietigst und angelegentlichst grüße. Nach Dir habe ich oft das Heimweh, und es ist mir überhaupt seit einiger Zeit kurios zu Mute. Ich suche oft mit großer Ängstlichkeit ein besseres und feineres Glas Wein als gewöhnlich und trinke es unter wunderlichen und fremden Gedanken. Ich bin auch unter den Leuten fremd. Da die Poeten nichts anders sind, als *eigentliche* Menschen und folglich letztere alle auch Poeten sind, so sehen sie doch einen

[1]) Der Hamburger Literat Wilhelm Marr, Verfasser des Buches: Das junge Deutschland in der Schweiz (1846), der namentlich in der franz. Schweiz sozialist. Propaganda trieb. Vgl. (W. Schulz), Blätter f. lit. Unterhaltung 1847 Nr. 36.

[2]) Regierungsrat Melchior Eßlinger. Vgl. oben S. 124 Anm. 1.

[3]) Gemeint ist Käthe Freiligrath, geb. 1845 zu Meyenberg bei Rapperswil.

sogenannten Dichter scheu von der Seite und mißtrauisch an, wie einen Verräter, welcher aus der Schule schwatzt und die kleinen Geheimnisse der Menschheit und Menschlichkeit ausplaudert. In einigen Wochen lasse ich etwa vierzig Gedichte drucken, und nachher werde ich endlich meinen Roman fertig machen, welcher den Titel „Der grüne Heinrich" bekommen wird. Auf Eure werten Briefe speziell zu antworten, muß ich Schulz überlassen; nur vorläufig mein Bedauern, daß Dir so wenig Zeit für Deine Poesie übrig bleibt. Kannst Du im Omnibus keine Verse machen? Ich hoffe und wünsche, daß jede Stunde, die Dir j e t z t durch Dein Amt entzogen wird, in Abrechnung gebracht und zur Abkürzung Deiner Seelengefangenschaft beitragen werde.

Wie ich mein Geschreibsel überlese, ersehe ich, daß ich unschicklicherweise die traurige Veranlassung dieses Briefes aus den Augen verloren habe. Legt mir dies nicht zum übeln aus und erinnert Euch zuweilen an

Gottfr. Keller.

Wenn Du gelegentlich an Deine Schwägerin, Fräulein Marie, schreibst, so bitte sie ebenfalls, einen dichterlichen Gruß von mir anzunehmen. Follen grüßt auch herzlich, ebenso würden noch eine Menge Leute grüßen, wenn ich sie darum befragen würde. Den Felsing[1]) aber muß ich darunter auszeichnen.

52. An Gerold Meyer von Knonau

Hottingen, den 22. März 1847.

Hochgeehrter Herr!

Als ich seinerzeit Ihre Aufforderung zu biographischen Notizen[2]) für eines Ihrer vortrefflichen Werke erhalten hatte, setzte ich mich sogleich hin, Ihrer für mich nur zu ehrenvollen und eigentlich doch nicht verdienten Einladung nachzukommen. Ich war aber dadurch veranlaßt worden, mit ruhigem Blick auf den Gang meines bisherigen Lebens zurückzuschauen und so geschah es, daß ich mich über der Arbeit vergaß und für Ihren Zweck viel zu weitläufig wurde. Es wurde daher eine Reduktion

[1]) Jakob Felsing, Kupferstecher aus Darmstadt, Landsmann und Freund von Wilhelm Schulz.

[2]) Für ein biographisches Lexikon der Zürcher Schriftsteller.

notwendig. Jede Wiederholung derselben Arbeit, wenn sie auch noch so leicht ist, veranlaßt mich immer zu unverzeihlichem Zögern und Aufschieben. So geschah es auch hier, ich schob immer auf, bis ich die Sache aus den Augen verlor und zuletzt, als sie mir wieder in die Hände kam, hielt ich es für zu spät und verzichtete gänzlich darauf. Ihre wiederholte gütige Nachfrage beweist mir aber zu meinem großen Trost, daß ich wenigstens den Schein der Ungezogenheit, den ich durch meine Nachlässigkeit auf mich gezogen hatte, noch von mir abwenden kann, und ich bin so frei, Ihnen, geehrter Herr, anliegend die gewünschte Skizze[1]) zu übersenden. Sie ist auch diesmal etwas weitschweifig geworden; wenn es Ihnen aber nicht zu viel Zeit raubt, selbige zu durchlesen, so dürften Sie vielleicht desto bequemer das für Ihren Zweck Taugliche herausfinden. Indem ich Sie angelegentlich um Entschuldigung für meine Nachlässigkeit bitte, verbleibe ich mit hoher Achtung Ihr ergebenster

Gottfried Keller.

53. An Luise Rieter

Verehrteste Fräulein Rieter!

Erschrecken Sie nicht, daß ich Ihnen einen Brief schreibe und sogar einen Liebesbrief, verzeihen Sie mir die unordentliche und unanständige Form desselben, denn ich bin gegenwärtig in einer solchen Verwirrung, daß ich unmöglich einen wohlgesetzten Brief machen kann, und ich muß schreiben, wie ich ungefähr sprechen würde. Ich bin noch gar nichts und muß erst werden, was ich werden will, und bin dazu ein unansehnlicher armer Bursche: also habe ich keine Berechtigung, mein Herz einer so schönen und ausgezeichneten jungen Dame anzutragen, wie Sie sind, aber wenn ich einst denken müßte, daß Sie mir doch ernstlich gut gewesen wären, und ich hätte nichts gesagt, so wäre das ein sehr großes Unglück für mich, und ich könnte es nicht wohl ertragen. Ich bin es also mir selbst schuldig, daß ich diesem Zustande ein Ende mache; denn denken Sie einmal, diese ganze Woche bin ich wegen Ihnen in den Wirtshäusern herumgestrichen, weil es mir angst

[1]) Veröffentlicht von J. Baechtold im Sonntagsblatt des „Bund" 2. Januar 1897.

und bang iſt, wenn ich allein bin. Wollen Sie ſo gütig ſein und mir mit zwei Worten, ehe Sie verreiſen, in einem Billett ſagen, ob Sie mir gut ſind oder nicht? Nur damit ich etwas weiß; aber um Gotteswillen bedenken Sie ſich nicht etwa, ob Sie es vielleicht werden könnten! Nein, wenn Sie mich nicht ſchon entſchieden lieben, ſo ſprechen Sie nur ein ganz fröhliches Nein aus, und machen Sie ſich herzlich luſtig über mich; denn Ihnen nehme ich nichts übel, und es iſt keine Schande für mich, daß ich Sie liebe, wie ich es tue. Ich kann Ihnen ſchon ſagen, ich bin ſehr leidenſchaftlich zu dieſer Zeit und weiß gar nicht, woher alle das Zeug, das mir durch den Kopf geht, in mich hineinkommt. Sie ſind das allererſte Mädchen, dem ich meine Liebe erkläre, obgleich mir ſchon mehrere eingeleuchtet haben; und wenn Sie mir nicht ſo freundlich begegnet wären, ſo hätte ich mir vielleicht auch nichts zu ſagen getraut. Ich bin ſehr geſpannt auf Ihre Antwort, ich müßte mich ſehr über mich ſelbſt verwundern, wenn ich über Nacht zu einer ſo holdſeligen Geliebten gelangen würde. Aber genieren Sie ſich ja nicht, mir ein recht rundes grobes Nein in den Briefeinwurf zu tun, wenn Sie nichts für [mich] ſein können; denn ich will mir nachher ſchon aus der Patſche helfen. Es iſt mir in dieſem Augenblick ſchon etwas leichter geworden, da ich direkt an Sie ſchreibe und ich weiß, daß Sie in einigen Stunden dieſes Papier in Ihren lieben Händen halten. Ich möchte Ihnen ſo viel Gutes und Schönes ſagen, daß ich jetzt gleich ein ganzes Buch ſchreiben könnte; aber freilich, wenn ich vor Ihren Augen ſtehe, ſo werde ich wieder der alte unbeholfene Narr ſein, und ich werde Ihnen nichts zu ſagen wiſſen.

Soeben fällt es mir ein, daß man mir vorwerfen könnte: ich hätte wegen einiger ſcherzhaften Beziehungen und mir erwieſener Freundlichkeit nicht gleich an ein ſolches Verhältnis zu denken gebraucht; aber ich habe lange genug nichts geſagt und einen traurigen und müßigen Sommer verlebt, und ich muß endlich wieder in mich ſelbſt zurückkehren. Wenn mich eine Sache ergreift, ſo gebe ich ihr mich ganz und rückſichtslos hin, und ich bin kein Freund von den neumodiſchen Halbheiten. Aber ich muß ſchließen. Nochmals bitte ich Sie, verehrtes Fräulein, ſich nicht an der Verworrenheit dieſes Briefes zu ſtoßen: es iſt gewiß

nicht Mangel an Dezenz oder Respekt, sondern nur mein Gemütszustand. Im glücklichen Falle werde ich dann schon einen vernünftigen und klaren Brief schreiben, denn ich bin eigentlich sonst ganz vernünftig. Wollen Sie also die Güte haben, ein Zettelchen mit zwei Worten in den Briefeinwurf zu tun und das so bald als möglich; denn, wie gesagt, *ohne sich im mindesten zu bedenken*, wenn Sie ungewiß zu sein glauben; das Zukünftige wird sich dann schon geben. Leben Sie wohl, und grüßen Sie die verehrte Frau Professor Orelli von mir, und halten Sie einem armen Poeten etwas zu gut!

Ihr ergebener Gottfried Keller.

Hottingen im Oktober 1847[1]).

54. An Frau Orelli-Breitinger

Hottingen, den 21. Oktober 1847.

Verehrteste Frau!

Am letzten Samstag mißbrauchte ich Ihre Güte, der Fräulein Luise Rieter einen Brief zukommen zu lassen, dessen Inhalt Ihnen vielleicht bekannt ist, da Fräulein Rieter Sie in ihrer Antwort ihre mütterliche Freundin nennt. Wenn er es nicht ist, da Fräulein Rieter vielleicht zu verletzt war, um Ihnen denselben mitzuteilen, so wird es sich aus diesen Zeilen ergeben, welche annehmen und lesen zu wollen für mich eine Wohltat wäre; und darzutun, daß ich derselben nicht so unwert bin, wie es den Anschein hat, ist der Zweck dieses Briefes.

Jene Antwort ist nämlich der Art, daß ich mir nicht erlauben darf, noch ein unmittelbares Wort an die Schreiberin derselben zu richten, obgleich ich zu meiner Rechtfertigung und zu ihrer Beruhigung diese unglückliche Geschichte nicht abschließen kann, ohne noch *zwei* Punkte zu berichtigen. Denn trotz der Herzensgüte, welche aus ihren Worten hervorleuchtet, blickt doch ein geheimes Beleidigtsein dazwischen hervor, und das mit Recht; nur zwei Äußerungen hat sie mißverstanden auf eine Weise, welche meinem Bewußtsein wehe tut. Sie, erstens, um Nachsicht zu bitten, verehrte Frau, daß ich auch *Ihr* stilles Leben auf eine

[1]) 16. Oktober.

Stunde stören muß, und zweitens darum, daß Sie Fräulein Rieter meine Rechtfertigung in beiden Punkten auf die geeignetste Weise sagen möchten, kann ich nicht vermeiden, weil ich sonst keinen Weg kenne. Ich schrieb ihr, daß nur die Freundlichkeit, mit welcher sie mir begegnet sei u. dgl. mir den Mut gebe, ihr mein Herz zu eröffnen. Das hat sie so ausgelegt, als ob ich auf eine unverschämte Weise ihre angeborne Freundlichkeit zu meinen Gunsten ausgelegt hätte, und doch ist es nicht so. Ich wollte nichts anderes sagen, als, daß ich ihr überhaupt ein gutes Herz zuschrieb, welches mich nicht so hart und schnöd abweisen würde, weil sie mich nicht so grob und nüchtern ansah wie andere Mädchen. Ich verlange gewiß nichts weniger, als, daß diese kokettieren sollen, aber viele dürften dreinschauen, wie ihnen die Augen gewachsen sind, ohne daß sie befürchten müßten, ein Unheil anzurichten wie Luise Rieter. Ich hatte mich in meiner Voraussetzung ungeachtet des Mißverständnisses und nicht zu meiner größeren Ruhe auch nicht getäuscht.

Sodann war sie schmerzlich überrascht, daß ich in den wenigen Augenblicken, wo wir uns sahen, eine solche Leidenschaft für sie gefaßt haben sollte. Sie glaubte der unschuldige Gegenstand einer mutwilligen und oberflächlichen Neigung geworden zu sein, und daß sie das so sehr beleidigte, anstatt ihr zu schmeicheln, bewies mir wieder ihr reines und gesundes Gemüt. Ich muß gestehen, daß es allerdings den Anschein hat, als habe ich mich auf eine leichtsinnige Weise in diese Liebe hineinphantasiert, allein es ist doch nicht so. Es ist hauptsächlich der Klang der Stimme, welche an den Frauen für mich entscheidend ist, und ich erkenne ein wahrhaft schönes und gutes Frauenherz fast augenblicklich daran. Bei Fräulein Rieter hörte ich diesen Ton, welcher mir immer Heimweh erregt. Als ich sie im Garten und in Ihrer Wohnung im letzten Frühling sprechen und lachen hörte, ohne sie gesehen zu haben, fragte ich die Schulzische Magd augenblicklich, wer unten sei, und als ich sie nachher sah, es war eben Mai und das schönste Wetter, man erzählte mir viel von ihr und nachher fand sich eben nichts vor, das mir die erwachende Neigung verleidet hätte. Deswegen aber war ich doch nicht blind und als ich sie zum erstenmal in Ihrer verehrten Gesellschaft sah, bemerkte

ich, als man vom Zeichnen sprach, einige kleine Fehler des Geschmackes an ihr, die ich alsobald die heftigste Begierde verspürte, ihr abzugewöhnen.

Ich wünsche nicht, hochverehrte Frau Professor! daß Sie dies alles ihr sagen, sondern nur, wenn Sie können und wollen, daß Sie glauben, ich hätte sie als ein guter und ordentlicher Mensch aufgefaßt und geliebt.

Sie fragen mich wohl, wie ich denn dazu gekommen sei, jenen freien und maßlosen Brief zu schreiben? Da ich in Ihrem Hause mir die Tölpelei habe zuschulden kommen lassen, so erlauben Sie mir gewiß noch einige Worte darüber, obwohl diese Zeilen sich schon nur zu sehr angehäuft haben; Sie können ja, wenn Sie dieselben gütig aufnehmen wollen, dazu beitragen, daß ich die unselige Leidenschaft mit Besonnenheit vergesse und begrabe, und dies liegt wenigstens in einem äußern Interesse Ihrer jungen Freundin. Wenn man mich hingegen nicht hören will und ich das letzte Wort unbarmherzig verschlucken muß, so bin ich noch auf Wochen hinaus zerstört und elend, und überdies sind mir alle Kreise, die im entferntesten an den Ihrigen grenzen, sogar die Schulzische Wohnung, verschlossen. Ich hatte die Nacht schlaflos zugebracht und befand mich am Morgen sogar körperlich unwohl, das Herz war mir fortwährend wie zugeschnürt und der Kopf heiß. Auch der demütigste Mensch glaubt und hofft innerlich immer mehr, als er auszusprechen wagt, und ich bin keiner von den demütigsten, vielmehr habe ich manchmal einen recht sündlichen Hochmut in mir zu bändigen. Ich erging mich an jenem Morgen in den glühendsten Hoffnungen, ich spann einen Roman um den andern aus, und mitten in meinem Rausche erinnerte ich mich gehört zu haben, daß sie heute abreisen und ich sie also auf lange Zeit, vielleicht für immer, aus den Augen verlieren würde. Eine tiefe Angst kam über mich und so entstand der Brief, während meine Gedanken bei ihr waren, schrieb meine Hand die ungeschliffenen Worte. Ich habe lange schon vorausgesehen, daß es mir einst so gehen würde, darum habe ich mich bei den zwei andern Mädchen, die ich in meinem Leben schon liebte[1]),

[1]) Henriette Keller und (Marie Melos?).

so gesträubt, etwas zu sagen, und es war mein gesunder Takt. Indessen ist der Schlag, der mich aus meinem Himmel warf, nur wohltätig für mich. Eine Menge Eitelkeiten und Oberflächlichkeiten habe ich in diesen bittern Tagen abgelegt und die Erschütterung hat mich aus einem heillosen Schlendrian herausgerissen. Es liegt etwas so unerklärlich Heiliges und Seliges in der Liebe, sie macht so nobel und lauter, daß in demjenigen, der fruchtlos und unglücklich liebt, etwas Unwahres und Unrechtes sein muß, sei es was es wolle, und dieses in mir aufzufinden, ist jetzt eine Beschäftigung für mich, die mich zugleich hebt und beunruhigt. Sie sehen, verehrte Frau, daß ich die Sache schon ziemlich objektiv ansehen kann und ich müßte lügen, wenn ich nicht sagte, daß ich mich bereits auf der Besserung befinde. Im schönen Mai erschien mir Luise Rieter, im Herbst entschwand sie mir für immer und ich kann wohl in jeder Beziehung und ohne alle Ausnahme sagen, daß es trotz allem Leid der schönste Sommer und der lieblichste Traum meines Lebens gewesen ist und ich hoffe, denselben recht lang in ruhiger Seele festzuhalten; aber es wäre kindisch und unvernünftig von mir, im voraus zu behaupten, daß er sich niemals verwischen werde.

Genehmigen Sie, hochverehrte Frau! wenn Sie meine vertrauensvollen Worte nicht mit Ungeduld gelesen haben, die Versicherung meiner innigsten Dankbarkeit, in jedem Falle aber meiner tiefsten und wahrsten Ehrerbietung. Ihr ergebenster Gottf. K.

55. An Frau Orelli-Breitinger

Hottingen, den 28. Oktober 1847.

Hochverehrte Frau!

Ich danke Ihnen tausendmal für Ihren milden und wohlwollenden Brief und wünsche nur, daß jeder und jede, die eine ähnliche Krise, wie ich, zu überstehen haben, auch eine solche Hülfe finden möchten; viel ernstes und närrisches Unheil würde dadurch im Keime erstickt werden. Wenn ich bedenke, daß ich (wie ich doch darauf bestehen muß) eine große Unbesonnenheit abzubüßen hatte, so bin ich noch glücklich und bereichert aus der Verwirrung hervorgegangen, indem ich mir eine so köstliche

und edle Teilnahme erworben habe, und ich fühle mich gedrungen, Ihnen zu bekennen, daß noch wenige Ereignisse mich so sehr veranlaßt haben, mich zusammenzunehmen, als eben das durchlebte, und in demselben hauptsächlich Ihre gütige Teilnahme.

Ich hatte bewußtlos und hastig alles, was ich innerlich besitze, alles Wünschen und Hoffen, alles Entschiedene und Unentschiedene in die Erscheinung Luisens niedergelegt, mein ganzes Wesen hatte ich in die liebliche Form gezwungen und als ich das schöne Gefäß plötzlich mußte fallen lassen, glaubte ich zugleich meine ganze Habe, mich selbst verloren zu haben. Nur Ihr aufrichtendes Benehmen machte es mir leichter, eine Kostbarkeit nach der andern wieder aus dem Namen Luise herauszusuchen und wieder dahin zu bringen, wo sie vorher gewesen ist, und ich hoffe immer noch so viel zu retten, daß ich damit erreichen kann, daß weder Sie noch das teure Kind sich je dieser Tage zu schämen haben. Dies ist keine Phrase von mir, sondern mein voller Ernst, denn obschon ich recht gut weiß, daß ich Talent habe, so habe ich doch noch nichts getan, um mich in der Gesellschaft mit der nötigen Sicherheit bewegen zu können, wenn in zarteren Dingen Konflikte entstanden sind; deswegen wird es mir auch erst möglich sein, Ihrer gütigen Einladung zufolge, Sie und Herrn Professor zu besuchen, wenn ich imstande bin, einigen Humor über Vergangenes hervorzukehren, weil im Grunde die beiden Geschlechter gewissermaßen in einer Urfeindschaft stehen, welche, an sich reizend und interessant genug und die Grundlage der schönsten Erscheinungen bildend, doch das persönliche Zusammentreffen gênant und unbehaglich macht, bis gewisse Risse durch Neues und Heiteres geheilt und überwachsen sind. Jedes, wenn es verletzt ist, flüchtet sich zu seiner Armee, so verkehre ich jetzt am liebsten mit den Männern, nicht um bei ihnen zu plaudern und zu klagen, sondern mich an ihrer Härte zu stärken und mich bei ihnen wieder selbst zu finden.

Inzwischen gebe ich mich der angenehmen Hoffnung hin, verehrte Frau Professorin! für eine bessere Zukunft bei Ihnen die Einkehr in ein Haus wahrer Freundschaft suchen und finden zu dürfen und so erlauben Sie mir jetzt, Ihnen nochmals meinen herzlichsten Dank auszudrücken, mich dem Herrn Professor auf das angelegentlichste zu empfehlen und endlich über die

Veranlaſſung dieſer Korreſpondenz den ſchweren Schleier einer unwiderruflichen Vergangenheit zu ziehen. Mit aller Verehrung und Ergebenheit

Ihr G. K.

56. Traumbuch 1846 [1])

Nacht vom 5. auf den 6. Auguſt 1846.

Ich legte mich um elf Uhr etwas unwohl zu Bette und glaubte einiges Fieber zu haben; es war ſehr ſchwül. Kaum war ich eingeſchlafen, ſo weckte mich die Feuerglocke; vom Mondſchein und dem geröteten Himmel war die Kammer ſeltſam erhellt; ich ſtieg aber zu oberſt unter das Dach hinauf, um das Feuer zu ſehen. Es war auf dem Lande [2]). In der Gegend der Limmat ſtieg die rote Rauchſäule feierlich zum Himmel. Die Luft war lau und das Mondlicht faſt wie berauſchend; von der unmittelbaren Säule hinweg ſammelte ſich der Rauch in eine horizontale Schicht und trieb wie eine große Streifwolke weit gegen Weſten hinaus oder vielleicht gegen Oſten her, ich weiß es nicht mehr, wenigſtens hing er am weſtlichen Himmel. Nachdem ich das Zuſammenſtürzen des Daches, welches ſich immer durch ein letztes gewaltiges Auffahren von Rauch und Glut auch in der Ferne bemerklich macht, vergeblich hatte abwarten wollen, ließ ich Feuer und Mondnacht und eilte wieder hinunter ins Bett. Befangen und aufgeregt und unwohler als vorher, fürchtete ich, daß mir die noch immer fortwährende Feuersbrunſt in Schlaf

[1]) Auf dem Titelblatt ſteht von der Hand der Johanna Kapp:

„Viel Träume auf und nieder ſchweben
In dieſes Buches enger Luft;
Doch iſt der ſchönſte Traum das Leben
Mit ſeinem reichen Blütenduft.
Wohin du dich auch magſt begeben,
Wohin dein Schickſal ernſt dich ruft,
Bedenk: des Herzens Träume weben
Dir einen Steg ob jeder Kluft.
Du ſiehſt die ſchönſten Roſen ſtreben
Gar oft empor aus ſtiller Gruft.
Vielleicht erblühn ſie dir erneut —
Doch — ſei mir Freund in Leid und Freud'!"

[2]) Im untern Hard brannte eine Scheune.

und Traum hineinbrennen und eine schlimme Nacht verursachen möchte. Ich hatte gegen Morgen folgenden Traum:

Den 15. September 1847 fortgesetzt, der Traum ist mir noch ganz gegenwärtig.

Ich stand in der Dämmerung auf dem Rathausplatze unter einem jener großen Volkshaufen, die sich zu versammeln pflegen, wenn irgendein Verbrecher auf die nahe Hauptwache geführt wird. Es war schon dunkel, als langsam ein Wagen durch das Gedränge gefahren kam, auf welchem eine unkenntliche schlanke Weibsperson saß, quer auf den Knieen lag ihr ein totes Kind, sie aber saß aufrecht und reglos. Da kommt die Kindsmörderin, summte das Volk, in einer halben Stunde wird sie geköpft. Als ich die hohe Gestalt über den Häuptern der Menge dahinschwanken sah, hatte ich, wie ich mich ziemlich bestimmt erinnere, das Gefühl: ich wünschte ihr noch, daß das genossene Liebesglück kein gemeines und so groß gewesen sein möge, als das gegenwärtige Leid, dann sei es schon gut. Es war jetzt ganz Nacht geworden. Eine weiche, weiche Hand faßte die meine. Ein ganz unbekanntes fünfzehnjähriges Mädchen, dessen Augen ich in der Dunkelheit funkeln sah, flüsterte mir ins Ohr: Gottfried Keller, komm, wir wollen zu mir heim gehen! und zog mich geschickt und sachte aus dem Gedränge. Wir gingen durch allerlei dunkle Gäßchen, die ich in Zürich bisher gar nicht gekannt hatte und die auch nicht existieren. Das Mädchen schmiegte sich an mich und war ein unsäglich buseliges und liebliches Wesen, welches mich ungemein behaglich machte; ich verwunderte mich auch nicht, als auf einmal ihrer zwei daraus wurden, deren jede an einer meiner Seiten hing. Sie waren ganz gleich, nur mit dem Unterschiede einer etwas jüngeren und älteren Schwester. Als wir in einem Sackgäßchen angekommen vor einem hohen, schmalen Hause standen, hießen mich die Kinder leise und behutsam gehen. So stiegen wir viele enge und steile Treppen hinan, jeden Tritt berechnend in der schwarzen Finsternis, sie führten mich an beiden Händen, oftmals hielten wir an, und die guten Mädchen suchten dann mein Gesicht und küßten mich herzlich, aber vorsichtig auf den Mund; sie konnten, wie mich dünkte, die Küsse sehr gut und vollkommen ausprägen, ohne Geräusch zu machen, sie fielen von ihren Lippen, wie neue goldene

Denkmünzen auf ein wollenes Tuch, ohne zu klingen. Darum brauchten wir eine lange Zeit, bis wir endlich oben, in einem kleinen Dachkämmerchen, waren. Dasselbe war ganz vom Monde erhellt. Die runden Scheiben der Fensterchen waren auf den Boden gezeichnet. Sogleich zogen wir alle die Schuhe aus, um nicht laut aufzutreten. Man sah aus dem Fenster, vor welchem ein hohes Dach hinabging, über viele Dächer hinweg, unter denen man kaum die Fenster als schwarze Vierecke erkennen konnte; der Mondschein schwamm auf den Dächern, die Stadt war eingeschlafen und still, wir waren auch mäuschenstill, denn die Mädchen sagten, daß viele alte, böse Weiber in den benachbarten Dachkammern wohnten, welche ihnen immer aufpaßten und jede Freude zu verbittern suchten, wenn eine aufwache und uns höre, so seien wir des Todes. Wir saßen an einem kleinen Tischchen zwischen dem Fensterlein und dem Bette, welches mit einem schneeweißen Tuche sehr ordentlich und glatt bedeckt war. Wir durften natürlich kein Licht machen und saßen auch lieber so im Halblichte. Wir aßen und tranken etwas, aber ich weiß nicht mehr was, nur daß wir vergnüglich und leise die blinkenden Gläser aufhuben und wieder absetzten; und wenn etwa eines an einen Teller stieß, so zuckten wir ängstlich zusammen. Als eines der guten Kinder aufstand, das Bettuch abnahm und sehr sorgfältig zusammenlegte und dabei sagte: Wenn wir schläfrig werden, so können wir uns nun gleich aufs Bett legen und rechtschaffen schlafen: da durchfuhr mich ein ganz seliges Gefühl, aber nicht eigentlich sinnlich. Sie setzte sich wieder ans Tischchen und bot mir ihre weißen jungen Schultern zum Liebkosen, da fuhr sie plötzlich zusammen und sagte: Herr Jesus, die Weiber kommen! Halbtot vor Schrecken duckten sich beide fast in mich hinein und ich umfing sie, indem wir alle drei atem- und lautlos aufhorchten. Wirklich hörte ich deutlich, wie jemand über das Dach hinschlarpte, an einem benachbarten Dachfenster anklopfte, wie dort ebenfalls jemand herausstieg auf das Dach, dann sahen wir verschiedene Schatten vor unserm Fenster vorbeihuschen, es war offenbar, die alten Weiber weckten und versammelten sich; die Ziegel rasselten unter ihren schlurfenden Füßen, es kam immer näher über unsern Köpfen, es flüsterte: „Langt nur 'nein, sie haben

gewiß einen bei sich!" Ein Ziegel wurde aufgehoben, eine lange, magere Hand langte herein, tappte herum und erwischte meine Haare, welche gen Berg standen, das Blut schien in meinen Adern zu gerinnen, als ich erwachte und tief aufatmete. Der bleibende Eindruck des Traumes war aber ein angenehmer und ich bin froh, daß es so abgebrochen wurde. Dieser Traum hatte mich erquickt für viele Tage, wie wenn ich das artige Abenteuer wirklich erlebt hätte.

15. September 1847.

Heute nacht besuchte ich im Traum meine Mutter[1]) und fand eine große Riesenschlange auf dem Tabouret zusammengeringelt liegen, wie früher unsere rote Katze, welche gestorben ist. Die Schlange bildete eine ordentliche Pyramide auf dem kleinen Stühlchen, auf dem obersten engsten Ringe lag der kleine Kopf, und neben ihm ragte das spitzige Schwanzende empor, welches aus dem hohlen Innern des Turmes vom untersten Ringe her aufstieg. Da ich erschrak, so versicherte meine Mutter, es sei ein ordentliches gutes Haustier, und sie weckte dasselbe. Wirklich entwickelte sich die Schlange sehr gemütlich, gähnte und reckte sich nach allen Seiten, wobei sie die schönsten Farben schimmern ließ. Dann spazierte sie in hohen Wellenbewegungen in der Stube umher, über den Schreibtisch und über den Ofen hin, stellte sich auf den Schwanz und fuhr mit dem Kopfe, da sie sich bei weitem nicht ganz aufrichten konnte, rings an der Stubendecke umher, als ob sie Raum suche. Dann folgte sie der Mutter in die Küche und auf den Estrich, wo sie hinging. Auch ich tat bald vertraut mit dem Tier und rief es gebieterisch beim Namen, den ich vergessen habe. Plötzlich aber hing die Schlange tot und starr über den Ofen herunter und nun fürchteten wir sie erst entsetzlich und flohen aus der Stube. Da wurde sie wieder munter, putzte sich, lachte und sagte: „So ist es mit euch Leutchen! Man muß immer tot scheinen, wenn man von euch respektiert werden soll." Wir lachten auch, spielten mit ihr und streichelten sie. Da stellte sie sich wieder tot, sogleich wichen wir entsetzt zurück; sie machte sich wieder lebendig und wir näherten uns wieder, sie erstarrte nochmals und wir sprangen immer wieder fort. So

[1]) Keller wohnte noch bei Schulz in Hottingen, Bd. 1 S. 174.

trieb sie das Spiel, während ich mich in andere Träume verlor, die sehr schön waren; denn es reut mich sehr, daß ich alles vergessen habe. Ich glaube, ich träumte von der Winterthurerin[1]), weil mich immer noch eine Sehnsucht treibt, diese Träume auszugrübeln, aber es ist vergebens. Man sollte sich während besonderer Träume bestimmte Kennzeichen machen können. Dies erinnert mich an einen Traum, den ich vor einigen Jahren hatte, wo ich, von schrecklichen Bildern gequält und gepreßt, mich kurz und gut entschloß, mich an der Nase zu zupfen, damit ich erwache. Dies geschah auch und ich fühlte beim Erwachen noch deutlich den Druck des Daums und Zeigefingers an meiner Nase. Als ich diesen lustigen Vorfall erzählte, machten die Leute ungläubige Gesichter, obgleich ich durch ihre eigenen Erzählungen ähnlicher Träume dazu veranlaßt war. Sie stießen sich auch nicht am Sonderbaren, sondern nur am Zutreffenden und Passenden dessen, was ich zum Gespräche und Stoff desselben beitrug. Weil viele Schwätzer die Gewohnheit haben, von jeder Sorte von Erfahrungen und Merkwürdigkeiten, die gerade verhandelt werden, auch eine noch auffallendere besitzen zu wollen, so schienen die Leute mich auch in diese Klasse zu stellen. Aber da mir sonst immer der Vorwurf der Einsilbigkeit und mürrischen Wesens gemacht wird, bewies mir dies nur wieder die beleidigende Gedankenlosigkeit der meisten Leute. Auch dem Schulz werde ich beim Frühstücke keine Träume mehr erzählen, weil er den Verdacht aussprach, daß ich dieselben vorweg ersinne und erfinde. Er kennt nur die einfachsten Träume als: heut träumte ich von einem Sarg, oder von Rauten, oder: ich fing Fische, oder: ich sah einem die Nägel abschneiden usf. Weil er keine Phantasie hat, welche auch im Schlafe schafft und wirtschaftet, so hält er einen wohlorganisierten Traum, der einen ordentlichen Verlauf und schöne künstlerische Anschauungen hat, für unmöglich. So geht es! Der gute Schulz kann mit mir darüber zanken, daß ich in religiösen Dingen noch weniger Glauben haben will, als er, er kann sich sogar im Eifer in dogmatische Redensarten verirren: aber das Nächste und Einfachste, an einen schönen Traum glaubt er nicht, weil er ihm anspruchslos beim Frühstück erzählt wird und nur drei Schritte

[1]) Luise Rieter, vgl. Bd. 1 S. 174 ff.

von ihm geträumt worden sein soll, vielleicht auch, weil sich keinerlei Bedeutung daraus ergibt, wenigstens für ihn nicht; denn in diesem Punkt ist er sehr gläubig und verlangt unsere Aufmerksamkeit für die abgeschmacktesten Dinge, welche er behauptet. Es ist doch sonderbar, wie auch der vortrefflichste Mensch solche Eigenschaften haben muß, gleich einem stolz segelnden Schiffe, welches Ballast braucht, um zu seiner guten Fahrt gehörig schwer zu sein.

Was habe i ch für Ballast! — — o weh mir armen Treckschuite! eigentliche Kalkblöcke, die noch so greulich brausen, wenn das Meerwasser hereindringt! Als mein Lebensschiff aus Ostindien zurückging, nachdem es seine Ladung abgegeben, wurden ihm als Ballast ausgestopfte Krokodile und wüste Seetiere, Tiger und Hyänen mitgegeben für die Raritätensammlung in Europa, um wenigstens einigen Nutzen mit der Fracht zu verbinden. Schwere Kisten voll wunderlicher Schnecken und Muscheln und Stachelpflanzen pfropfte man in die tiefen Räume und als man das Schiff immer noch zu leicht befand, nahm man noch eine Truppe sündhafter nackter Bajaderen in die Kajüte, welche nach Paris bestimmt waren! Aber es fällt mir ein, daß es ein schlechter Spaß ist, mit seinen schlimmen Eigenschaften und Fehlern und gar mit seinen Sünden zu kokettieren; denn es ist kokettiert, wenn man witzige Bilder braucht, um sie zu bezeichnen, und vor einer höheren Einsicht verschwinden diese Seifenblasen der Phantasie. Nur eins noch! Es könnte viel Kummer und Verdruß verhütet werden, wenn jeder Mensch sich dreimal besänne, ehe er gute Ladungsstücke eines andern für Ballast und diesen letzteren als gute Fracht erklärt. Wenn man sich selbst ein wenig auf die Eisen geht, so kann man entdecken und muß gestehen, daß man sich vieler Dinge eigentlich zu schämen hat, welche an einem gelobt werden und umgekehrt. Das erstere tut unserer elenden Eitelkeit freilich nicht so weh, wie das letztere. Ich weiß nicht, welches empfindlicher ist: um gewisser Eigenschaften willen, die gerade nicht jedermann hat und daher für originell gelten, nichtsdestoweniger aber Schwachheiten sind, auf die zudringlichste Weise immer hervorgezogen und ausgezeichnet, oder um einiger Schroffheiten und Unebenheiten willen, die einem guten und löblichen Boden entspringen, immer getadelt zu werden.

Studiere dich ſelbſt, jetzt und immer, deine Vergangenheit und Gegenwart, vergleiche deine ſtrengen Betrachtungen mit dem, was andere, Freunde und Feinde, von dir halten, und du wirſt zu zweierlei Reſultaten kommen: entweder wirſt du milder und friedlicher und umgänglicher — oder feiner und ſtrenger und gewinnſt an Stärke über die Gedankenloſen, je nach deinem Grundcharakter, in beiden Fällen aber wirſt du, wie mich dünkt, nur gewinnen.

Ich ſchlenderte heute vormittag über den Fiſchmarkt. Weber, der Kupferſtecher[1]), lief mir nach und forderte mich auf, einen Frühtrunk zu nehmen. Ich hatte ihn vor vielen Wochen einmal in einer Kneipe, als wir in ſpäter Nacht ziemlich warm waren, verhöhnt, daß er immer ſauren Wein ſöffe, was ihn fürchterlich aufbrachte, ſo daß wir uns ziemlich laut zankten beim Nachhauſegehen und er mir endlich einen Stoß gab, daß ich auf den Hintern purzelte, worauf ich wütend auf- und ihm an den Kragen ſprang. Die Freunde fuhren zwiſchen uns, die Polizeier und Nachtwächter umringten uns — kaum aber hatte mich einer dieſer letzteren erkannt, ſo ſchrie er ſeinen Geſellen zu: „Fort mit uns! Das iſt einer von den ‚Freien Stimmen'. Da werden wir in dem Saublatt herumgezogen[2])!" Worauf ſie ſämtlich ſich zurückzogen und uns ungeſchoren ließen. Ich bin nämlich ſtark verdächtigt, Mitarbeiter jenes Spott- und Schmähblattes zu ſein, was mich nicht ſehr freut. Diesmal aber rettete uns dieſer Verdacht; da die konſervativen Spießer von Zürich, vom Patrizier bis zum Nachtwächter, nichts ſo fürchten, wie die Öffentlichkeit, rettete uns dieſer Verdacht vor unwürdigen Polizeiaffären, worein uns unſere Torheit, die wir ſchon lange abgelegt glaubten, zu verwickeln drohte.

Weber kam mir heute verſöhnlich lachend entgegen, ich hatte ihn ſeither nicht mehr geſehen. Er erzählte mir von einem Weinſchenk, welcher, kürzlich aus Neapel zurückgekehrt, ein Faß Sizilianer Wein mitgebracht hätte, welches er wohlfeil verzapfe. Wir gingen hin und fanden einen aufgeweckten Mann, der als Mechanikus

[1]) Lukas Weber aus Oberſtraß, in den fünfziger Jahren geſtorben.

[2]) „Freie Stimmen im Bezirke Zürich", heftiges demokratiſches Oppoſitionsblatt, ſeit 1843 von Dr. Elmiger herausgegeben. Vgl. Bd. 1 S. 167.

im Süden hantiert hatte. Alle Wände hingen voll greller Gouachebilder, der speiende Vesuv glühte wohl in zwölf verschiedenen Variationen, dazwischen Palermo, Sorrent, Salerno, Capri, Amalfi, Messina, Catanea, kurz alle lieben Namen und Orte von hüben und drüben, diesseits und jenseits der Meerenge bunt durcheinander, übertrieben und bunt, aber sonnig gefärbt. Dazu schleppte der Wirt einen alten Hut voll Laven, Bimsstein und Tropfsteinbrocken her; alle diese hundertmal gelesenen, besprochenen und geahnten Dinge, so naiv und abgelegen sie hier erschienen, machten doch in Verbindung mit dem südlichen ahnungsvollen und sehnsuchtweckenden Weine ihren gehörigen Eindruck. Der Wein erwies sich indessen als zu schwer und ungeheuerlich, ich dachte auch an jene südlichen Weiber, an die Hitze, an die Skorpionen, so daß sich mit dem Sprichwort: Bleib im Land und nähre dich redlich, in mein Herz das Verlangen nach einem feinen heimischen Liebesglücke in bestimmtester nobelster Form einschlich.

Weber fing an von meinem Freunde Ruff[1]), dem anderen Kupferstecher, zu sprechen, mit dem ich seit mehreren Wochen auf unerklärliche Weise erkältet bin. Weber ist genial liederlich, unzuverlässig und unstät — Ruff ist talentvoll, geistreich, gewissenhaft, fleißig und vorsichtig. Beide kommen zu nichts. Aber Ruff bringt sich ehrenvoll durch die Welt, lebt mit ihr, äußerlich, im Frieden und hat immer sein gutes Glas Wein auf dem Tisch; aber er wagt nicht viel — Weber hingegen übernimmt eine Menge Arbeiten, läßt sich Geld darauf geben und beendigt sie nicht oder spät. Er lebt mit allen Kunstunternehmern in einem ewigen Intrigenkrieg und nennt dies Lebensklugheit und Erfahrung. Er verliert sich in die größten Unregelmäßigkeiten und genießt wenig Achtung, weil er nie bares Geld hat und liederlich aussieht. Ruff bringt auch die undankbarsten Arbeiten immer anständig und mit Geschick zu Ende, Weber schmiert und sudelt und ist höchst ungleich. — Nun war es sehr ergötzlich, die Beschwerden Webers anzuhören: Ruff sei ein Tüftler und Rechner und gehe einen falschen Weg. Man müsse heutzutage intrigieren und den Kunsthändlern die Spitze bieten, man müsse in einen gewissen Jargon des Geschäftslebens eingehen, das fleißige Sitzen tue

[1]) Vgl. Bd. 1 S. 166.

nicht alles — kurz, es war der ganze Zorn eines Zerfahrenen und Zerstreuten gegenüber einem Ruhigen und Bewußten, es war das Brummen und Sträuben des bösen Gewissens, oder milder und richtiger gesagt, des verkommenen Bewußtseins. Da ich merkte, daß der arme Teufel gern die ganze Sache auf Genie usf. hinausgespielt hätte, so half ich ihm, Ruffs Interessen unbeschadet, nach, und gab eine Menge kleiner Züge und Eigentümlichkeiten an, welche ich aus eigener Erfahrung und Beobachtung kenne und die dem Genie, oder wie man es nennen will, ankleben, aber leider ihm mehr schaden, als nützen. Ich konnte als Poet und Büchermensch dies alles natürlich und ziemlich gut vorbringen, so daß der gute Kerl ganz feurig und angenehm überrascht wurde, wie ich alles das so schön sagen könne, was er schon tausendmal gedacht habe. Ich muß leider gestehen, daß ich doch einige wirkliche Fehler Ruffs mit zutage bringen half und kann mich nur damit entschuldigen, daß dieselben just in seinem nörgelnden und überkritischen Wesen bestehen, das sich dann doch wieder inkonsequenterweise mit weniger als nichts begnügt, was nämlich die Gesellschaft betrifft. Übrigens wird die Zukunft lehren, was in diesem sonderbaren Menschen eigentlich steckt, dem ich mich so plötzlich während der letzten zwei Jahre meines Lebens rückhaltlos und durchaus angeschlossen habe, und der mir ebenso schnell zu entschwinden scheint. Sollte er eine Bestie sein, so fahre er zu den Vorfahren; vielleicht aber ist er spröd, verschämt und zu Mißverständnissen geneigt, wie ich. Es ist grauenhaft, wie man so ungewiß werden kann über Menschen, mit denen man jahrelang das Geheimste verhandelt hat.

Den 16. September.

In den Zeitungen gelesen, daß der Publizist und Jurist Ammann in Schaffhausen, den ich vor einem Jahre am Winterthurer Schießen beohrfeigt habe, im Schaffhauser Großen Rat den Antrag gegen Exekution des Tagsatzungsbeschlusses bringen und eine demagogische Wühlerei im Schaffhauser Volk anfangen will. Verletzte und unbefriedigte Eitelkeit soll den Esel dahin treiben und das Gelingen nicht ganz unmöglich sein. Ich hatte doch einen guten Instinkt damals und ich segne den Wein, der mich veranlaßte, dem widerlichen Ohrfeigengesicht sein Recht an-

gedeihen zu lassen. Feig war er auch, denn er ist stärker als ich, und ließ sich doch prügeln[1]).

Einige Stunden mit Baumgartner[2]) zugebracht. Er spielte mir einige schöne Phantasieen von Liszt und Thalberg und eine von sich, nachher Lieder von Schumann, die wir zusammen sangen. Die „Lorelei" (Heine) von Silcher hat mich gewaltig gepackt und ich singe sie immer vor mir her. Dies Lied drückt sehr viel aus, wo einen der Schuh drückt, und was nicht gerade romantisch, sondern nur rein menschlich ist. Baumgartner hat auch ein paar Lieder von mir komponiert, die mir gefielen. „Ich will spiegeln mich in jenen Tagen" scheint mir in Rhythmus und Weise mit dem Gesumme zusammenzutreffen, mit welchem ich das melodische Lied einst, leise singend, gemacht habe. Während Baumgartner eine große Phantasie spielte, machte ich die Bemerkung, daß schöne Musik immer dem Hörenden diejenigen Phantasieen hervorruft, welche ihm das, was er wünscht, nach seinem individuellsten Charakter, vorspiegeln. Eine prächtige Ouvertüre wird den einen als Triumphator in das Geräusch eines kriegerischen Siegeszuges versetzen, während sie den andern auf grüne Berge an die Seite einer Heißgeliebten führt; der dritte wird einen Roman ausspinnen, aus welchem er, zuerst verkannt und mißhandelt, zuletzt als glänzender Held hervorgeht und vor denen erscheint, welchen er imponieren möchte. Welch eine ungeheure Welt der verschiedensten Träume und Empfindungen zertrümmert in einem gefüllten Hause der letzte Bogenstrich eines großen Tonstückes! Doch das geht nur die Masse der Nichtkenner an, worunter ich gehöre. Ein Musikverständiger wird sich an der unabhängigen Kunst und Schönheit eines Werkes erfreuen. Zum Haufen der Nichtkenner gehören aber eine Menge Leute, welche über Musik

[1]) Der hier geschilderte Vorgang ereignete sich während des Winterthurer Freischießens im Juni 1846. In der „N. Zürcher Ztg." vom 16. Sept. 1847 (Nr. 259) liest man: „Ein junger, sehr eitler Jurist, derzeitiger Redaktor der ‚Schaffhauser Ztg.', will im Großen Rat den Antrag stellen, die Frage über Exekution des Tagsatzungsbeschlusses an das Volk zur Abstimmung zu bringen." Eine Gegenerklärung Ammanns in der „N. Zürcher Ztg." vom 21. Sept. (Nr. 264).

[2]) Über Wilhelm Baumgartner, vgl. Bd. 1 S. 167 f.

faseln. Baumgartner versicherte mich, daß alles, was Gutzkow, Heine, Laube ꝛc. über Musik geschrieben haben, wohl angenehm zu lesen, aber durchaus willkürlich und ganz laienhaft sei. Es ist die nämliche Erscheinung, wie bei allen Künsten. Nur die Kunstbeflissenen, ein enger Kreis stiller Künstler selbst, genießt die verschiedenen Werke in ihrer ganzen Tiefe, und jedesmal nur diejenigen, welche er selbst auch hervorzubringen sich bemüht. Alles andere ist mehr oder weniger untauglich; besonders aber das plastische Vergleichen und Schwadronieren führt zu nichts. Ich weiß wohl, daß die schreibenden Ästhetiker sich mit Spott und Galle gegen diese Behauptung verwahren; es ist aber doch so. Ein Schriftsteller kann wohl viel Gründlicheres über die Kunstgeschichte sagen, als ein Künstler, er kann den Geist der Richtungen und Schulen erforschen, vergleichen und beurteilen; aber das einzelne Produkt wird er nie verstehen und genießen, wie der Künstler, dafür hat dieser einen ganz eigenen Witz. Auch geht dem Federmenschen die schöne Pietät ab, welche die Künstler auch für überwundene Richtungen und Phasen bewahren, und welche ihnen dafür mit so manchem reinen Genusse lohnt.

Als Baumgartner spielte, wünschte ich wunderschön spielen und singen zu können der Luise Rieter wegen. Mein armes Dichten verschwand und schrumpfte zusammen vor meinen innern Augen, ich verzweifelte an mir, wie es mir überhaupt oft geht. Ich weiß nicht, was schuld ist, aber immer scheint mir mein Verdienst zu gering, um ein ausgezeichnetes Weib zu binden, vielleicht kommt das von der wenigen Mühe, welche meine Produkte mir machen. Strenge Studien, wenn sie mir auch nicht unmittelbar nötig sind, würden mir vielleicht mehr Gehalt und Sicherheit geben. Ein Herz allein gilt heute nichts mehr.

Mit meiner Schwester geht es körperlich besser[1]), aber Geist und Gemüt scheinen von der Krankheit gelitten zu haben, sie ist verwirrt ohne Fieber. Dabei aber zeigt sie Witz und die Tiefe eines zarten und liebebedürftigen Gemütes tritt zum erstenmal zutage. Die Mutter wacht nun ganz allein schon vierzehn Nächte

[1]) Über die Krankheit Regulas vgl. Bd. 1 S. 178 f.

bei ihr, ich kann nichts helfen, ich bin die unnütze Zierpflanze, die geruchlose Tulpe, welche alle Säfte dieses Häufleins edler Erde, das Leben von Mutter und Schwester aufsaugt. Wenn mir Gott über diese warnende Probe hinaus hilft, so soll es anders werden. Indessen bin ich stolz auf unser verborgenes Leiden und auf die Stärke und Kraft meines armen alten Mütterchens und auf den stillen Wert meiner Schwester. Das übertrifft alle Fraubasereien meiner öffentlichen Beziehungen.

Den 17. September 1847.

Heute bekam ich ein artiges Gedicht in Terzinen von der Ostsee her, von einem gewissen Bruno Bucher aus Köslin[1]). Ich habe schon mehr dergleichen bekommen, dies freute mich aber ein wenig, darum, weil es in einer traurigen Stunde kam und mir sagte, daß ein Unbekannter am fernen Meer mich achte und liebe. Meine Eitelkeit erregte es nicht im mindesten, worauf ich genau acht gab. Einzig wünschte ich, daß es die Winterthurerin wüßte, die Liebe klammert sich an alle Würzelchen, welche helfen können.

Den 20. September.

Herrlicher Morgen auf dem Zürichberg. Ich stieg durch den Nebel hinan und strebte in den Sonnenschein, den ich auch bald erreichte, als ich auf die Höhe kam. Die Nebel wogten im Tale auf und ab, See und Stadt waren unsichtbar, aber das Gebirge tauchte aus den weißen Wolken, die Gletscher und Firnen schienen, hell bestrahlt, viel größer und näher, da der ganze Mittelgrund fehlte. Sie verschmolzen sich aufs schönste mit den vom Winde getriebenen Nebelmassen, welche wie ein flüssiges Silbermeer in gut gedachte Wolken und Flocken ausliefen und wechselnd das Gebirge bald ganz, bald halb verschleierten. Ich sah die prächtigsten Bilder, wo der triefende frische Wald die wunderbare Ferne einfaßte. Oft sah ich den Nebel in feinen blauen und durchsichtigen Wallungen wenige Schritte vor mir durch die Tannen fahren. Schön war es, wenn hie und da eine schwanke junge Föhre oder Birke einzeln sich vom klaren hellen Grunde abhob und ihre dunkle, vom Feuchten blitzende Krone auf einer kaum

[1]) Dem späteren Direktor des österreich. Museums für Kunst und Industrie (1826—1899).

unterſcheidbaren blaſſen Schneekuppe ſpielte. Meinen Lieblingsvogel, den Weih, ſah ich ſeit Wochen wieder zum erſtenmal kreiſen. Wie kommt es, daß ich dieſen Sommer ſo wenig allein hinausgehe?

Auf dem Heimwege kam ich an dem alten kleinen Kirchhofe des Siechenhauſes Spanweid vorbei. Ein kleiner Junge ſchrie und deutete immer dahin und ſagte zu ſeinem Vater, der im Felde arbeitete: „Schau den Toten dort, es geht ein Toter herum!“ Ein alter ſiecher Mann ſpazierte auf den Gräbern herum, man ſah nur ſeinen Kopf mit der weißen Zipfelkappe hinter der Mauer ſich hin und her bewegen; ich konnte mich recht gut in die Vorſtellung des Knaben verſetzen. Im Walde auf den ſchönen einſamen Wegen, dachte ich fort und fort die Luiſe an meine Seite. Eine junge Birke ſah ich ſo ſchlank und tadellos gewachſen, wie ſie, dieſelbige badete ſich im Silberduft und ſchwankte einſam mutwillig hin und her, als ob ſie nichts bedürfte. Geſtern fand ich im botaniſchen Garten eine Georginenart, deren Blumen mir ganz ihr Weſen auszudrücken ſchienen. Sie war weiß von eigentümlicher Reinheit, die Hälfte der Blume verlor ſich ins Fleiſchroſenfarbene, ganz blaß. Die Blätter waren ſo ſchön gereiht und gebaut, das Ganze ſo zierlich munter und aufgeweckt, ſo friſch und unbeſchädigt, verglichen mit den ſchweren, plumpen dickroten und trübvioletten Dahlien, die in der Nähe ſtanden, an denen viel Hängendes, Willkürliches und Auswüchſiges das Auge beleidigte.

Heute im Wald wünſchte ich ein gewandter Jäger zu ſein, ich ſchoß ein junges, zartes Reh in Gedanken und überſchickte es ihr, wozu ich mir ein Sonett ausdachte: Ich möchte ſie nähren und kleiden mit allem, was die Erde trägt, und ihr Leben ganz allein tragen. Sie ſolle aber von der wilden, blutigen Gabe nicht auf ein rauhes, hartes Herz ſchließen. Im Liebesunmut ſchoß ich, fern von ihr, das junge Reh. — Da ſie, wie ich höre, auch dichtet, ſo dachte ich mir ein Antwortſonett aus. Wenn ich auch nicht gerade wünſche, daß ſie ſehr ſchöne Verſe mache, ſo fiel das Sonett doch ſehr gut aus, von der Gegenliebe eingegeben. Hierauf kehrte ich zurück und traf ſie auf dem Wege an, die Begegnung, ihre und meine Kleidung, die erſte Verlegenheit, alles wurde aufs ausführlichſte ausgeheckt und eine artige Novellette gemacht.

Wenn ich übrigens diese kindischen Phantasieen nicht zum Dichten gut brauchen könnte, so wäre ich allerdings ein eitler Esel. Ist es aber mir armem Teufel nicht zu gönnen, wenn ich von der Ware, welche ich offiziell verfertige und verkaufe, im geheimen selbst ein bißchen nasche und konsumiere?

Zwei stattliche, sonnengebräunte Bauern pflügen mit starken Ochsen auf zwei Äckern, zwischen welchen ein dritter großer brach und verwildert liegt. Während sie die Pflugschar wenden, sprechen sie über den mittleren schönen Acker, wie er nun schon so manches Jahr brach liege, weil der verwahrloste Erbe desselben sich unstet in der Welt herumtreibe. Frommes und tiefes Bedauern der beiden Männer, welche wieder an die Arbeit gehen und jeder von seiner Seite her der ganzen Länge nach einige Furchen dem verwaisten Acker abpflügt. Indem die Ochsen die Pflüge langsam und still weiterziehen und die beiden Züge hüben und drüben sich begegnen, setzen die beiden Bauern eintönig ihr Gespräch fort über den bösen Weltlauf, führen dabei mit fester Hand den Pflug und tun, jeder, als ob er den Frevel des anderen nicht bemerkte. Die Sonne steht einsam und heiß am Himmel[1]).

Schulz schreibt sehr gute Artikel in die „Deutsche Zeitung", über die Jesuitenfrage. So erweist es sich wieder, daß ein Mann, der hier still und anspruchslos lebt und von unsern Matadoren wenig beachtet zu werden scheint, unserer Sache im Auslande die realsten und trefflichsten Dienste leistet. Inzwischen erfüllt mich das Benehmen unserer Regierungsmänner, von Furrer[2]), Rüttimann[3]) ꝛc. mit der größten Achtung. Ich bin ganz im geheimen diesen Männern viel Dank schuldig. Aus einem vagen

[1]) Erstes Auftauchen der Anfangssituation von „Romeo und Julia auf dem Dorfe".

[2]) Jonas Furrer (1805—1861), der erste schweizerische Bundespräsident, war bis zum Herbst 1848 Mitglied der Zürcher Regierung. Vgl. Allg. Deutsche Biographie 8, S. 209. A. Isler, Bundesrat Jonas Furrer (1907). Dändliker-Wettstein, Geschichte der Stadt und des Kantons Zürich III S. 345 u. ö.

[3]) Über Regierungsrat und Professor J. J. Rüttimann (1813—1876) vgl. A. Schneider, Allg. Deutsche Biographie 30, S. 53.

Revolutionär und Freischärler à tout prix habe ich mich an ihnen zu einem bewußten und besonnenen Menschen herangebildet, der das Heil schöner und marmorfester Form auch in politischen Dingen zu ehren weiß und Klarheit mit der Energie, möglichste Milde und Geduld, die den Moment abwartet, mit Mut und Feuer verbunden wissen will. Daß Begeisterung und die frische Tatkraft, eine einmal erkannte Fessel zu brechen oder mit andern Worten der Sinn für die rechte und notwendige Revolution darüber nicht verloren gehen, bin ich versichert. Übrigens wird die Revolution von Tage zu Tage unzulässiger und überflüssiger, in einer Zeit, wo das lebendige Wort sich fast überall Bahn zu brechen weiß, besonders aber bei uns, wo die Gerechtigkeit immer eklatanter nach jeder Verfinsterung auf dem gesetzlichen Wege siegt. Ja, wir werden bald alle Revolution verdammen und verfolgen müssen, weil sie, da bald überall gesetzliche Anfänge der Freiheit gegründet sind, das Erbe des Absolutismus wird. Vielleicht ist das etwas jesuitisch gedacht, aber item, es hilft. Daß es keine Revolution ist, wenn die Italiener sich von Östreich oder die Polen von Rußland, wenn auch auf die blutigste Weise, losmachen wollen, versteht sich von selbst.

Man klagt immer, die antike Tugend sei verschwunden, während wir die glänzendsten Beispiele, nur im modernen Gewand in nächster Nähe haben. Bürgermeister Furrer genoß als Advokat eine jährliche Einnahme von etwa zehntausend Gulden. Als Bürgermeister bezieht er eintausend und nur, wenn Zürich Vorort ist, dreitausendfünfhundert, um die Etikette zu bestreiten. Mit tausend Gulden kann aber eine Familie, wenn sie einigen Anstand beobachten will, nur knapp leben. Welches Opfer hat er also gebracht! Tausend Annehmlichkeiten muß er nicht nur sich, sondern auch Frau und Kindern entziehen, die Hauptsache ist aber: er kann für die alten Tage und für seine Kinder nicht dasjenige Vermögen ersparen, nach welchem ein Mann von seinen Verdiensten, Einsichten und Kenntnissen mit Recht trachten darf und soll. Denn wir haben weder Pensionen noch große Stipendienfonds. Die Ehre ist keine persönliche Entschädigung, weil Furrer nicht im mindesten ehrgeizig ist. Während er auf diese Weise im wörtlichsten Sinne für den Staat Entbehrungen trägt,

hat er auf der einen Seite mit der niederträchtigsten gewissenlosesten und kleinlichsten Opposition zu kämpfen, auf der andern aber mit den steten Vorwürfen und Anfeindungen der eigenen Parteiextreme. Nichtsdestoweniger führte er seine Aufgabe mit seinen Freunden ruhig und standhaft, ohne Ostentation zum Ziele, so daß nun Zürich wieder moralisch an der Spitze der Bewegung steht. Ähnlich verhält es sich mit Rüttimann, welcher zwar eine reiche Frau hat, der aber durch unbegreifliche eiserne Arbeitstätigkeit sich auszeichnet. Ein erbaulicher Charakter anderer Art ist Alfred Escher[1]); der Sohn eines Millionärs, unterzieht er sich den strengsten Arbeiten vom Morgen bis zum Abend, übernimmt schwere weitläufige Ämter, in einem Alter, wo andere junge Männer von fünf- bis achtundzwanzig Jahren, wenn sie seinen Reichtum besitzen, vor allem aus das Leben genießen. Man sagt zwar, er sei ehrgeizig; mag sein, es zeichnet nur eine bestimmtere Gestalt. Ich meinerseits würde schwerlich, auch wenn ich seine Erziehung genossen hätte, den ganzen Tag auf der Schreibstube sitzen, wenn ich dabei sein Geld besäße.

Den 1. Oktober, 12 Uhr nachts.

Ich komme soeben aus der Gesellschaft, ziemlich gebeugt von achttägiger Liederlichkeit, die doch wiederum höchst unschuldig ist, wenn ich andere Personen und Verhältnisse betrachte. Ich glaube mich immer schlechter und schwächer als andere und finde mich am Ende immer ein klein wenig besser. Wahrscheinlich aber werde ich mit meiner naiv beschaulichen und müßiggängerischen Weise zugrunde gehen, während die praktischen und emsigen Korruptions- und Schlendriansmenschen florieren.

Habe mich auf die ehrbarste Weise an der lieblichen Braut eines Quidam gefreut und dachte an die X — selbst X, noch einmal selbst X. Ich bin auch nicht von Stroh.

Gute Nacht, mein liebes Herz, du verlierst sehr viel, wenn du nicht aushältst!

---

[1]) Der bekannte Zürcher Staatsmann, der Begründer der Gotthardbahn (1819—1882). — E. Gagliardi, Alfred Escher. 1919.

Den 3. Dezember.

Heute Nacht träumte mir von einem Weih. Ich schaute in einem Hause zum Fenster hinaus, im Hofe standen die Nachbarn mit ihren Kindern, da flog ein großer, wunderschöner Gabelweih über den Dächern einher. Er schwebte eigentlich nur, denn seine Flügel waren dicht geschlossen und er schien vor Hunger krank und matt, indem er immer tiefer sank und sich mit Mühe wieder erheben konnte, aber nie so hoch, als er vorher gesunken war. Die Nachbarn mit ihren Kindern schrieen und lärmten und warfen ungeduldig die Mützen nach ihm, um ihn ganz herabzuwerfen. Er sah mich an und schien, sich auf und nieder bewegend, mir sich nähern zu wollen. Da lief ich schnell weg in die Küche, um etwas Speise für ihn zu holen. Ich fand mit Mühe etwas, und als ich hastig damit wieder am Fenster erschien, lag er schon tot am Boden in den Händen eines kleinen lausigen Jungen, welcher die prächtigen Schwungfedern ausrupfte und umherwarf und endlich ermüdet den Vogel auf einen Misthaufen schleuderte. Die Nachbarn, welche ihn endlich mit einem Steine herabgeworfen hatten, waren unterdessen auseinander- und an ihre Geschäfte gegangen. Dieser Traum machte mich sehr traurig; hingegen ward ich wieder sehr vergnügt, als ein junges Mädchen kam und mir einen großen Strauß Nelken zum Kaufe anbot. Ich wunderte mich sehr, daß es im Dezember noch Nelken gebe, und handelte mit dem Kinde; sie verlangte drei Schillinge. Ich hatte aber bloß zwei in der Tasche und war in großer Verlegenheit; ich verlangte, sie sollte mir für zwei Schillinge von den Blumen absondern, indem nur so viel in meinem Champagnerglas, in welchem ich die Blumen gewöhnlich aufbewahre, Platz hätten. Da sagte sie: „Lassen Sie mal sehen, sie gehen schon hinein.“ Nun stellte sie eine Nelke nach der andern bedächtig in das schlanke glänzende Glas, ich sah ihr zu und empfand jenes Behagen und Wohlgefühl, welches immer in einen kömmt, wenn jemand vor unsern Augen eine leichte Arbeit still, ruhig und zierlich vollbringt. Als sie aber die letzte Nelke untergebracht hatte, wurde es mir wieder angst. Da sah mich das Mädchen freundlich und schlau an und sagte: „Sehen Sie nun? Es sind aber auch nicht so viel, wie ich geglaubt habe, und sie kosten nur zwei Schillinge.“ Es waren indessen

doch keine eigentlichen Nelken, aber von einem brennenden Rot und der Geruch war außerordentlich angenehm und nelkenhaft.

Den 10. Januar 1848.

Vergangene Nacht befand ich mich in Glattfelden. Die Glatt floß glänzend und fröhlich am Hause vorbei; aber ich sah sie in eine weit fernere, fast unabsehbare Ferne fließen, als es wirklich der Fall ist. Wir standen am offenen Fenster gegen die Wiesen hinaus, da flog ein mächtiger Adler[1]) durch das Tal, hin und wieder; als er sich drüben an der Buchhalde auf eine verwitterte Föhre setzte, klopfte mir das Herz auf eine sonderbare Weise. Ich glaube, ich empfand eine rührende Freude darüber, zum erstenmal einen Adler in seiner Freiheit schweben zu sehen. Nun flog er ganz nah an unserm Fenster vorbei, da bemerkten wir genau, daß er eine Krone auf dem Kopfe trug, und seine Schwingen und Federn waren scharf und wunderlich ausgezackt, wie auf den Wappen. Wir sprangen, mein Oheim und ich, nach den Gewehren an der Wand und postierten uns hinter die Türen. Richtig kam der riesige Vogel zum Fenster herein und erfüllte fast die Stube mit der Breite seiner Schwingen; wir schossen und am Boden lag anstatt des Adlers ein Haufen von schwarzen Papierschnitzeln, worüber wir uns sehr ärgerten. Es nimmt mich eigentlich wunder, warum ich diese kindischen Träume aufschreiben mag. Jedoch kommt es von der glücklichen Stimmung, in welche mich diese einfachen Spiele der träumenden Seele auch noch nach dem Erwachen versetzen. Wenn ich auch einst nichts Lesenswertes mehr in dem Aufgeschriebenen finde, so wird mich doch beim Anblick der jeweiligen Daten eine dunkle süße Erinnerung befallen eines still genossenen schuldlosen Glückes.

Auffallend ist es mir, daß ich hauptsächlich, ja fast ausschließlich, in traurigen Zeiten, wo ich den Tag über in kummervollem Brüten dahinlebe, solch heitere und einfach liebliche Träume habe.

Den 15. Januar 1848.

Träumte die halbe Nacht von einem silbernen Armband.

[1]) Vgl. „Grüner Heinrich", Cotta'sche Jubiläumsausgabe 1 S. 187 f. — Die Buchhalde ist eine Anhöhe südwestlich von Glattfelden.

Das Mittelstück desselben bildete ein alter feiner Zürcher Gulden, auf welchem die alte Stadt Zürich mit ihren Türmen geprägt war; das übrige Band bestand aus künstlich gearbeiteten Kettchen und Gliedern von den schönsten Formen und Verhältnissen. Ich spielte sehr vergnügt mit diesem sonderbaren Schmuck und schämte mich nicht, mein Handgelenk damit zu zieren, gleich einem Mädchen. Gegen Morgen wollte mir jemand das Band wegnehmen und ich zankte darum, bis ich erwachte.

Übrigens erinnere ich mich jetzt wirklich eines silbernen Armbandes von zwei Jahren her, an welches sich Beziehungen knüpfen.

Sah auch eine herrliche Landschaft, wo die Ströme leuchteten, wie Edelsteine, die Berge und die Vegetation waren von den wunderbarsten Formen. Als ich in der Nacht mitten aus dieser Natur aufwachte, glaubte ich alle Linien so fest in mir bewahren zu können, daß ich sie am Morgen nur gleich zeichnen möge; aber nachher schlief ich wieder ein, und jetzt habe ich nichts mehr, als den allgemeinen angenehmen Eindruck. Wenn ich am Tage nichts arbeite, so schafft die Phantasie im Schlafe auf eigene Faust; aber das neckische liebe Gespenst nimmt seine Schöpfungen mit sich hinweg und verwischt sorgfältig alle Spuren seines spukhaften Wirkens.

Den 2. Februar 1848.

Der Frühling hat mich armen Teufel letzte Nacht besucht und getröstet, auf jeden Fall habe ich dies Jahr den ersten Vorgeschmack des Lenzes genossen.

Ich ging in einem großen schönen Garten, welcher dazu noch mein gehörte. Er war im „Platz" gelegen, wo jetzt der Bahnhof steht, und füllte den ganzen obern Raum zwischen den beiden Flüssen, der Limmat und der Sihl, aus. Die Blumenbeete waren ländlich unregelmäßig, ohne Einfassungen, von den zufälligsten Formen, die Wege schlängelten sich weich und glatt hindurch und verloren sich und trafen sich wieder zwischen den herrlichsten Blumengebüschen. Der Garten verlor sich ohne Scheidewand oder Hecke in die schattigen Anlagen des „Platzspitzes", welche im glänzendsten Grün standen, die beiden Flüsse schimmerten in der Sonne, blau und grün, wie mutwillige Schlangen, ich schlürfte alles mit dem reellsten Genusse und Bewußtsein

in mich hinein. Weiße Schmetterlinge von der Größe einer Taube wogten langsam auf den blauen und roten Blumenfeldern herum. Ich wollte mir einen fangen, indem ich mir dachte, es müsse ein prächtiges Dekorum für mein Zimmer abgeben, stopfte und zündete eine Pfeife Tabak an, um den Vogel mit dem Tabaksafte schnell zu töten; aber, indem ich einige Züge rauchte, schämte ich mich, erstens den Blumen- und Lenzduft zu verunreinigen und zweitens einen Schmetterling zu töten; über diesen Betrachtungen verschwand der Garten und die Farbenpracht; Grau umhüllte mich, und ich sah nichts mehr, als eine mächtige silbergraue Weide, welche mit dem heftigsten Sturmwinde rang. Sie war ein Bild der tiefsten Zerknirschung. Wie rasend schlugen ihre Äste um sich und brausten und sangen mit solchen herzzerreißenden Tönen, daß ich voll Schrecken, doch mit einem wollüstigen Zittern zuhörte. Doch die Windstöße kamen immer stärker und schienen den Baum gänzlich brechen zu wollen. Ich erwachte; der Südwind ging mit mächtigem Wehen und schmolz den Schnee von dem Dache, unter welchem ich schlief; er tropft heute den ganzen Tag zur Erde.

Am Abend des 1. Mai 1848.

Gern genieße und feire ich die heiteren unter den christlichen Festtagen mit; wenn am Ostermorgen, am Himmelfahrtstag oder in der Pfingstfrühe die Glocken durch die klare Luft tönen, die stille Sonne und das alte treue Himmelblau auf der blühenden Erde liegen, wenn die gedankenleichten, unbekümmert frommen Leute auf Wegen und Stegen den Kirchen zueilen, dann tue ich mein Fenster weit auf und lasse meine Seele auf der allgemeinen behaglichen Andacht ausruhen, und die Ruhe, welche ich finde, beweiset mir, daß ich wohl nicht zu den Schlimmen gehöre, ungeachtet der Scheidewand, welche zwischen mir und dem betenden Volke besteht. Aber wie ich seit einiger Zeit ängstlicher auf den Wechsel der Jahrzeiten achte, und wie mich der kommende Vollmond jedesmal sorglicher und gedankenvoller findet, so habe ich besonders auch für den ersten Mai eine größere Pietät gewonnen, als für alle anderen Tage im Jahre. Das kommt vom Scheiden der Jugend. Je älter wir werden, desto mehr lernen wir den

Frühling verstehen und schätzen; dem unbewußten Genießen und Sehnen folgt die bestimmte Absicht, keinen der flüchtigen Lenztage des Lebens mehr zu verlieren, und, obgleich wir fühlen, daß der Geist ewig jung bleibt, so möchten wir doch neben seinen Früchten noch einige Blüten der leiblichen Jugend glänzen sehen.

Ich bin heut früh ins Freie gegangen; aber es war ein wunderlicher erster Mai. Die Natur prangte in ihrem schönsten Schmucke, das Grün war frisch und schön, die Sonne schien hell vom Himmel; aber es wehte ein so scharfer und rauher Ostwind, daß es einen mitten im Glanze fror und schauerte. Oft flogen schwarze Schatten über die Lenzfelder, von jagenden Wolkenmassen geworfen; die Wolken wurden immer dichter; doch der Wind wehte mit großem Geräusche so heftig und wild, daß sie vorweg zerrissen wurden und die Sonne immer da war; der Staub wirbelte in Säulen auf den Heerstraßen, wälzte sich über das Wiesengrün und füllte die zarten Blumenkelche in den Gärten. Es war eine peinliche und frostige Unruhe, und man konnte des Frühlings nicht froh werden.

Ich ging in die Stadt, wo Jahrmarkt war. Es war viel Volk hereingekommen und trieb sich emsig herum, doch war sein Verkehr mehr scheinbar; denn alles klagte über den großen Geldmangel und die schlimme Zeit. Am fröhlichsten waren die jungen Soldaten, welche in ihren neuen Uniformen der Not und der Bestürzung des Tages vergaßen und singend umherzogen. Wann werden die Frühlinge nahen, wo diese blutroten Menschenblumen nicht mehr jedesmal mit den tausend andern Blumen hervorkriechen und ihre unheilvolle Pracht an der Sonne spiegeln?

Am meisten niedergeschlagen waren die Künstler und die Besitzer von Merkwürdigkeiten, weil fast niemand um ihre Produktionen sich bekümmern mochte. Da standen sie in ihren traurigen bunten Jacken vor den Buden und stießen unsicher und klagend in die schadhaften Trompeten, daß einem die Tränen in die Augen traten. Weil das Volk kein Geld hatte, so spottete es zum erstenmal über diese Herrlichkeiten, welche es sonst bewunderte, und die Gaukler standen scheu und schlotternd vor ihren gemalten Wundern.

Ich trat in ein Wachskabinett; die Gesellschaft der Potentaten sah sehr liederlich und vernachlässigt aus, es war eine erschreckende Einsamkeit, und ich eilte durch sie hin in einen abgeschlossenen Raum, wo eine anatomische Sammlung zu sehen war. Da fand man fast alle Teile des menschlichen Körpers künstlich in Wachs nachgebildet, die meisten in kranken, schreckbaren Zuständen, eine höchst wunderliche Generalversammlung von menschlichen Zuständen, welche eine Adresse an den Schöpfer zu beraten schien. Ein ungeheuer großes Herz, welches seinen Eigner getötet hatte, führte das Präsidium, und ein sehr schön ausgebildeter Magenkrebs schien der Sekretär oder Schriftführer zu sein. Ein ansehnlicher Teil der ehrenwerten Gesellschaft bestand aus einer langen Reihe Gläser, welche vom kleinsten Embryo an bis zum fertigen Fötus die Gestalten des angehenden Menschen enthielten. Diese waren nicht aus Wachs, sondern Naturgewächs und saßen im Weingeist in sehr tiefsinnigen Positionen[1]). Diese Nachdenklichkeit fiel um so mehr auf, als die Bursche eigentlich die hoffnungsvolle Jugend der Versammlung vorstellten. Plötzlich aber fing in der Seiltänzerhütte nebenan, welche nur durch eine dünne Bretterwand abgeschieden war, eine laute Musik mit Trommel und Zimbeln zu spielen an, das Seil wurde getreten, die Wand erzitterte, und dahin war die stille Aufmerksamkeit der kleinen Personen, sie begannen zu zittern und zu tanzen nach dem Takte der wilden Polka, die drüben erklang; das große Herz mochte noch so geschwollen aussehen, der Magenkrebs noch so rot werden vor Ärger, es trat Anarchie ein, und ich glaube nicht, daß die Adresse zustande kam. Die einzige Merkwürdigkeit des Marktes, welche einigen Zuspruch erhielt, war ein Rhinozeros. Das Schicksal dieser antediluvianischen Bestie ist eng mit dem Fall des Königtums in Frankreich verknüpft, indem sie für den Jardin des plantes in Paris bestellt, aber von der provisorischen Regierung wieder abbestellt wurde, weil man dort jetzt das Geld sonst brauche. Heimatlos irrt das altmodische Tier nun in der Schweiz umher, doch ist es nicht brotlos, da seine Seltsamkeit und sein Horn auf der Nase ihm ein hinlängliches Aus-

[1]) Vgl. Der Grüne Heinrich, Ges. W., Cottasche Jub.-Ausg. 1 S. 105 f.

kommen ſichern. Wohl jedem, der in dieſen Zeiten etwas Rechtes gelernt hat!

Als vollends in dieſem verworrenen Treiben einige verwehte Republikaner aus Baden erſchienen mit zerknickten ſchwarzrotgoldenen Kokarden, da flüchtete ich mich auf den Leſeſaal, wo die hundert Zeitungen und Flugblätter vor kurzem noch als weiße Blüten des papiernen Völkerfrühlings luſtig geflattert haben. Aber ach! auch über dieſen Lenz iſt ein Froſt gekommen. Die Sonne ſcheint wohl noch, aber der Wind heult kalt und ſchneidend darunter hin. Ein unerquicklicher, ſchamloſer Hader iſt erwacht, die niedergetretenen Feinde der Menſchheit lachen bereits wieder in ihrem Staube. Jeder Philiſter weiſt grinſend nach Frankreich hin, wo ſich das liebe Volk unbeſonnen in Not und Sorge geſtürzt hat; es iſt eine abſcheuliche Freude, welche alle Welt über dieſes Exempel empfindet, das eine Nation an ſich ſelbſt ſtatuierte, ſie freuen ſich nicht darüber, daß dieſe noble Nation auf ihre Koſten eine Erfahrung für alle Völker machte, ſondern ſie freuen ſich überhaupt, daß, wie ſie nun erwieſen meinen, der Armut nicht geholfen werden könne, daß ſie nun aufs glänzendſte wieder für ein Jahrtauſend gründlich geſetzt ſei. Und ſie kleiden ihren inneren Jubel in widerliche heuchleriſche Klagen.

Ein Korreſpondent der „Allg. Augsb. Zeitung“ erzählt ſchadenfroh, wie in Galizien hunderttauſend Miſtgabeln und Senſen erhoben ſeien, um die polniſchen Edelleute und überhaupt alle faſhionablen Schnürröcke zu ſpießen und zerhacken, welche von der Befreiung Polens etwa zu reden kämen. Dieſer Mann verhüllte ſeine Freude in eine warme Teilnahme für die früher mißhandelten Bauern, welche ganz recht hätten, nicht mehr in jenes feudaliſtiſche Elend zurückkehren zu wollen; das haben ſie allerdings, und dieſes Recht iſt um [ſo] leichter zu behaupten, als jenes Elend unmöglich mehr zurückkehren kann.

Die Polen ſelbſt benehmen ſich wie ungeratene Jungen, welche ihren Freunden eitel Herzeleid und Kummer verurſacht. Während ſie nur durch die neuen Lehren des einfachſten Naturvölkerrechtes wieder aufleben können, durch die Vernichtung der ſchuldiplomatiſchen Gebietsfreſſerei, ergehen ſie ſich in den Redensarten gerade dieſer verfaulten laſterhaften Zeit und ſprechen von

der Herstellung eines antediluvianischen Reiches auf Kosten des deutschen Volkes; liebenswürdig ist einzig die Unverschämtheit, mit welcher sie dies tun zu einer Zeit, wo sie noch keine Handhabe zu dem Messer besitzen, dessen Klinge noch in Rußland vergraben ist. Aber es tut nichts, die nächsten Jahre werden sie eines Besseren belehren wie alle Völker, welche sich vernunftwidrig gebärden. Übrigens, wenn die Polen lauter unbrauchbare Teufel wären, so müßte Europa dennoch den letzten Vers zu dem Lied singen, welches man ihnen seit siebenzehn Jahren täglich vorgesungen hat, und Deutschland so gut wie die andern, Deutschland, das seit eben diesen siebenzehn Jahren keinen Dichter hervorbrachte, welcher nicht mit dem herkömmlichen Polenliede debütieren mußte.

Ich sah auch Deutsche, sonst bewährte Männer, welche mit finsterem Blicke die Nachrichten von den Fortschritten der Italiener lasen. In ihrem Grolle sah man nicht klar, ob er nur von dem Einfalle in Welschtirol herrührte; denn schon vorher beschuldigten viele die Italiener des Undankes und des Verrates, weil sie erst nach der Wiener Revolution noch ihren Schild erhoben — als ob ein Volk innert seiner heiligen Grenzmarken unter allen Umständen irgend eine Verpflichtung hätte, die Möglichkeit seiner Befreiung unbenutzt vorbeigehen zu lassen!

Am meisten aber quält mich das ewige Kriegsgeschrei deutscher Essigsieder gegen Frankreich. Kaum war der erste Freudenschrei, der über den Rhein kam, verhallt, kaum war die ungeheure Lawine, welche er in Deutschland erweckte, im Schuß, so hieß es zum Danke wie aus einem Mund: Rüstet euch gegen den Erbfeind! Als Antwort darauf erschien das Manifest Lamartines; es wurde verhöhnt; nach abgemessenen Pausen ertönt der monotone widerliche Ruf fort: Sie kommen, sie kommen heut, sie kommen morgen, oder gewiß übermorgen — und drüben rührt sich keine Seele. Und wenn sie auch endlich kämen, so wäre die Ungerechtigkeit ihrer Sache der beste Schutz gegen sie, denn das Volk, welches jetzt zuerst den Krieg ohne goldschwere Ursache über seine Grenzen hinauswälzt, wird den Fluch und das Unglück zu seinem Erbe haben. Wer aber ohne Grund und vor der Zeit den Teufel eines Krieges zwischen Frankreich und Deutschland an die Wand

malt, der streift mit roher Hand dem Lenzflore des Jahres 1848 seinen schönsten Blütenstaub ab.

So weht ein rauher unfreundlicher Hauch überall durch den Geistesfrühling dieses jungen Jahres. Das Göttliche ist erwacht auf Erden und bricht in tausend goldenen Flammen hervor; aber zugleich sammelt sich alle menschliche Schwachheit und Unvollkommenheit in *eine* qualmende Staubwolke, und wenn jene Flammen nicht zusammenschlagen können, so scheint diese dunkle dämonische Wolke sich um so leichter zu verdichten und den Schatten auf die irrenden Augen zu legen. Solange es Winter ist, ertragen wir den Schnee, aber schmerzlich verletzt er die Augen, wenn er nach warmen Frühlingstagen wieder rückfallend unversehens auf den grünenden Fluren liegt.

Doch nein! nein! Es wird Sommer, heißer, glühender Sommer! Das neunzehnte Jahrhundert, das verhängnisvolle, läßt uns nicht zuschanden werden, und haben wir nicht seine sommerliche Mitte erlebt? In zwei Jahren zählen wir 1850. Was kann da nicht alles reif werden und sich vorbereiten zur großen Wendung unserer Geschichten!

Den 2. Mai.

Der Wind hat sich gelegt, die Wolken sind verschwunden. Rein und tief wölbt sich der kristallene Himmel, die Sonne flammt still, groß und sicher an ihm. Und ebenso still, groß und sicher leuchtet das Gestirn unseres Schicksales und unserer Tage über der tosenden Verwirrung dieses Frühjahres. Ja, es ist ein gewaltiges Gestirn, und deutlich lesen wir in ihm, daß unsere äußere Lebensruhe dahin ist, und daß wir [nur] durch rastloses Ringen und riesenmäßige Arbeit die Ruhe unserer Seele erkämpfen können. Die goldenen Locken unserer Jugend werden in diesem Kampfe ergrauen, mit dem Schwerte in der Hand wird sie ihre Erfahrungen sammeln und unter den Waffen ihre Studien vollenden, und sie wird gedrängte Tage an das verwenden können, wozu die Väter lange Jahre brauchten. Das ganze zarte Geschlecht der Jungfrauen von heute wird unter Sturm und Gewitter verblühen und in kurzen fliegenden Augenblicken die heitere Freude haschen, welche es sonst in langen Lenzmonden schlürfte; aber diese Minuten werden schwerer, feuriger, seliger sein als jene langen

ruhigen Jahrszeiten der müßigen Luft. Der Reiz seiner Unschuld wird die glühende Tugend der Jünglinge zieren, welche sich dem Vaterlande weihen. Die Mütter werden unter schweren Sorgen ihre Söhne aufziehen, aber jede hat dafür die stolze Hoffnung, dem Vaterlande einen Retter zu schenken; denn es wird keinen überflüssigen und unnützen Bürger mehr geben. Die Greise aber werden noch am Rande ihres Grabes die Summe ihres langen Lebens verdoppeln können und die Erfahrungen und Früchte eines Jahrhunderts mit hinübernehmen. Mein Herz zittert vor Freude, wenn ich daran denke, daß ich ein Genosse dieser Zeit bin. Wird dieses Bewußtsein nicht alle mitlebenden Gutgesinnten als das schönste Band einer allgemein gefühlten heiligen Pflicht umschlingen und am Ende die Versöhnung herbeiführen?

Aber wehe einem jeden, der nicht sein Schicksal an dasjenige der öffentlichen Gemeinschaft bindet, denn er wird nicht nur keine Ruhe finden, sondern dazu noch allen inneren Halt verlieren und der Mißachtung des Volkes preisgegeben sein, wie ein Unkraut, das am Wege steht. Der große Haufe der Gleichgültigen und Tonlosen muß aufgehoben und moralisch vernichtet werden, denn auf ihm ruht der Fluch der Störungen und Verwirrungen, welche durch kühne Minderheiten entstehen. Wer nicht für uns ist, der sei wider uns, nur nehme er teil an der Arbeit, auf daß die Entscheidung beschleuniget werde.

Den 3. Mai.

Nein, es darf keine Privatleute mehr geben!

57. An Eduard Dößekel

Hottingen, den 25. Mart. 1848.

Lieber Freund!

Nimm nicht übel, wenn ich Dich nicht mit dem pathetischen „teurer Freund" anrede; es soll gleich gut gemeint sein. Deine Sendung habe ich mit Vergnügen empfangen und ersehen, daß Du glücklich wieder in Deinem Zentrum angekommen bist und Deine Fühlhörner (welche hier etwas lang waren) gebührlich wieder innerhalb die gewohnte Wirkungsperipherie zurückgezogen hast.

Deine Elegie oder Studie[1]), wie Du sie nennst, ist sehr hübsch; nur hätte ich sie ein wenig plastischer gewünscht, mehr Beschreibung der Lokalität, der Personen ꝛc. Sodann geht mir, da ich den vorhandenen Stoff kenne, einige Illusion verloren. Das Gedicht ist aber vortrefflich abgerundet; Eingang, die Übergänge und der Ausgang sehr gut.

Deiner Einladung auf morgen kann ich nicht nachkommen. Das Wetter ist wieder zu schlecht, so daß mir die Expedition verloren ginge; meine Zeit ist noch immer nicht disponibel, und drittens möcht' ich gegenwärtig keinen Tag von hiesigem Museum[2]) weg. Es gehen jetzt in der Welt Dinge vor, welche man gehörig und kuhwarm studieren muß, auf daß man dereinst, wenn man ein alter Mann wird und Kinder hat, denselbigen etwas erzählen kann. Selbst der Unbedeutendste muß jetzt fest auf der Wache stehen und die Nase hoch in die wehende Frühlingswitterung hinausrecken und nicht allein ein Wintereisel bleiben im allgemeinen Rosensturm. Schönes Wort, Rosensturm! Man sollte meinen, ich wäre ein sentimental revolutionierender Leipziger. Ungeheuer ist, was vorgeht: Wien, Berlin, Paris hinten und vorn; fehlt nur noch Petersburg. Wie unermeßlich aber auch alles ist: wie überlegen, ruhig, wie wahrhaft vom Gebirge herab können wir arme kleine Schweizer dem Spektakel zusehen. Wie feingliederig und politisch raffiniert war unser ganzer Jesuitenkrieg in allen seinen Phasen und Beziehungen gegen diese freilich kolossalen, aber abgemäßigen Erschütterungen!

Selbst daß unsere Leute weniger Todesverachtung gezeigt haben, als fast alle diese verschiedenen Städte, ist mir lieber und beweist (ohne Schindluder treiben zu wollen) die feinere Kultur, das Bewußtsein, daß es eben gehen muß und soll, ohne sich allzu toll zu gebärden. Sobald die Gefahr, das böse Prinzip, uns wieder einmal turmhoch überragte, wie es jene armen Teufel seit langem tat, würden wir schon bei der Hand sein.

---

[1]) Es handelt sich um ein handschriftliches, im Stile der römischen Elegieen Goethes gehaltenes Gedicht.

[2]) Dem Lesezimmer.

Mein Besuch ist Dir natürlich nicht geschenkt; ich stelle ihn einstweilen wieder auf etwa zwei oder drei Wochen zurück. Ich bitte mich Unbekannten indessen bei Deiner werten Familie zu empfehlen.

Ich muß schließen, denn ich gehe stracks aufs Museum, um mich an dem Malheur des preußischen Rülpsen zu weiden. Diese Bestie hat ein eigentliches Fatum ereilt.

Lebe wohl! Dein Gottfried Keller.

Ich wünsche Euch alles Vergnügen zu vorhabendem Zusammensein und grüße freundschaftlich, wer mir davon bekannt ist.

58. An Eduard Dößekel

Zürich, den 29. September 1848.

Liebwertester Freund!

Endlich kann ich Dir eine bestimmte Nachricht geben über die Wendung meines Geschickes für die nächsten paar Jahre[1]). Als Regierungsrat Bollier mit Regierungsrat Eduard Sulzer sprach wegen einer für mich auszufindenden Stelle, hatte dieser, sonst konservativ und mir gänzlich fernstehend, den ganz hübschen Gedanken: man wolle mich doch nicht jetzt schon für immer festbinden und isolieren, und ließ mich zu sich kommen, um mich zu fragen, ob ich nicht auf Staatskosten eine größere Reise, etwa nach dem Orient usf. machen wolle? Es seien alle bereitwillig, mir dazu zu verhelfen; nachher könne man noch immer wieder für mich sorgen. So kurz, wie ich Dir, lieber Freund, dieses berichte, so kurz entschloß ich mich dazu. Im Verlaufe des Gespräches aber, als Sulzer nach meinen weitern poetischen Tendenzen sich erkundigte und ich von dramatischen Plänen sprach, ging er mit großem Interesse darauf ein und drückte den lebhaftesten Wunsch aus, mich in derlei Bestrebungen tätig zu sehen. Er schlug mir daher vor, ehe ich jene größere Reise anträte, noch etwa ein Jahr nach Heidelberg zu gehen, um einige historische, besonders Quellenstudien zu treiben, die Reise würde dann in doppelter Beziehung gewinnreich für mich sein.

[1]) Zur Sache vgl. Bd. 1 S. 187.

Obgleich ich nun für meine speziellen dramatischen Geschäfte gerade keine historische Gelehrsamkeit brauche, vielmehr lediglich auf mein Herz, meinen Kopf und auf die reine Menschlichkeit angewiesen bin, so ist es doch niemals zu verachten, wenn man etwas lernen kann; auch habe ich ein sorgenfreies Jahr mehr vor mir, nebst der erfreulichen Aussicht auf jene Reise. Ich gab mich somit gefangen. Vorige Woche hat der Regierungsrat 800 Franken für den Heidelberger Aufenthalt ausgesetzt, nach Verfluß desselben wird das weitere vorgenommen werden, und so bin ich dahin gelangt, auf den 15. Oktober nach sechsjährigem Stillesitzen, vorerst wieder nach dem seligen oder unseligen Deutschland, diesem armen Dornröschen, hinauszusteuern. Wenn Du dann auf einen Tag einen Trunk Wein, einen Bissen Brot und ein freundliches Gespräch für mich übrig hast, so werde ich bei Dir einkehren und so das Versprechen meines Besuches endlich erfüllen; zwar nur auf der Flucht, aber desto adäquater unsrem ganzen tollen Leben.

Weiteres mündlich. Dein Gottfr. Keller.

59. An Konrad Meyer

Werter Herr und Freund!

Vor langer Zeit schon hatten Sie die Güte, mir in einem Billett von einer poetischen Fahrt zu berichten, welche Sie nach den schwäbischen Gauen und ihren Sängern gemacht haben; zugleich luden Sie mich zu einem Besuch ein, um die Ergebnisse Ihrer Reise näher zu vernehmen. Wenn ich Sie versichere, daß ich den ganzen Sommer und Herbst über nie zwei Stunden weit von Zürich weggekommen bin, so halten Sie es mir gewiß auch zugut, daß ich Ihrer freundlichen Einladung keine Folge leisten konnte. Ich nahm es mir von einem Monat zum andern vor, aber vergeblich. Jetzt aber, wahrscheinlich nächsten Sonntag oder Montag, muß ich nach Heidelberg verreisen, ohne daß ich meinen Vorsatz noch ausführen kann; selbst meine Verwandten in Glattfelden kann ich nicht mehr sehen. Es bleibt mir also nichts übrig, als auch von Ihnen, lieber Freund! schriftlich Abschied zu nehmen und Sie zu bitten, mich in freundlichem

Andenken zu behalten, bis es wieder Herbst wird, wo ich dann ohne Zweifel, wenn die Stürme der Zeit bis dahin uns nicht entwurzeln, die Täler der Glatt, welche als meine engere Heimat mir doppelt lieb sind, um so sehnsüchtiger durchstreifen werde. Alsdann hoffe ich auch Sie, als einen stillen, aber treuen Wächter der Poesie dort wieder anzutreffen. Grüßen Sie auch Ihre poetischen Freunde auf das beste von mir.

Mit brüderlichem Gruß Ihr

Gottfr. Keller.

Zürich, den 12. Okt. 1848.

IV

Heidelberg

1848—1850

60. An Mutter und Schwester

Heidelberg, den 31. Oktober 1848.

Liebe Mutter und Schwester!

Endlich komme ich dazu, Euch Nachricht von meiner Reise und von meiner Ankunft hieher zu geben. Ich verweilte einen Tag bei meinem Freunde Oberrichter[1]) auf seinem Landgute bei Aarau, den andern Tag begleitete er mich nach Aarau, wo wir miteinander über Nacht blieben, denn er hat des Obergerichtes wegen ebenfalls eine Wohnung in der Stadt; man war in Aarau, wo ich in die Gesellschaft der Regierungshäupter geführt wurde, sehr artig und freundschaftlich gegen mich, es machte viel Aufsehen, daß es hieß, die Regierung wolle mich auf weite Reisen schicken, was mein Freund überall austrompetete, um sich selbst ein Ansehen zu geben.

In Basel traf ich wieder Bekannte, welche mich dermaßen aufhielten, daß ich die deutsche Eisenbahn, mit welcher ich noch am gleichen Tage nach Heidelberg gekommen wäre, verfehlte und daher mit der französischen nach Straßburg gehen mußte. Das kostete mich zwar ein Nachtlager mehr, reute mich aber nicht; denn ich sah einmal das lebhafte französische Leben, das adrette Militär, besonders aber den wunderbaren Münster, welcher einen so gewaltigen Eindruck auf mich machte als Dichter und Künstler, daß ich um vieles nicht wollte, daß ich ihn nicht gesehen hätte; der Turm ist gerade noch einmal so hoch als der Fraumünsterturm in Zürich; aber da ist kein rotes dummes Dach, sondern bis zu oberst hinauf ist alles steinernes Blumen- und Bildwerk, überall durchbrochen, wie wenn es gehäkelt wäre, so daß allenthalben der Himmel durchscheint. So ist die ganze ungeheure Kirche gebaut, kein Fuß breit ist, der nicht mit ausgehauenen Blumen und Bildern überdeckt wäre. Es sind aber auch 500 Jahre

[1]) Eduard Dößekel.

daran gebaut worden. Am Sonntag mittag endlich, dem ersten nach meiner Abreise aus Zürich, fuhr ich mit dem Dampf weiter nach Heidelberg, wo ich dann abends acht Uhr ankam. Ich blieb drei Tage im Gasthause und machte meine Besuche. Die Professoren Pfeufer und Henle[1]), welche früher in Zürich waren und jetzt Hofräte sind und zu den angesehensten Personen der Universität gehören, nahmen mich freundlich auf, führten mich in Gesellschaft und in ihrem Hause ein und gaben mir sonst guten Rat; man muß aber viel verschlucken, indem hier überall über die Schweiz geschimpft wird, und die Herren, welche früher sehr radikal waren, sind gewissermaßen alle konservativ geworden. Es ist ihnen indessen nicht zu verargen, denn wenn man die Radikalen und Republikaner hier sieht, besonders das gemeine Volk, so bekommt man gehörigen Respekt davor; unsere Kellenländer[2]) sind noch ansehnliche Männer dagegen. Mein Buchhändler Winter, welchen ich auch besuchte, ist ein sonderbarer Kauz. Er war ganz artig und freundlich, erwähnte aber mit keiner Silbe meiner Gedichte, was er für Geschäfte damit gemacht hätte usf. Dagegen studiert hier ein Sohn meines Braunschweiger Buchhändlers, des Herrn Vieweg, welcher sagte, daß sein Vater in acht Tagen selbst hier durchreisen werde, was mir ganz gelegen kommt; ich habe schon Vorsorge getroffen, daß ich ihn sogleich sehe, wenn er kommt.

Über den Luxus des Zimmers, welches ich bezogen habe, könntest Du Dich nun nicht beklagen, wenn Du es sehen würdest, liebe Mutter; es gehört zu den einfachsten, welche hier aufzutreiben sind, bei armen Leuten; ein kleines Zimmer mit einem Schlafzimmerchen (wie es hier nicht anders zu haben ist) und kostet mich 30 Gulden das Halbjahr (ungefähr 27 Zürcher Gulden). Das Frühstück läßt man sich im Hause geben, Kaffee und ein Brötchen, des Mittags geht man in ein Gasthaus und ißt da für 20 Kreuzer (5 Batzen) sehr gut; des Nachts nimmt man gar nichts, oder kauft beim Bratwurster für 6 Kreuzer (4 Schilling) etwas, nimmt's in den Sack und geht entweder ins Wirtshaus damit, wenn man ausgehen will, oder man geht heim und frißt's dort.

[1]) Vgl. Bd. 1 S. 118, 192.

[2]) Bezeichnung der Bewohner des östlichen gebirgigen Oberlandes von Zürich.

Übrigens gehen nur die jungen Studenten abends in ihre Kneipen; gesetztere Leute hocken zu Hause oder besuchen Privatgesellschaften. Ich bin, seit ich hier bin, erst ein einziges Mal um elf Uhr heimgekommen, als ich in eine Gesellschaft geladen war. Ich habe ein halbes Klafter Holz gekauft, welches mit Hacken und Tragen 6 Gulden 45 Kreuzer kostet; die Heizeinrichtung ist miserabel hier; im vornehmsten, wie im kleinsten Hause sind lausige eiserne Öfelchen, welche nicht einmal einen Schieber haben; es ist merkwürdig, wie dumm in dieser Beziehung so eine ganze Stadt sein kann. Überhaupt ist hier ein lumpiges liederliches Volk, alles lebt ganz und gar von den Studenten, die halbe und dreiviertels Bevölkerung sind unehliche Studentenkinder und läuft in Fetzen herum.

Was meine türkische Reise betrifft, so habe ich seit meiner Abreise allerlei Gedanken gehabt, und ich glaube schwerlich, daß ich sie machen werde.

Wenn irgend etwas vorgefallen ist zu Hause, so schreibt mir es sogleich und überhaupt bald, damit ich weiß, wie es um Euch steht. Vielleicht fahre ich morgen mit Professor Henle, welcher Schulz[1]) auch kennt, nach Darmstadt und am Abend wieder zurück. Politisches braucht Ihr mir nichts zu schreiben, ich lese hier alle Tag die Zürcherzeitung. In der festen Hoffnung, daß Ihr Euch gesund und wohl befindet, verbleibe ich mit tausend Grüßen

Euer getreuer Sohn und Bruder
Gottfr. Keller.

Adresse: D 281 in Heidelberg.

Im Hause lasse ich alle grüßen.

61. An Johann Salomon Hegi

Heidelberg, den 28. Januar 1849.

Lieber Hegi!

Ich bin endlich an der Herkulesarbeit, meine ganze Heimatskorrespondenz auf einmal abzutun. Du bist der dritte an der Reihe und noch habe ich fünf Briefe vor mir; einer wird kleiner, als der andere, der letzte wird noch eine Zeile groß werden, der Deinige wird der drittgrößte sein.

[1]) Wilhelm Schulz, vgl. Bd. 1 S. 123 f.

Ich war einen Tag in Aarau, Ferd. Wydler[1]) befand sich aber auf der Jagd und kam leider jenen Abend gar nicht oder sehr spät nach Hause; denn er kam nicht mehr ins Kasino, wohin ich ihn citiert hatte und wo ich seinen Bruder traf. Den andern Morgen mußte ich um 5 Uhr schon mit der Post abgnaden.

In Basel traf ich den Süffert[2]) verheiratet mit einer schönen jungen Frau, einer Professorstochter, welche aber nicht die solideste Jugendgeschichte besitzen soll. Sie kam mir auch etwas grisettenartig vor. Doch honny soit, qui mal y pense! Ich segelte über Straßburg, und genoß einen schönen Herbstsonntag hindurch den Münster auf alle Weise. Außen und innen, unten und oben, mit großem republikanischen Militärgottesdienste und leer, wie das Heidelbergerfaß. Ich bin überzeugt, daß man, trotz allem schon Geschriebenen, immer noch ein ganz neues schönes Buch über diesen Wunderbau schreiben könnte. Das Auf- und Absteigen am Turme ist allein eine der interessantesten Reisen, die es gibt. Es ist ein Tempel auf den andern gebaut, bis in die Wolken. Oben ist eine Tafel in der Mauer, worein Goethe und seine Studiengenossen in Straßburg ihre Namen hauen ließen. Man spricht dabei immer nur von Goethe, obgleich eine Menge deutscher Notabilitäten, wie Herder, Jung-Stilling u. dgl. darunter sind, auch unser wackere Lavater. Es ist etwas Problematisches um die Gesellschaft eines solchen Schlingels, wie Goethe ist, man wird von dem ungeschlachten vordringlichen Herren allzu leicht verdunkelt; doch auch beleuchtet manchmal. Ich glaube positiv, daß man von Lavater noch weniger sprechen würde jetzt, als es geschieht, wenn er sich nicht soviel an Goethe gerieben hätte, und wenn dieser nicht eine solche Menge wunderlicher Liebhabereien gehabt hätte.

Hier in Heidelberg treibe ich hauptsächlich moderne Philosophie und Literaturgeschichte, auch Physiologie. Im Sommer werde ich, neben der Geschichte, auch etwas Physik studieren, da hier ein vortrefflicher Lehrer derselben ist[3]). Du wirst denken, das

[1]) Ein Münchener Freund Kellers und Hegis, später Arzt (1823—1871). S. Bd. 1 S. 65.

[2]) Über Süffert vgl. Bd. 1 S. 65. Er hatte sich am 30. Mai 1848 mit Juliane Mieg verheiratet. Vgl. P. Schaffner, Die Schweiz 1916 S. 470.

[3]) Philipp Jolly.

rieche nicht sehr nach der orientalischen Reise und hast auch recht. Ich habe nämlich nicht übel Lust, statt derselben noch ein Jahr in Berlin, oder am Ende auch hier zuzubringen, denn ich bin jetzt im besten Zuge, mir diejenige allgemeine Bildung zu erwerben, die mir leider bisher noch abging. Dazu ermuntert mich die Leichtigkeit, mit welcher ich es tun kann bei den vortrefflichen mündlichen Vorträgen, welche man hier hat. Dazu kommt, daß ich in Deutschland eine Menge der wichtigsten Bekanntschaften schließen kann, ich bin auf dem eigentlichen Platze der Literatur, welcher ich mich einzuverleiben zur Lebensaufgabe machen muß. Schon jetzt habe ich mehrere Konnexionen angeknüpft, welche mir sehr förderlich sind, und ich werde in manchen Beziehungen etwas verändert zurückkehren, wenn das Wetter gut bleibt. Ist man erst etwas Rechtes geworden, so gibt sich dann eine große Reise, falls sie noch wünschbar ist, von selbst. Ich bereue nur bitterlich die Jahre, welche [ich] seit meiner Rückkehr aus München in Zürich verschleudert habe.

Ich habe hier, zur Vervollständigung meiner Umgebung, auch ein paar Künstler aufgetrieben. Der eine ist ein famoser Landschaftmaler, Fries, welcher sich seit unserm Münchnerleben aufgetan hat und bereits viel Renommee besitzt; er war lange in Italien und hat auch aus der Schweiz ganz grandiose Zeichnungen mitgebracht. Er wird nächstens zwei kolossale Bilder malen zu Goethes Lied: „Kennst du das Land, wo die Zitronen blühn", ein italienisches und ein schweizerisches Gebirgsbild, zu welchem letzteren er das Motiv vom Monte Rosa hernimmt. Ich werde ihm helfen untermalen und hantieren dabei, zu Nutz und Vergnügen, an müßigen Nachmittagen.

Der andere[1]) ist das schnurgerade Gegenteil des ersten. Dieser ist ein großer schöner Mann, voll Feuer und Leben, und lebt ganz in der neuen Zeit und Welt; jener ist ein Männchen von $3^1/_2$ Fuß mit einem Höcker und eisgrauen Haaren und lebt in einer entschwundenen Welt. Er hat seinerzeit die ganze Boisseréesche Sammlung restauriert; er erzählte mir die ausführliche Geschichte derselben, denn Stück für Stück ist durch seine Hände

[1]) Christian Köster, s. Bd. 1 S. 190 f.

gegangen. Er malt sonst auch Landschaften, wie man sie noch vor Philipp Hackert malte, ist ein Goethescher Feinschmecker und höchst konservativer Ästhetiker; in unserer Künstlergesellschaft[1]) wäre er ein Prophet und venerierter Patriarch. Herr Köster schreibt auch über Kunst in einem komischen, Goethisch sein sollenden Stile und komponiert Musik. Er kennt alle Berühmtheiten der entschwundenen Jahre und sucht sich väterlich der aufkeimenden Talente anzunehmen, um sie womöglich in jene Geschmacksgleise zurückzuführen. Er haßt meinen andern Freund, den Fries, furchtbar, und es drückt ihm das Herz ab, wenn ich boshaft genug bin, zu erzählen, daß ich direkt von jenem herkomme. Indessen ist auch von diesem ehrwürdigen Überreste einer vergangenen Periode noch vieles zu lernen, und ich gehe gerne zu ihm.

Ich alter Narr habe immer noch meine Freude an dem Studentenvolk; auf dem Café, wo die Schweizer nach Tisch hingehen, sind auch die Vandalen (Hanseſtädter ꝛc.), unter welchen es einige prächtige Gestalten gibt. Ich habe auch, um alles zu sehen, einigen Duellen an der Hirschgasse zugeschaut. Es finden täglich welche statt, und man geht hin, wie man etwa an eine Gant geht, um zuzusehen. Ich hatte das Glück, die renommiertesten Schläger zu sehen; übrigens ist es eine greuliche Schinderei. Es trägt hier alles große Wasserstiefeln und Kapuzen von allen Farben über den Kopf gezogen, was zugleich sehr malerisch und praktisch ist. Übrigens herrscht unter den hiesigen Studenten bei weitem nicht der feine Ton, den ich vermutete. Allnächtlich wird beim Nachhausegehen auf den Straßen kontrahiert mit großem Lärm und Gebrüll und nicht selten geholzt. Aber auch unter den Hofräten und Professoren herrscht Streit und Zank; Du hast vielleicht von der gegenwärtigen Zänkerei gelesen, wo sie sich gegenseitig ausschimpfen, wie die Mitglieder einer fahrenden Schauspielerbande. — Soeben erhalte ich per Post ein anonymes Gedicht, welches, ein wenig spät, meine Ankunft in Deutschland begrüßt. Die zwei letzten Verse lauten:

„Mir aber stille das Sehnen, die kleinste Gab' zu genießen,
Heidelberg, poste restante, unter der Chiffre A. B. —"

[1]) In Zürich.

Leider ist die Handschrift eine männliche. Ich bin indessen in diesen Gegenden mehr bekannt, als ich glaubte.

Dein Geld habe ich deswegen noch nicht geschickt, weil ich es selbst noch nicht erhalten habe; es sind bei meinem Verleger wieder unerwartete Hindernisse eingetreten, so daß ich selbst in der größten Verlegenheit bin. Indessen wird es sich endlich binnen einigen Wochen ergeben.

Was malst Du jetzt und was Stadler[1])? Wie steht es mit jener Angelegenheit[2])? Ich lasse alle Bekannte bestens grüßen, Stadler und die übrigen Künstler, von denen ich einige Nachricht erbitte. Grüße mir auch Nordorfs, besonders den Klaviermann! Man könnte mir in Zürich ein Paket Briefe zusammenschreiben, damit die Sache auf einmal abgetan würde; denn ich sehne mich sehr nach Nachricht von allen Seiten. Euer

Gottfr. Keller.

Bei Ewald D. Nr. 281.

Der Tintenfleck auf dem Kouvert ist der kleinste Bruder von einigen 100, welche sich auf meinem Zimmer befinden. Die Geschichte mündlich.

Den 19. Februar 1849.

Vorliegender Brief lag mit einer Schar andrer Briefe auf der faulen Haut, als ich Deinen erschrecklichen Brief erhielt. Über Deine Auswanderung (†††) hoffentlich mündlich. Daß ich Dein Geld noch nicht schickte, kommt einfach daher, daß ich es noch nicht erhalten habe. Ich wurde nämlich veranlaßt, fast die Hälfte meines unglückseligen Buches wieder umzuarbeiten, und bei den schlechten Zeiten konnte ich keine Vorausbezahlung verlangen. Ich selbst habe mir seither nur kümmerlich beholfen mit einigen kleinen Sümmchen, welche ich für verschiedene Aufsätze und Gedichte eingenommen habe; denn mein zürcherisches Geld war schon vor Neujahr zu Ende. Indes ist mir die Summe von 75 Louisdor ganz sicher, und das erste Geld, welches ich davon schneide, soll das Deinige sein. Leider wußte ich nicht, daß Du zum unmittelbaren Gebrauch in Zürich darauf gerechnet hast, sonst hätte ich Dir schon früher geschrieben. Übrigens mag meine einzige Ent-

[1]) Vgl. oben S. 129 Anm. 1.

[2]) Es folgt die Zeichnung von zwei brennenden Herzen.

schuldigung darin liegen, daß ich die Summe, mittels welcher ich bezahlen wollte, bis jetzt noch nicht erhalten habe; ich habe seit zwei Jahren nicht etwa anderes Geld eingenommen und durchgebracht, sondern es ist immer noch der n ä m l i c h e Posten, auf welchen ich rechnen muß. Der Fehler liegt darin, daß ich meine Arbeit so lange liegen ließ, was aber seine künstlerischen Gründe hat.

62. An Eduard Dößekel

Heidelberg, den 8. Februar 1849.

Lieber Dößekel!

Ich habe zwar die Schweiz und Euch Einwohner nicht vergessen, doch bin ich seit meinem Hiersein solchermaßen in eine neue Bahn geworfen worden, daß ich mich auch jetzt noch förmlich zusammenraffen muß, um endlich nur einigermaßen meine Pflicht gegen meine heimatlichen Freunde zu erfüllen; denn wer unerwartet auf einem neuen, aber noch nicht ganz sichern und bestimmten Wege wandelt, an dessen Ziele aber eine klare, heitere Aussicht zu hoffen ist: der schaut nur höchst ungern zurück und hat kaum Lust, seine frisch angeknüpften Fäden auch rückwärts zu reichen, seine neu empfangene Parole auch rückwärts zu rufen, ehe er weiß, wie sie dort aufgenommen werden, ehe er auch die ganze Geschichte und Entwicklung zugleich mitgeben kann. Ich hatte in Zürich so viel als versprochen, hier vorzüglich Geschichte zu treiben, und nun bin ich fast ausschließlich in die Philosophie hineingeraten.

Fast zufällig besuchte ich einmal Henles Vorlesung über Anthropologie[1]); der klare, schöne Vortrag und die philosophische Auffassung fesselten mich, ich ging nun in alle Stunden und gewann zum erstenmal ein deutliches Bild des physischen Menschen, ziemlich von der Höhe des jetzigen wissenschaftlichen Standpunktes. Besonders das Nervensystem behandelte Henle so geistreich und tief und anregend, daß die gewonnenen Einsichten die beste Grundlage oder vielmehr Einleitung zu dem philosophischen Treiben abgeben. Ein aufgeweckter junger Dozent, Dr. Hettner, auch vorzüglicher Literarhistoriker und Ästhetiker, las über Spinoza

[1]) Über Henle, Hettner und Feuerbach vgl. Bd. 1 S. 192 ff.

und die aus ihm hervorgegangene neue Philosophie bis auf heute. Endlich kam noch Ludwig Feuerbach nach Heidelberg und liest hier auf ergangene Einladung öffentlich über Religionsphilosophie. Bald kam ich persönlich mit Feuerbach zusammen, sein tüchtiges Wesen zog mich an, und machte mich unbefangener für seine Lehre und so wird es kommen, daß ich in gewissen Dingen verändert zurückkehren werde. Ich habe keine Lust, jetzt schon schriftlich eine Art von Rechenschaft abzulegen. Nur so viel: wenn es nicht töricht wäre, seinen geistigen Entwicklungsgang bereuen und nicht begreifen zu wollen, so würde ich tief beklagen, daß ich nicht schon vor Jahren auf ein geregelteres Denken und größere geistige Tätigkeit geführt und so vor vielem gedankenlosem Geschwätze bewahrt worden bin.

Für die poetische Tätigkeit aber glaube ich neue Aussichten und Grundlagen gewonnen zu haben, denn erst jetzt fange ich an, Natur und Mensch so recht zu packen und zu fühlen, und wenn Feuerbach weiter nichts getan hätte, als daß er uns von der Unpoesie der spekulativen Theologie und Philosophie erlöste, so wäre das schon ungeheuer viel. Übrigens bin ich noch mitten im Prozesse begriffen und fange bereits an, vieles für meine Individualität so auf meine Weise zu verarbeiten. Komisch ist es, daß ich kurz vor meiner Abreise aus der Schweiz noch über Feuerbach den Stab gebrochen hatte[1]), als ein oberflächlicher und unwissender Leser und Lümmel; so bin ich recht aus einem Saulus ein Paulus geworden. Indessen kann ich doch für die Zukunft noch nichts verschwören; es bleibt mir noch zu vieles durchzuarbeiten übrig; aber ich bin froh, endlich eine bestimmte und energische philosophische Anschauung zu haben. Nebenbei treibe ich noch Literaturgeschichte und arbeite an meinem unglückseligen Romane, welchen ich, da ich einen ganz andern Standpunkt und Abschluß meines bisherigen Lebens gewonnen habe, erst wieder zu zwei Dritteln umschmelzen muß. Wenn der Sommer schön wird in dieser schönen Landschaft, so werde ich ein Schauspiel darin schreiben, das mir durch den Kopf geht[2]). Was nächsten Winter

[1]) In seiner Besprechung von Arnold Ruges Gesamm. Schriften in den „Blättern für lit. Unterhaltung", vgl. Bd. 1 S. 196 f.

[2]) „Therese".

aus mir wird, kann ich noch nicht sagen, jedenfalls gehe ich nicht nach dem Orient; ich habe mehr Lust in Deutschland zu bleiben; denn, wenn die Deutschen immer noch Esel sind in ihrer Politik, so bekommen mir ihre literarischen Elemente um so besser.

Ich habe mehrere ganz angenehme Bekanntschaften gemacht hier, worunter auch Künstler, einige hübsche und gescheite Mädchen stehen für den nahenden Frühling zu poetischen Ausflügen in Aussicht. — Begnüge Dich einstweilen mit diesen paar ungeschlachten Brocken und berichte mir doch bald von Deiner Seite, denn ich habe einen wahren Heißhunger nach Briefen aus der Schweiz. Ich habe erst einen einzigen an meine Mutter geschickt, und zwei von ihr erhalten; sonst ist kein Sterbenswörtchen zwischen mir und dem Vaterlande gewechselt worden. Ich bin zum großen Arger der Deutschen oft bei meinen jungen Landsleuten, den Schweizerstudenten; denn unser Nationalismus ist allen, den reaktionären wie den radikalen, ein Dorn im Auge. Ich werde aber diese sogenannte Borniertheit wohl lebenslänglich behalten; hier stehe ich auf eignen, festen Füßen und kann mir die Theorie selbst machen.

Ich erinnere mich oft mit großem Vergnügen an den Aufenthalt in Deiner reizenden Wohnung. Grüße doch höflichst von mir Deine werte Frau und küsse Deine Kinder. Grüße mir auch unsere Bekannten in Aarau, den Tanner, Volley ꝛc. und vergiß mir den Rochholz nicht, welchen ich groberweise nicht aufgesucht habe, als ich durchreiste[1]). Und so lebe gesund und wohl bis auf weiteres!

Dein Gottfr. Keller.

63. An Wilhelm Baumgartner

Heidelberg, den 28. Januar 1849.

Lieber Baum!

Ich hoffe, daß Du dato ein grünender Baum seiest, einer, der sich gewaschen hat (woran nicht zu zweifeln, wenigstens innerlich!)

[1]) Karl Rudolf Tanner, Präsident des Aargauischen Obergerichts, der sinnige Lyriker, kurz nachher am 8. Juli 1849 gestorben. Vgl. über ihn S. Zimmerli in der Neuausgabe seiner „Heimatlichen Bilder und Lieder" (1918). — Pompejus Volley (1812—1870), Chemiker, damals Lehrer an der Kantonsschule in Aarau, später Direktor des eidgenössischen Polytechnikums in Zürich. — Ernst Ludwig Rochholz aus Ansbach (1809—1892), seit 1836 Lehrer der deutschen Sprache und Literatur in Aarau.

Dieser Brief wird leider diesmal nicht groß werden, denn derjenige, welchen ich an Ruff[1]) gerichtet und den ich zufällig zuerst angefangen, hat sich so dick angefüllt mit allerlei dummem Zeug, daß ich ganz erschöpft bin, denn Gescheites weiß ich nicht viel. Warum ich nicht früher geschrieben, frage die Sterne! ich weiß es nicht. Denken tue ich oft an Euch alle, bei jedem feierlichen Anlaß, bei jedem guten Glas Wein, welches ich vermisse, und das geschieht oft genug.

Das Merkwürdigste, was mir hier passiert ist, besteht darin, daß ich nun mit Feuerbach, den ich einfältiger Lümmel in einer Rezension von Ruges Werken auch ein wenig angegriffen hatte[2]), über welchen ich grober Weise vor nicht langer Zeit auch mit Dir Händel anfing, daß ich mit diesem gleichen Feuerbach fast alle Abende zusammen bin, Bier trinke und auf seine Worte lausche. Er ist von hiesigen Studenten und Demokraten angegangen worden, diesen Winter hier zu lesen; er kam und hat etwa hundert eingeschriebene Zuhörer. Obgleich er eigentlich nicht zum Dozenten geschaffen ist und einen mühseligen schlechten Vortrag hat, so ist es doch höchst interessant, diese gegenwärtig weitaus wichtigste historische Person in der Philosophie selbst seine Religionsphilosophie vortragen zu hören. Ich besuche auch ein anderes Kolleg über Spinoza und sein Verhältnis zu unserer Zeit (zugleich neue Philosophiegeschichte) von Dr. Hettner, welches sehr klar, eindringlich und gescheit gelesen wird und mich trefflich vorbereitet hat zu Feuerbach selber. Wie es mir bei letzterem gehen wird, wage ich noch nicht bestimmt auszusprechen oder zu vermuten. Nur so viel steht fest: ich werde tabula rasa machen (oder es ist vielmehr schon geschehen) mit allen meinen bisherigen religiösen Vorstellungen, bis ich auf dem Feuerbachischen Niveau bin. Die Welt ist eine Republik, sagt er, und erträgt weder einen absoluten, noch einen konstitutionellen Gott (Rationalisten). Ich kann einstweilen diesem Aufruhr nicht widerstehen. Mein Gott war längst nur eine Art von Präsident oder erstem Konsul, welcher nicht viel Ansehen genoß; ich m u ß t e ihn absetzen. Allein ich kann nicht schwören, daß meine Welt sich nicht wieder an einem

[1]) S. Bd. 1 S. 166.

[2]) Vgl. Bd. 1 S. 196 f.

schönen Morgen ein Reichsoberhaupt wähle. Die Unsterblichkeit geht in den Kauf. So schön und empfindungsreich der Gedanke ist — kehre die Hand auf die rechte Weise um, und das Gegenteil ist ebenso ergreifend und tief. Wenigstens für mich waren es sehr feierliche und nachdenkliche Stunden, als ich anfing, mich an den Gedanken des wahrhaften Todes zu gewöhnen. Ich kann Dich versichern, daß man sich zusammennimmt und nicht eben ein schlechterer Mensch wird.

Dies alles, lieber Baumgartner, hat sich in der Wirklichkeit nicht so leicht gemacht, als es hier aussieht. Ich ließ mir Schritt für Schritt das Terrain abgewinnen. Ich übte im Anfange sogar eine Kritik aus über Feuerbachs Vorlesungen. Obgleich ich den Scharfsinn seiner Gedanken zugab, führte ich doch stets eine Parallelreihe eigener Gedanken mit, ich glaubte im Anfange nur kleine Stifte und Federn anders drucken zu können, um seine ganze Maschine für mich selber zu gebrauchen. Das hörte aber mit der fünften oder sechsten Stunde allmählich auf, und endlich fing ich an, selbst für ihn zu arbeiten. Einwürfe, die ich hegte, wurden richtig von ihm selbst aufs Tapet gebracht und oft auf eine Weise beseitigt, wie ich es vorausahnend schon selbst halb und halb getan hatte. Ich habe aber auch noch keinen Menschen gesehen, der so frei von allem Schulstaub, von allem Schriftdünkel wäre, wie dieser Feuerbach. Er hat nichts als die Natur, und wieder die Natur, er ergreift sie mit allen seinen Fibern in ihrer ganzen Tiefe und läßt sich weder von Gott noch Teufel aus ihr herausreißen.

Für mich ist die Hauptfrage die: wird die Welt, wird das Leben prosaischer und gemeiner nach Feuerbach? Bis jetzt muß ich des bestimmtesten antworten: nein! im Gegenteil, es wird alles klarer, strenger, aber auch glühender und sinnlicher. — Das weitere muß ich der Zukunft überlassen, denn ich werde nie ein Fanatiker sein, und die geheimnisvolle schöne Welt zu allem Möglichen fähig halten, wenn es mir irgend plausibel wird.

Obiger Dr. Hettner ist ein junger Privatdozent, welcher in Italien war und ein vortreffliches Buch zum Verständnis der antiken Kunst geschrieben hat. Er liest, außer Spinoza, auch Literaturgeschichte, sehr gut, Ästhetik. Er ist, sozusagen, eine vollkommene Blüte unserer modernen Geisteskultur; die Philo-

sophie, Literatur und Kunst, letztere zwei besonders, sind der ausgebreitete Boden seiner Nahrung. Ich wünschte, daß dieser junge, rührige Mann unserer eidgenössischen Schule in spe erworben werden könnte; denn hoffentlich wird doch etwas für d i e s e Interessen auch geschehen[1]). An den jetzigen schweizerischen Universitäten sind in diesen Fächern abgelebte und überlebte, impotente Kräfte oder Unkräfte vorhanden. Ich gehe oft zu Hettner und befinde mich sehr gut dabei. Bei Henle höre ich Anthropologie; sein Vortrag, der Form wie dem Stoff nach, ist ausgezeichnet, ein wahrer Kunstgenuß, arbeitet übrigens dem Feuerbach bedeutend in die Hände. Wie schade ist es, daß Henle ein eigentlich leidenschaftlicher Monarchist ist. Gervinus und die andern dieses Kreises bedaure ich nicht, denn es sind grobe unkultivierte Lümmel; aber dieser feine Henle tut meiner Seele weh. Er war mit Feuerbach befreundet und teilt auch seine Ansichten und Grundsätze. Als Feuerbach hieher kam, nahm er das größte Interesse daran und sprach immer mit Achtung und Liebe von ihm. Sobald er aber hörte, daß Feuerbach bei einem Republikaner wohne und selbst ein solcher sei, gab er ihn auf und — machte ihm nicht einmal einen G e g e n b e s u c h! Das sind die freien sonnigen Höhen der Wissenschaft. —

Aus der Geschichte, die ich hauptsächlich hier betreiben wollte, ist nun soviel als nichts geworden. Das einzige, was ich brauchen konnte, war deutsche Geschichte von Häusser; als er aber in die badische Kammer gewählt wurde, verlegte er seine Stunden auf den Vormittag, und an diesem besuche ich keine Kollegien. Schlosser liest die neuere Geschichte seit 1814, was mir nichts nützt, ich hospitiere übrigens oft bei ihm. Ich werde im Sommer die Geschichte mehr berücksichtigen. An meine Reise denke ich wenig mehr. Der kurze Aufenthalt in hier hat mir so gut bekommen, ich habe so nützliche Bekanntschaften gemacht, daß ich fast vorziehe, noch ein Jahr oder zwei in Deutschland herumzustreichen. Dies wird mir so viel nützen, daß sich eine größere Reise dann nachher immer noch von selbst geben kann. Wäre ich gleich vor drei oder vier Jahren,

[1]) Das eidgenössische Polytechnikum in Zürich wurde erst 1855 eröffnet. Bevor die Berufung Hettners dorthin perfekt geworden war, traf ihn diejenige nach Dresden. Adolf Stern, Hermann Hettner S. 162 f.

als ich die ersten Gedichte drucken ließ, hinausgekommen, so wäre ich jetzt wahrscheinlich innerlich wie äußerlich ein anderer Mensch; denn für einen Poeten ist die Schweiz ein Holzboden[1]).

Auf Ostern wird endlich mein Roman herauskommen. Nächsten Sommer will ich es mit dem Drama versuchen, vielleicht hört Ihr Bühnengeschichten von mir. Ich habe einen Plan so ziemlich im Kopfe zurechtgelegt, sage aber noch nicht, was[2]). Jenes epische Gedicht von den zwei jungen Leutchen und den Bauern, welche pflügen, habe ich auch angefangen[3]), sowie auch aus hiesiger Landschaft schon ein paar lyrische Gedichtchen entsprungen sind.

Ästhetische Notiz. Ich wohnte jüngst einer Operation in hiesigem Spital bei. Einem alten Manne, welcher den Arm gebrochen hatte, mußten ein paar Stücke aus dem Ellebogen gesägt werden. Der Mann wurde, ich weiß nicht aus welchem Grunde, nicht narkotisiert, so daß er dem ganzen Schmerze ausgesetzt war. Er fing ganz allmählich, wie man ihn in die Kur nahm, an zu klagen und stöhnen, und ich erwartete ein unartikuliertes, wildes Geschrei. Allein, als die Messer beiseite gelegt und die Säge ergriffen wurde und der Schmerz immer höher stieg bis ins anscheinend Unaushaltbare, da wurde der Mann freilich immer lauter, aber er wandte sich an seinen Gott und gab seine Pein in wohlausgesprochenen Worten und Anrufungen kund, welche immer schöner, ausgeprägter und ergreifender wurden, je tiefer die Säge drang, er wurde zuletzt eigentlich beredt und erging sich in den auffallendsten Äußerungen, welche, sowie der Schmerz abnahm, in wehmütige Betrachtungen übergingen, bis zuletzt alles verbunden war und er wieder still wurde. Der Mann sah eben nicht intelligent aus, und ich möchte fast behaupten, daß er noch nie in seinem Leben so gut und ausdrucksvoll, oder auch nur so klar bewußt gesprochen habe. Ich weiß nicht, ob sich alle Unglückliche, welche höchstem physischem Schmerze unterworfen werden, so benehmen: aber hier wenigstens habe ich gefunden, daß der höchste Schmerz zugleich sich in der schönsten

[1]) Holzschuh.

[2]) „Therese".

[3]) S. oben S. 157. Gemeint ist der älteste Entwurf von „Romeo und Julia auf dem Dorfe".

Form äußern kann, was zwar eine alte Geschichte ist, aber für den Hausgebrauch durch eigene Anschauung vortrefflich aufgefrischt wird[1]). Für Deine musikalischen Interessen habe ich bemerkt, daß der Rhythmus in den Schmerzäußerungen dieses Mannes ein durchaus gemessener, fast langsamer und gravitätischer war, aber äußerst fest und nachdrücklich.

Kennst Du den Morel, welcher Furrers Sekretär geworden ist[2])? Ich kenne hier mehrere Freunde von ihm, welche viel Gutes von ihm sprechen, mir auch sehr gute Gedichte von ihm zeigten. Die Schweizerstudenten aber verwundern sich allgemein über Furrers Wahl, indem Morel gar keine juristischen und staatsrechtlichen Vorlesungen besucht, sondern nur Belletristik und allgemeine Schwärmerei und Bummlerei getrieben hätte, er sei gar kein Geschäftsmensch usf. Was ist wohl daran? Grüße alle Bekannten von mir, besonders Sulzer, welchem ich als Finanzrat gratuliere[3]), dann Louis Meyer, den Knieper[4]), wenn jemand nach Bern schreibt, kurz die ganze holde Kompanie. Schreibt mir bald ein Paket Briefe zusammen und laßt mich es nicht entgelten, denn es fällt Euch leichter, jeder seinen einzelnen Brief zu schreiben, als mir so viele.

Den 21. Februar.

Noch immer liegen die unglücklichen Briefe in meiner Tischtrucke, kommen aber hoffentlich heut oder morgen endlich auf die Post. Daher noch einen flüchtigen Gruß. Hegi hat mir geschrieben, daß er nach Amerika gehe. Nun erwarte ich täglich die Nachricht, daß Du nach Afrika und ein dritter gar nach

---

[1]) Zu dieser interessanten Beobachtung Kellers vgl. O. Böckel, Psychologie der Volksdichtung (1913) S. 1 f.

[2]) Karl Morel von Wil, Kanton St. Gallen, der Kulturhistoriker und Dichter (1823—1866). Morels öffentliche Erklärung über seine Wahl zum provisorischen Sekretär des eidg. politischen Departements (Furrers) steht in Nr. 40 der „N. Zürcher Ztg." 1849. Vgl. P. Baldegger, Karl Morel (1913) S. 25 f.

[3]) Dr. J. J. Sulzer aus Winterthur (1821—1897), Staatsschreiber, dann Regierungsrat, Ständerat und Stadtpräsident in Winterthur.

[4]) Johann Ludwig Meyer von Weiningen (1818—1867), Mathematiklehrer und Prorektor der Industrieschule, nicht mit dem Bd. 1 S. 30 ff. genannten Leutpriester und Prorektor zu verwechseln. — Der Knieper ist ein Jurist und Journalist Honegger.

Australien wolle, so muß ich am Ende doch nach Asien ziehen, damit wir recht auseinander fahren! Da schlage doch der Teufel in die Welt! Ich werde fast mit jedem Tage europalustiger, da ich nun erst recht an die Revolution glaube, je schlechter es ihr geht. Aber ein Mensch, der nicht an die Freiheit glaubt, wie unser Hegi, der muß freilich auswandern, denn das, an was er glaubt, will sich noch viel weniger zeigen und Gestalt annehmen, und so bleibt ihm nichts übrig, als nach Mexiko zu gehen und dort den alten Vitzliputzli zu restaurieren. Übrigens habe ich unsern armen Freund in Verdacht, einen ganz kleinen Weidenkorb mit über das Weltmeer zu tragen, worüber ich aber nichts weiteres sagen kann und daher zu schweigen bitte, wenn Du nicht etwa mehr weißt, als ich.

Die Professoren sind doch ein wunderliches Volk. Henle wird nun von hier fortgehen, weil ihm der geheime Hofrat Tiedemann auf der Anatomie in einem Wortwechsel gesagt hat, er sei ein unverschämter Judenbub[1])! Hofrat Henle selbst hat, nachdem er vor wenigen Wochen zu mir und anderen gesagt hatte, er teile durchaus Feuerbachs Grundsätze, nur nicht sein Auftreten: dieser gleiche Henle hat letzter Tage in seiner Anthropologie den lieben Gott wiederhergestellt, weil er vermutlich nicht in den Verdacht kommen will, mit dem Demokraten Feuerbach irgend etwas Gemeinsames zu haben. Dieser letztere wird mir täglich lieber, vielleicht auch ein wenig darum, weil er ein Glas Roten nicht verachten tut.

Meine Reise wird mir immer problematischer; ich glaube fast, es wäre besser, wenn ich noch ein Jahr in Deutschland bliebe und etwas lernte, da ich doch einmal im Zuge bin. Etwa nach Italien kann ich später immer noch aus eignen Mitteln gehen. Wenn ich in Zürich nur irgend eine Stelle bekleiden kann, wovon zu leben ist, so kann man immer ein Stück Honorar u. dgl. zu einer Reise verwenden. Mit meinem Stipendium bin ich, was diesen Winter betrifft, ordentlich ausgekommen, weil ich nichts mitgemacht und auch nichts angeschafft habe. Im Sommer hingegen wird es ein wenig knapp zugehen, wenn ich die schöne Gegend ein

[1]) Vgl. Merkel, Jakob Henle S. 253.

wenig mitgenießen, einige Bücher kaufen und ordentlich wieder heimkommen will. Es sind auch einige angenehme Mädchen in meinen Bereich gekommen, was anmutvolle Spaziergänge in Aussicht stellt, wenn das „Fruhjahr kummt".

Ich würde meine Briefe vielleicht jetzt noch nicht abstoßen, wenn ich es länger ohne Nachricht aushalten könnte. Ich beschwöre Euch daher, mir gleich zu schreiben, wogegen ich mich anheischig mache, bald wieder zu schreiben, sobald die Ferien da sind.

Den 10. März.

Unglückseliges Schifflein dieser Briefe! Es will nicht vom Lande stoßen; im Spätherbst planiert, zu Neujahr angefangen und im Frühling fertig, wenn's nun noch Sommer wird, bis er in Zürich ankommt, dann kann dieser Brief sagen, er sei durch alle Jahreszeiten gewachsen, bis er, wie eine reife Frucht, endlich vom Baume fiel. Hier haben wir schon die herrlichsten Frühlingstage gehabt; heute nacht ist zwar ein Schnee gefallen, aber die Sonne brennt ihm diesen Augenblick, da ich dieses schreibe, tüchtig auf den Pelz. Es gärt wieder ziemlich unter dem Volke hierzulande; ich wünsche aber kaum, daß nächstens etwas losgeht, wenigstens möcht' ich nicht in Heidelberg sein während einer Revolution; denn ein roheres und schlechteres Proletariat habe ich noch nirgends gesehen, als hier; man ist nachts seines Lebens nicht sicher, wenn man allein über die Straße geht; die unverschämtesten Bettler fressen einen fast auf, und dabei brummen diese unglückseligen Geschöpfe fortwährend von Republik und Hecker. Die sogenannten „Führer" sind aber auch danach, nämlich die Redakteure der Winkel- und Lokalblätter ꝛc. Borniertere und brutalere Kerle sind mir noch nicht vorgekommen, als die deutschen Republikaner zweiten und dritten Ranges; alle bösen Leidenschaften: Neid, Rachsucht, Blutgierde, Lügenhaftigkeit nähren und pflegen sie sorgfältig im niederen Volke. Sie haben auch ihre guten Freunde in der Schweiz. Heute las ich in einem hiesigen Blatte, der „Republik", eine Korrespondenz aus Bern, worin der sämtliche jetzige Bundesrat Volksverräter, Furrer, Ochsenbein ꝛc. Buben und Schufte genannt werden, der italienischen und deutschen Flüchtlinge wegen.

Nun geht es endlich mit Macht an meinen Roman, von Anfang bis zum Ende wird er umgeschrieben, und über die Ferien soll er fertig werden. Es geht mir aber auch an den Kragen, denn ich habe nur noch 200 Franken von der Regierung zu beziehen, um welche ich jetzt schreibe; wenn sie mir dieselben nur schnell schicken! Mein Honorar für das Buch bekomme ich erst, wenn das Ganze abgeschickt ist.

Ein Student reist heim, welchem ich die Briefe mitgebe, sie wären vielleicht sonst noch einige Wochen liegen geblieben. Dies Blatt habe ich nur noch besudelt, um zum letztenmal zu grüßen. Ich glaube, ich habe vieles zweimal geschrieben, ich bitte um Entschuldigung, die großen Intervallen sind schuld daran. Antwort! Antwort! Antwort! Sonst hol' Euch der Teufel, welchen ich zu diesem Ende hin einseitig noch eine Weile existieren lasse!

Was ist denn das für ein Poet Müller, welcher sich in Zürich aufgetan hat und von dem die „Zürcher Zeitung" ein Präambulum machte? Es hieß darin, derselbe sei in Deutschland berühmt, aber ich habe noch kein Sterbenswörtchen davon gehört, es müßte denn Wolfgang Müller sein, welcher aber meines Wissens kein Student ist[1]).

Alexander Müller[2]) lasse ich ebenfalls bestens grüßen. Behalte übrigens den philosophischen Teil dieses Briefes ein wenig beieinander, damit nicht jeder Esel in Zürich den Senf dazu gibt, eh' nur das Fleisch auf dem Tische steht. Wie hält sich denn die „Eidgenössische Zeitung"? Ist der Spyri[3]) immer noch ein Problem, oder fängt er an, auf eine Seite überzuschnappen? Sein Patron Bluntschli wird in Bayern wohl die gleiche Rolle spielen, wie Dr. Keller in Berlin. Es ist wundersam: Deutschland schickt der Schweiz Demagogen und Kommunisten, und die Schweiz sendet dafür reaktionäre Staatsmänner nach Deutschland. Ein liebreicher,

---

[1]) Es handelt sich um F. K. Müller von der Werra (1823—1881).

[2]) Alexander Müller aus Erfurt (1808—1863), Schüler Hummels, tüchtiger Klavierspieler, geschätzter Musiklehrer und Dirigent in Zürich, Lehrer Baumgartners, Freund Richard Wagners. Vgl. N. Zürcher Ztg. 1859, Nr. 49.

[3]) B. L. Spyri, Redakteur der „Eidgenössischen Zeitung". J. C. Bluntschli (1808—1881) und Fr. L. Keller (1799—1860), die beiden aus Zürich stammenden konservativen Juristen und Staatsmänner.

wohlriechender Handel! Den alten Orelli[1]) habe ich sehr bedauert; was macht seine Tochter? Adieu. G. Keller.

Grüße doch Dr. Suter und Walder[2]) vielmal von mir, ich kann ihnen jetzt unmöglich schreiben. Was machen sie? Was treibst Du selbst? Ist etwas zu stande gekommen von Deinen Kompositionen?

64. An die Mutter

Heidelberg, den 16. März 1849.

Liebe Mutter!

Deinen Brief habe ich durch den Schustergesellen richtig erhalten. Es nimmt mich wirklich wunder, daß Du mir seither keinen Sturmbrief mehr geschickt hast, da mein Stillschweigen auch gar zu lang dauert. Ich hatte nämlich schon lange etwa sieben Briefe an verschiedene Bekannte in Zürich angefangen; weil ich noch an gar niemanden geschrieben habe, seit ich hier bin, so wurden die Briefe sehr groß und blieben lange unvollendet liegen, und weil ich alle in einem Einschluß an Dich zum Verschicken senden wollte, so blieb der Brief an Euch auch aufgeschoben. Letzten Montag fand ich Gelegenheit, eine Portion durch einen Studenten abzusenden. Inliegend folgen noch zwei Briefe, welche ich in den Briefeinwurf zu tun bitte; doch wäre es schicklicher, wenn sie hingetragen würden. Professor Löwig[3]) wohnt bei der Kantonsschule im Stadlinschen Institut.

Mein Geld habe ich noch gar nicht bekommen, sonst hätte ich schon lange geschickt. Doch bin ich diesmal selbst schuld, indem ich hier, durch andere Grundsätze und Ansichten veranlaßt, mein Buch[4]) noch einmal gänzlich umzuarbeiten anfing, und da ich daneben noch studieren muß, so ging es nicht so schnell vonstatten, und vom Buchhändler kann ich auch nicht verlangen, daß er mir das Geld schickt, eh' das Buch fertig ist. So kann es vielleicht noch

[1]) Joh. Kaspar Orelli, der klassische Philolog, kurz vorher, am 6. Januar 1849, gestorben.

[2]) Regierungsrat Eduard Suter von Pfäffikon (1820—1891) und Regierungsrat Karl Felix Walder von Hombrechtikon (1821—1893).

[3]) S. Bd. 1 S. 30.

[4]) Den „Grünen Heinrich".

Ostern werden, doch ist die Sache ganz sicher. Es tut mir leid und ist mir selbst nicht angenehm, daß Du dem Heinrich[1]) das Geld so lange schuldig bleiben mußt. Ich werde übrigens auch für meine anderen Schulden alle das Geld schicken. Hier habe ich indessen ganz knapp aus ein paar kleinen Pöstlein gelebt, welche ich von verschiedenen Buchhändlern eingetrieben habe; auch wurde einiges Geld entlehnt. Jedoch habe ich, was Schulden betrifft, keinen Kreuzer mehr verbraucht, als was ich ganz bequem bezahlen kann. Gegenwärtig bin ich sehr auf dem Hund und nehme auch ein anderes Zimmer, da die Leute, wo ich bin, sehr unordentliches Volk sind. Gestern hat die Frau, ein altes Weib, der Magd, welche ihren Unterrock noch flicken wollte, befohlen, sie solle ins Bett gehen, denn sie brauche das Licht zum Flöhfangen, worauf die Magd schimpfte. Da nahm die Frau den Nachttopf und warf ihn der Magd an den Kopf und diese hinwiederum packte die Frau und schmiß sie hinter den Ofen, worauf der Mann aus dem Bett sprang und auf beide zusammen loshieb. Solche Geschichten passieren alle Tage und ich möchte daher nicht länger dableiben. Ich muß aber den Zins bezahlen und schreibe darum dem Regierungsrat Sulzer[2]), daß er mir die übrigen 200 Franken schicken möchte.

Auf den Sommer werde ich Hemden machen lassen, denn ich habe doch zu wenig an sechs Stück; ich muß schon jetzt, im Winter, alle Augenblick waschen lassen. Ich habe hier schon Feuer- und Wassernot gehabt. Einmal, als ich lang in die Nacht aufblieb, geriet mein Sofa, wahrscheinlich durch die Pfeife, in Brand, was ich erst merkte, als ich schon zwei Stunden geschlafen hatte und der Rauch mich weckte. Ich sah eine große Glut und glaubte im Schrecken, der ganze Boden brenne. Ich erstickte beinahe und konnte des Rauches wegen die Türe nicht finden. So eilte ich zum Fenster und warf dasselbe, um Lärm zu machen, auf die Straße, schrie feuerjo! und schmiß auch noch den Jalousieladen hinterdrein. Es war übrigens nur ein einziges Kissen verbrannt, was aber einen höllischen Rauch machte. Kurz darauf gab es eine Überschwemmung, so daß ich zwei Tage lang im Schiff

[1]) Heinrich Scheuchzer, Arzt in Eglisau.

[2]) Am 10. März; Sulzer ließ das Geld am 24. März schicken.

vom und zum Haus fahren mußte. Für den Brand bekam ich eine Rechnung von 7 Gulden[1]).

Über die Weihnacht war ich in Darmstadt und besuchte den Schulz, welcher mit seiner Frau sehr munter ist. Den Münch[2]) konnte ich erst am dritten Tag auffinden. Er kannte mich nicht mehr. Er hockt mit seiner Familie und mit seinen Pressen in einer Stube; die Frau und zwei schöne Buben, die er noch hat, helfen ihm allerlei. Die Frau ist weder jung mehr, noch schön; doch mag sie früher hübsch gewesen sein. Sie sprach sehr wenig und schien ein wenig demütig zu sein. Übrigens sah alles zufrieden und ordentlich aus. Münch läßt Euch alle vielmal grüßen, auch die alte Lisebeth, welche auch ich grüßen lasse. Er fragte mich nach hundert Dingen und Personen, welche ich schon lang vergessen habe, nach dem alten Frank, nach Schönberger, nach einem Schuhmachermeister, den ich in meinem Leben nie sah, nach allen Mitgliedern der Foppertschen Familie[3]) usw., nach Glattfelden, der Caton, dem Seti, dem Heinrich, dem Alten, den Jungen, den Krummen und den Graden.

Es ist merkwürdig, wieviel Leute sterben, sobald man der Tür den Rücken kehrt! Auch Regierungsrat Bollier[4]) ist auf den Tod krank und wird wahrscheinlich nicht mehr aufkommen.

Hegi hat mir auch geschrieben; er will nach Amerika gehen. Die Alte wird indessen warten müssen, bis ich Geld habe, und wenn sie blau wird. Solange ich selbst immer in der Not bin, schäme ich mich gar nicht, mein Versprechen nicht halten zu können.

Der Monsieur Spillmann macht wieder schöne Geschichten[5]),

---

[1]) Nebst einer Glaser-, Schreiner- und Tapeziererrechnung von 19 Gulden 18 Kreuzer. Beigelegt ist dem Brief an die Mutter ein Kouvert mit Inhalt, überschrieben: „Etwas Asche".

[2]) S. Bd. 1 S. 19.

[3]) Rudolf Foppert, Kupferdrucker an der Brunngasse, bei dem Münch einst gearbeitet hatte.

[4]) Rudolf Bollier von Horgen (1815—1855), war 1846 zum Regierungsrat gewählt worden.

[5]) Spillmann, der Mann von Caton Scheuchzer, war wegen Verleumdung in den „Freien Stimmen" von Regierungsrat Bollier eingeklagt worden (Brief der Mutter vom 20. Januar 1849).

hat er sein Examen[1]) endlich gemacht? Es sollen diesen Winter ja so viele Advokaten gemacht worden sein in Zürich, hoffentlich wird er sich auch darunter befinden.

Ich habe freilich keine Lust, die große Reise zu machen, weil ich lieber noch ein Jahr in Deutschland, etwa in Berlin, bleiben möchte, weil ich einmal am Studieren bin. Indessen wären die Besorgnisse meiner verehrlichen Jungfer Gotte auf mich nicht anzuwenden, weil ich kein Naturforscher bin, welcher in unbekannte Gegenden, allen Beschwerden und Entbehrungen ausgesetzt, dringen muß, um seine Entdeckungen zu machen; sondern ich könnte ganz gemächlich von einem bewohnten und zivilisierten Orte zum andern, und das auf guten Dampfschiffen, reisen, wo überall gute Handelshäuser mit guter Lebensart sind[2]).

Hat der Jacques von Glattfelden noch nie geschrieben? Was macht Fritz? Ich lasse ihn vielmal grüßen.

Ich wünschte, daß ich bald wieder einen Brief von Euch bekäme, um zu vernehmen, was Ihr macht und was es Neues gibt.

In der Hoffnung, daß dieser Brief Dich, liebe Mutter, sowie die Regula in der besten Gesundheit antreffe, grüße ich Euch und alle im Hause tausendmal.

Euer Sohn und Bruder
G. Keller.

65. An die Mutter

Heidelberg, den 11. April 1849.

Liebe Mutter!

Leider zieht sich der Zeitpunkt, wo ich mein Geld endlich erhalten werde, noch bis zum Mai hinaus. Ich habe indessen an einen anderen großen und reichen Verleger in Leipzig[3]) geschrieben, welchem ich, seiner Antwort zufolge, mein Buch

[1]) Als Anwalt.

[2]) Die Mutter an Gottfried, 20. Januar 1849: „Deine Jungfer Gotte Ammann ist auch einmal bei mir gewesen, hat auch Dir nachgefragt und sich erkundigt wegen der Reise, welche Du noch vorhabest nach dem heiligen Lande! Sie würde Dir dies Vornehmen nicht raten können, indem sie nicht glaube, daß Deine Gesundheit und Natur fest und stark genug wäre, jenes Klima auszuhalten. Sie erzählte mir von einem Basler, welcher auch von seiner Regierung dorthin geschickt wurde, als Naturforscher, allein auf der Rückreise sei er gestorben."

[3]) F. A. Brockhaus.

gegen augenblickliche Barzahlung überschicken kann, wenn ich von der anderen Seite länger aufgehalten würde. Letzthin habe ich die letzten 200 Franken von der Regierung erhalten; sie sind aber bereits fort, indem ich meine Hausrechnung bezahlt und das entlehnte Geld zurückgegeben habe; denn es ist nicht sehr angenehm, in dieser armen hungrigen Stadt Schulden zu haben. Wenn ich daher bis Mitte Mai 50 Gulden von Euch bekommen könnte, so wäre es mir sehr recht. Ich habe für den Sommer Kollegiengelder zu bezahlen und sollte mir auch einige teure Bücher anschaffen. Hier wüßte ich gegenwärtig bei niemanden zu entlehnen, als bei meinem alten Verleger, welcher mir aber nicht sehr grün ist, weil ich ihm nichts mehr gebe. Es sieht zwar kurios aus, daß ich, anstatt Geld zu schicken, abermals Deine Hülfe in Anspruch nehme; sobald ich aber die Summe aus Braunschweig erhalten, so will ich sogleich 400 Gulden nach Zürich schicken, damit ich endlich einmal frische Luft bekomme. Ich bitte Dich jedoch, sogleich zu antworten und, im Fall Du das Geld schicken kannst, die Leute im Haus nichts davon merken zu lassen.

Ich habe im Sinn, den nächsten Winter nach Berlin zu gehen, werde aber jedenfalls vier bis sechs Wochen im Herbst in Zürich zubringen. Da ich einmal angefangen habe, so will ich, anstatt jene große Reise zu machen, lieber noch etwas lernen; man kann es immer brauchen und eher irgend eine Stelle bekleiden. Für meine Schriftstellerei aber ist es sehr vorteilhaft, wenn ich ein wenig in Deutschland herumkomme. Ich habe hier schon mehrere nützliche Bekanntschaften gemacht, was sich in Berlin noch vermehren wird.

Schon ist wieder jemand gestorben, der Daverio[1]). Die Zürcherzeitung kann übrigens dadurch nur gewinnen. Der Vetter Spillmann ist schon gestraft worden; wahrscheinlich wird es ihm vor Obergericht nicht besser gehen. Ein schöner Anfang zu seiner juristischen Praxis! Seine Agentengeschäfte werden auch knapp werden, wenn das neue Gesetz über die Geschäftsagenten angenommen wird, da das Obergericht jeden ihm mißliebigen Mann einfach verbieten kann. Ich lebe jetzt ziemlich wohlfeil. Es ist

[1]) Kellers ehemaliger Lehrer an der Industrieschule, Redakteur an der „Neuen Zürcher Zeitung", s. Bd. 1 S. 29.

hier Sitte, daß man seine Besuche am Abend nach 7 Uhr macht, wo man dann mit den Leuten Tee trinkt und etwas Wurst oder Schinken ißt. Da ich in mehreren Häusern eingeführt bin und alle Wochen einmal hingehen muß, so habe ich mir dies gemerkt und studiere nun jeden Abend, wo ich hingehen wolle. Dabei unterhalte ich mich besser als im Wirtshaus. Als Dichter muß ich immer neben der Hausfrau sitzen; denn die Deutschen ästimieren diese Menschengattung viel mehr als die Schweizer.

Schreibe mir doch, was es Neues gibt, und wie Du und Regula sich befinden! Ich hoffe, daß Ihr beide gesund seid.

Ich lasse alle vielmal grüßen. Euer Sohn und Bruder

Gottfr. Keller.

Dem Herrn Dietrich[1]) und dem Schneider Weber sage, daß sie ihr Geld im Mai erhalten werden. Der Hegi ist vor vierzehn Tagen hier durchgereist, um für drei Jahre nach Amerika zu gehen. Der Regierungsrat Sulzer[2]) hat mir einen sehr artigen Brief geschrieben, als er mir das Geld schickte. — Fast hätte ich die Adresse vergessen: ich bin nämlich von dem Lumpenpack ausgezogen und wohne jetzt bei frommen Stündlern.

Neckarstraße, bei Kutscher Guland, D. 229.

66. An EduardÖßekel

Heidelberg, Pfingsten 1849.

Obgleich ich ein schlimmer Heide bin, so liebe ich doch die schöneren unter den christlichen Festtagen, wie Ostern und Pfing-

[1]) S. oben S. 14 Anm. 3.

[2]) Eduard Sulzer aus Winterthur wurde 1789 in Leipzig geboren. Seine reichen Eltern, die nach Böhmen übergesiedelt waren und dort das Rittergut Connogad erworben hatten, verloren im österreichischen Staatsbankerott von 1813 ihr Vermögen. Ein schweres Hüftleiden verdüsterte außerdem seine Jugend. Er wuchs in Böhmen auf, studierte in Prag die Rechtswissenschaft, war eine Zeitlang auf einem Kontor tätig und ging dann 1823 nach Hofwil, wo er eine Stelle als Lehrer der deutschen Sprache und Literatur am Fellenbergschen Institut erhielt. 1828 siedelte er nach Zürich über und war seit 1830 Mitglied des Großen Rats. An der Regeneration des Kantons hatte er bedeutenden Anteil. 1831 wurde er in die Regierung gewählt, der er bis 1850 angehörte. Er starb am 10. April 1857. Vgl. Eidgen. Zeitung 12. April 1857 (Nr. 102) und J. Th. Scherr, Meine Beobachtungen 1, S. 82.

ſten. Diesmal ſind letztere beſonders gut geraten, das ſchönſte Wetter im Neckartal, alle Straßen voll revolutionären Volkes, welches Blumen und Waffen und rote Bänder an den Hüten trägt, vor der Türe die lärmenden Landsleute, welche mich nach Schwetzingen hinauskutſchieren wollen, allwo des Großherzogs Waſſerkünſte zum erſtenmal vor dem ſouveränen Volke republikaniſch aufſpielen müſſen — dies alles mag mich entſchuldigen, daß ich Dir durch Profeſſor Bolley ebenfalls nur einen flüchtigen Gruß ſchicke, und noch kürzer als der Deinige.

Deine Weihnachtsgabe[1]) habe ich mit Vergnügen erhalten und ſie auch einigen Freunden mitgeteilt. Ich hätte gewünſcht, daß Du das „Wienecht-Chindli“ für die ſpätere Hauptſammlung aufbewahrt hätteſt. Da das vorliegende Heft ein Vorläufer und Quartiermacher für jene ſein ſoll, ſo finde ich obiges Gedicht nicht originell genug zu dieſem Zwecke; denn obgleich vortrefflich ausgeführt und gewiß ganz aus eigener Natur gewachſen, erinnert es den großen Haufen, welcher immer nur zum oberflächlichen Vergleichen geneigt iſt, zu ſehr an Hebel.

Von Freiligrath habe ich endlich auch wieder ein Lebenszeichen empfangen. Er ſchickte mir von Köln aus ſeine neueſten Gedichte, alle blutrot, aber ein wenig ſchwerfällig. Ich hoffe ihn, wenn die Reaktion in Preußen noch eine Weile fortgeht, in dieſen Gegenden etwa als Flüchtling wiederzuſehen.

Ich ſelbſt habe mich für dieſen Sommer von der hieſigen Gelehrſamkeit zurückgezogen, um ganz der poetiſchen Produktion zu leben. Es iſt wirklich Zeit, daß ich wieder einmal etwas von mir hören laſſe; denn mein erſter ſchnatternder Trompetenſtoß bedarf ſehr einiger reineren Nachfolger, ſonſt geht er mir gänzlich flöten.

Ich habe an meine Freunde in Zürich, gleichzeitig mit dem Deinigen, große Briefe geſchrieben, und ſehr um Antwort gebeten, aber keiner dieſer Herren hat mich noch eines Wortes gewürdigt, ich will auch anfangen, mich im Vergeſſen zu üben.

Dein Gottfried Keller,

mit freundſchaftlichem Gruß und Empfehlung an Deine werte Frau.

---

[1]) Zwanzig Gedichte. Eine Weihnachtgabe von Eduard Dößekel (Aarau 1848). Darin S. 3 ff. „'s Wienecht-Chindli“.

Daß Ihr an den Reithardschen Alpenrosen (ja wohl Rosen, wie sie die Kühe legen!) genug bekommen habt, ist mir eine große Satisfaktion. Ich habe diesen literarischen Schweineprieſter schon lang gekannt[1]).

67. An Wilhelm Baumgartner

Heidelberg, den 14. Juni 1849.

Lieber Baumgartner!

Ich habe im März durch einen Zürcher Studenten mehrere Briefe heimgeschickt, worunter auch an Dich und Ruff, aber noch von keinem einzigen irgend eine Nachricht bekommen. Entweder sind die Briefe nicht abgegeben worden, oder ich bin in Zürich sonst verschollen. Ist das letztere der Fall, so will ich es als Strafe für mein langes Schweigen im vergangenen Winter ansehen; sollte aber das erstere der Fall sein, so bitte ich, es mit zwei Worten zu berichten, denn es ist mir daran gelegen, zu wissen, wo jene Briefe etwa liegen geblieben sein möchten.

Einzig von Hegi habe ich mündliche Antwort erhalten. Er war zwei Tage hier. Über seine Auswanderung habe ich eine freundlichere Aufklärung erhalten, da er nicht, wie ich glaubte, für immer nach Amerika will, sondern nur eine Exkursion von ein paar Jahren macht.

Hier in Heidelberg ist gegenwärtig großer Hallo, fallende und steigende Erwartungen, Furcht und Hoffnung[2]). So viel ist gewiß, wenn Württemberg noch lange schwankend bleibt und im feindlichen Heere nicht eine unerwartete Renitenz ausbricht, so ist Baden verloren. Heute heißt es zwar, es komme in Württemberg doch noch zum Entscheide, aber es ist nichts Bestimmtes da. In Heilbronn sollte die Bürgerwehr entwaffnet werden. Vorgestern. Die Soldaten halfen aber den Bürgern selbst und es sollen darauf 4000 Mann nach Stuttgart aufgebrochen sein. Bis dato sind zwischen den Badern und den Hessen und Mecklen-

[1]) J. J. Reithard (1805—1857), Lehrer, Schulinspektor und Journalist, seit 1846 in Zürich, zeitweise Redaktor der konservativen „Eidgenössischen Zeitung", gewandter Balladendichter und Erzähler. Über ihn R. Hunziker, Neujahrsblätter der Zürcher Stadtbibliothek 1912—1914, besonders 3. Teil S. 57 f.

[2]) Zur Sache vgl. Bd. 1 S. 205 f.

burgern verschiedene Grenzgefechte vorgefallen, wobei die Hessen immer so viel Verlust hatten als die Badenser. Nur haben diese letzteren die verdammte Untugend, daß sie mit Mann und Maus nach jeder kleinen Schlappe nach Heidelberg sechs Stunden weit hereinretiriert kommen und alles in Angst und Schrecken versetzen. Es existieren schon viele Bataillone junger Volksmannschaft, welche ganz ordentlich einexerziert sind und, in blaue Blousen gekleidet, ganz couragiert revolutionär aussehen, ein ganz guter Kern für eine rabiate Revolutionsarmee. Man sieht die prächtigsten Gestalten darunter. Sie marschieren, ihre Bündel auf dem Rücken, wie die baren Teufel einher. Die Soldaten, die bewaffnete Jugend und das arme Straßenvolk sind noch ganz guten Mutes, die sogenannten Bürger aber und die solide Bauerschaft sind nicht sauber. Wenigstens will kein Mensch mit Geld hervorrücken. Der größte Übelstand ist, daß es an Offizieren fehlt. Bei der Linie sind eine Menge eingeschlichene reaktionäre Offiziere und die avancierten Unteroffiziere können die Disziplin nicht immer halten. Dann und wann heißt es, es seien wieder einige Offiziere verschwunden und so ist es ein unheimlicher Durcheinander. Das Volk schreit nach Verrat und sieht überall Spionen, so daß man sich sehr in acht nehmen muß, nicht unvorsichtigerweise zu fragen oder etwa in Zerstreuung um eine Kanone herumzuschleichen.

Mieroslawski hat nun den Oberbefehl übernommen. Man sagt, daß er die Armee hinter dem Neckar aufstellen wolle, vorzüglich von Heidelberg bis Mannheim, was auch geraten scheint; denn an der Grenze, gegen die Rheinpfalz und Baden steht nun bereits ein formidables Heer mit weit überlegener Artillerie und die Kavallerie allein ist vielleicht so stark als die badische Infanterie, während auf unserer Seite bloß etwa dreißig Stück Geschütz und zwei Regimenter Dragoner sind. Wenn Heidelberg angegriffen wird, so kann ich auch Pulver riechen, indem ich gleich neben der Neckarbrücke wohne, hart am Fluß. Schon mehrere Male hat man Kanonen dicht unter mein Fenster gestellt, als man den Feind auf den Fersen glaubte.

Es sind dieser Tage viele Schweizer hier, welche, teils als Offiziere, teils als Gemeine, bei der 600 Mann starken Fremden-

legion aus der Schweiz stehen. Es mögen etwa hundert Schweizer dabei sein. Ich habe bedauert, daß sie in Karlsruhe sich in den Juniputsch mischten, welchen Struve und Konsorten jüngst versucht haben; wenn diese Kämpfe in der Zukunft auch nicht ausbleiben werden, so ist es doch töricht, die jetzige sonst so prekäre Lage noch dadurch zu verschlimmern. Struve hat gar keinen Boden im Volk, er ist in die konstituierende Versammlung nicht einmal gewählt worden, und wollte die Regierung stürzen! Dagegen schreit alles nach Hecker, wie der Hirsch nach einer Wasserquelle; wenn er jetzt käme, so würde die moralische Wirkung so groß sein, daß das Volk in seinem Namen alle Hindernisse besiegen würde. — Ich meinerseits hoffe nur noch auf irgend eines jener wunderbaren Ereignisse, welche in der neuen Zeit so ungerufen kommen; ich hoffe um so mehr darauf, als es ganz bestimmt heißt, der preußische König wolle nach der Niederwerfung der süddeutschen Revolution auch ein Wort mit uns Schweizern sprechen. Von der artigen Reaktionsclique Preußen, Österreich und Rußland ist das Allerärgste zu erwarten. Indessen hofft man hier in diesem Falle, daß die Schweiz, so wie sie den Anstoß zu der ganzen Geschichte gegeben hat, auch, wenn sie angegriffen würde, einen guten Schlußstein setzen und dem Dinge eine andere Wendung geben würde, und dies hoffe ich, als guter Schweizer, ebenfalls mit Zuversicht. Ich lasse den Ruff vielmal grüßen.

Gottfr. Keller.

68. An Staatsrat Eduard Sulzer

[Heidelberg, den 23. Juli 1849.]

Hochgeehrter Herr Staatsrat!

Indem ich Ew. Wohlgeboren für Ihre gütige und freundliche Mitteilung vom 20. März meinen ergebensten Dank ausdrücke, bitte ich Sie zugleich, Ihre gefällige Aufmerksamkeit auf einige Augenblicke für meine kleinen Angelegenheiten in Anspruch nehmen zu dürfen, da dieselben, wie ich glaube, sowohl der Zeit, als der Beschaffenheit nach für einen schuldigen Bericht von meiner Seite wieder geeignet sind.

Ich war so frei, auch an Herrn Regierungsrat Bollier[1]) seiner-

[1]) Vgl. oben S. 194 Anm. 4.

zeit zu schreiben; mein Brief hat ihn aber, wie ich erst nachher erfuhr, in schwerer Krankheit getroffen, und ich bin auch seither ohne alle Nachricht von seinem Befinden geblieben, indem ich sonst, außer von meiner Familie, von keiner Seite her Briefe erhalte. Ich bin daher um so mehr an die gütige Aufmerksamkeit von Ew. Wohlgeboren gewiesen, als auch Ihr geehrtes Schreiben vom 20. März mich hoffen läßt, daß Sie noch das gleiche wohlwollende Interesse an meinem Dichten und Trachten hegen.

Ich halte mich diesen Sommer durchaus auf mein Zimmer gebannt und befinde mich innerlich wohl dabei. Die badische Revolution hat freilich, zuerst bei ihrem Entstehen, dann während des Kampfes in der unmittelbaren Nähe von Heidelberg einige Tage Störung gebracht; indessen haben nun die Preußen eine kühle Ruhe über die Geister gebracht, welche, wenn auch nicht für die hiesigen Zustände nachhaltig, doch für den Unbeteiligten bequem ist.

Ich hatte anfangs im Sinne, Mohls angekündigte Vorlesungen über die Enzyklopädie der Staatswissenschaften zu hören, um auch in diesem Gebiete ein paar Fäden zu erhaschen, an welche anzuknüpfen früher oder später einige Ein- und Übersicht, sei sie noch so „zu Faden geschlagen", doch besser als nichts sein könnte. Herr Mohl hat sich aber nie gezeigt, sowie auch, außer den hauptsächlichsten juristischen und medizinischen Größen, fast alle Lehrer entweder durch die hier etwas triviale Volksjustiz oder durch die Furcht von ihren Posten gedrängt worden sind. Einzig bei Mittermaier habe ich in seinem Kriminalrecht und den daran gehängten Vorlesungen über die Zurechnung und den psychologischen Teil dieses Gegenstandes einige Stunden zugebracht, indem ich dadurch einige Erfahrungen in Sitten und Seelenzuständen zu gewinnen hoffte. Ich befand mich auch ziemlich gut dabei, allein Mittermaiers politische Tätigkeit und der Drang der Ereignisse brachten auch hier eine so häufige Unterbrechung und Veränderung der Stunden hervor, daß ich, leider schon nicht mehr so disponibel und biegsam, wie ein zwanzigjähriger Student, mich zuletzt gänzlich zurückzog.

Außerdem, daß ich das im verflossenen Winter Aufgenommene möglichst zu verarbeiten suchte, warf ich mich nun haupt-

sächlich auf das dramaturgische Studium; denn obgleich ich früher vieles derartiges gelesen hatte, so war es doch nicht mit der Intention unmittelbarer Selbstanwendung geschehen. Von Lessing bis auf die Neuesten, wie Rötscher, nahm ich die betreffenden Schriften vor und las gleichzeitig den behandelten Stoff durch, das Antike in guten Übersetzungen. Da ich mir einmal vorgenommen habe, mein Glück auf dem dramatischen Gebiete zu versuchen, so war es notwendig, daß ich aus der gewöhnlichen Belesenheit heraustrat und zu bestimmten und klaren Anschauungen zu kommen suchte. So machte ich mir ein Bild von den aristotelischen Grundsätzen an und ihren Schicksalen bis auf die Gegenwart und das, was man *jetzt* für Bedürfnis hält, und endlich, was von diesem *Dafürhalten* wiederum zu urteilen sein dürfte.

Dazwischen habe ich wohl auch eine Szene geschrieben zum Versuche, oder einen Monolog[1]) u. dgl. und schrieb an meinem Romane, welchen ich immer noch in den Händen behalten habe. Da derselbe eine Frucht persönlicher Erfahrung ist und ein Abschluß sein soll, so habe ich eine große Scheu, denselben endlich gedruckt zu sehen, und bin namentlich immer noch unschlüssig über die Haltung der letzten Kapitel. Denn der innere Gehalt muß bei solchen Produkten durch Äußerlichkeiten und poetische Erfindungen verstärkt und ausgeputzt werden, die Leute tragen dem aber keine Rechnung und lassen ihre Hypothesen fliegen, sobald der Schuß los ist und sie merken, daß etwas Reelles zu Grunde liegt. Gegenwärtig redigiere ich ein Bändchen Gedichte zusammen, welche sich nach und nach angehäuft haben. Dieses wird wohl mein Abschied von der Lyrik sein, sowie ich überhaupt, auch in betreff obigen Romanes, nun dieses subjektive Gebaren endlich satt habe und eine wahre Sehnsucht empfinde nach einer ruhigen und heitern objektiven Tätigkeit, welche ich zunächst im Drama zu finden hoffe.

Sie haben mich, hochzuverehrender Herr! im letzten Herbste mit dem Vorschlag zu einer orientalischen Reise auf das erfreulichste überrascht. Nun bin ich aber diesen Monat genau dreißig Jahre alt geworden, und ich fühle eine Art von Notwendigkeit, daß die nächsten Jahre nun die Zeit sind, wo rasch hintereinander

[1]) Vgl. Bd. 1 S. 267 ff.

gewirkt und produziert werden sollte. Ein solche freilich sehr anlockende Reise aber würde vielleicht in vier oder fünf Jahren wohltätiger sein, wenn ich im Leben noch mehr gereift und auf der anderen Seite eines Teils meiner Vorräte entledigt bin. Wenn überhaupt noch etwas Weiteres aus mir wird, so läßt sich dann eine solche Reise entweder aus eigenen Mitteln oder aus denjenigen eines Buchhändlers machen. Für jetzt aber hätte ich mehr Neigung, meine dramatischen Bestrebungen unmittelbar fortzusetzen und zwar dieselben, nachdem ich mich theoretisch ziemlich vorbereitet habe, nun auf das praktische Gebiet zu verpflanzen.

Ich werde auf die Feier von Goethes hundertjährigem Geburtstag, welche künftigen Monat in Frankfurt stattfindet, mich dahin begeben, und daselbst über diese Dinge mit Gutzkow zu sprechen suchen, welcher Dramaturg am Hoftheater zu Dresden ist. Vielleicht läßt es sich tun, daß ich durch ihn mit der Bühne näher bekannt werde; denn dieses ist nun das nächste Erfordernis. Auf jeden Fall kann er mir diese und jene Erfahrung mitteilen. Nach meiner Ansicht aber wäre es nun am nützlichsten für mich, wenn ich mich einige Zeit in Berlin aufhalten könnte, wo ich den Besuch des Theaters mit den nötigen historischen Studien verbinden könnte. Ich habe einige Ursache zu glauben, daß ich bei Varnhagen von Ense gut aufgenommen würde[1]), welcher mir gewiß durch seine Persönlichkeit und Stellung den nötigen Vorschub leisten könnte. Während eines solchen Aufenthaltes müßte dann ein dramatisches Produkt, als Probe, zuwege gebracht werden, welches vielleicht für ein weiteres selbständiges Fortgedeihen entscheidend würde, indem von allen literarischen Tätigkeiten diejenige des Dramatikers ihren Mann *gegenwärtig* noch am besten hält, wenn er sich einmal Beifall erworben hat. Ich könnte auch nur den nächsten Winter in Berlin und den Sommer in Dresden zubringen, sowohl um mannigfaltige Zustände als um möglichst viele Personen kennen zu lernen; leider ist dies letztere bei der heutigen Art und Weise für das Reüssieren eines jungen Mannes von großem Gewicht.

Durch diese Ihrem Urteile unterlegten, unmaßgeblichen An-

[1]) Vgl. Bd. 1 S. 151.

sichten, hochzuverehrender Herr! möchte ich aber in keiner Weise die Initiative ergriffen haben. Vorzüglich sind sie nur an die Person von Ew. Wohlgeboren gerichtet und nur in dem Falle einer weiteren Erwägung empfohlen, wenn die Konstellation von Gesinnungen und Personen im Regierungsrate in Hinsicht auf meine Angelegenheit noch die gleiche ist[1]).

Indem ich mich . . .

69. An Mutter und Schwester

Heidelberg, den 24. Juli 1849.

Liebe Mutter und Schwester!

Der inliegende Brief[2]), welchen ich an seine Adresse zu besorgen bitte, veranlaßt mich, endlich wieder einige Zeilen an Euch zu schreiben.

Ich habe nämlich an den Staatsrat Sulzer wegen dem nächsten Herbst und Winter geschrieben, um zu erfahren, was dann geschehen soll, da die Zeit, welche ich hier zuzubringen habe, bald um ist. Im September gedenke ich heimzukommen. Die badische Revolution, welche im Mai ausbrach und bis im Juli gewährt hat, hat auch meine Finanzverhältnisse abermals verwirrt, denn der Verkehr gegen Norden ist die ganze Zeit über unterbrochen gewesen. In zwei Wochen werde ich etwa 200 Gulden für ein Heft Gedichte erhalten, welche ich herausgebe, und damit will ich dann, da ich sonst im Sinne hatte, von hier aus noch eine Tour zu machen, selbst mich auf den Weg verfügen und mein Geld einkassieren. Denn ich möchte in keinem Falle nach Zürich kommen, ohne meine Schulden bezahlen zu können. Ich weiß nicht mehr, ob ich Dir, liebe Mutter, den Empfang der 50 Gulden angezeigt habe? Wenn es nicht geschehen ist, so habe ich es über dem Kriegslärm vergessen, welcher sich lange um Heidelberg herumzog. Es wurde in der Nähe von zwei Stunden kano-

[1]) Regierungsrat Eduard Sulzer schrieb an G. Keller, 14. Oktober 1849, Regierungsrat Bollier und er hätten durch die kräftige Vermittlung von Bürgermeister Alfred Escher den Erziehungs- und Regierungsrat veranlaßt, daß Keller abermals ein Reisestipendium von 1000 Franken auf ein Jahr zugesagt worden sei. In bezug auf seine dramatischen Pläne riet er ihm zu einem Stücke aus der Schweizergeschichte. Vgl. Bd. 1 S. 275.

[2]) Nr. 68.

niert und gepülvert, und ein paarmal kamen die Feinde bis vor die Stadt, daß wir sie auf dem Berg herumlaufen sahen. Sie schossen in unsere Gassen herein, über 2000 Schritt weit, und ein Soldat fiel tot um, nicht weit von mir, auf der Brücke. Hierauf fanden wir, die nichts da zu tun hatten, für gut, uns ein wenig zurückzuziehen. Die Preußen haben halt auch Scharfschützen. Ich verfügte mich auf mein Zimmer, aber da war es noch ärger. Die Hausleute flüchteten ihre Habe, weil das Haus am Wasser steht, es waren Kanonen dicht unter meinem Fenster aufgefahren, welche über den Neckar den Feind abhalten sollten, welcher, im Fall er ernsthaft angegriffen hätte, wahrscheinlich diese Kanonen samt dem Haus, vor welchem sie standen, auch ein wenig berücksichtigt haben würde. Die badischen Soldaten mußten indes die Stadt verlassen, weil im Rücken eine Schlacht verloren war, und am andern Morgen rückten die Preußen vor Sonnenaufgang ein. Ihr habt übrigens die ganze Bescherung jetzt selbst auf dem Hals[1]). Wenn man nur ordentlich umgeht bei Euch mit den badischen Soldaten; denn es sind sehr brave Kerle und haben sich tapfer gewehrt. Die Preußen haben ihren Sieg teuer erkaufen müssen, obgleich sie die Übermacht hatten. Besonders die badischen Kanoniere haben sich heldenmäßig gehalten. Sie arbeiteten, da es sehr heiß war, im bloßen Hemd, wie die Bäcker vor dem Backofen, bei ihren Kanonen, und waren noch forsch und wohlgemut dabei. Ihre Verwundeten haben sie selbst völlig totgeschossen, damit sie den Preußen nicht in die Hände geraten.

Die Freiheit ist den Deutschen für einmal wieder eingesalzen worden; doch wird es nicht lange so bleiben, und der König von Preußen wird sich wohl hüten, mit der Schweiz anzufangen. Wahrscheinlich werden nächstens die deutschen Fürsten selbst einander bei den Köpfen nehmen. Das Volk haben sie gemeinschaftlich abgetan, aber nun setzt es beim Leichenmahl Händel ab.

Mit schmerzlicher Überraschung habe ich die verschiedenen Todesnachrichten gelesen; kein einziger Brief kommt, der nicht

[1]) Etwa 10 000 Mann des von den Preußen besiegten badischen Revolutionsheeres waren im Juni 1849 auf Schweizer Gebiet gedrängt worden. Die Mutter schrieb am 26. Sept. an Gottfried: „Die badischen Flüchtlinge sind immer noch hier; die Kaserne ist voll; nur die Pferde haben dürfen nach ihrer Heimat."

eine enthält! Dem Heinrich lasse ich kondolieren[1]). Als ich Deinen Brief las und an den Satz kam, wo es vom Tode seiner Frau heißt, da glaubte ich zuerst, es handle sich vom Onkel in Glattfelden, was mir doppelt weh getan hätte, weil ich ihn so lange nicht besucht und gesehen habe.

Doch es wird dunkel, und der Brief muß heute noch auf die Post.

Was die Hemden betrifft, so muß ich es doch noch machen diesen Sommer, und wenn es etwa noch zu heiß wird im August, wo man mehr braucht, so kann ich in einem Laden ein paar gemachte baumwollene kaufen. Es gibt hier große Magazine von dergleichen Zeug, welches ganz wohlfeil ist. Den Münch habe ich letzthin hier angetroffen. Er hatte seit Ostern gar nichts zu tun gehabt und nun von Heidelberg aus eine Bestellung erhalten. Er kam daher auf der Eisenbahn wie ein Furz geschossen, packte das Stücklein Arbeit und fuhr in zehn Minuten wieder davon, wie der Blitz, um ja keinen köstlichen Aufenthalt zu machen. Er läßt Euch grüßen.

Dr. Schulz wird jetzt auch wieder in Zürich sein, da er für einstweilen wieder auspolitisiert hat in Deutschland. Doch jetzt sehe ich keinen Stich mehr. Bis auf weiteres grüße ich Euch tausendmal, sowie alle im Hause und übrige Bekannte, den Konrad Rordorf, auch den Kramer.

Euer Sohn und Bruder

G. Keller.

70. An die Mutter

Liebe Mutter!

Ich habe vor mehreren Wochen einen Brief an Euch geschickt, nebst einem inliegenden an den Regierungsrat Sulzer. Ich weiß nicht, ob die Briefe richtig angekommen sind, indem in neuerer Zeit mehrere Briefe aus der Schweiz hier vermißt werden. Sei doch so gut und schreibe mir sogleich darüber, auch sonst noch, was es Neues gibt; hoffentlich seid Ihr alle gesund. Beide

[1]) Heinrich Scheuchzer, dessen Frau an der Lungenschwindsucht gestorben war. Die Mutter hatte Gottfried kurz vorher auch den Tod Joh. Caspar Orellis gemeldet.

inliegende Briefe bitte ich zu besorgen, Du kannst sie nur in den Briefeinwurf tun oder auf der Post frankieren, was noch besser. Erkundige Dich, ob der Regierungsrat Bollier wieder gesund und an seinen Geschäften ist. Wäre dies nicht der Fall, so behalte s e i n e n Brief einstweilen noch zurück.

Ich werde wahrscheinlich nicht heimkommen können diesen Herbst, w e n n ich nach Berlin gehe, denn ich habe hier noch einige Wochen zu tun. Nächstens werde ich mehr berichten. Noch bin ich nicht auf meiner Geldreise gewesen; wenn ich nach Berlin gehe, so geht es im gleichen zu. Auf jeden Fall will ich dafür sorgen, daß ich diesmal vor Martini Geld schicken kann.

Die Cholera spaziert nur vier Stunden von hier herum, ist aber noch nicht in die Stadt eingerückt.

Ich grüße Dich und Regula, sowie die andern Leute vielmal.

Euer Sohn und Bruder G. Keller.

Heidelberg, den 21. Sept. 1849. Neckarstraße 229.

71. An August Adolf Ludwig Follen[1])

[Herbst 1849.]

Beiliegendes Heft von Freiligrath wurde mir nebst einem an mich adressierten von Zürich aus, wo mich Freiligrath noch vermutet hat, hieher gesandt. Ich hielt es bis jetzt zurück, indem ich es zu dieser Zeit selbst mitzubringen gedachte. Ich werde aber schwerlich diesen Herbst heimkehren, und so sende ich Ihnen, verehrter Herr Professor! dasselbe durch Buchhändlergelegenheit zu, zugleich sie benutzend, Ihnen einige Nachricht von mir zukommen zu lassen, insofern Sie noch am Leben sind und von diesem Leben ein kleines Teilchen Wohlwollen mir angehört, wie früher.

Da sitze ich nun schon ein Jahr lang in Heidelberg und weiß von den Leuten in Zürich gerade so viel, wie von den Leuten im Monde. Wenn die gute Zürcherzeitung mit ihrem ewig denkwürdigen Redaktionswechsel nicht wäre, so müßte ich schlechterdings hier zugrunde gehen und sterben aus Mangel an Neuig-

[1]) Der Adressat des unvollendeten Entwurfs ist ganz sicher Follen, wofür schon die unbestimmt-verschleiernde Art spricht, wie Keller von seiner religiösen Umwandlung redet, vgl. Bd. 1 S. 134, 157.

keiten aus der Heimat. Ebensowenig weiß ich, was aus Schulz, Freiligrath und andern Personen geworden. Bei dieser allgemeinen Auflockerung der Privatverhältnisse, die sich überall bemerklich macht, nimmt es mich sehr wenig wunder, daß es mit den öffentlichen Dingen nicht besser vorwärts geht.

Ich habe hier ein seltsames Jahr verlebt. Ich kann eben nicht sagen, daß ich sehr gelehrt worden bin; aber das wenige, was ich gelernt habe, hat so gut in die äußeren Erfahrungen eingegriffen, so viel Inneres mir aufgeschlossen, ich habe mein Selbst, welches in allerlei kleinen Passionen und Dingen von eitelm Geschmacke anfangen wollte zu verschwimmen, herausgerettet und sozusagen neu entdeckt und hergestellt, während ich doch meiner Natur nach der Alte geblieben bin, ich habe endlich meine sonderbare Jugend (ich bin diesen Sommer dreißig Jahr alt geworden) so rund abgeschlossen — daß ich dies Jahr nicht zu meinen schlechtesten zähle. Das klingt alles sehr pathetisch, aber die Ausdrücke sind auch meinen kleinen Zuständen insofern angemessen, als mir das Zurechtfinden bisher sehr schwer geworden ist. Mein Roman wird die letzte subjektive Äußerung sein, ich bin dieses nörgelnden Wesens müde und sehr froh, daß ich das Buch nicht früher fertig gemacht habe; fast könnte ich sagen, die Vorsehung habe es so lange hingehalten, bis es eine Protestation wider sie selbst geworden ist. . . .

72. An Mutter und Schwester

Heidelberg, den .. Oktober 1849.

Liebe Mutter und Schwester!

Seid doch so gut und schickt meinen Paß in die Staatskanzlei, daß er wieder auf ein Jahr erneuert wird. Er muß vom preußischen Gesandten visiert werden. Es muß aber schnell gehen, denn in zehn Tagen reise ich von hier fort. Ich habe von der Regierung 1000 Franken bekommen für Berlin und die Hälfte davon bereits erhalten. Bürgermeister Escher und Eduard Sulzer haben mir beide geschrieben, besonders der letztere sehr artig. Ich werde auf meiner Reise Geld eintreiben, da ich auch über Braunschweig komme; auch in Frankfurt habe ich noch ein Buchhändlergeschäft. Ich brauche ziemlich Geld,

weil ich hier noch einen schwarzen Frack und ditto Weste muß machen lassen, ebenso etwas Neues für meinen alten Mantel. Ich werde aber nur eine grobe haarige Kapuze kaufen für 14 Gulden. Dann habe ich für den Winter eine gestrickte wollene Binde gekauft, welche man über den Rock umlegt; sie geht mir zweimal um den Hals 'rum und dann erst bis auf die Füße herunter und ist weiß und rot; ich sehe sehr komisch aus darin; kostet 4 Gulden. Ich habe während des Jahres auch zwei weiße Westen machen lassen und ein graues Straplizierkleid. Nun muß ich noch einige Hämper[1]) haben. Da Du mir schreibst, Regula hätte welche gemacht, so kannst Du mir sie nun doch schicken, obgleich es mir leid tut, daß das Tuch alles für mich zerschnitten wird.

Tu daher alles zusammen in ein Wachstuch packen, versteht sich gezeichnet, dann tut man noch einige Kleinigkeiten dazu, z. B. den schwarzen Tabaksbeutel, der noch irgendwo sein muß, und folgende Bücher:

A. Ruges Sämtliche Werke, 7 Bände, und Börnes Nachgelassene Schriften, 2 Bände, so bekommt das Paket das Ansehen von Reiseeffekten und wenn ich auch etwas Zoll bezahlen müßte, so kommt es mich doch nicht so hoch, wie wenn ich die Hemden ganz anschaffen müßte. Dies Pack muß aber sogleich auf die Fuhre, und nicht etwa auf den Paß warten.

Ich esse hier viel Trauben mit einer schönen und noblen Jungfer, welche mich in ihrem Garten und Weinberg herumführt[2]). Meine Pantoffeln sind noch ganz gut. Ich lasse den Herren von Tobel dafür grüßen, sowie auch den Schaufelberger[3]). Der Herr Dietrich muß sein Geld dies Jahr ganz bestimmt noch bekommen[4]).

Ich habe jetzt nicht Zeit, mehr zu schreiben, sondern will es in den nächsten Tagen tun. Ich grüße Euch alle tausendmal.

Gottfried Keller.

Beiliegenden Zettel schicke dem Musikus Baumgartner bei Küfer Klauser im Rennweg, und das Buch, das er dafür schicken wird, lege mir ebenfalls bei!

[1]) Hemden.
[2]) Johanna Kapp.
[3]) Vgl. Bd. 1 S. 20.
[4]) Vgl. oben S. 197.

73. An Alfred Escher

Hochverehrter Herr Bürgermeister!

Sie haben wiederholt mir das gütige Wohlwollen erwiesen, von den Beschlüssen des hohen Erziehungs- und Regierungsrates mir freundlichst Kenntnis geben zu wollen. Seither habe ich auch die amtliche Anzeige durch die Staatskanzlei, sowie die Summe für das bevorstehende Semester erhalten und bin dadurch in den Stand gesetzt, ferner auf freie und bequeme Art meiner literarischen Entwickelung nachleben zu können. Möchte es mir im Laufe dieses Jahres gelingen, einigermaßen zu beweisen, daß das Vaterland nicht umsonst sein Vertrauen in mein Talent und in meinen Fleiß gesetzt hat.

Einstweilen aber bleibt mir nur übrig, Ihnen, hochgeehrter Herr Bürgermeister! meinen ergebensten und wärmsten Dank vorzulegen für Ihr gütiges und eifriges Bemühen, sowie Ihren hochgeachteten Herren Kollegen für derselben wohlwollendes Zustimmen in dieser Sache.

Hoffentlich haben Sie meinen Brief in betreff Herrn Prof. Hagens und Herrn Prof. Häussers[1]) seinerzeit richtig empfangen. Seither ging hier die Rede, daß Herr Häusser berufen worden sei. Jedermann war aber der Meinung, daß derselbe den Ruf nicht annehmen, wohl aber benützen würde, das badische Ministerium zu veranlassen, ihn hier zum Ordinarius zu befördern. Vielleicht ist dies Gerücht auch durch ihn selbst veranlaßt worden, denn in diesem Jahre ist die Universität Zürich hier im gleichen Kreise schon einmal auf ähnliche Weise benutzt worden, in einem Falle zwar, welcher für Zürich nur vorteilhaft, wenn es wahr gewesen wäre.

Noch einmal ersuche ich Sie, hochverehrter Herr Bürgermeister! die Versicherung genehmigen zu wollen des herzlichsten Dankes und der ausgezeichnetsten Hochachtung

Ihres ergebensten Gottfried Keller.

Heidelberg den 30. Okt. 1849.

P.S. Sobald ich in Berlin angekommen und mich orientiert haben werde, will ich so frei sein, dem einen oder andern verehrten Herren zu berichten.

---

[1]) Karl Hagen (1810—1868), Historiker. Über Häusser vgl. Bd. 1 S. 191. Es handelte sich um eine Berufung beider nach Zürich.

74. An Johanna Kapp

Heidelberg, den 7. Dezember 1849.

Teure Freundin!

Obgleich ohne Berechtigung, war ich doch in einer Art unbestimmter Erwartung, daß ich heute oder morgen noch etwas Freundliches von Ihnen empfangen würde. Die bittere Notwendigkeit zwang mich zu diesem instinktmäßigen Hoffen, und kein liebevoller Gruß hat je seine Sendung besser erfüllen können, als Ihr letzter vor Ihrem Scheiden. Die Gewißheit, daß nichts Konventionelles in Ihrer Handlungsweise sein kann, hat mir seine Wirkung noch versüßt. Trotz des leidenschaftlichen Lebens, welches ich seit einiger Zeit geführt habe, hätte ich doch nicht geglaubt, daß es mir noch so elend zu Mute sein könnte, als es mir vergangene Nacht und den Morgen darauf gewesen ist. Ich war die letzten Wochen hindurch sozusagen glücklich gewesen, ich kannte nichts Wünschenswertes mehr, als einige Stunden mit Ihnen zuzubringen, und war ich bei Ihnen, so dachte ich in glücklicher Vergessenheit weder an die Zukunft noch an die Vergangenheit, nicht an mich selbst und nicht einmal an Sie. Ich hatte von der ganzen Welt genug, wenn ich auf den Bergen hinter Ihnen oder neben Ihnen hergehend Ihre Stimme fortwährend hörte und manchmal in Ihr Gesicht sah oder im Zimmer auf Ihre Hände schauen konnte, wenn Sie etwas arbeiteten. Es war gerade kein rühmlicher Zustand, und es ist vielleicht unschicklich, daß ich Sie noch mit diesen Klagen in die Ferne verfolge, Sie, welche genug selbst zu tragen haben. Aber erstens kann ich den heutigen Tag nur dadurch erträglich zubringen, daß ich irgend etwas an Sie schreibe; und dann werden Sie auch, wenn Sie diese Zeilen erhalten, überzeugt sein können, daß es mir wieder frischer und besser zu Mut ist. Ich will Ihnen zukünftig nie mehr von meiner Liebe schreiben, sondern ganz vernünftig von Menschen und Dingen, die ich sehe, und mit tausend Freuden von Ihnen selbst und Ihrem Schicksale, wenn ich Ihnen auf Ihre Aufforderung irgend etwas Gutes oder Aufmunterndes sagen kann. Nur muß ich Sie bitten, immer und so lange zu leiden und zu glauben, daß mein Herz an Ihnen hängt, auch wenn ich nichts mehr davon sage, bis ich Ihnen selbst

meinen Abfall verkündige; und ich werde fröhlichen Sinnes der erste sein, welcher die drückende Last von Ihnen und mir zugleich nimmt. Daß dies jedoch bald geschehen werde, daran zweifle ich selbst. Meine Jugend ist nun vorüber, und mit ihr wird auch das Bedürfnis nach einem jugendlich poetischen Glücke schwinden; vielleicht, wenn es mir in der Welt sonst gut geht, werde ich noch ein fröhlicher Mensch, der diesen oder jenen Winterschwank aufführt. Mein Herz aber einem liebenden Weibe noch als bare Münze anzubieten, dazu, dünkt mich, habe ich es nun schon zu sehr abgebraucht und werde es noch ferner abbrauchen, bis es nur von Ihnen frei ist. Und was sollte ich auch mit den heiligen und süßen Erinnerungen anfangen, müßte ich nicht jeden traurigen oder glücklichen Moment, welchen ich früher verlebt, wie etwas Gestohlenes verbergen und verschweigen? Es wäre mir ganz ärgerlich, zu denken, daß ich z. B. die letzte Nacht umsonst so traurig gewesen wäre und sie ganz aus meinem Gedächtnisse vertilgen müßte.

Ich hatte ganz fest geschlafen bis gegen Morgen; aber um halb drei Uhr erwachte ich, wie wenn ich selbst verreisen müßte. Während ich munter wurde, kam es mir nach und nach in den Sinn, warum es sich handelte. Ich ging ans Fenster und sah jenseits des Neckars Licht in Ihrem Zimmer; es strahlte hell und still durch die helle Winternacht und spiegelte sich so schön im Flusse, wie ich es noch nie gesehen. Obgleich von Schlaf keine Rede mehr war, so hätte ich doch um keinen Preis ein Licht angezündet, aus Furcht, Sie möchten es bemerken; und ich wollte Ihnen mein armseliges Bild nicht noch aufdrängen bei Ihrer sonstigen Aufregung. Nach einiger Zeit glaubte ich einen Wagen hinausfahren zu hören, und bald darauf rollte er zurück über die Brücke. Jetzt geht sie, dachte ich, drückte mein Gesicht in das Kissen und führte mich so schlecht auf wie ein Kind, dem man ein Stück Zuckerbrot genommen hat. Den ganzen Vormittag war ich dumpf und tot und sagte nur: diese Zeit wird auch vorübergehen! Ja, sonderbarer Weise mischte sich in meine Trauer ein Ärger über jene kahlen Jahre, wo ich, wie ich vorauszusehen glaubte, über meinen jetzigen Schmerz lächeln würde. Und gerade aus diesem Ärger lauschte eigentlich nur meine einzige

Hoffnung, die Hoffnung auf jene Zeit der Ruhe und Unbefangenheit. Es war der altbekannte Strohhalm des Ertrinkenden.

Da brachte mir Max[1]) nach Tisch Ihr allerliebstes Briefchen, welches mir wie eine Sonne aufging. Ihre lieben Worte versetzten mich bald in die Normalstimmung, in welcher ich nun längere Zeit bleiben werde. Ich wurde so aufgeweckt, daß ich singend in meinen Papieren zu kramen anfing und Sie auf eine Viertelstunde rein vergaß! Darauf machte ich einen tüchtigen Spaziergang und wurde wieder traurig; und nun schreib' ich an Sie. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie weich und lind mich Ihr Wunsch überkommen hat, daß ich Ihnen unter allen Lebensverhältnissen gut bleiben möchte! Das ist doch halbwegs das, was ich gewünscht habe, eine Heimat in einem edlen und verständnisreichen weiblichen Herzen, und mehr will ich jetzt nicht. Ach, ich glaub', ich schreibe immer das gleiche, das ist ein sehr langweiliger Brief für Sie; aber ich schreibe ihn nur für mich[2]), Sie brauchen ihn nicht auf einmal zu lesen, und wenn es Ihnen unbequem ist, denselben aufzubewahren, so verbrennen Sie ihn sogleich. Ich will künftig über andere Dinge schreiben und nicht mehr so viel. Heut' abend will ich zu Hettners gehen, damit ich doch etwas von Ihnen sprechen höre. Wenn man Durst hat, so ist schlechtes Wasser besser als gar keines. Sie werden jetzt in Stuttgart sein, leben Sie recht wohl!

Den 11. Dezember.

Ich weiß noch nicht, wenn dies Papier fortkommt, und will es noch voll schreiben. Ich war seit Ihrer Abreise schon zweimal in Ihrem elterlichen Hause, habe aber nur Ihre Mutter gesehen, indem Ihr Vater, von früheren Besuchen ermüdet, auf seinem Zimmer war, und ich ihn durchaus nicht stören mochte. Ihre Mutter spricht zu meinem großen Vergnügen sehr viel von Ihnen.

Bei Hettners habe ich letzthin schlechte Geschäfte gemacht. Ich traf Moleschotts dort. Herr Moleschott las einen Abschnitt aus einem diätetischen Werke vor, das er schreibt, das Kapitel

[1]) Johannas Bruder.

[2]) Der Brief ist nie an Johanna abgegangen.

über Hunger und Durst[1]). Es kam darauf hinaus, daß man sterben müsse, wenn man nichts mehr esse und trinke, was mich sehr frappierte. Allerlei häßliche physiologische Ausdrücke trug er, um die Pille zu vergolden, mit einer Sorte von süßem Pathos vor, welche mir, trotz meines Elendes, einen abscheulichen Lachkrampf verursachte, was mir fast übel bekam. Von Ihnen aber wurde kein Wort gesprochen, als einmal flüchtig, daß Sie nun in München sein werden; und als ich sagte, Sie seien erst heute fort, so bedauerten sie, nicht noch einen Besuch bei Ihnen gemacht zu haben. So mußte ich durstig wieder abziehen, und die guten Leute haben mich unbewußt am besten bestraft für meine geheime Feindseligkeit und für meinen Undank.

Für Ihre Veilchen danke ich herzlich; sie liegen in Ihrem Brieftäschchen, und wenn der Ort, wo dieses liegt, eine Ruhestätte genannt werden kann, so haben die Blumen allerdings eine solche gefunden. Ich hatte sie dazumal in einer melancholisch widerspenstigen Stimmung fast absichtlich auf Ihrem Fenstersims liegen lassen und es nachher sehr bereut; nun habe ich sie doch noch bekommen. Ich mache mir manchmal Vorwürfe, und ich weiß nicht, ob ich sie meinem ganzen Geschlecht machen soll, daß ich so wenig Geschick für einen unbefangen anmutigen Verkehr habe, daß ich erst durch bittere Schmerzen lernen mußte, mein Gefühl in Bande zu legen und mich in einer schönen Freundschaft froh zurechtzufinden, statt gleich Liebe zu begehren und geben zu wollen. Es kommt übrigens vielleicht von dem verhältnismäßig kleinen Begriff, welcher sich in Beziehung auf Freundschaft überhaupt nach und nach in mir ausgebildet hat. Ich muß wirklich offen gestehen, daß mir die Freundschaft keine große Lücke in meinem Leben ausfüllt. Es versteht sich bei mir von selbst, daß alle tüchtigen und offenherzigen Leute sich gegenseitig gut sind, daß die Gleichgesinnten zusammenwirken, daß man sich hilft, wo man kann, sich duldet und seine Meinungen liebevoll austauscht. Was aber hierbei für die tiefsten und innersten Herzensbedürfnisse Genügendes herauskommt, das seh' ich nicht recht ein. Man wird so oft getrennt; ich erwerbe mir neue Freunde,

[1]) Untersuchungen über das Nahrungsbedürfnis der Menschen. Neubearbeitung von Tiedemanns drittem Bande der Physiologie.

welche mir so lieb werden, wie die früheren; diese ihrerseits tun das gleiche und so entsteht ein großes Gewebe von guten und mannigfachen Charakteren, welche voneinander hören und oft eine gemeinschaftliche Sympathie haben. Aber gerade dadurch wird die Freundschaft mehr öffentlich, sozial und mich dünkt, das, was sie sein soll und am besten ist. Es mag eine Zeit gegeben haben, wo die großen leidenschaftlichen und idealen Freundschaften gerechtfertigt waren; jetzt aber, glaube ich, sind sie es nicht mehr. Unter den Männern wenigstens scheint es mir je länger je mehr unpassend zu werden, wenn zwei so etwas recht Besonderes und Exquisites unter sich haben wollen; es ist unbürgerlich und unpolitisch. Es ist schön, wenn sich Jugendfreunde ihr ganzes Leben durch so lang als möglich aufmerksam und treu bleiben, aber der innerste heiße Hunger des Herzens hat davon nichts, bei mir wenigstens nicht. In Beziehung auf Frauen ist es etwas anderes, aber auch da muß ich, wenn ich für eine einzelne eine recht hingebende Freundschaft bekommen soll, zuerst geliebt haben, oder vielmehr ich kenne hier keinen Unterschied zwischen beiden Neigungen, und das Wohlwollen, das ich für die Frauen im allgemeinen empfinde, ist durchaus keine Freundschaft, wenn sie mir auch noch so nah stehen, es ist nur Artigkeit. Zu meinem Nachteil vermisse ich leider eine gesellschaftliche Tugend, jenes unschuldige Kokettieren und Freundlichtun bei kaltem Blute, womit viele junge Leute sich sonst das Leben angenehm machen.

O je, was ist das für eine langweilige Predigt! Es ist, wie ich es überlese, doch nicht alles wahr! Aber ich kann mich jetzt nicht recht ausdrücken. Ich danke sehr für Ludwig Feuerbachs Gruß. Bei diesem Anlaß möchte ich Sie bitten, nicht so entschieden resigniert in die Zukunft zu blicken; zwei, drei nächste Jahre können solche Veränderungen und Umwälzungen in weiten wie in engeren Verhältnissen hervorbringen, daß viele Rücksichten von selbst schwinden, andere aber zur Seite zu werfen, die erste Pflicht werden kann. Es kann einen solchen Durcheinander geben, daß alles, was sich liebt, fest aneinander klammern muß, ohne daß die andern deswegen schlimmer dran sind. Nur die Halbheit hat gar keine Zukunft. Legen Sie mir dies nicht als Leichtsinn aus, ich bin eben sehr bekümmert für Sie. Leben Sie so glücklich und heiter

als möglich, Sie können es gewiß und sagen es ja selbst! Ich hoffe bald von Ihren Fortschritten in der Kunst zu hören; ob ich wohl jemals etwas von Ihnen zu sehen bekomme?

Ihr ergebenster Gottfr. Keller.

75. An Ferdinand Freiligrath

Lieber Freund!

Ich muß einen Schuß ins Blaue tun, ohne zu wissen, ob ich treffe. Ich reise nämlich gegen Ende März nach Berlin, über Köln, und möchte, im Fall Du noch in letzterer Stadt bist, Dich natürlich gern sehen, sowie Deine verehrte Frau und Deine Kinder, deren Zahl mir dato unbekannt ist. Ich habe so lange nichts mehr gehört, außer Deinem lieben roten Geschenke vom Januar 1849[1]), welches ich aber erst zu Ostern 1849 in Heidelberg erhielt, in welchem Neste ich mich seit anderthalb Jahren aufhalte. Doch will ich jetzt nichts weiter schreiben, da ich nicht weiß, ob diese Zeilen Dich finden. Also gleich zum Zweck: Sei so gut und sende mir Deine genaue Adresse, wenn Du wirklich noch in Köllen bist, damit ich mich nicht lang herumquälen muß, indem ich nur einen Tag dort zubringen kann.

Damit Du nicht etwa vermutest, ich reise als Royalist nach Berlin, um meinen Namensvetter und Landsmann[2]), den sauberen Patron, dort zu sekundieren, melde ich doch noch, daß ich des Theaters wegen hingehe, indem ich mich für einen der Messiasse halte, welche die deutsche Bühne vier Wochen lang verklären.

Auf gut Glück! Dein Gottfried Keller.

Heidelberg, den 4. März 1850.

Ich freue mich sehr, Dich wiederzusehen.

76. An Ferdinand Freiligrath

Lieber Freiligrath!

Ich bin nun doch froh, daß ich meinen Schuß probiert habe, da er mir ein so edles beleibtes Wild getroffen hat, und

[1]) „Ein Glaubensbekenntnis."

[2]) Friedrich Ludwig Keller (1799—1860), der konservative Zürcher Rechtslehrer, seit 1847 an der Universität in Berlin.

es bleibt also dabei, daß ich in einigen Tagen Dich aufsuche[1]). Das Echo meines Schusses war mir eine ganz ungewohnte und liebliche Musik, und wie, wenn man einen fetten Auerhahn geschossen hat, wohl eine Weile nach dem Schuß und Fall etwa noch eine schöne Schwungfeder aus der Luft fällt, so traf darauf Deine „Venus"[2]) nachklingend ein, gerade als ich mich mit den Gervinusschen Salbadereien über Shakespeare beschäftigte. Ein gedruckter Dank für wiederholte Gaben wird endlich hoffentlich im Laufe dieses Sommers erscheinen. So viel, was das Ausbleiben des „Grünen Henry" betrifft. Was die reiche Jüdin belangt[3]), so bin ich immer noch zu haben, und gerade eine Jüdin ist nicht so übel, nur müßte das „reich" gestrichen werden, denn ich halte es fast für das einzige zuverlässige Geniesymptom an mir, wenn ich zu zweifeln beginne, daß ich notwendig ein armer Schlucker bleiben werde. Den dritten Punkt mit der Kindstaufe betreffend, so ist der wesentlichste Gegenstand derselben da zu suchen, wo der deutsche Kaiser geblieben ist, obgleich ich nicht in Abrede stellen will, daß der fragliche Urheber mehr guten Willen zur Position und Darstellung des ersteren als des letzteren gehabt haben und vielleicht noch haben mag. Haben nun unsre großen Prosaisten nichts Erkleckliches zustande gebracht, so erfreut es mich um so mehr, aus Deinem Briefe zu ersehen, daß es den Männern der gebundenen Rede besser ergeht, und ich werde Deine zweifüßigen Verse nicht mit dem kritischen Auge des Herren V-Vischer zu Tübingen, sondern mit der eingenommenen Vorliebe eines alten Herren Vetters betrachten und bewundern. Indes

[1]) Freiligrath an Keller, 6. März 1850: „Dein Schuß ins Blaue hat gut getroffen. Das ist freilich kein Wunder, da ich täglich dicker werden soll und somit für Freund und Feind eine immer weniger zu fehlende Zielscheibe abgebe." Freiligraths Antwort an Keller steht bei W. Buchner, Ferd. Freiligrath Bd. 2 S. 229.

[2]) „Venus und Adonis", nach Shakespeare.

[3]) Freiligrath klagt in dem angeführten Briefe scherzend, daß Keller seit zwei Jahren nichts mehr von sich hören ließ: „Kein ‚Grüner Heinrich' pochte an meine Tür, um Kunde von Dir zu bringen; keine Zeitung meldete, ‚Der frischeste Dichter der jungen Schweiz' habe eine reiche Jüdin geheiratet oder wenigstens dem Reichstagsdeputierten Wilhelm Schulz [der sich inzwischen wieder verheiratet hatte], ein erstes Kind aus der Taufe gehoben."

allen Respekt vor Wilhelm Schulz; er ist wenigstens einer der wenigen Grauköpfe von Anno Tabak, welche weder Toren noch Schufte geworden sind.

Ich habe noch einen Reisegefährten, einen Schweizerstudenten, der ebenfalls nach Berlin reist. Es kommt nun darauf an, ob er sich seinerseits die Zeit in Köln vertreiben kann, in welchem Falle ich auch zwei Tage bei Euch verweilen kann; nach Düsseldorf kommt er gern mit, falls Du Zeit hast, Deinen freundlichen Vorschlag zu verwirklichen. Ob ich bei Euch freundlichen und lieben Leuten auf dem Sofa lagern werde, kommt darauf an, ob das Schiff bei Tag- oder Nachtzeit in Köln landet; denn im letzten Fall breche ich nur ungern auch in das gastfreundlichste Haus ein. Obgleich ich mich auch freue auf ein vernünftiges Wort und einigen Unsinn mit den Kindern zwischen Deinen vier Wänden, so hoffe ich doch, der Weg nach dem Kölner Dom sei von Deiner Wohnung nicht so kurz, daß wir uns nicht etwa nach einem Ruhepunkt umschauen müßten. Wir wollen mit Interesse in der wackeren Ruine herumsteigen; wenn ich mich auch um den illusorischen Inhaber des Gebäudes nicht viel kümmere, so leide ich doch noch genugsam an Germanomanie, um mich an dem leeren Hause zu freuen. Ich habe schon so manche schöne Schale ohne Kern begafft, daß diese auch noch hingehen mag. Wir könnten allenfalls über dies Thema ein Gespräch halten im Dom, wobei ich an Eduard Dullers Stelle treten würde[1]). Wir würden dabei, in angemessener Distanz voneinander, die Arme verschränken, den rechten oder den linken Fuß vorsetzen, dann den Arm ausstrecken und wieder einziehen und uns zuletzt feierlich die Hände reichen oder drohend abgehen, je nach dem Ausgange.

Ich empfehle mich Deiner verehrten Frau, der Käthe, dem Wolfgang und der Luise, je nach dem Verständnisse und der Auffassungskraft mehr oder weniger dringlich. Wenn ich Käthchen nicht mehr kenne[2]), so halte ich entschuldigend entgegen, daß sie

[1]) Freiligrath und Eduard Duller hatten 1841 beabsichtigt, ein Kölner Dombau-Album herauszugeben, dessen Ertrag dem Ausbau des Doms dienen sollte.

[2]) Freiligrath an Keller, 6. März 1850: „Käthe, die Rapperswilerin, wirst Du nicht mehr kennen."

mich wahrſcheinlich auch nicht mehr kennt. So pflegte ich in früherer Zeit, als man noch nicht daran verzweifelte, zum Lateiniſch- und Griechiſchlernen mich zu bewegen und mich desnahen vielfältig plagte, zu entgegnen, Homer habe mich auch nicht geleſen und ſei doch ein paſſabler Dichter geworden. Schon ſeit ſechs Jahren nehme ich mir jeden Monat vor Engliſch zu lernen, und jeden Monat tu' ich's nicht, und wenn Du, lieber Freiligrath, noch viele ſolche Überſetzungen zutage förderſt, wie die letzte, ſo geb' ich's am Ende auch ganz auf, denn der „Times" wegen lohnt es ſich nicht der Mühe.

Wie ich mit dem lieben Gott ſtehe[1])? Gar nicht! Ludwig Feuerbach und die Konſtitutionellen in Frankfurt nebſt einigen groben phyſiologiſchen Kenntniſſen haben mir alle luxuriöſen Träume vertrieben. Die rationelle Monarchie iſt mir in der Religion ſo widerlich geworden wie in der Politik. Was Follen dazu ſagen würde, weiß ich noch nicht, denn ich habe ihm noch nicht geſchrieben, weil er ſeit einiger Zeit nicht zu ſprechen iſt über ſolche Dinge[2]). Er hat ſich nämlich vor zwei Jahren ein altes Kaſtell gekauft, im Thurgau, namens Liebenfels, mit furchtbaren Verlieſen, Türmen, Falkenneſtern, einer Brücke u. dgl. Dazu gehören 500 Morgen Land, großenteils Wald und Moor, aus welchem er ſich beſtrebt, 100 Schweine, 30 Kühe und ca. 20 Menſchen zu füttern. Er hat ſein ganzes Vermögen hineingeſteckt und alſo genug zu tun, wenn er ſeinen beiden Edelfräulein, die wirklich recht feine Mädchen ſind, noch etwa Tuch „zur Wat" hinterlaſſen will; da kann er keine atheiſtiſchen Briefe brauchen. Er wäre im ſtande, träfen ihn ſolche am Pfluge, daß er im Zorne dieſen ſamt den ſtattlichen Ochſen in den Erdsboden hineinſchlüge. Herwegh iſt jetzt in Zürich, ſeine Frau ſoll rauchen wie ein Schornſtein.

Als ich Gott und Unſterblichkeit entſagte, glaubte ich zuerſt, ich würde ein beſſerer und ſtrengerer Menſch werden, ich bin aber weder beſſer noch ſchlechter geworden, ſondern ganz, im Guten wie im Schlimmen, der Alte geblieben und alſo auch, falls Du

[1]) Freiligrath an Keller, 6. März 1850: „Apropos — wie ſtehſt Du jetzt mit dem lieben Gott, und was macht Follenius?"

[2]) Vgl. oben S. 208 und Bd. 1 S. 134, 157.

mich so noch brauchen kannst, für Dich, lieber Freund, und gedenke es nächstens in Figura zu zeigen.

Auf Wiedersehen Dein

Gottfr. Keller.

Heidelberg, den 4. April 1850.

Ich reise nun doch allein und das am 6. (Samstags), werde in Mainz über Nacht bleiben und den andern Tag das Schnellboot besteigen.

V

Berlin

1850—1855

77. An Eduard Vieweg

Berlin, den 26. April 1850.

Hochgeehrter Herr!

Ich muß vor allem aus dringendst um Entschuldigung bitten für die lange Verzögerung einer Beantwortung Ihres geehrten Schreibens vom 6. März, und ich ersuche Ew. Wohlgeboren, die Gründe meines langen Schweigens nicht in meiner Fahrlässigkeit, sondern in einem anfänglichen Unwohlsein und später in meiner Übersiedelung von Heidelberg nach Berlin suchen zu wollen. Ich konnte Ihnen natürlich nicht eher schreiben, als bis ich zugleich wieder eine feste Adresse beifügen konnte.

Zu meinem Schrecken habe ich ersehen, daß Sie mein Manuskript[1]) nicht bequem lesen können; denn, abgesehen davon, daß ich die größte Mühe hätte, einem Kopisten meine Konzepte deutlich zu machen und ich für denselben alles doch vorher ins Reine schreiben müßte: kann ich mich auch überdies nicht leicht entschließen, auf einen ungewissen Erfolg hin eine Ausgabe zu machen, welche in Berlin nicht klein sein kann. Indessen bin ich imstande, bei gehöriger Zeitnahme, bedeutend leserlicher zu schreiben und hätte es auch bei dem schon übersandten Fragmente getan, wenn ich Kenntnis von Ihrem bedauerlichen Unfalle gehabt hätte[2]).

Ich glaube Ihnen, hochgeehrter Herr! schon geschrieben zu haben, daß mit der Reinschreibung des Ganzen (welche aus den oben angegebenen Ursachen seither auch aufgeschoben wurde) zugleich eine nochmalige Durchsicht und kleine Verbesserungen verbunden sind; da ich nun aber aus verschiedenen Gründen den sofortigen Beginn des Druckes wünschen muß, so fällt es mir

[1]) „Der grüne Heinrich."

[2]) Vieweg war bei einem Volksauflaufe des Jahres 1848 gefährlich am Auge verwundet worden, wodurch die Sehkraft sehr gelitten hatte.

ebenfalls schwer, diesen bis nach Vollendung des ganzen Manuskriptes aufgeschoben zu wissen, während ich mit demselben in Ablieferung größerer Partieen Schritt halten könnte. Ich will aber, damit Sie sich vielleicht doch entschließen können, die Sache zu übernehmen ohne Lektüre des Ganzen, nicht unterlassen, hier eine Übersicht der Intention und des Planes beizufügen.

Die Moral meines Buches ist: daß derjenige, dem es nicht gelingt, die Verhältnisse seiner Person und seiner Familie in sicherer Ordnung zu erhalten, auch unbefähigt ist, im bürgerlichen Leben seine wirksame Stellung einzunehmen. Die Schuld kann in vielen Fällen an der Gesellschaft und am Staate selbst liegen, und alsdann wäre freilich der Stoff derjenige eines sozialistischen Tendenzbuches. Im gegebenen Falle aber liegt sie größtenteils im Charakter und dem besonderen Geschicke des Helden und bedingt hierdurch eine mehr ethische Bedeutung des Romanes. Unternehmung und Ausführung desselben sind nun nicht etwa das Resultat eines bloß theoretischen, tendenziösen Vorsatzes, sondern die Frucht eigenster Anschauung und leider teilweiser Erfahrung. Ich habe noch nie etwas produziert, was nicht den Anstoß aus meinem äußeren oder inneren Leben dazu empfangen hat, und werde es auch ferner so machen; daher kommt es, daß ich nur wenig schreibe, und wirklich weiß ich gegenwärtig nicht zu sagen, ob ich je noch einen Roman schreiben werde. Einige Novellen ausgenommen, habe ich für die Zukunft ausschließlich dramatische Versuche im Auge.

Mein Held ist ein talent- und lebensvoller junger Mensch, welcher, für alles Gute und Schöne schwärmend, in die Welt hinauszieht, um sich sein Schicksal, sein künftiges Lebensglück zu begründen. Er sieht alles mit offenen klaren Augen an und gerät als ein liebenswürdiger lebensfroher Geselle unter allerlei Leute, schließt Freundschaften, welche seinem Charakterbilde zur Ergänzung dienen und berechtigt zu großen Hoffnungen. Als aber die Zeit naht, wo er sich in ein festes geregeltes Handeln, in praktische Tätigkeit und Selbstbeherrschung finden soll, da fehlt ihm dieses alles. Es bleibt bei den schönen Worten, einem abenteuerlichen Vegetieren, bei einem passiven ungeschickten Umhertreiben. Er bringt dadurch sich und seine Angehörigen in äußerstes Elend, während minder begabte, aber praktische Naturen aus

seiner Umgebung, die unter ihm standen, reüssieren und ihm über den Kopf wachsen. Er gerät in die abenteuerlichste traurigste Lage, abgeschnitten von den Seinigen und ganz verlassen. Da wendet sich sein Schicksal plötzlich günstiger; er findet Glück und einen Kreis edler Menschen, erholt sich, befestigt seine Grundsätze und betritt eine neue reinere Lebensbahn, auf welcher ihm ein schönes Ziel winkt. So rafft er sich zusammen, eilt mit goldenen Hoffnungen in seine Heimat, um seine alte Mutter aufzusuchen, von welcher er seit geraumer Zeit nichts mehr gehört hat, so wenig als sie von ihm. Er stößt vor den Toren seiner Vaterstadt auf ihr Leichenbegängnis, mischt sich unter die Begleiter auf den Kirchhof und hört mit an, wie der Pfarrer den Tod der verarmten und verlassenen Frau ihrem ungeratenen, in der Ferne weilenden Sohne beimißt.

Da er im Grunde ein ehrenhafter und nobler Charakter ist, so wird es ihm nun unmöglich, auf den Trümmern des von ihm zerstörten Familienlebens eine glückliche wirkungsreiche Stellung im bürgerlichen Leben einzunehmen. Das Band, das ihn nach rückwärts an die Menschheit knüpft, scheint ihm blutig und frevelhaft abgeschnitten, und er kann deswegen auch das lose halbe Ende desselben, das nach vorwärts führt, nicht in die Hände fassen, und dies führt auch seinen Tod herbei. Dieser wird dadurch noch tragischer, daß ein gesundes schönes Liebesverhältnis gebrochen wird, welches ihm nach früheren krankhaften Liebesgeschichten aufgegangen war. Ein Nebenzug in seinem Charakter ist eine gewisse aufgeklärte, rationelle Religiosität, eine nebulose Schwärmerei, welche darauf hinausläuft, daß in einem unberechtigten Vertrauen auf einen Gott, an den man nur halb glaubt, von demselben genialerweise die Lösung aller Wirren und ein vom Himmel fallendes Glück erwartet wird. Nach dieser Seite hin ist die Moral des Buches das Sprichwort: Hilf dir selbst, so hilft dir Gott! und daß es gesünder ist, nichts zu hoffen und das Mögliche zu schaffen, als zu schwärmen und nichts zu tun.

Da, wie schon gesagt, der Roman ein Produkt der Erfahrung ist, ausgenommen die unglückliche Katastrophe am Schlusse, so glaube ich mir schmeicheln zu können, daß es kein fades Tendenzbuch sein wird. Es ist wohl keine Seite darin, welche nicht gelebt und empfunden worden ist.

Was Ihre Ansicht über das hohe Honorar betrifft, welches ich mir vorzuschlagen erlaube, so weiß ich in der Tat nicht recht, was ich, ohne unbescheiden zu sein, darauf erwidern soll; denn ich kann mich doch nicht selbst als ein Genie herausstreichen, dessen Werk gleich bei seinem Erscheinen großes Aufsehen erregen werde. Ich habe vor schon vier Jahren sechzig Louisdor für ein kleines Bändchen Gedichte empfangen, welche bei Herrn Anton Winter in Heidelberg erschienen sind, ohne mein eigenes Dazutun, indem Freunde und Gönner die Sache für mich abmachten. Seither habe ich für Kleinigkeiten, die ich da oder dort etwa einrücken ließ, verhältnismäßig noch mehr erhalten. Auch glaube ich, daß ich, obgleich ich nicht alle Wochen in den Zeitungen stehe, meines langen Schweigens wegen, doch zu der besseren literarischen Gesellschaft gehöre, und habe auch solche Freunde und Verbindungen, welche meinem Buche bei seinem Erscheinen eine durchaus anständige Aufnahme sichern. Ferner sehe ich nicht ein, warum ich allein, wenn ich endlich etwas fertig habe, dabei nichts verdienen soll, während ich täglich gewahre, daß rings um mich Leute, welche das Handwerk vielleicht mit weniger Beruf und weniger gewissenhaft betreiben, ebensoviel und mehr mit Leichtigkeit sich zueignen, als ich verlange. Überdies wird mein Buch seit geraumer Zeit von vielen erwartet, welche darum wissen, und auch glaube ich, daß dasselbe ziemlich neu und, obgleich es sich an keine Tagesereignisse knüpft, dennoch zeitgemäß sein dürfte. Ich weiß wohl, daß mit allem diesem dem Geschäftsmanne, welcher sicher gehen will, nicht viel geholfen ist; ich muß ....

78. An Ferdinand Freiligrath

Motto:
Es steht ein Wirtshaus an dem Rhein,
Da kehren alle Fuhrleut ein,
Frau Wirtin sitzt am Ofen,
Fuhrleut' sitzen um den Tisch —
Der Maitrank war jedoch gut.

Berlin, den 30. April 1850.

Lieber Freiligrat (nach Platen und Herweg streich' ich das h)!

Da Ihr wahrscheinlich bald Euren Wohnsitz ändern werdet, so will ich mich beeilen, einige Nachricht von mir zu geben, damit wenigstens die Adressen in gegenseitigem Besitze bleiben. Denn

ſonſt weiß ich von mir wahrlich nicht viel zu ſchreiben. Die Lewald war den Abend vor meiner Ankunft verreiſt und wird erſt im Oktober zurückkommen; ich konnte alſo weder das bewußte mörderiſche oder ophthalmologiſche Experiment vornehmen noch durch ſie in die Pforten des hieſigen ſozialen und literariſchen Himmels eingehen, und bis jetzt habe ich noch keine literariſche Laus hier geſehen. Werde nun aber doch den Harnwagen von Enſe aufſuchen und mich beſcheiden hinten aufſetzen, denn jemand muß man doch kennen, ſonſt hätte ich mein Stipendium bei meinem Konrad Meyer in Bülach[1]) verzehren können.

Ich habe die Tage bis jetzt benutzt, die Stadt in ihren materiellen und räumlichen Eigenſchaften zu ſtudieren, wo und wie man am beſten ißt, trinkt ꝛc.; habe das Budget gemacht und mich ganz artig einlogiert. Ich wohne Mohrenſtraße Nr. 6, drei Treppen bei einem Maler, namens Arndt, welcher den Schreiber meines Paſſes ſehr notwendig hätte, wenn er von einem gewiſſen Bewohner des „Europäiſchen Hofes“ in Düſſeldorf unterſchieden ſein will. Ich habe ein ſchönes Eckzimmer, von welchem aus ich drei Straßen beherrſche, glaube aber nicht, daß ich die ganze Zeit hier bleiben kann, da die Wirtsleute entſetzlich dumm und unbeholfen ſind.

Die Düſſeldorfer haben mich nach Deiner Abreiſe noch mit Maitrank getötet, und ich bin erſt in Berlin wieder lebendig geworden. Nun bin ich ein Muſter von Nüchternheit und Melancholie, eſſe weltſchmerzlichen Apfelkuchen neben leſenden Blauſtrümpfen und gehe um neun Uhr ins Bett. Die Konſtabler haben mich ſehr auf dem Korn und halten mich für einen Wühler. Am erſten Tag kam ich im Fremdenblatt als Kunſtmaler, und nachher, nachdem ich auf der Polizei weitläufig meine Tendenz und Exiſtenz auseinandergeſetzt hatte, als: Staatsſtipendiat aus Zürich, was mir Spott und Hohn vonſeiten meiner hieſigen Landsleute zuzog. Ich bemerke ſoeben, daß ich ein leeres Blatt überhupft habe und bitte den Reſt des Briefes nebenan zu ſuchen, weil ich das dieſſeitige Endchen für die Siegelung freilaſſen muß. Dies iſt der Schluß:

---

[1]) Über ihn vgl. Bd. 1 S. 162 f.

Ich hoffe, daß Deine liebe Familie sämtlich wohlauf ist, von Deiner verehrten Frau, welcher ich mich dankbarst empfehle, bis zur Luise herunter, einschließlich des Fuhrmanns[1]), welchem ein guter Engel ferner das rechte Geleise durch den Urwald der väterlichen Erziehungsmethode hindurch zeigen möge, und der Käthe, welche sich von selbst rauchen wird. Werden Deine übrigen Verse bald gedruckt? In einem künftigen Briefe hoffe ich Vernünftiges schreiben und melden zu können und bitte ungeachtet dieses Lumpenbriefes um ein gefälligstes Lebenszeichen, wenigstens die neue Adresse.

Euer ergebener
Gottfried Keller
Mohrenstraße 6/3 links.

79. An Hermann Hettner

Berlin, den 29. Mai 1850.

Verehrtester Herr und Freund!

Wer ernten will, muß erst säen! Desnahen sehe ich mich gezwungen, endlich die Feder zu ergreifen, wenn ich Nachricht und freundliches Wort aus einer mir sehr lieb gewordenen Landschaft und einigen von mir hochgehaltenen Insassen derselben erhalten will. Doch denken Sie nicht, lieber Hettner, daß dies Säen ein saures Geschäft des Eigennutzes für mich sei; sondern genehmigen Sie allerfreundlichst die Versicherung, daß es ein wahres Labsal und ein Ersatz für manche der in Ihrem Hause plauderhaft zugebrachten Stunden zu sein versucht werden soll. Vielleicht finde ich auch im Verlaufe des Briefes Gelegenheit, etwas von dem süßen Salze unschuldiger Verleumdung beizumischen, um die Illusion so vollständig als möglich zu machen, und es würde mich beglücken, dürfte ich annehmen, daß Ihre verehrte Frau Gemahlin noch mit eben der schweigsamen und nachsichtsvollen Geduld unser kritisches Geplauder hingehen läßt, wie in jenen vertraulichen Konventikeln auf Ihrer Stube.

Ich bin also in Berlin. Meine erste Tat in dieser Stadt war, daß ich für die Bekanntschaft der Fanny Lewald um e i n e n Tag zu spät kam. Ich fand zwar noch eine Weibsperson vor,

[1]) So nannte man den kleinen Wolfgang Freiligrath; W. Buchner 2, S. 264.

welche sagte, sie würde ihr Briefe nachschicken; ich gab derselbigen meinen Brief ab, unterließ aber aus purer momentaner Dummheit, die drei Taler beizufügen. Man sagte, Fräulein Lewald werde bis zum Oktober wieder erscheinen und da ich dann jedenfalls hier bin, so werde ich das Geld bis dahin behalten, im Falle Sie nichts anderes inzwischen verfügen. Ich hatte nun, wollte ich in Berlin in literarische Kreise kommen, keinen anderen Weg, als zu Varnhagen zu gehen und zu sehen, ob er sich meiner noch erinnerte. Bis jetzt bin ich aber — nicht gegangen, und es hat sich der Eigensinn in mir festgesetzt, den Sommer über ganz still und unbekannt zu bleiben; auch denke ich, Varnhagen werde nun ebenfalls verreist sein. So beschränkt sich also mein Umgang auf das abendliche Zusammensein mit studierenden Schweizern und — preußischen Leutnants! nämlich in der Armee dienenden Neuenburgern höchst aristokratischen Aussehens, welche aber trotzdem gute Kinder, artige Gesellschafter und patriotische Landsleute sind. Sonst befinde ich mich insofern wohl hier, als man ungestört und anhaltend für sich sein und arbeiten kann, der großen Einsamkeit wegen in der großen Stadt; und ist man müde, so findet man, auch wenn man allein ist, außer dem Hause bald Zerstreuung. Ich wohne sehr angenehm in einem Eckhause der Mohrenstraße, dicht neben der Dreifaltigkeitskirche, auf welcher es im Anfange des Romanes „Prinz Louis Ferdinand“[1]) sieben Uhr schlägt. Gegen Osten ragt das Dach des Schauspielhauses über die Häuser empor und das auf seinem westlichen Giebel stehende Flügelpferd, das mit dem Vorderfuße scharrt, scheint mir manchmal auf italienische Weise freundlich zuzuwinken; indessen kehrt mir Apollo, auf dem östlichen Giebel, den Rücken zu, und *er* hat doch den Kranz in Händen! Eine zweifelhafte Konstellation. Soll ich mich umquartieren und unter seinen Augen wohnen? Dann vernachlässige ich den Gaul, welcher mich einzuladen scheint, hinter dem Rücken des Gottes aufzusitzen. Ich will mich an Herrn Rötscher[2]) wenden.

Was das Theater betrifft, so bin ich erstaunt und erschreckt über die Art, wie das geschriebene Wort des Dichters in *Berlin*,

[1]) Von Fanny Lewald.

[2]) Den Dramaturgen.

nachdem die deutsche Kritik über ein halbes Jahrhundert gewütet hat, mißverstanden oder beliebig aufgefaßt wird, und wie an einer Anstalt, wie das hiesige Hoftheater, neben einigen routinierten, gut zu nennenden Personen die vollendetsten Stümper existieren können. Nur einige Beispiele. Im „Hamlet" werden gerade diejenigen Szenen gestrichen, welche seine Unentschlossenheit, Tatlosigkeit, kurz den eigentlichen Angelpunkt des Stückes am deutlichsten darstellen, z. B. wo Hamlet dem tatenfrohen Fortinbras gegenüber sich die erschütternden Vorwürfe macht. Der Schauspieler selbst gibt den Hamlet zu lebendig und unklar geräuschvoll, so daß man, alles zusammengenommen, gegen den Schluß das Pathos und Tragische gar nicht motiviert findet, wenn man das Stück nicht sonst studiert hat. In Hebbels „Maria Magdalena" spielt der Tischlermeister in seiner Art vortrefflich, aber für die Rolle viel zu bewegt und bunt, der Sohn Karl erscheint als ein roher Lump aus irgend einer Wienerposse, während man ihm doch deutlich den, wenn auch leichtsinnigen, Sohn aus einem guten Hause und besonders das Schoßkind einer guten vortrefflichen Hausfrau in Kleidung und Benehmen noch ansehen sollte.

Solche oberflächliche krasse Auffassung stört mich peinlich; zu was dienen die Hunderte von Theaterzeitungen, die Jahrbücher, die Monographieen, all das endlose Gewäsche, wenn nicht einmal die einfachsten wichtigsten Grundsätze und Typen unverletzlich festgestellt werden können? Und welch blindem Ungefähr ist das Schicksal eines Produktes preisgegeben! Um so ärgerlicher, wenn man bedenkt, daß die Schauspieler nur durch die wohlverstandenen schönen Worte des Dichters ihre Triumphe feiern können, und daß sie trotz des besten Spieles immer nur dann zum Beifallssturme hinreißen, wenigstens den großen Haufen, wenn der Text recht schön und imponierend ist. Indessen, um nicht ungerecht zu sein, liegt wieder ein großer Trost darin, daß vieles, was in trockener Laune geschrieben wurde, durch die lebendige Darstellung einen Eindruck macht, den man nie geahnt hätte. Diese meine Bemerkungen scheinen nach dichterischem Egoismus zu riechen, der die Schauspieler nur als ein Mittel betrachtet, wie es diese oft mit uns umgekehrt zu halten pflegen. Ich bin aber von dieser

Schnödheit frei und möchte jedesmal den Kerlen, beſonders aber den Damen, um den Hals fallen, wenn ſie recht gut und verſtändig geſpielt haben. Nur verlange ich, daß ſie originell und urſprünglich ſeien und mir mein Werk in einem neuen Leben, gleichſam einer zweiten Natur wieder vorführen, damit ich in ihnen eine andere ſelbſtändige Kraft achten und ehren kann. Diejenigen aber, welche die Glanzſtellen eines Stückes nur dazu benutzen, durch abgedroſchene Mittel und Effektmacherei momentane wohlfeile Siege unter den Eſeln zu erringen, ſind mir zuwider, wie ſchlechter Tabak. Es ſind dieſes alte Geſchichten; ich muß aber alles neu und von vornherein erleben. Den „Robespierre“[1]) habe ich in Frankfurt geſehen und muß leider auch mit ſeinen Feinden ſchreien. Obgleich vortreffliche Szenen darin ſind, ſo kann ich einem Drama doch keine große Bedeutung beilegen, wenn jede Szene mit vorgeſchriebenen Pointen und bonmots ſchließt. Es iſt eine Frucht der Lektüre von Lamartines „Girondiſten“, ſo kam es mir wenigſtens von Anfang an gleich vor, und dazu braucht es meines Erachtens keinen dramatiſchen Meſſias. Die hohe vielgerühmte Unparteilichkeit des Gedichtes reduziert ſich auf eine unklare Zuſammenſtellung von allbekannten Expektorationen, Phraſen und Fakta. Die Helden verkünden zwar ohne Widerſpruch ihre ſchönen Grundſätze, aber man ſieht nirgends, wie ſie dazu gelangen; das Volk erſcheint durchaus niedrig und lächerlich; und das iſt nicht nur kleinlich von Herrn Griepenkerl, ſondern auch gemein und unwahr. Robespierre ſelbſt iſt eine konfuſe Erſcheinung, in deren inneren Lebensprozeß nur einige ſchwache Blicke vergönnt ſind. Beſſer angelegt iſt Danton, welcher ſehr dankbar iſt für eine energiſche Effektrolle; wenn nur nicht der erwähnte fatale Umſtand da wäre, daß er immer mit einem längſt gedruckten Witze abgeht. Die klaſſiſchen Phraſen eines Shakeſpeare, Goethe, Schiller, welche tauſend Büchern zum Motto dienen, wurden nicht aus Chroniken und Memoiren abgeſchrieben, ſondern ſelbſt gemacht. Ich weiß wohl, daß bei der zeitlichen Nähe und Bedeutung der franzöſiſchen Revolution jene Pointen nicht zu überſehen waren, aber es iſt halt ein fataler Umſtand für die Wertbeſtimmung des Dichters. Eine Moral,

[1]) Von Griepenkerl.

ein fabula docet, hat das Gedicht gar nicht, wenn nicht etwa die Herabsetzung des Volkes eine solche sein soll. Die gelungenste Gestalt ist weitaus der alte Vadier und wirklich der besten Umgebung würdig, die man sich denken kann, besonders da, wo er mit Stroh bekränzt an dem Festzuge erscheint, um Robespierre und sein höchstes Wesen lächerlich zu machen. Dieser Charakter, sowie mehrere Szenen, z. B. ein Bankett, wo Danton und Robespierre sich als Todfeinde erkennen, oder Robespierre in der alten Königsgruft, wo ein uralter Mönch, der Hüter dieser Gräber, weder von der Revolution noch von dem gewaltigen Robespierre ein Sterbenswörtchen weiß, sind vom besten Stoffe und machen einen zweifelhaft. Wenn nur Griepenkerl ein junger Mensch und nicht so ein alter Sünder und Professor wäre, so ließen sich die schönsten Hoffnungen schöpfen.

Auerbachs „Hofer“[1]) habe ich auf der Reise gekauft und gelesen. Wenn ein politischer Kretin eine dramatische Gestalt ist, so ist es dieser Hofer auf jeden Fall. Mißverstehen Sie mich nicht. Höchst dramatisch und tragisch *muß* der Konflikt sein zwischen dem sich opfernden betrogenen Volkshelden und der falschen elenden Dynastie, und auch gewiß bedeutungsvoll und zeitgemäß; in dieser Hinsicht ist Auerbachs Intention durchaus zu anerkennen und zu loben. Nur müßte der Held auch etwas sagen, etwas handeln, kurz uns ein wenig unterhalten. Ein Mensch aber, welcher nie das Maul auftut, als nur dann und wann zu sagen: „Mein Koaser“! und dann wieder still ist und sich zuletzt erschießen läßt, der ist in meinen Augen kein tauglicher Mitspieler in einer Haupt- und Staatsaktion. Meines Erachtens liegt die Schuld hierin an einem affektierten Haschen Auerbachs nach schlagender Lakonik, Naivetät oder weiß der Teufel was, und es ist schmählich mißlungen. Mit anerkennenswertem Freimut hat er den Erzherzog Johann zu einem Schuft gestempelt; wenn aber, wie ich höre, und ich kenne die Geschichte nicht genug, um selbst zu urteilen, wenn die Verhältnisse unwahr und entstellt wären und Johann dazumal entschieden gegen den Hof gewesen ist, so wäre es von Auerbach doch etwas willkürlich und gewissenlos gegenüber einer lebendigen Person, die das Bewußtsein vom Gegenteil in der

[1]) „Andre Hofer“ (1850).

Brust hat. Daneben hat es genug wunderhübsche Sachen in dem Buche; das Verhältnis zwischen den beiden zerfallenen Gatten ist von wahrhaft antiker Größe, wenigstens die Frau.

Von Auerbach bin ich überzeugt, daß er meisterhafte Dramen schreiben wird, wenn er nicht zu hochmütig und zu borniert ist, die Ökonomie der Bühne und die Forderungen des schaulustigen Volkes sowohl, als die hundertjährigen Erfahrungen und Entwicklungen der Theaterwelt und ihrer Kritik zu beachten und seinen souveränen persönlichen Einfällen *überzustellen*. Leider scheint mir das ganze sichere und naive Auftreten mit diesem dramatisch ziemlich übel eingerichteten Stücke eher darauf hinzuweisen, daß er einstweilen sich an keine allgemeinen Erfahrungen und Errungenschaften zu halten gedenkt. Es wäre jammerschade, wenn seine reiche und tiefe Herzens- und Menschenkenntnis, sein starkes Gemüt durch Eigensinn für die Bühne verloren gehen und es nur einer Birch-Pfeiffer gelingen sollte, aus seinem Reichtume Nutzen zu ziehen[1]).

Bei der Aufführung der „Maria Magdalena" habe ich entdeckt, was ich früher übersehen habe, daß auch dies Stück noch gewaltig am Schicksal und Zufall laboriert[2]). Gleich anfangs die Geschichte mit dem Grab, in welches die Frau ihren Strauß wirft, und nachher die Katastrophe, welche eigentlich nur durch den Zufall herbeigeführt wird, daß der Sekretär in der Eile vergißt, der Klara zu sagen, er wolle sie dennoch heiraten, und er sie also in dem Wahne läßt, auch diese letzte Hoffnung sei gestorben. So schön nun das Hereinziehen dieses ersten Geliebten in die Entwicklung ist, so wohltuend für die Bühnengerechtigkeit sein Koramieren des Leonhard, so peinlich ist es, das arme Kind lediglich an diesem Irrtum und nicht an der inneren Notwendigkeit sterben zu sehen. Indessen ist Hebbel dadurch zu entschuldigen, daß der Fehler eigentlich nur ein embarras de richesse ist, indem ohne die Wiederkunft des Sekretärs die Katastrophe schon motiviert und unvermeidlich gewesen wäre, es also auch nicht Verlegenheit und

[1]) Charlotte Birch-Pfeiffer dramatisierte Auerbachs „Frau Professorin" in „Dorf und Stadt" (1848).

[2]) Gegen die Verwendung des Schicksals und Zufalls im Drama äußert sich Hettner, Das mod. Drama S. 111 ff.

Gedankenarmut ist, welche den leidigen Zufall veranlaßt. Wir haben in Mannheim bei der „Deborah“[1]) das Unglück gänzlich durch ein kleinliches zufälliges Mißverständnis hereinbrechen gesehen[2]), und nun höre ich auch, daß in einem neuen Trauerspiel, das jetzt gepriesen wird, dem „Erbförster“ von Otto Ludwig, die Katastrophe ebenfalls durch einen Zufall herbeigeführt wird[3]). Woher kommt es, daß alle diese entschiedenen Talente an diesem wichtigsten Punkte scheitern und in einer Art geistiger Faulheit stecken bleiben? Entweder glaube ich, es ist die verkünstelte und gesuchte Wahl des Stoffes, welche sie auf das Eis führt — oder sie legen zuviel Gewicht auf das Gelingen der Sprache und Szenerie, ein Gelingen, welches wie andere poetische Formen, nach und nach zum Gemeingut und von den Inhabern zu hoch angeschlagen wird. Wir haben erlebt, daß ein lyrisches Gedicht, dessen Bilder und Wendungen vor zwanzig Jahren den Verfasser berühmt machten, jetzt kaum gelesen wird; ich denke, es wird auch mit dem Drama so gehen. —

Ich benutze jetzt die Nächte, mich mit Fanny Lewalds Arbeiten näher zu befreunden. Wenn man den Roman das moderne Epos nennt, so hat sie allerdings das Recht gehabt, mit dem Tode des Helden abzubrechen. Dann hätte sie aber auch dem Gedichte[4]) mehr epische Breite geben sollen, weniger dilettantische Geschichtschreibung und mehr B e schreibung und Poesie hineinlegen sollen. Die Lewald hat einen scharfen Verstand, aber wenig Phantasie und Wärme. Sie läßt uns zu wenig allein in den Verkehr und Haushalt ihrer Personen hineinsehen. Ich möchte sagen, daß es eine angenommene gelehrte Vornehmheit ist, welche sie von einem liebevollen freudigen Ausarbeiten und Ausfüllen ihrer Schriften abhält und sich mehr einem kalten Räsonnement hingeben läßt in flüchtigen Umrissen, welche sie mehr als eine femme spirituelle, als eine Dichterin erscheinen läßt. Wenn ich ein Gedicht lese, so will ich mich sättigen an der Begeisterung und Phantasie, am technischen und musikalischen

[1]) Von Mosenthal.
[2]) Vgl. Hettner, Das mod. Drama S. 123 f.
[3]) Vgl. Hettner, Das mod. Drama S. 114 f., 124 f.
[4]) „Prinz Louis Ferdinand.“

Genie des Verfassers und nicht immer hinweggetrieben werden, wenn eine interessante Situation kaum angegeben ist. Ich wünschte sehnlich, daß die Lewald weniger Bücher, aber die wenigen voller und üppiger schreiben würde. Wenn ihr die damalige Gesellschaft der Schlegel, Gentz, Unzelmann usf. objektiv war und sie beabsichtigte, dieselbe recht in ein ungünstiges Licht zu stellen, so ist ihr dieses meisterhaft gelungen; denn nicht bald hat mich etwas so angewidert als der Verkehr jener Menschen, und ich bedaure, das schöne Bild Rahels darunter stecken zu sehen.

Übrigens achte ich Lewalds Energie und männliche Erfahrungsgabe, sowie ihre Tendenz sehr hoch. Doch klatsche und krittle ich ohne Ende drauflos, ohne zu bedenken, daß mein eigenes Examen vor der Türe steht, und daß ich allen Grund habe, mit Demut und Bescheidenheit umherzugehen. Mit Vieweg bin ich jetzt im Reinen; er hat zwar das Manuskript nicht gelesen, ist aber über mein Exposé[1]) entzückt und fängt nun an zu drucken. Gebe der Himmel, daß ich das Exposé nicht zu schön gemacht habe, es macht mir angst. Er ist ganz vergnügt, hat mir sogar vorläufige Zahlungen angeboten und will nun auch meine Gedichte unversehens doch drucken, so daß ich also auch annehmen kann, er werde die dramatischen Sachen auch nehmen. Den Roman will er spekulationshalber erst im Oktober versenden, jedoch will ich dafür sorgen, daß ich Ihnen vorher die Aushängebogen schicken kann. Ich sehe erst jetzt ein, daß ich ihm doch vielleicht zu viel gefordert habe, und wünsche nur, daß die Sache gut abläuft und er nicht petschiert ist.

Meine wunderliche Tragödie[2]) muß noch ein wenig theatralische Färbung bekommen; ich glaube nicht gegen die Natur eines Trauerspiels zu sündigen, wenn ich in den ersten Akten einige Heiterkeit hineinbringe, und halte mich manchen Kritikern zum Trotze an Shakespeare hierin. Wie der Humor oft auf dem dunklen Grunde der größten Trauer seine lieblichsten Blüten treibt, nach allbekannter Erfahrung, so darf, oder *muß* vielleicht sogar die Tragödie im *ganzen* und allgemeinen diesen Charakterzug beibehalten und zwar nicht nur in humoristischen

[1]) Brief 77.

[2]) „Therese".

oder ironischen Auslassungen der einzelnen Personen, sondern an rechter Stelle in lustspielartiger Wendung ganzer Szenen. Doch genug hierüber! Weiß ich doch nicht bei meiner geringen Belesenheit, ob alles, was ich vorbringen kann, nicht schon besser und gründlicher besprochen ist.

Den versprochenen Aufsatz über die Berliner Ausstellung habe ich nicht geschrieben. Die Ausstellung ist ein solcher Ausdruck einer inneren geistigen Armut und Bettelhaftigkeit der jetzigen Staffeleikunst, daß nichts zu sagen war, als etwa über diese Armut selbst. Und dazu fühlte ich mich nicht aufgelegt, da ich mich nun lieber der positiven Beschäftigung zuwende. Freilich ist auch nicht viel gesandt worden von außen her. Aus Frankreich und England gar nichts, von München und Wien zwei oder drei Bilder, und selbst aus Düsseldorf wenig. Die glänzendste Repräsentation genoß die vornehme Porträtmalerei in gut gemalten Bildnissen von Fürsten, Adeligen, Diplomaten und eleganten Damen. Selbst die guten Landschaften übersteigen nicht ein halbes Dutzend, gute Genrebilder bringen es nicht einmal so hoch und doch zählt die Ausstellung 1300 Nummern! Die biblische Geschichte war in großen Dimensionen von nicht talentlosen Leuten vorgeführt, aber ebenfalls mit einem solchen Mangel an Energie und Lebensfrische, daß Ihr in Ihrem Buche über die romantische Schule ausgesprochener Satz[1]) in diesen Sälen seine Bestätigung leider nicht findet. Und doch liegt Wahrheit darin, besonders wenn man noch die Mythologie in weitestem Sinne herbeizieht. Ich fühlte dieses, als ich jüngst von einem Bilde Rahls in München[2]) las. Ohne es zu sehen, kann ich mir lebhaft vorstellen, wie der Künstler den uralten Stoff aufgriff lediglich als Mittel, ein Stück gewaltigen schönen Natur- und Sinnenlebens und einen namenlosen Moment begeisterter Stimmung mit einem legitimen Namen und Laufpaß zu versehen. — Ich war sehr lustig am Rhein, Freiligrath kam [mit] mir nach Düsseldorf, wo drei Tage lang schwer Maitrank getrunken wurde.

[1]) S. 201. Die Historienmalerei werde immer gut tun, sich an die alttestamentlichen Gestalten zu halten, vorausgesetzt, daß sie diese in freiem, wahrhaft historischem Stil behandle.

[2]) Wohl Arion.

Jetzt bin ich aber gänzlich ausgenüchtert und die nordiſche Mäßigkeit iſt mir ſehr willkommen für meine Zwecke. Freiligrath iſt ganz abſorbiert durch politiſche Umgebung und Geſchäfte und klagt über gänzliche Verlaſſenheit in literariſchen Dingen. Beſonders tat er's, als wir zuſammen Ihr Buch beſprachen und ich ſagte, daß ich das Vergnügen hätte, Sie näher zu kennen. Dabei nahm ich mir vor, Sie recht feſt beim Rockzipfel zu halten, lieber Herr Doktor! Wollen Sie wohl die Güte haben, mir gelegentlich ein paar Zeilen zukommen zu laſſen? Hoffentlich befindet ſich alles, was Ihnen lieb iſt, alſo auch auf jeden Fall Sie ſelbſt, wohlauf! Dieſes verlange ich auch in gerechter Erwartung vom Kappſchen Hauſe, in welchem mich indeſſen recht herzlich zu empfehlen ich Sie erſuche, ſowie Herrn Moleſchotts. Sagen Sie Herrn Kapps, daß ich bei dieſem ſchönen Wetter oft das Heimweh nach ihrem Garten und dem Heiligenberge empfände. Ich ſollte auch an die Johanna und an Fries[1]) ſchreiben, fürchte aber, beide kunſtbefliſſene Kinder Gottes ſeien irgendwo im Gebirge, und wäre Ihnen verbunden, wenn Sie mir in Ihrem gelegentlichen Briefchen hierüber Nachricht geben könnten. Empfehlen Sie mich insbeſondere Frau Hettner und bitten Sie wohldieſelbe, die Erinnerung an mich freundlicher ſein zu laſſen, als der Eindruck meiner kleinen ſtruppigen Perſonnage ſein mag.

Ihr ergebenſter Gottfried Keller.
Mohrenſtraße Nr. 6, 3 Treppen links.

80. An die Mutter

Berlin, den 12. Juni 1850.

Liebe Mutter!

Ihr wißt gewiß zu Hauſe nicht mehr, was Ihr von meinem langen Stillſchweigen denken müßt, und mir ſelbſt iſt es unmöglich, länger ohne Nachricht von den Meinigen zu bleiben; es iſt mir oft angſt, dies oder jenes möchte in der Zeit vorgefallen ſein, und ich denke immerwährend an Euch. Ich hatte mir vorgenommen, nicht mehr zu ſchreiben, bis ich zugleich Geld ſchicken könnte, weil ich es ſo oft verſprochen habe; allein immer

[1]) Bd. 1 S. 190.

neue Hindernisse traten ein. Ich mußte noch den ganzen Winter in Heidelberg bleiben und bin erst im April nach Berlin gekommen. Mit den Buchhändlern habe ich die Teufelsnot gehabt und wurde immer zum Narren gehalten, indem dieselben wohl meine Sachen drucken, aber bei der schlechten Zeit am Ende kein Geld hergeben wollten. Ich habe nun endlich mit dem Braunschweiger eine feste Verbindung angeknüpft; er druckt alles von mir und wird mich ordentlich bezahlen. Ich habe auch schon 150 Gulden von ihm erhalten, dieselben aber selbst gebraucht, da ich von meinem Regierungsgeld nicht mehr viel nach Berlin gebracht habe. Er hat mir aber nun regelmäßige Zahlungen zu machen, einstweilen bis auf 800—1000 Gulden, und für die Zukunft, wenigstens die nächsten Jahre, habe ich einen ordentlichen Verdienst in Aussicht. Sobald wieder einmal einige Sachen von mir in die Welt kommen, so geht es besser, und mein Aufenthalt in Berlin ist mir sehr nützlich dafür. Sobald es mir irgend möglich ist, werde ich Geld schicken, jedoch kann es immer noch sechs bis acht Wochen gehen. Ich fürchte, daß Du, liebe Mutter, von meinen Gläubigern viel Unannehmlichkeiten gehabt hast und selbst in große Verlegenheit gekommen bist; da es aber leider nun einmal so lange ging, so wirst Du es vielleicht auch noch eine kurze Zeit machen können. Doch bitte ich, auf jeden Fall mir sogleich zu schreiben, wie alles steht. Wenn Du nicht schon so alt wärest, so würde ich mich nicht viel kümmern, denn was die äußeren Umstände, die Existenz betrifft, so weiß ich gewiß, daß ich mich noch herausbeißen werde, und meine Schulden sind gar nicht wichtig. Aber es quält mich immer, daß Du in der Zeit Dich abkasteiest und alles entbehren mußt, besonders da ich weiß, daß Du noch unnötigerweise Dir alles schwer machst. Was Regula schon für mich getan und entbehrt hat, hoffe ich schon noch gut machen zu können. Doch hoffe ich, daß auch D e i n e gute Natur und Gesundheit noch lange sich bewähren. Wenn immer möglich, so komme ich im Herbst nach Hause, obgleich es für mich notwendig sein wird, daß ich nachher wieder für einige Zeit nach Deutschland zurückkehre. Ich habe das Heimweh nach unserm Hause, auch nach Glattfelden, sonst aber nach keinem Menschen in Zürich. Daß sie den alten Hinki-Sulzer[1])

[1]) Eduard Sulzer, vgl. Brief 68 und oben S. 197 Anm. 2.

aus der Regierung geschmissen haben, ist eben nicht sehr schön und gescheit; und wenn ich nach Haus komme, so werde ich ihm doch meine Aufwartung machen, wenn er schon nicht mehr in der Regierung sitzt. In Heidelberg habe ich einen Zürcher, namens Flaigg (von dem ehemaligen Flaigg an der Wühre) kennen gelernt, welcher schon seit Jahren Dampfschiffkapitän in Heidelberg ist. Früher war er Sekundarlehrer in Embrach und hat nun dort eine Braut, welche sein ehemaliger Schatz war[1]). Es sei, sagte er mir, eine Weidmann und Freundin der verstorbenen Frau Heinrichs[2]), und er habe gemerkt, daß Dr. Unholz sie dem Heinrich habe zuwenden wollen usf. und daß dieser sie wegen der Kinder gern gehabt hätte. Ich bin begierig zu sehen, wie es dieser Person noch geht.

In Berlin ist es sehr teuer, aber man ißt und trinkt dafür weniger. Ich trinke nie mehr als zwei Glas schlechtes Bier oder ein Glas Zuckerwasser am Abend. Dies hat auch seinen Vorteil, weil man immer wohl und nüchtern ist; obgleich ich in Heidelberg nicht gelumpt habe, so gab es doch dann und wann einen kleinen Stüber, weil es ein Weinland ist. Doch ziehe ich mich immer mehr von allen Dummheiten zurück und möchte am liebsten in einer eigenen Häuslichkeit leben; wenn ich einmal wieder in Zürich bei Euch bin, wo man am Abend in seiner eigenen Familie sein kann, so werde ich wenig mehr ausgehen. Nur muß man sich auch gemütlich einzurichten wissen. Ich bitte, mir doch sogleich von allem Nachricht zu geben und grüße alle. Ich hoffe, der Onkel werde auch noch wohlauf sein, und lasse ihn, sowie Heinrich vielmals grüßen. Was macht Fritz? Er könnte mir auch etwas schreiben. Das Unterleibchen hat mir diesen Winter gute Dienste getan und ich danke für alles. Die Hemden sind etwas grob für den hiesigen Gebrauch, und ich muß mir feinere kaufen. Dafür

[1]) Rudolf Flaigg von Zürich (1817—1863), bildete sich unter Thomas Scherr in Küsnacht zum Lehrer aus und ging 1839 als Institutslehrer nach Württemberg. Dann wurde er Kapitän eines Neckardampfers, ließ sich in die Bewegung von 1848 hineinreißen und verlor seine Stelle. 1850 wurde er Beamter am Kaufhaus in Zürich, später Bahninspektor in Romanshorn und 1860 Kornhausdirektor in Zürich. Er war auch literarisch tätig.

[2]) Susanna Hottinger.

werde ich sie aber besser schonen und länger daran haben; denn ich ästimiere sie doch mehr als die gekauften.

Ich fürchte, daß wieder dieser und jener Bekannte gestorben sei, wenn Du mir schreibst; denn bis jetzt enthielt fast jeder Brief eine solche Nachricht. Der Ruff ist auch krank gewesen, wie ich hörte; wenn ihn jemand sehen sollte, so lasse ich ihn herzlich grüßen.

Euer Sohn und Bruder

Gottfried Keller.

Mohrenstraße Nr. 6, 3 Treppen hoch bei Arndt.

Die Zimmer sind schändlich teuer, ich muß monatlich 8 preußische Taler oder 14 Gulden bezahlen.

81. An Hermann Hettner

Berlin, den 16. September 1850.

Ich komme soeben von einem Abendgang im Tiergarten zurück und weiß in meiner gottvergessenen Einsamkeit nicht, was ich anfangen will, da ich zum Schriftstellen nicht aufgelegt bin. Drei Referendare, welche neben mir wohnen und sich den ganzen Tag über gegenseitig Pandekten in den Kopf treiben, hämmern in diesem Augenblick auf einem Klavier herum und das Echo, das ihre indiskreten Finger in den nur zu willfährigen Tasten finden, erweckt auch in mir die Lust, mich mitzuteilen, und da fällt es mir ein, daß ich ein wenig auf Ihrer Geduld Klavier spielen könnte, indem ich Ihnen einen Brief fabriziere, ohne erst eine konventionelle Antwort auf den jüngst abgesendeten erhalten zu haben[1]). Da es mir rein selbstsüchtig ums Plaudern zu tun ist, so brauchen Sie das Geschreibsel nicht auf einmal zu lesen. Ich genieße endlich das Vergnügen, die Druckbogen des „Grünen Henri" zu korrigieren, welcher in drei Bänden, jeder von ungefähr sechzehn Bogen, erscheinen wird. Vieweg wird Ihnen den ersten Band zuschicken, sobald er gedruckt ist, damit Sie nach dem unendlichen Geschwätz endlich die Spur einer Tat sehen. Das „Werk" liegt wie ein Alp auf mir und ich werde zu keinem frischen und raschen Vorwärtsschreiten kommen, bis es endlich ganz aus dem Hause gefegt ist. Inzwischen treibe ich mich in den

[1]) Der Brief ist verloren gegangen.

Theatern herum, was aber mit einer eigentümlichen Strapaze verbunden ist, indem die guten Berliner Bürgersfrauen und Jungfrauen, zwischen welche ich einsamer Fremdling im Parkett gewöhnlich zu sitzen komme, so stark von allen erdenklichen kostbaren Parfüms duften, daß ich manchmal ganz betäubt werde. Doch erhole ich mich wieder durch die Augen und ich würde mir bald getrauen, einem ansehnlichen Putzmachergeschäft würdig vorzustehen vermittelst der genauen Studien, welche ich in den Zwischenakten an Häubchen und Halskrausen allerart vornehme. Ich habe letzthin auch den „Tasso" gesehen und er hat mir sehr viel Vergnügen verursacht und viel dramatischer geschienen, als das handlungslose Stück mich vermuten ließ. Dies mag daher kommen, daß er sich jenen Charaktertypen der modernen Welt, wie wir sie im „Hamlet" und „Faust" besitzen und welche die alte Welt durchaus nicht kannte, zu ihrem Glücke, gelungen und meisterhaft anreiht. Diese Unzufriedenheit und Hypochondrie des Genies, sein persönliches Ringen nach unerreichbarem Lebensglücke und das ungeschickte Verfehlen desselben sind ebenfalls eine Spielart dieser modernen Tragik, welche Goethe hier im glücklichen Wurfe vervollständigt und damit manchem aus der Seele geredet hat[1]). Die Geschichte der Sappho, welche man einwenden könnte, gehört meines Erachtens gar nicht hierher. Übrigens ist der Berliner Tasso (ein vielbewunderter Herr Hendrichs[2]) ein höchst trauriger Mensch. Die Rachel habe ich einige Male gesehen und fast Lust bekommen, mich zu entnationalisieren und Französisch zu lernen. Sie hat viel Manier, ist aber trotzdem eine großartige Person und die oder vielmehr d e r größte Künstler, den ich kenne. Am besten hat sie mir in Racines „Athalie" gefallen, wo sie eine altorientalische, tyrannische und blutbefleckte Königin so darstellte, wie es nur ein Weib kann, die in der Wirklichkeit und in den gegebenen Verhältnissen das Original selbst gewesen wäre. Sie spielte nur den zweiten Akt und diesen fast ganz in einem Sessel sitzend, in einem prägnanten, glanzvollen Kostüm mit großen ergrauten Locken. Ihre Bewegungen waren so kolossal einfach, derb und fast männlich, und doch so majestätisch, wie man es sich von einem

[1]) Vgl. Hettner, Das mod. Drama S. 106.

[2]) Hermann Hendrichs (1809—1871).

Königsweib aus der Pyramidenzeit nur denken kann; es lag auch so viel wilde Majestät und Größe in ihr, daß man für sie Partei nahm gegen die frommen, aber langweiligen Priester Jehovas, wenigstens ich. Dem deutschen Publikum hat sie freilich in dieser Rolle am wenigsten gefallen; man sah nur ein böses „Weib" und bewunderte sie hingegen als Virginia, wo sie als liebende Braut ihre Jungfräulichkeit gegen einen Tyrannen bewahren mußte. Diese Aufgabe ist nicht nur ihrer, sondern auch jeder tragischen Personnage unwürdig; wenigstens kann ich nicht umhin, einen feineren und für ein Weib weniger peinlichen Konflikt für eine tragische Situation auf der Bühne zu verlangen, als das angstvolle und tapfre Zusammenhalten ihrer Unterröcke ist. Das Stück ist übrigens nicht ohne Wirkung und von einem jetztlebenden Franzosen geschrieben[1]). Während Rachels Aufenthalt haben eine Menge Literaten Veranlassung genommen, in alter Weise über das altfranzösische Theater zu salbadern, was mich sehr geärgert hat. Seit Lessing glaubt jeder Lump in Germania über Corneille und Racine schlechte Witze machen zu dürfen, ohne zu bedenken, daß Lessing die Aufgabe hatte, das französische Theater als ein Hindernis für eine nationale eigene Entwicklung wegzuräumen und daß diese Aufgabe nun längst gelöst, also das Hindernis nicht mehr da und der Anerkennung wieder Raum zu lassen ist, wohl zu eigenem Frommen. Schiller hat selbst die „Phädra" übersetzt und Goethe sogar den „Mahomet", wie überhaupt der wahre Meister jederzeit mehr Pietät für alles Tüchtige hat, als der Pfuscher und Lauser. Die Franzosen seien Phrasenmacher, heißt es immer! Macht einmal solche Phrasen, die so durchgehend mit der Handlung verwebt sind, wenn ihr könnt! Wenn es in gleicher Mühe zugeht, so will ich doch lieber schöne Worte hören, als triviale! Sie hätten die Griechen schlecht nachgeahmt! Das ist nicht wahr, sie sind eben die Franzosen ihres Zeitalters geblieben und die ganze Gesinnungsweise, Manier und Form ist originell und sowohl Shakespeare als Calderon, sowohl Sophokles als Goethe und Schiller gegenüberstehend, berechtigt und unbefangen zu genießen. Erst jetzt, da wir sie nicht mehr nachzuahmen brauchen, sind sie auch für uns wieder schön geworden. Besonders wenn ich

[1]) „Virginie" von Isidore Latour (de Saint-Ybars).

ihre Zeit und Umgebung betrachte, beneide ich sie doppelt um ihre edle Einfachheit und moralische Frische, um ihre kindliche und doch so männliche Naivetät und hauptsächlich um ihre reine, wahre Tragik. Es wird auch bei uns der Tag erscheinen müssen, wo der junge Dramatiker nicht mehr glaubt, er dringe am sicherſten durch, wenn er ein recht verzwicktes und verkünsteltes Motiv zu Markte führe[1]).

Es sind diesen Sommer schon mehrere Wiener Komiker hier als Gäste aufgetreten und ich gehe deswegen auch in das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater und vergnüge mich alldort in allen möglichen Dummheiten der Wienerpossen. Wenn die tragische Schauspielkunst täglich mehr in Verfall gerät, so hat sich dafür in der sogenannten niedern Komik eine Virtuosität ausgebildet, welche man früher nicht kannte. Unabhängig vom Text der Stücke werden mit allen möglichen Organen Possen, Schlingeleien und Faxen ausgeführt, welche einen unendlichen Jubel erregen und alt und jung aufheitern; bald ist es ein Bein, bald der ganze Körper, bald nur das Gesicht oder gar ein einzelner Ton, gleich dem Krähen eines jungen Hahnes, was unser Lachen erregt. Diese Wienerpossen sind sehr bedeutsame und wichtige Vorboten einer neuen Komödie. Ich möchte sie fast den Zuständen des englischen Theaters vor Shakespeare vergleichen. Auch[2]) hier sind schon eine Menge traditioneller, sehr guter Witze und Situationen, Motive und Charaktere und es fehlt nur die Hand, welche den Stoff reinigt und durch geniale Verarbeitung und Anwendung den großen Bühnen aufzwingt. Ein vortreffliches Element sind auch die Couplets, welche von den Hauptpersonen gesungen werden und gewöhnlich politische oder soziale Anspielungen enthalten. In halb wehmütiger, halb mutwilliger Melodie, begleitet von den wunderlichsten Gesten und Sprüngen, werden diese anzüglichen Verse gesungen und es ist jedesmal ein befriedigender Moment, wenn während des rauschenden Beifalls, den das Volk reichlich spendet, zwei tolle Käuze zusammen als Refrain einen ergötzlichen

[1]) Hettner hat diese Stelle in seinem Aufsatz über die altfranzösische Tragödie, Blätter für literar. Unterhaltung 1850 (Kleine Schriften 1884 S. 397 f.) abgedruckt. Vgl. auch Das mod. Drama S. 132 ff.

[2]) Von hier an bis „aufzwingt" von Hettner, Das mod. Drama S. 177 benützt.

Tanz aufführen und die zierlichen Waden auf die lächerlichste Art herumschlenkern. Der deutsche Michel, Belagerungszustand, deutsche Einheit usf. sind meistens der Gegenstand dieser Couplets und ziemlich erbärmlich zusammengereimt, und doch ist in alledem mehr aristophanischer Geist, als in den Gymnasialexerzitien von Platen und Prutz. Die Schauspieler oder befreundete Literaten machen diese Verse immer nach den Tagesbedürfnissen neu und wechseln damit ab in den Stücken; das Volk bekommt davon nie genug und fordert den Komiker jedesmal, wenn er endlich abtreten will, auf, noch mehr vorzutragen, worauf er mit komischen Verbeugungen zurückkehrt, während das Volk in lautloser Spannung wartet und denkt: nun kommt's, nun bringt er gewiß den Hassenpflug! nun kommt der Haynau[1]) usf. Der Schauspieler spielt endlich den letzten Trumpf aus und bleibt dann gewöhnlich entweder der Polizei oder eigenen Unvermögens wegen hinter den Erwartungen zurück; aber[2]) es ist rührend anzusehen, wie unverkennbar hier Volk und Kunst zusammen, unbewußt, nach einem neuen Inhalte und nach der Befreiung eines allmählich reif werdenden Ideales ringen.

Ich befürchte als Kavalier nicht, [in] Ihrer Achtung zu sinken, wenn ich die Vermutung ausspreche, daß die Bierbrauer von London auch Ihnen einige Satisfaktion verschafft haben[3]). Fast alle halbliberalen Waschblätter und Leute, welche selbst niemals einen Handel „ritterlich" auszufechten imstande sind, wollen sich jetzt dadurch ein ritterliches Ansehen geben, daß sie über die wackeren Burschе schimpfen, welche Herrn Haynau ausgeklopft haben. Und doch ist die Begebenheit gerade für den Ästhetiker und Kunstliebhaber sehr erwünscht gewesen. Haynau hat uns in Ungarn so vortrefflich phantastische Bilder, ganz à la Callot[4]) geliefert, Galgen in Masse, mit langen Reihen Gehängter, ge-

[1]) H. D. L. F. Hassenpflug, der berüchtigte hessische Minister (1794—1862), und Julius von Haynau, der rücksichtslose Oberkommandierende der österreichischen Truppen in Ungarn 1849/50 (1786—1853).

[2]) Das folgende bis zum Schluß des Abschnitts wurde von Hettner abgedruckt in seinem Mod. Drama S. 180.

[3]) General von Haynau war in London bei einem Besuche der Barclayschen Brauerei von den Brauknechten durchgeprügelt worden.

[4]) Jacques Callot (1592—1635), der berühmte französische Kupferstecher.

peitschte Weibsbilder, gequälte Juden u. dgl., dazu das Land der Zigeuner, die malerischen Kostüme ꝛc., daß wir bei diesen Vorstellungen eine Sammlung Callotscher Kupferblätter oder eine alte Chronik mit Holzschnitten zu durchstöbern glaubten, wozu auch der Pandurenschnauz des Generals gut paßte: ist da nicht die Londonerszene ein vortreffliches Gegenstück in Breughels oder Teniers' Geschmack? Geschwungene Besen und Strohwische, zerfetzte Straßenjungen, derbe Brauknechte, dazwischen rollende Bierfässer, Kehrichthaufen und in der Mitte die abenteuerliche Gestalt! Es nimmt mich wunder, wo der Kunstfreund einen geeigneteren Pendant hätte finden können! Neben einen Niederländer hängt man nicht einen Raffael, sondern auch einen Niederländer, und die Zeit wird beiden Bildern schon die erforderliche Bräune und jenen düstern Firnis geben, welche sie für die Galerie der Geschichte aufnahmsfähig macht. Ich hoffe, das Volk werde fortfahren mit einem munteren Breughel aufzuwarten, wenn man ihm einen Callot-Hoffmann vorsetzt.

Dieser Tage habe ich mit vergnüglicher Erinnerung Ihren Aufsatz über Schillers Anthologie gelesen[1]), sowie früher den von Stahr über Ihre und Vischers Werke; ich habe mich dabei geärgert, daß Brockhaus die letztere Arbeit in die Hinterkammer seines Blattes rangiert hat, während er das Unbedeutendste manchmal in die Hauptspalten rückt. Wie steht es mit Ihren Arbeiten? Ich fürchte, ich habe Ihnen jüngst sehr triviales Zeug geschrieben über Ihren Gedanken eines dramatischen Katechismus; wenigstens habe ich nachträglich klarere Gedanken gehabt, doch will ich es nicht zum zweitenmal riskieren, platt zu sein.

Ich hoffe, Frau Hettner und Fräulein Tochter werden sich des vollkommensten Wohlseins erfreuen, sowie auch Sie selbst. Was mich betrifft, so habe ich die Cholera noch nicht bekommen und gedenke es auch nicht zu tun. Nach Dresden gehe ich nun nicht mehr, sondern will meinen dortigen Aufenthalt mit meiner gänzlichen Abreise zusammenreimen. Auf jeden Fall spekuliere ich auch, nach Wien zu kommen, ob in diesem Zug, oder nach einem vorhergehenden Aufenthalt in der Schweiz, weiß ich noch nicht.

Mein namenloses Trauerspiel ist den Sommer über liegen

[1]) „Blätter für lit. Unterhaltung" 1850, Nr. 220 f.

geblieben, und obgleich ich nicht viel darauf gebe, will ich es doch nächstens fertig machen und es Ihnen schicken, wenn Sie noch so freundlich sind, es lesen zu wollen.

Was ich denn eigentlich tue? Ich kann Ihnen nichts sagen, als daß ich immer allein bin, etwas schreibe, lese, spekuliere, tüftle oder träume und die Zeit abwarte, wo das rasche Fertigmachen endlich sich einstellen will; denn ich muß Ihnen statt aller andern Aufklärung sagen, daß ich, schon ehe ich nach Heidelberg kam, in einer großen und trübseligen Mauser begriffen war, herbeigeführt durch mehrere Verhältnisse. Dieser sonderbare Zustand ist endlich im Verschwinden. Statt der Federn, welche den Vögeln während der Mauser ausgehen, sind mir alte Freunde ausgegangen und neue haben sich bereits angesetzt und im ganzen bin ich froh, daß ich dreißig Jahre alt geworden bin, ohne schon zehn Bände hinter mir zu haben, die ich nur widerrufen müßte. Gutzkows neuer Roman[1]) oder der erste Teil desselben hat mir sehr gefallen, obgleich er etwas liederlich geschrieben ist. Es sind sehr treffende und feine Zeit- und Charakterschilderungen, und er zeigt seine Meisterschaft im Beobachten. Ich glaube, es wird ein bedeutendes Werk sein, wenn die mannigfaltigen Anlagen gleichmäßig fortgeführt werden und wird eine Lücke in unserer Literatur ausfüllen.

Wie geht es dem alten Kapp? Wissen Sie nichts von Feuerbach?

Mit herzlichen Empfehlungen und Grüßen Ihr ergebenster

G. Keller.

Mohrenstraße 6.

82. An Ferdinand Freiligrath

Berlin, den 22. September 1850.

Lieber Ferdinand!

Da ich in zwei bis drei Wochen meine jetzige Wohnung verlasse, um eine neue zu beziehen, so muß ich bescheidentlich wieder an Deine Türe klopfen, um Dich zu warnen, mir nicht etwa Deine rückständige Antwort auf meinen letzten Brief vom schönen Monat Mai dieses Jahres an die damals angegebene Adresse zu befördern, indem dieselbe (Mohrenstraße 6)

[1]) „Die Ritter vom Geiste" (1850—52).

nur noch vierzehn Tage gültig und die neue noch unbekannt ist; denn ich bin eben im Begriff, ein gemütliches Winterquartier auszukundschaften. Ich bleibe nämlich über Winter noch allhier, um im Frühjahr über Wien nach Hause zu reisen; wenn jedoch nicht meine Mutter in Gestalt einer alten müden Frau sehnlich auf mich harren würde, so bliebe ich noch lange in Deutschland, denn für den Augenblick zieht mich sonst nichts nach Zürich. Weiß der Teufel, was das Freundesgesindel alles daselbst durcheinander macht, denn auf verschiedene Briefe bekam ich keine Antwort, und aus den Nachrichten meiner Mutter ersehe ich, daß keine Seele etwa sich um meinen jeweiligen Aufenthalt oder Adresse erkundigt.

Der Hauptzweck dieser Zeilen ist aber, Deiner verehrten Frau und Dir herzlich zu Eurem Neustgeborenen Glück zu wünschen, obgleich mir dessen „Geschlecht noch unbekannt ist", wie einst Heinzens Schuster in Zürich schrieb. Ich habe nämlich heute glücklicherweise in der „Didaskalia" einen hübschen Bericht aufgeschnappt, wie die indianische Rothaut Ga Ge Gi Go Gu Dir ein Kind aus der Taufe zu heben im Begriffe sei (was hoffentlich seither geschehen ist), und der ganze Artikel hat mich so gefreut, daß ich auf der Stelle zu schreiben beschloß[1]). Möge das Kind florieren und urwaldskräftig werden zu Ehren seines merkwürdigen Paten, und möge das Alphabet fortgesetzt werden, bis Du den Ka Ke Ki Ko Kuh, nämlich meine Wenigkeit, zu Gevatter bitten wirst! Bis dann werde ich ein ordentlicher und solider Gevattersmann sein. — Ferner habe ich früher gelesen, daß im Düsseldorfer „Malkasten" das Schweinfurtergrün und das Judenpech nebst einigen Dachspinseln sich gegen die Oktroierung einer dicken roten Zinnoberblase auflehnten, hoffe aber, Du werdest das Feld behauptet haben und Dich lustig machen[2]). — Sonst weiß ich nichts

[1]) Die „Didaskalia" Nr. 221—222 vom 16. u. 17. September 1850 berichtete über einen originellen Besuch, den der Indianerhäuptling Kah-Ge-Ga-Gah-Bowh, selbst Dichter sowie Übersetzer des Neuen Testaments, im August bei Freiligrath, dem Verdeutscher des „Hiawatha" machte, wobei er Patenstelle bei Otto Freiligrath vertrat; dieser führte seither den Namen des Indianers zum Scherze. Vgl. auch W. Buchner 2, S. 321.

[2]) Betrifft Freiligraths Austritt aus der Düsseldorfer Künstlergesellschaft „Malkasten". W. Buchner 2, S. 219.

von Euerem Tun und Lassen, das zweite Heft Deiner politischen Gedichte ist nicht erschienen, obgleich ich es wünschte, weil ich, angeregt durch Dein „Zwischen den Garben", der miserabeln Tageskritik ein wenig unter die Arme greifen und einen Aufsatz über Deine Sämtlichkeit fabrizieren möchte. Das einseitige und unbefugte Gewäsche hat mich neuerlich wieder bei Lenaus Tode geärgert; da hört man immer die gleichen, einmal angegebenen Phrasen und Schlagwörter, und von dem, was einen am meisten freut, über das man Gleichgesinntes vernehmen möchte, wird keine Silbe gesagt. Lenaus Leichenbegängnis habe ich um so stiller und ernster in meinem Herzen gefeiert, als ich weder in irgend einem ästhetischen Kränzchen noch sonst mit einer literarischen Seele ein Wort darüber wechseln konnte, da ich in einer totalen Abgeschiedenheit lebe, stumm und nüchtern, wie eine Schildkröte. „Bringen Sie Wasser herein! Die Speisekarte! Ich habe keine Kerzen mehr! Ich wünschte ein Dutzend Zigarren!" sind so ziemlich die einzigen Worte, welche manchmal wochenlang über meine Lippen kommen; ich spekuliere aber desto mehr innerlich und lache in die Faust, wenn meine Gönner glauben, ich sei eingeschlafen. Es wird ein schreckliches Erwachen sein für dieselben, wenn meine schwarzen Taten[1]) endlich das Licht erblicken. „Der grüne Heinz" ist endlich unter der Presse, und ich habe die ersten acht Bogen korrigiert. Er wird, höre und zittere! drei Bände stark werden, aus Rücksicht für — die Leihbibliotheken, welche übrigens damit angeschmiert sind; denn der Stil des Buches ist noch ziemlich breit und willkürlich und der Inhalt monoton und trübselig. Um so mehr freue ich mich auf ein forsches lebensfrohes Schaffen, das nun beginnen soll, nachdem es allmählich in mir reif geworden ist. Das subjektive und eitle Geblümsel und Unsterblichkeitswesen, das pfuscherhafte Glücklichseinwollen und das impotente Poetenfieber haben mich lange genug befangen. Ich lobe nur mein Phlegma, welches mich nicht noch mehr Dummheiten begehen ließ, als ich schon begangen habe zum Gaudium der andern Esel. Vieweg will nun aus freien Stücken doch noch meine Gedichte drucken, und ich bin deshalb in Verlegenheit; wenn ich

[1]) Die im „Grünen Heinrich" sich offenbarende religiöse Umwandlung des Dichters, vgl. unten S. 276.

nicht das Geld brauchte, ſo gäbe ich ſie ihm nicht, da ſie zum Teil auch noch ſtümperhaft ſind. Es iſt mit der Lyrik eine eigene Sache; ſie duldet nur ſelten eine rivaliſierende Tätigkeit neben ſich und erfordert ein ganzes und ungeteiltes Leben, um aus deſſen edelſtem Blute als unvergängliche Blüte hervorgehen zu können. Jedes gute Lied koſtet einen ſchrecklichen Aufwand an konſumierten Viktualien, Nervenverbrauch und manchmal Tränen, vom Lachen oder vom Weinen, gleichviel: und dann wird es einem bogenweiſe berechnet! Und die ſechs Strophen füllen nicht einmal zwei Seiten — da geh' einer hin und werde Lyriker! An genugſamer Aufregung und Bewegung fehlt es mir zwar nicht, aber ich habe bei meiner wunderlichen Lebensart erſt angefangen, kräftig und wahr zu empfinden, nachdem die erſte und reichſte Singluſt ſchon verpufft und verkünſtelt war. Ich muß erſt jetzt lachen, wenn ich daran denke, wie ſehr die guten Schulze, Eßlinger uſſ. jene gemachten und wäſſerlichen Liebeslieder protegierten und für bare Münze nahmen. Entweder verſtanden ſie ſich nicht auf die Poeſie, oder nicht auf die Liebe, und beides iſt in dieſem Falle gleich ſchauerlich; doch will ich annehmen, und das zu ihrem Ruhme, das erſtere ſei der Fall. Doch hatte ich den Schaden davon, indem ich auf den mir unbefugterweiſe erteilten Lorbohnen ausruhte, anſtatt zu machen, daß ich etwas Ordentliches erlebte. Doch ich will weder undankbar noch lümmelhaft ſein und entflamme deshalb in dieſem Augenblicke die Friedenspfeife in gutem türkiſchem Tabak und rauche ſie allen guten Freunden zu. An die liebe Karoline[1]) denke ich oft und an ihren Haſenbraten; er koſtet zwar in Berlin nur ſechs Silbergroſchen die Portion, iſt aber nicht ſo gut gekocht, und die Tiſchgeſellſchaft iſt abſcheulich: lauter Referendare und Doktoren, welche Klavier ſpielen!

Auch Dichter gibt's eine Menge, an jedem Tiſche einen, welche überlaut vom Handwerk ſprechen, ohne zu ahnen, daß in meiner Perſon ein gefährlicher und ehrgeiziger Nebenbuhler aus der gleichen Schüſſel ißt. Sie eſſen ungeheuer viel, erſcheinen jedoch unregelmäßig bei Tiſche, da ſie oft geladen ſind und es den Tag nachher erzählen: „Geſtern bei Geheimerats" ꝛc. Daher ſieht man gegen ein Uhr eine Menge dieſer Leute über die Gaſſen rennen,

[1]) Schulz.

den wunderbaren Frack zugeknöpft, nur ein Endchen weißer Weste unten hervorragend, oft, wenn es warm ist, den Hut in der Hand tragend und die blonden Locken fliegen lassend. Als ich sie zum ersten Male sah, glaubte ich, es wären elegante Schneider, welche zu ihren Kunden gehen, merkte aber, daß es Kunden sind, welche zu ihrem Vorschneider gehen. Manchmal, wenn es noch nicht ganz die Stunde ist, treten sie schnell in eine Konditorei und durchfliegen geschwind die „Europa" oder das „Morgenblatt", um etwas Stoff mitzunehmen; dazu essen sie ein zierliches Baiser und wechseln den unabänderlichen Taler, den sie immer bei sich führen. Ihr Lieblingsgetränke ist das sogenannte Bayrische Bier, eine abscheuliche Brühe, welche krank macht, und von welchem sich übrigens auch die hiesige Demokratie nährt. Ich habe es im Anfang auch getrunken, verspürte aber bald ein verdächtiges asiatisches Mouvement in meinen Eingeweiden und faste jetzt lieber so lange, bis der Betrag einer halben Flasche Rotwein erspart ist, wozu ich dann jedesmal aus der Privatschatoulle meiner Liederlichkeit die andere Hälfte füge und still und vergnügt eine Ganze trinke. Dies gibt mir Veranlassung, bessere Gesellschaft zu sehen in den Weinstuben, wo vernünftige Weinländer mit dicken Bäuchen und jovialen Gesprächen zusammensitzen, denen ich gern zuhöre in einer Ecke, den heimatlichen Lauten besserer Zonen lauschend. Auf der Straße sieht man diese rheinischen Gestalten nur selten; ich glaube, die Racker sitzen am Ende den ganzen Tag in den Löchern, während ich zu Hause sitze und die Finger krumm schreibe.

Mit dem Theater, meiner Hauptunterrichtsanstalt, bin ich gut zufrieden; die Schauspieler können zwar nicht viel nach meinen Begriffen, doch werden möglichst viel instruktive Stücke gegeben; so z. B. in dieser laufenden Woche zwei von Shakespeare, „Nathan", und eines von Sophokles; dazu war jüngst die Rachel hier und führte Corneille und Racine vor, so daß ich eine ziemliche Übersicht fast aller dramatischen Richtungen gewinne, wie sie sich auf der Bühne ausnehmen. Übrigens bin ich hier in meinem Vorhaben bestärkt worden und werde womöglich vor meiner Heimreise ein Stück in Deutschland zur Aufführung zu bringen suchen. Wenn es sich zeigen sollte, daß ich mit dem Troß mit-

laufen kann, so wären spätere zeitweise Aufenthalte in Germania und „ein freies Leben führen wir" vermittelt. — Ich traf hier schon mehrere Male den Dr. Rustorf oder Emil Meklenburg, dessen Du Dich gewiß noch erinnerst, auf der Straße, hüte mich aber wohl, ihn zu kennen[1]). Dagegen unterhalte ich mich oft mit Theodor Mügge, das heißt, mit einer guten Novelle von ihm in dem Feuilleton der „Nationalzeitung" und erinnere mich dabei seiner derben Gestalt, die ich in Zürich sah während jenes famosen Literatursommers[2]). Im nächsten Winter werde ich wieder etwas in die Schule gehen, wenn etwas Nützliches gelesen wird, und auch sonst unter die Leute kommen, da es doch einmal geschehen muß. Empfehle mich Deiner sämtlichen lieben Familie und melde mir gelegentlich den Gesundheitsstand des Fuhrmann[3]), der beiden Mädchen und des neuen Unbekannten. Grüße auch Köster und Hasenclever[4]) von mir, wenn sie mich nicht schon vergessen haben, und gehe nicht zu oft in den „Ludwig" und in den Antimusikverein. Ich schicke diesen Brief an Deinen Verleger, solltest Du denselben nicht erhalten, so melde es mir sogleich, denn ich befürchte, Du habest den letzten auch nicht bekommen. Nun schirm Dich Gott, Du deutscher Wald!

Dein getreuer Gottfried Keller.

83. An Ferdinand Freiligrath

Berlin, den 10. Oktober 1850.

Lieber F. F.!

Wenn ich Dir schreibe, daß ich, nur das Zimmer changierend, in meiner bisherigen Wohnung geblieben bin und also immer noch die Adresse: Mohrenstraße 6 trage, so beschwöre ich Dich, deswegen meinen letzten Brief nicht als eine schnöde Erpressungs-

[1]) G. Keller hatte in den „Blättern für lit. Unterhaltung" 1848 Nr. 304 von Emil Meklenburg gesagt: das sei ein Poet, der in absurden und greuelhaften Reimen Rugesche Weisheit vortrage.

[2]) 1846. Als Ergebnis jener Schweizerreise Mügges erschien sein Buch: „Die Schweiz und ihre Zustände" (1847).

[3]) Wolfgang Freiligrath.

[4]) Heinrich Köster in Düsseldorf, Schulmann (1807—1881). Über Hasenclever vgl. Bd. 1 S. 213.

maßregel ansehen zu wollen; sintemal ich wirklich entschlossen war auszuziehen, nachher aber ein besseres Winterzimmer vom alten Wirt offeriert bekommen habe. Indessen bitte ich, trotz der unwillkürlichen Mystifikation Dein Wort zu erfüllen.

Was sagst Du zu der Tscherkessengeschichte?[1]) Ist es nicht ein Stücklein nach Deinem Geschmack und eine gute naturwüchsige Erscheinung gegenüber dem passiven Widerstand und dem preußisch-östreichischen Verkehr und den Pariser „Ereignissen"?[2]) Die blasierten Berliner interessieren sich zwar wenig für die armen Teufel, und die großen Logiker und Konsequenzstecher behaupten, diese Tscherkessen seien eben bloße unbewußte Bestien, welche ihr Schicksal an den Ungarn verdient hätten. Was wissen aber diese wackeren Kaukasier von unsern unnatürlichen europäischen Sauereien? Und ich fasse sie auch nicht als politische Parteigänger, sondern als naive kriegerische und tatkräftige Naturen auf, welche der Welt und der Poesie wieder einmal einen guten Bissen verschafft haben und gezeigt, was wahre Ritterlichkeit und Todesverachtung ist. Die Affäre ist hauptsächlich auch darum preiswürdig, weil das Schöne und Ehrenhafte ganz auf einer Seite und das Schofle und Bestialische ganz kompakt auf die andere Seite beschränkt ist. Diese Bursche haben auch in ihrer Unwissenheit mit ihren Kugeln und Wurfdolchen einen ganz guten Leitartikel geschrieben, welcher, an seinem Orte, unvermerkt mehr Wirkung hinterlassen wird, als zwanzig Zeitungen.

Solche Dinge gewähren einem armen Literaten eine gute Erholung, wenn er von der Literaturmacherei des Herrn Dingelstedt und Konsorten ermüdet ist. Solche Misere war doch noch nie in Deutschland, wo solche Kerle sich dadurch interessant zu machen suchen, daß sie, anstatt etwas Rundes zu produzieren, immer über Personalien schmieren und behaupten, sie selbst und noch mancher andere seien auch wahnsinnig, nicht nur der Lenau, und es sei dieses das tragische Geschick der heutigen Poeten. Es will nun jeder ein Stück tragischen Wahnsinn oder Heinesche Lähmung in sich tragen! Ich meine hier Dingelstedts

[1]) Die erfolgreichen Kämpfe Schamyls gegen die Russen.

[2]) Gegenstoß gegen die Revolution von 1848 in Preußen, Österreich und Frankreich.

„Litteraturbriefe“ in der „Allg. Augsburger Zeitung“, wo er solches Zeug vorbringt, anstatt etwas Instruktives und wirklich Literarisches zu sagen[1]). Auch Alfred Meißner ist ein solcher affektierter Nichtssager geworden, wenigstens in seinem eitlen und einfältigen Bericht über Heines Krankenlager[2]). Was soll denn das heißen, wenn er sagt, Heine sei religiös auf seine Weise gegenüber einer offenkundigen Atheistenklike, und dann einige konfuse Seitenhiebe austeilt? Das will nichts anderes sagen, als daß man auf der einen Seite einen pikanten Byronschen Atheismus, ganz belletristischer Natur, für sich allein als hautgout in Pacht nehmen und doch auf der anderen Seite einen ebenso pikanten Anstrich von sonderbarer Pietät und Sentimentalität, wohinter nichts steckt, bewahren will. Man will eben à tout prix interessant sein. Ich meine hier natürlich nicht den Heine selbst, welcher diese Widersprüche mit wahrem Wesen darstellt, sondern den Meißner, welcher nicht zu wissen scheint, was er anfangen soll, um von sich reden zu machen. So lese ich von einem neuen Buche von ihm: „Aus der halben Heimat“. Was ist denn das für ein verrückter Titel! Er will nun nicht nur ein interessanter Böhme und Hussit, sondern auch ein merkwürdiger Walter Scottscher Schotte sein, und ich rate ihm, auch seine Tracht demgemäß zu mischen und oben eine böhmische Bergmannsjacke nebst Hinterleder, unten aber nackte Beine zu tragen. Ich muß gestehen, froh zu sein, daß ich mich durch meine Langsamkeit und Faulheit über diese krankhafte und impotente Periode hinausgerettet habe und zur Vernunft gekommen bin, ohne dergleichen Eseleien zu machen, wozu ich auch große Anlagen hatte. — — —

Den Hasenclekser grüße diesmal nicht, weil er ein Bild gemalt hat, welches von dem Prunz von Preißen gewonnen zu werden einen leider nur zu bildungsfähigen Keim der Möglichkeit in sich trug. Wenn Karl Heinzen einmal Diktator ist, so wird der Künstler ohne weiteres geköpft werden.

---

[1]) Bezieht sich auf Dingelstedts Aufsatz über Lenau und Balzac in der Beilage zur „Allg. Zeitg.“ 1. u. 2. Okt. 1850.

[2]) In der Prager „Deutschen Zeitung“, vgl. A. Meißner, Geschichte meines Lebens (1884) 2 S. 230.

Gustav Siegmund[1]) ist über die Ferien nach Berlin gekommen, und ich soll nun meiner gemütlichen Einsamkeit beraubt werden und heute in seinem Hause essen. Ich muß deshalb hier schließen, da ich noch ein Loch in meinen schwarzen Beinkleidern zuzunähen habe.

Aus dem Titel „Kunstmaler" ersehe ich, daß Du das Gedächtnis für verworfene Hallunkereien noch nicht verloren hast. Mein Buchhändler tituliert mich auf seinen Briefen „Doktor", andere schreiben „Literat", andere „Studiosus", dazu kommen täglich Korrekturbogen unter Kreuzband, welche man für verdächtige Druckschriften halten kann, so daß ich am Ende einer polizeilichen Inquisition und Ausweisung nicht entgehen werde, da die Konstabler mich meines Bartes wegen schon lang auf dem Korn haben und von der Seite anschielen.

Herzliche Begrüßung an Deine Sämtlichkeit

Euer G. Keller.

Vergiß nicht, mir das Geschlecht Deines jüngsten Kindes zu melden nebst der Benamsung.

84. An Hermann Hettner

Ich habe die verlangten Schriften bei keinem Antiquare gefunden, sende Ihnen dagegen fünf Hefte der Rötscherschen Jahrbücher, welche ich früher für einige Groschen aufgetrieben und längst durchgelesen habe[2]). Wenn ich einmal nach Heidelberg komme, will ich sie gelegentlich wieder mitnehmen, wenn ich inzwischen mir nicht das ganze Werk anschaffe, wozu ich große Lust habe, da wir jedenfalls in einer bedeutenden Entwicklungsperiode leben, auf welche wir später einmal, wenn wir an Leben und Gedeihen bleiben, vielleicht gern zurückschauen. Nach dem, was Sie mir über Hebbel schreiben[3]), machen einige

[1]) Der Schwager Herweghs.

[2]) Hettner hatte Keller am 17. Oktober um einen Band der Rötscherschen Jahrbücher und um die kleinen vermischten Schriften von Eduard Gans gebeten.

[3]) Hettner an Keller, 17. Oktober 1850: „Gestern habe ich ‚Julia' von Hebbel (Theatermanuskript) gelesen. Es ist meine völligste Überzeugung, daß Hebbel nunmehr das Schicksal Lenaus und Hölderlins teilt oder nächstens sicher teilen wird." Hettner war mit Hebbel seit seinem Aufenthalt in Neapel im Sommer 1845 persönlich bekannt.

Arbeiten von ihm in diesen Heften, besonders die im vierten, einen wahrhaft traurigen Eindruck auf mich, welcher weit entfernt von allem schadenfrohen Spotte ist[1]). Diese Grübeleien, dieses müßige Herausfordern und souveräne Behaupten von Dingen, welche niemand bestreiten wird, sehen aus wie ein gewaltsames Heraufbeschwören seines jetzigen Zustandes. Ich habe letzthin den Dingelstedt in meinem Herzen verhöhnt, als er bei Anlaß Lenaus in der „Allg. Augsburger" Wort haben wollte, es seien noch mehrere Zeitgenossen dem Wahnsinne verfallen, und hielt es für gewöhnliche Affektation, welche à tout prix interessant sein will, selbst um den Preis der Verrücktheit. Aber es ist doch etwas Wahres daran, und bald entschlüpft einem der Ausruf: sauve qui peut!

Auf Ihren Aufsatz über das französische Theater bin ich sehr begierig; hoffentlich wird er nicht so lange liegen bleiben, als es sonst oft der Fall ist.

Wenn Sie in Ihrer Schrift über das moderne Drama die Shakespearomanie[2]) besprechen, so werden Sie, wie ich denke, darauf aufmerksam machen, daß diese mehr an Äußerlichkeiten hängt, und werden dann darauf hinweisen, daß es mehr darauf ankomme, den Kern, die höchsten Aufgaben, welche Shakespeare sich stellte und welche er wiederholt mit Wohlgefallen zu lösen schien, mit ähnlichen Lieblingsaufgaben anderer Zeiten und Dichter zu vergleichen. Es gibt in Shakespeare gewisse einzelne gewaltige Szenen, welche von aller Zeitkultur und ihrem Anhängsel entkleidet, nackt und erhaben an uns herantreten und zu uns sagen: „W i r sind die wahren Proben von seinem Herzblute, u n s müßt ihr fassen und mit unsern Geschwistern im Sophokles, im Calderon, im Corneille, im Schiller vergleichen, wenn ihr den wahren Maßstab finden wollt." Es handelt sich

[1]) Von Hebbel enthalten die Rötscherschen „Jahrbücher für dramatische Kunst und Literatur": Jahrgang 1847 S. 37—40: Über den Stil des Dramas. S. 256—8: Aus meinem Tagebuch. S. 310—3: Wie verhalten sich im Dichter Kraft und Erkenntnis zueinander? Jahrgang 1848 S. 192—4: Mitteilungen aus meinem Tagebuch. Gedanken beim Wiederlesen des „Kätchens von Heilbronn". Jahrgang 1849 S. 216—9: Andreas Hofer . . . von W. Gärtner. S. 247—75 Herodes und Mariamne. Erster Akt.

[2]) Wie Hettner wirklich S. 18 ff. tat.

nicht sowohl um Ökonomie und Szenerie, um Sprache und Bilder, um Charaktere und Sitten, um Religion und Politik — dieses sind alles vergängliche Dinge (d. h. in Beziehung auf diese spezielle Vergleichung) — als um diese majestätisch hervortretenden einzelnen furchtbaren Situationen, für welche die Dichter alles andere nur gemacht zu haben scheinen und an welchen einzig man erkennen kann, wie sie sich voneinander unterscheiden würden, auch wenn alle zusammen leben würden.

Eine Szene dieser Art bei Shakespeare ist für mich z. B. die zweite des ersten Aufzuges im „Richard III.", und er hat sie wiederholt in der vierten Szene des vierten Aufzuges. Ferner die Situationen im „Lear" und andre mehr. Man muß, um beurteilen zu können, was ein solcher Klassiker für wirklich schön hielt, auf diejenigen Züge merken, mit welchen er gern zu kokettieren scheint. Bei Shakespeare ist ein solcher wiederholt das Reflektieren über einem Gegenstande, einem Attribute, einem Möbel usf. und das endliche Wegwerfen desselben. So Hamlet mit Yoriks Schädel und Richard der Zweite mit dem Spiegel (IV, 1). Dieses sind die wahren genialen Züge, welche man ablauschen muß, und nicht die Willkürlichkeit und Zufälligkeit in Behandlung und Zeitwitz. In den äußerlichen Dingen, welche ich oben angeführt habe, wozu noch manche kritische Streitfragen kommen mögen, muß der Dichter sich allerdings der theoretischen und praktischen Bildung seiner Zeit unterwerfen und sich mit ihrem Bedürfnisse fortentwickeln. Will er aber auf die Sterne der Vergangenheit zurückschauen und sich an ihnen stärken und Rats erholen, so muß er sich an diese stofflichen Lichtblicke halten und zu ergründen suchen, was sie mit Vorliebe für schön und imposant gehalten haben. Nur eine Vergleichung in diesem Sinne wird wirklich fruchtbar sein.

Es versteht sich von selbst, daß ich mit dieser langatmigen Bemerkung nicht etwa dem freien Prozesse der Kritik und der notwendigen Entwicklung des Geschmackes zu nahe treten, sondern Sie nur speziell hier in der Bekämpfung der Manie unterstützen möchte. Und wie sehr diese immer herrlich an ihrem Ziele vorbeischießt, sehen wir an den Romantikern, welche nur das Willkürliche und Witzige an Shakespeare gepackt haben, und andrerseits

an Gervinus, welcher nur von seiner tiefen Philosophie und männlichen Weisheit zu sagen weiß. Jene lassen sich *nachahmen*, diese können auch bei jedem andern ausgezeichneten Menschen vorhanden sein. Von den spezifisch poetischen Urkräften aber, von der eigensten wunderbaren Erfindung dramatischer Situationen und Verläufe, mit denen Shakespeare, entblößt von jedem Zeitgewande, mit seinen olympischen Brüdern konkurriert, davon hören wir nur wenig sagen; es versteht sich ja von selbst, wie Gervinus sagt, daß in Shakespeare „poetische Schönheiten" so beiläufig zu finden seien.

Kommen die Leute einmal dazu, die wahren Mittel zu erkennen, durch welche die großen Dichter wirkten (wenigstens diejenigen, welche nicht zu sehr durch die Grübelei einer kritischen Übergangszeit zersetzt waren), so werden sie auf größere Einfachheit und Klarheit geführt werden und damit das Intrigenwesen von selbst fallen [lassen][1]), und alle andern Mittel werden in bequemster Auswahl nur zu Erreichung jenes einen Zweckes angewandt werden.

Es kommt im Theater lediglich darauf an, daß man komisch oder tragisch erschüttert werde, und das geschieht weit mehr, als durch Überraschungen und künstliche Verwicklungen, durch die vollständige Übersicht des Zuschauers über die Verhältnisse und Personen. Er sieht *mit* dem Dichter, wie alles kommt und kommen muß, er wird dadurch zu einem göttlichen Genusse, zu einer Art Vorsehung erhoben, daß er vollkommen klar die ergreifenden Gegensätze einer Situation durchschaut, welche den beteiligten Personen selbst noch verborgen sind, oder welche zu beachten sie im Drange der Handlung keine Zeit haben. Es sind dieses die edelsten und reinsten, die einzig dramatischen Erschütterungen, welche stufenweise vorher schon empfunden und vorausgesehen worden sind[2]), und wer nach *ihnen* trachtet, wird unfehlbar auf der Bahn innerer Notwendigkeit wandeln. Damit aber so viele als immer möglich, damit das *ganze Volk*

[1]) Gegen das Intrigenstück polemisiert Hettner in seinem Mod. Drama S. 126 ff. S. 130 erklärt er einfache und klare Motive als Zeichen des großen Dichters.

[2]) Z. T. wörtlich aufgenommen von Hettner, Das mod. Drama S. 131.

auf diesen hohen Standpunkt, zu diesem wahren Genusse gebracht werden könne, ist auch von selbst die größtmögliche Einfachheit, Ruhe und Klarheit bedungen, welche zur Klassizität führt und wieder führen wird, wenn die Herrschaften einmal wieder für einfache und starke Empfindungen empfänglich sind.

Ich will jedoch nicht bestreiten, daß auch die geschickte und lebensvolle Darstellung eines munteren Stück Lebens oder Geschichte mit allen seinen Abenteuern und Verwicklungen ihre Berechtigung haben könne; der letzte und höchste Genuß wird indessen immer jener b e w u ß t e sein.

Doch werden Sie ohne Zweifel glauben, daß ich mich sehr gern schreiben und salbadern sehe, was indessen nicht der Fall ist. Ich reite mich nur hinein wider Willen, indem ich Ihnen irgend eine Erfahrung, welche ich gemacht zu haben glaube, mitteilen möchte, und bei dem Mangel an dialektischer Geschultheit gerate ich in Wiederholungen und sogar Widersprüche hinein. Desnahen merken Sie sich nur das, was Ihnen etwa plausibel scheint, und von dem übrigen nehmen Sie an, daß ich es vielleicht den andern Tag selbst widerrufe. Für meinen Privatgebrauch bin ich ganz klar; meine Erfahrungen und Überzeugungen bilden sich schnell und leicht und gehen sogleich in das Blut über und sind schneller praktisch angewendet, als kritisch mitgeteilt.

Dr. Bachmayr[1]) hat mich mit Ihren Grüßen sowohl, als mit seiner eigenen Person erfreut. Er hat mir einige Szenen aus einem Trauerspiel „Alphonso" und von seinem Hauptstücke[2]) den ersten Akt vorgelesen. Da er die Manuskripte für seine Zwecke bei den Notabeln zirkulieren lassen muß, so konnte ich noch keine Einsicht in das Stück gewinnen und es mangelt mir aller und jeder Begriff davon, obgleich ich sehr neugierig bin, da sich hier auch Rötscher stark dafür interessiert, wie Bachmayr sagt.

Über seine Auspizien wird er Ihnen selbst berichten. Auf jeden Fall ist er nach dem, was ich bis jetzt weiß, ein bedeutendes Talent, wenn er auch nicht diejenige Ruhe und Unbefangenheit besitzt, welche ich an poetischen Talenten zu treffen wünsche.

[1]) Über ihn vgl. Bd. 1 S. 222.

[2]) „Der Trank der Vergessenheit." Vgl. G. Kellers Nachgelassene Schriften S. 165 ff. Über „Alphonso" J. Minor, Jahrb. d. Grillparzerges. 10 (1900) S. 184 ff.

Doch mögen dies mehr Folgen lange erduldeter Hindernisse und Schikanen, als persönliche Eigenschaften sein, und der endliche Triumph wird ihm in mehr als einer Beziehung auf den Strumpf helfen. Wir kneipen viel miteinander herum und ich habe dabei den Vorteil, die nötigen Umtriebe für die Aufführung eines Stückes vorläufig zu studieren.

Von meinem Roman wird leider nur der erste Band nächstens versendet werden können, welcher allein fast so stark ist, als das Ganze ursprünglich war. Vieweg dringt aber darauf, daß bald etwas versendet werden müsse wegen seiner merkantilischen Interessen. Das Trauerspiel[1]) kann ich leicht fertig machen, sobald ich will; ich weiß aber nicht, ob es nicht zu einfach und zu wenig geräuschvoll ist für ein erstes Auftreten. Ich habe perfiderweise fast Lust, ein Stück expreß für Berlin zu berechnen, um den Anfang zu machen, und dabei alle einflußreichen Personen im Auge zu behalten. Fräulein Lewald werde ich dieser Tage aufsuchen; ich habe wirklich das Bedürfnis, unter die Leute zu kommen.

Ich wollte Ihnen nur einige Zeilen schreiben und habe nun über diesem Geschwätz doch vergessen, was ich seit dem letzten Briefe an Sie schreiben wollte. Ich danke Ihnen namens der jungen Kunst für das lebendige Interesse, das Sie an ihr nehmen und grüße ergebenst Frau Hettner nebst Töchterlein und wer mir sonst nachfragt.

Ihr G. Keller.

Berlin, 23. Oktober 1850.

85. An Hermann Hettner

Berlin, den 24. Oktober 1850.

Ich wollte gestern das Paket auf die Post tragen, oder trug es auch wirklich hin; wurde aber abgewiesen wegen mangelnder Formalitäten (Preußen ist ein konstitutioneller Staat), und so blieb es über Nacht noch hier. Anstatt aber sogleich nach Hause zu gehen und zu arbeiten, schlenderte ich den ganzen übrigen Tag mit Bachmayr herum, von Kneipe zu Kneipe, das Päckchen unter dem Arme, und glich hierin jenen die freie Luft liebenden Frauen-

[1]) „Therese."

bildern, welche, ihre zahlreichen Spaziergänge zu beschönigen, etwa ein leeres Körbchen oder einen Krug an den Arm hängen. Wer mich so dahineilen sah mit dem Paket, Straßen durchkreuzend und über Gossen hüpfend, der konnte mich für den eifrigsten Geschäftsmann und das Paket für eine Sammlung der wichtigsten Urkunden halten, während — fünf verlegene und abgegriffene Rötscherische Jahrbücher darin waren! Prinz Heinrich suchte in Falstaffs Futteral eine Pistole und fand eine Sektflasche. Die Kellnerinnen in den verschiedenen Schenken glaubten durchgängig, es enthalte ein seidenes Kleid und betasteten es neugierig, was den Bachmayr so sehr beleidigte, daß er zu Repressalien schritt. Doch kamen wir endlich auf den Einfall, er könnte mir noch sein Drama vorlesen, was er dann in seiner Behausung mit solcher Energie tat, daß die Wände zitterten. Vom Lesen bekam er Durst, ich vom Hören Hunger, und wir sahen uns genötigt, noch einen jener sauren Gänge zu tun und lasen dann hinter dem Schenketisch Ihren kritischen Brief.

Bachmayr hat sich Ihre Bemerkungen[1]) sehr zu Herzen genommen und ist außerordentlich aufgeregt, Sie zu widerlegen, da gerade das, was Sie als überflüssige Zutat, als barberinische Eselsohren hinwegwünschen, ihm die Hauptsache und der eigentliche Brennpunkt des Stückes ist. Ich aber kann Ihnen beiden recht geben, und zwar in dem Sinne, daß das Stück nach den von Ihnen vorgeschlagenen Abänderungen allerdings immer ein klares, regelrechtes und schönes Gedicht wäre, welches jede Kritik von vornherein abschneiden würde, daß aber doch diese Bedenken nur scheinbar sind und das Stück das Motiv des Gifttrankes nicht nur noch erträgt, sondern an ihm eine wesentliche Bereicherung besitzt und zwar eine solche, welche man nicht mehr missen mag, nachdem man sie einmal kennt. Vor allem aus müssen wir bedenken, daß Bachmayr dieses Motiv in seiner Heimat wirklich vorfand, und daß dort in den Dörfern der Glaube an solche Vergessenheitstränkchen, als im Besitz alter hexenhafter Weiber sich befindend, herrscht. An sich selbst also nimmt es billig seinen Platz in dem sogenannten Volksdrama ein.

Nun will der Dichter weiter das Unzulängliche und das Ver-

[1]) Über den „Trank der Vergessenheit".

unglücken einer zwar humanen, aber nicht naturwüchsigen und oberflächlichen Kultur schildern, welche sich dem Volke aufdringen will ohne Kenntnis seiner tiefen edlen Leidenschaften und ohne Achtung vor seinen ursprünglichen Gemütskräften. Dies wußte ich vorher aus Bachmayrs Erzählungen. Ich fand es daher ganz in der Ordnung, daß die Heldin, das zwar aufgeklärte und bildungsreiche Dorfmädchen, in dem Augenblick, wo ihr von der Seite der Aufklärung und Bildung tiefes Weh und Zerrissenheit bereitet wird, sich wieder auf die Seite, an das träumerische mystische Herz des Volkes wirft, wo ihre Liebe, ihre Jugend, ihre Seligkeit ist. Zudem gewinnt durch dieses Durchspielen alter Volksmystik durch die humane Bildung die ganze Figur einen Reiz mehr, nur hat er dies nicht genug vermittelt. Er will ihren Hang zum Wunderbaren und Märchenhaften zwar genugsam angedeutet haben in der anfänglichen Lektüre der Grimmschen Märchen und in ihrem Namen Gertrud (Trude = Hexe, Norne usf.), und er läßt sich nicht von der Unzulänglichkeit dieser Momente überzeugen.

Die tragische Schuld Gertruds ist dadurch noch nicht genug dargestellt, daß sie dem Stefan entsagt; weil es nicht allein und am wenigsten vielleicht aus Kindespflicht geschieht, sondern weil noch ein Moment hinzukommt, welches diese Entsagung eher zu einer Tugend macht: nämlich die schöne Erhebung durch das Innewerden ihrer Frauenwürde durch den Brief des Barons, durch die ganz neue Perspektive, welche sich ihr eröffnet in jenem wirklich schönen Monologe, nach Unterdrückung ihrer persönlichen Neigung, dem Baron in seinen schönen Bestrebungen für Volksveredlung eine treue und einflußreiche Helferin und ihrem Volke selbst ein guter Engel werden zu können. Dies ändert die ganze Sache auf einmal so, daß ihr Untergang nun eher verletzend erscheinen würde. Nun hat aber Bachmayr in dem „Trank der Vergessenheit" eine poetische Perle gefunden, um welche ich ihn vielleicht beneiden würde, wenn ich Gutzkow wäre. Nicht nur wird dadurch die Entwickelung aus dem Gebiete des rhetorischen Räsonnements und der modernen Konversation in eine höhere Region der poetischen Symbolik, der plastischen Tat gehoben, welche außerdem der sinnlichen Natur des Volkes treff-

lich entspricht: sondern erst durch dieses vorsätzliche, nach langen geistvollen Erwägungen folgende Trinken des Fläschchens wird die Sache zu einer konzentrierten Tat. Erst jetzt, durch dieses gewaltsame Handanlegen an ihre heiligsten Lebenserinnerungen, an ihre zarte und unverletzliche Liebe, wird die Schuld, die vorher noch zweifelhaft war, plötzlich festgestellt. Es ist ein wahrer, unheimlicher Mord, welcher nur den deutlichen körperlichen Tod zur Folge haben kann. Erst durch diese frevelhafte Tat wird auch der Wahnsinn anschaulicher und, abgesehen von dem wirkungsreichen Momente des Trinkens (denken Sie sich, daß sie mit Einem Zuge das Bild des Geliebten in ihrer Seele ertöten will!), gewinnt der Dichter den weitern Vorteil, daß er sie von ihrem Wahnsinne noch einmal erwachen lassen kann, und das auf eine ebenso rührende als originelle Weise, um sie dann nach klarer Erkennung wirklich sterben zu sehen. So wäre die Einheit der Idee gerettet und wir müssen nicht sowohl das Fabelhafte und Unwahre des Zaubermittels an sich im Auge halten, als den Gebrauch, welchen das Mädchen davon machen will. Wie gesagt, dürfte ihre ganze Erscheinung zu diesem Behufe etwas dämonischer gehalten sein; wenn wir jedoch annehmen, daß, je naiver und zarter die Heldin von Natur ist, um so wirkungsvoller ihre Tat ist, so möchte ich eher widerrufen. Freilich dürfte noch der Übelstand bleiben, daß der Tod dann doch nur eine Folge abergläubischer Unwissenheit scheinen und somit die Aufklärungspartei, welche das Herz vergaß, recht behalten möchte. Es ist dies aber eine bloß äußere Sache. Sie hat einmal den Trank nehmen wollen und daß sie dadurch zugleich stirbt, ist nur eine größere Bequemlichkeit für den Dichter, welcher darin einen guten Schluß findet. Es ist auch versöhnender und wohltuender, sie tot zu wissen, als sie wahnsinnig zu verlassen in der Ungewißheit, ob sie vielleicht je wieder zu Verstand komme usf. Ferner hat der Dichter die Rechtfertigung: da sie sich einmal auf solche Dinge einließ, mußte sie auf das Schrecklichste gefaßt sein und dasselbe verdienen. Sie sagt auch in dem Monologe: wenn es sie töten sollte, so wollte sie den Trank nehmen; denn lieber sterben, als mit dem Bilde Stefans im Herzen in den Armen eines andern Mannes liegen! Es ist daher nur eine Schönheit weiter, daß

ſie, indem ſie Vergeſſenheit ſucht, den Tod findet. Wir dürfen ja nicht proſaiſch die Achſeln zucken und ſagen: das kommt vom Aberglauben! Da ſieht man's wieder einmal, welches Unheil er anrichtet; da hat das arme Ding ein Fläſchchen Gift erwiſcht! Dramatiſch iſt es freilich nicht! — Sondern wir müſſen die ganze Tiefe und Gewalt der Leidenſchaft, den dämoniſchen Kampf im Auge behalten, in welchem das urſprüngliche Volkskind zu dieſem Mittel griff. In der Baroneß und dem Amtmann wollte Bachmayr den Gegenſatz der oberflächlichen und ſeichten ſtädtiſchen Bildung zu dem unverfälſchten und ſtarken Gemüte des Volkes ausdrücken. Die Baroneß läßt ſich durch das Verlaſſenwerden eines Geliebten nicht anfechten, und der Amtmann glaubt mit allerhand Kniffen und armſeligen Ränken die Bauern beherrſchen zu können, während die Dorfweiber über der unglücklichen Liebe zugrunde gehen und die Bauern zu Leidenſchaften aufgereizt werden, welche dem flachen Amtmann weit über den Kopf wachſen. Inſofern iſt die Epiſode vollkommen berechtigt; nur hätte ich mir beide Figuren nobler gewünſcht, ohne daß ſie an Oberflächlichkeit verlören und habe es Bachmayr auch geſagt, worauf er jedoch nicht eingehen kann. Die Schauſpieler können indeſſen vieles verbeſſern.

Sie ſagen in Ihrem Briefe an Bachmayr, ſein Stück ſei nicht auf Aberglauben, ſondern auf die klare, nach Bildung ringende Natur Gertruds gebaut. Vielmehr möchte ich ſagen, ohne gerade jenes anzunehmen, daß dieſes auch nicht der Fall ſei, indem wir in der Wahnſinnsſzene bemerken, daß das ſchnell eingepfropfte Vielwiſſen ſie in ihrem Irrſinne mehrfach quält und beſchäftigt. Wenigſtens habe ich es ſo verſtanden. Bachmayr hat zwar die Hauptintention gehabt, die heilige und unveräußerliche Selbſtbeſtimmung der freien Perſon darzuſtellen und tut ſich viel darauf zugute, als auf etwas Neues. Ich dagegen halte dieſes Reſultat bei weitem für nicht ſo neu, vielmehr für ſehr alt und für den Gegenſtand unzähliger Schauſpiele und Romane: als mir die andere Seite des Stückes, die ſchlimmen Wirkungen erfahrungsloſer Humanität (Baron) und der ehrgeizigen Halbbildung des Dorfreformators, die ſich dem kernhaften Volke gewaltſam aufdringen wollen, ebenſo neu als glücklich und auf

männliche Weise durchgeführt scheinen. Für mich wenigstens liegt hierin die Hauptbedeutung des Stückes.

Für mich ist es nun ebenfalls außer Zweifel, daß Bachmayr mehr dramatisches Zeug in sich hat, als alle unsre jungen Dramatiker zusammengenommen. Doch kann ich nicht verhehlen, daß ich es für ein Glück halte, daß er bei dieser Gelegenheit aus dem allzu naiven und gemütlichen Östreich fortkam und, wie ich hoffe, eine Zeitlang in dem kritischen Norden leben wird. Denn es sind in seinem Stücke noch gar zu naive und phrasenhafte Stellen, welche man bei uns zulande nunmehr belächelt. Er wird eine festere und bedeutendere Sprache erwerben, welche seine Werke auch für den Druck zu wahren Kunstwerken macht.

Ich mache Sie noch einmal darauf aufmerksam, wie das Stück erst durch den Trank an eigentlicher Plastik gewinnt und wie schön und ergreifend die Situation ist, wo das Mädchen, aus seiner reinen unschuldigen Welt in die Tiefe und Finsternis bestimmter unheilvoller Tat hinabgestoßen wird und wie neu und unheimlich diese Tat ist. Doch darum keine Feindschaft nicht. Wir werden deswegen doch auf unserer Bahn der Reinigung und Vereinfachung fortschreiten.

86. An Wilhelm Baumgartner

Berlin, 16. Februar 1851.

Durch diesen Zettel, lieber Freund, möchte ich nur ein einstweiliges Lebenszeichen von mir geben, da ich dieser Tage eine kleine Revision meiner „auswärtigen" Verhältnisse vorgenommen und ermittelt habe, welche derselben durch wiederbelebte Verbindung zu erhalten und pflegen sein möchten, und welche nicht. Ich habe nämlich die ziemlich begründete Vermutung, daß mich mehr als ein Freund und Gönner nach einem alten Sprichworte vergessen und begraben hat in seinem Gedächtnis, obgleich ich oft und viel an alle denke. Die Gründe sind mir freilich unbekannt, wenn sie nicht etwa darin liegen, daß man mich für verloren und verschollen erachtet, weil ich einige Jahre hindurch still meiner Abklärung und Selbstrettung aus allerlei inneren und äußeren Kämpfen gelebt habe, anstatt mit Spektakel und Geräusch blinden

Lärmen zu machen, wie es heutzutage Mode ist. Ich habe von Heidelberg aus zwei oder drei Briefe an Dich geschrieben, ohne je eine Antwort zu erhalten, und weiß desnahen nicht, ob auch in Dir irgend eine jener Wendungen vorgegangen ist, die in einer dauernden Abwesenheit in Stimmung und Urteil über den Abwesenden vorzukommen pflegen.

Und doch sind allerwärts die ordentlichen Leute so rar, daß ich mich gedrungen fühle, von meinen Freunden zu retten und zusammenzuhalten, was immer möglich ist.

Aber ehe ich einen größeren Brief abgehen lasse, wünschte ich zu wissen, ob auch Du noch der Alte für mich bist, oder wie es überhaupt mit Dir steht. Bitte Dich daher, mir recht bald zu schreiben, wenn Du Lust dazu fühlst, und werde Dir dann einen ausführlichen Bericht über mich selbst abstatten. Erhalte ich keine Nachricht von Dir, so werde ich es doch für eine Nachricht ansehen und einstweilen zu den übrigen Bitterkeiten legen, die ich in meinem Leben schon gesammelt habe[1]). Magst Du mir aber schreiben, so schreibe mir recht viel, von Dir und andern; denn jedes Wort aus der Heimat freut mich um so mehr, als mir der Aufenthalt nun förmlich zu einem Exile geworden ist, da ich mir vorgenommen habe, nicht eher nach Hause zu kehren, als ich gewisse Zwecke erreicht und einen bestimmten Abschluß hinter mir habe, was noch immer ein halbes Jahr gehen kann.

Mit herzlichem Gruße Dein G. Keller.

87. An Hermann Hettner

Berlin, 17. Februar 1851.

Lieber Freund!

Ein heimwärtsfahrender Student wird von mir benutzt, Ihnen nur einen flüchtigen Gruß zukommen zu lassen und die Stockung unseres Verkehres ein bißchen zu heben.

[1]) Baumgartner antwortete am 22. März 1851 mit der Versicherung treuer Freundschaft fürs ganze Leben. „Was Dich interessieren dürfte, ist, daß wir [der von Baumgartner geleitete Zürcher Studentengesangverein in seinem Konzert] zwei Lieder von Dir, die ich komponierte, sangen, nämlich, einstimmig: ‚An die Natur' und Dein schönes Gedicht ‚O mein Vaterland' für Chor, das namentlich sehr gefiel und gern gesungen wurde; es wird auch im nächsten

Vor allem aus muß ich Sie beglückwünschen zu Ihrer Berufung nach Jena, welche ich aus einem Ihrer Briefe an Bachmayr ersehen habe[1]). Zu Ostern werden wir also ein Stück näher gerückt sein. Dann danke ich Ihnen herzlich für Ihren so sehr eleganten und galanten Brief in den „Blättern für lit. Unterhaltung"[2]). Er hat mir große Freude gemacht, und ich kann nur im allgemeinen sagen, daß ich alles wahr und schön gefunden habe. Eine speziellere Beantwortung ward mir leider unmöglich, da ich den Aufsatz nicht zum zweitenmal mit Muße lesen konnte, indem jene Nummer alsobald aus den Lesekabinetten verschwand und seither nicht erhältlich war. Aus dem gleichen Grunde habe ich auch Ihren Aufsatz über Hebbel, von welchem ich gehört, bis jetzt noch g a r nicht zu Gesicht bekommen[3]). Denn es ist in dieser Stadt der Intelligenz ungeheuer schwierig, etwas dergleichen zu erhalten, wenn man nicht am ersten Tage des Erscheinens glücklicherweise dazu kommt.

Von Bachmayr weiß ich nichts. Ich habe ihn ein wenig im Verdachte, daß er sich nicht allzusehr um jemand kümmert, wenn man gerade nichts zu seiner dramatischen Karriere beitragen kann, welche er mit allzu großer Subjektivität verfolgt. Doch wünschte ich sein Stück recht bald mit Bedacht lesen zu können, da ich es nur einmal schnell vorlesen hörte. Indessen hat er mir Stellen aus anderen Stücken rezitiert, auch habe ich ein Lustspiel gelesen, und alles zeugte vom gleichen großen Talente. Dieses ist um so beachtenswerter, als es fast ausschließlich spezifisch dramatischen Charakters ist, und nicht etwa eine allgemeine halbpoetische Stimmung. Es tut mir nur leid, daß er wieder in das verfluchte Wien

Sommer am großen Züricher-See-Sängervereinsfest gesungen werden." Außerdem berichtet er Keller von Richard Wagner, macht ihn auf dessen „Kunstwerk der Zukunft" aufmerksam und erzählt, daß Wagner in einem kleinen Kreise von Freunden in Zürich seine Arbeit „Das Wesen der Oper" und den Text des „Siegfried" vorgelesen habe.

[1]) Hettners Berufung nach Jena als außerordentlicher Professor für Kunst- und Literaturgeschichte war im November 1850 erfolgt. Im März 1851 trat er die Stelle an.

[2]) S. o. S. 242 Anm. 1.

[3]) „Hebbel und die Tragikomödie" in den „Blättern für lit. Unterhaltung" 1851 Nr. 13.

zurück mußte, wo die Leute gar nichts von der Welt wissen. Er ist noch so konfus, daß es notwendig seinen Arbeiten die rechte Klarheit und Bewußtsein etwas rauben muß. Er glaubt blind an Gervinus und Gagern, ist religiös, pantheistisch, demokratisch und konstitutionell, alles durcheinander. Da er nun noch dazu ein gewaltsamer und geräuschvoller, fast aufdringlicher Mensch ist, so fürchte ich, daß dies seltsame Wesen ihm in seinen Angelegenheiten fast mehr schadet, als die Charakterlosigkeit und Dummheit der Theatertyrannen. Er hat in seinem Wien eben nicht Gelegenheit gehabt, sich zu kultivieren, da die Kerle dort alle selbst Quer- oder Dummköpfe sind; um so mehr bedaure ich, daß er wieder hin verschlagen wurde. Ich selbst kam indessen gut mit ihm aus, da ich den edlen Kern von diesen äußern Zufälligkeiten zu unterscheiden wußte, und habe ihn recht lieb gewonnen.

Bei Fanny Lewald bin ich erst vor etwa zehn Tagen gewesen; sie gefiel mir gut und war sehr freundlich, so daß ich nun öfter hingehen werde. Sie ist eine wunderliche Person, und es klang mir gar seltsam, als sie erzählte, sie hätte Sie bei ihrem Freunde, dem Großherzog von Weimar, angelegentlich empfohlen als Jenenser Untertan.

Ich werde mich alsgemach hinter die hiesigen Theaterverhältnisse machen und sehen, ob ich mehr Glück finde, als Bachmayr Gerechtigkeit.

Von meinen Produkten schreibe ich Ihnen kein Wort mehr, als bis Sie dieselben in den Händen haben.

Wenn Sie mir gelegentlich schreiben, so berichten Sie mir um Gotteswillen, was die Herren in Heidelberg nun für Gesichter machen und ob sie sich noch nicht schämen?[1])

Ich habe im Herbste gelesen, daß Hagen[2]) nach Zürich verreist sei, weiß aber nicht, ob infolge einer endlichen Berufung, da ich seit Jahr und Tag keine Nachrichten aus Zürich habe, weil ich auch nicht hinschrieb.

Wollen Sie mich wohl Ihrer verehrten Frau Professorin recht herzlich empfehlen, sowie Ihrem hoffentlich muntern Elisa-

[1]) Wegen Hettners Weggang; vgl. Ad. Stern, H. Hettner S. 109 ff.

[2]) Der Historiker Karl Hagen, der 1855 nach Bern übersiedelte; über die Frage seiner Berufung nach Zürich vgl. oben S. 211.

bethchen. Auch Herrn Moleschott bitte ich zu grüßen. Ich habe mit Vergnügen Feuerbachs Aufsatz über sein Buch gelesen[1]), dagegen mit Ärger seine neuliche Ausweisung aus Leipzig, doch hinwieder mit Vergnügen, daß er dort seine Heidelberger Vorlesungen drucken läßt. — Die Berliner Theatermenschen werden bald toll vor Dummheit. Sie bringen eine erbärmlichere Novität nach der andern auf die Bühne. Doch befinde ich mich noch immer vortrefflich bei Shakespeare und Weißbier! Ich wohne noch immer Mohrenstraße 6 und bin

Ihr ergebenster
Gottfr. Keller.

88. An Hermann Hettner

Berlin, den 4. März 1851.

Lieber Freund!

So sehr mich Ihre freundliche Antwort auf meinen jüngsten Brief erfreut und erquickt, war sie mir doch ein Donnerschlag, als ich daraus ersah, daß Ihnen mein Herr Verleger voreiligerweise Aushängebogen meines Romanes zugestellt hat, ohne wenigstens den Abschluß des ersten Bandes abzuwarten. Dieser Umstand ist es vorzüglich, welcher mich antreibt, Sie schon wieder mit einer Epistel zu bestürmen, um dem mangelhaften und gewiß seltsamen Eindruck, welchen das Fragment auf Sie machen muß, vorläufig mit einigen Andeutungen nachzuhelfen, da das Unheil einmal geschehen ist. Doch davon weiter unten.

Zuerst muß ich Ihnen sagen, daß ich mit sehnlicher Erwartung dem fertigen Teile Ihrer dramaturgischen Studien entgegensehe[2]), und das nicht sowohl, um Sie nachher eifrig mit meinem konfusen und empirischen Urteile bedienen zu können, als daran meine eigenen dramatischen Lebensgeister ein wenig zu wärmen und unterhalten, da sie durch andere Arbeitsrückstände und Konfusion der Geschäfte immer noch schlummern und brach liegen müssen.

[1]) Lehre der Nahrungsmittel 1850. Vgl. Ludw. Feuerbachs Briefwechsel und Nachlaß (1874) 2, S. 81 ff.

[2]) Hettner an Keller 25. Febr. 1851: „Diese Studien habe ich in Gedanken eigentlich an Sie geschrieben, mein teuerster Freund. Es ist kein Wort darin, bei dem ich mich nicht gefragt hätte, ob es wohl Ihre einsichtige Zustimmung erhalten würde."

Die treffliche Geſchichte von dem übel beratenen Rocke, welche Sie mir zu Gemüte führen, läßt mich der Überzeugung leben, daß auch Sie nicht bloß aus äußerlicher oder innerlicher Freundlichkeit ein ſo ehrendes Zutrauen in mein Räſonnement, ſowie das vorläufige Lob des „Grünen Henri“ ausſprechen[1]). Doch ſchließt dies keineswegs aus, daß Sie dennoch meine Kräfte überſchätzen könnten, und ich werde daher meine allfälligen Bemerkungen über Ihre Studien zugleich mit einer Selbſtkritik begleiten, damit Sie gleich ſehen, daß ſelbige nicht etwa apodiktiſch ſein ſollen.

Ihre Zweifel an der inneren Berechtigung Ihrer Arbeit ſind inſofern ganz in der Ordnung, als ſie beweiſen, daß es Ihnen ernſt mit der Sache iſt und daß Sie eine wahre Pietät für Ihren Gegenſtand empfinden. Dies feſtgeſtellt, dürfen Sie dann aber auch um ſo überzeugter ſein von der Berechtigung und dem Willkommenſein des Buches; denn wo rechtes Streben und lebendiger Geiſt zuſammenwirken, kann es keinen abſoluten Irrtum geben. Ich, der ich mich einſtweilen noch, bis auf weitere vielleicht eintreffende Enttäuſchung, für einen Produzenten und Experimentator halten möchte, muß Ihnen offen geſtehen, daß ich bisher noch keine dramaturgiſche Arbeit, ſei es von Rötſcher oder von immer wem, geleſen habe, ohne etwas daraus gelernt zu haben, wenn ich auch über den konkreten Fall nicht einig mit dem Philoſophen war. Selbſt in dem von Schiefheiten wimmelnden dicken Buche des Herrn Gervinus[2]) habe ich eine reichliche Ausbeute an Anregungen zum Weiterſpinnen gemacht. Um wievielmehr darf ſich alſo die Klaſſe der Lernbegierigen und Lebensfrohen, welche ich mit repräſentiere, von Ihnen verſprechen, der Sie ja unſern anerkannten Bedürfniſſen und Grundſätzen, ſowie dem Leben der Gegenwart und den Hoffnungen der Zukunft unendlich näher ſtehen, als alle jene Herren. Doch abgeſehen von allen Eventualitäten, ſage ich Ihnen mit aufrichtigem Ernſte, daß Ihr Buch nach dem, was ich von Ihnen weiß und von anderen täglich leſe, das Beſte und Bedeutendſte ſein

[1]) Hettner bat Keller um ein rückſichtsloſes Urteil über die Studien, damit er nicht wieder vor der Welt bloßgeſtellt würde, wie es ihm jüngſt mit einem Rock gegangen, den er auf Anraten eines Freundes gekauft habe.

[2]) „Shakeſpeare.“

wird, was in neuerer Zeit geschrieben wurde, und daß ich mir eine äußerst wohltuende Wirkung davon verspreche, in jedem Fall.

Bei aller inneren Wahrheit reichen für unser jetziges Bedürfnis, für den heutigen Gesichtskreis, unsere alten klassischen Dokumente nicht mehr aus, und ich glaube keine krasse Dummheit zu sagen, wenn ich behaupte, daß die Lessingische Dramaturgie uns mehr in historischer und formeller Hinsicht noch berührt, fast wie sein Kampf mit dem Pastor Goeze. Und was ist seither geschrieben worden? Die praktischen, ebenfalls klassischen Erfahrungen und Beobachtungen von Goethe, Schiller und Tieck! Aber diese Leute sind längst gestorben und ahnten nicht den riesenschnellen Verfall der alten Welt. Es verhält sich ja ebenso mit den Meisterdichtungen Goethes und Schillers; es ist der wunderliche Fall eingetreten, wo wir jene klassischen Muster auch nicht annähernd erreicht oder glücklich nachgeahmt haben und doch nicht mehr nach ihnen zurück, sondern nach dem unbekannten Neuen streben müssen, das uns so viele Geburtsschmerzen macht. Daß es so lange (? laßt doch der Natur ein wenig Ruhe!) ausbleibt, berechtigt uns zu keinem Pessimismus; sobald der rechte Mann geboren wird, der erste, beste, wird es da sein. Und alsdann werden veränderte Sitten und Völkerverhältnisse viele Kunstregeln und Motive bedingen, welche nicht in dem Lebens- und Denkkreise unserer Klassiker lagen, und ebenso einige ausschließen, welche in demselben seinerzeit ihr Gedeihen fanden. So sehe ich wenigstens die Sache an und begrüße daher jeden Lichtblick mit Freuden, welcher die gegenwärtige Dämmerung durchblitzt. Was ewig gleich bleiben muß, ist das Streben nach Humanität, in welchem uns jene Sterne, wie diejenigen früherer Zeiten, vorleuchten. Was aber diese Humanität jederzeit umfassen solle: dieses zu bestimmen, hängt nicht von dem Talente und dem Streben ab, sondern von der Zeit und der Geschichte.

Was die künftige politische Komödie und ihr wahrscheinliches Hervorgehen aus der jetzigen Lokalposse betrifft, so glaube ich Ihnen schon im vergangenen Jahre etwas darüber gemeldet zu haben. Ich weiß daher nicht, ob ich mich jetzt wiederhole, wenn ich Ihnen meine Ansichten und Vermutungen unmaßgeblich mit-

teile[1]). Gerade dies ist ein Gegenstand, ein Gebiet, in welches die Klassiker vor fünfzig Jahren noch keine Aussichten hatten, und ich bin überzeugt, daß wenn wir jetzt einen dreißig- oder vierzigjährigen Goethe hätten, ja selbst nur einen Wieland, so würde dieser aus den vorhandenen Anfängen bald etwas gemacht haben. Denn sowohl die Form, als die Art des Witzes und seines Vortrages sind neu und ursprünglich. Und was das Beste und Herrlichste ist: das Volk, die Zeit haben sich diese Gattung *selbst geschaffen* nach ihrem Bedürfnisse, sie ist kein Produkt literarhistorischer Experimente, wie etwa die gelehrte Aufwärmung des Aristophanes und ähnliches! Gerade deswegen wird vielleicht ihre Bedeutung von den gelehrten Herren ignoriert, bis sie ihnen fertig und gewappnet, wie die junge Pallas, vor den Augen steht.

In der gegenwärtigen Beschaffenheit der Possen ragen vorzüglich zwei wichtige Momente hervor. Das eine ist die freie Willkür in der Ökonomie und die Allegorisierung politischer und moralischer Begriffe, aber in durchaus unsern Zuständen homogener Weise und nicht wie es z. B. Platen in blinder Nachahmung getan hat. Dadurch wird der für die politische Komödie durchaus nötige göttliche Unsinn und unbeschränkte Mutwillen wieder hergestellt. Das andere Moment ist die Verbindung der Musik mit der Dichtung, in den Couplets. Diese hat, wenigstens in ihrer jetzigen Bedeutung, das Wiener Volk mit seinen obskuren Possendichtern erfunden und der Bühne geschenkt, und es ist weiter nichts dazu zu tun, als reinere Poesie und ein tüchtiger Inhalt, welches übrigens für das Ganze ebenfalls gilt. Die Weihe der Poesie wird von wahren Dichtern, welche den Willen und das Bedürfnis des Volkes darzustellen imstande sein werden, gebracht werden und sicher nicht ausbleiben, wenn der tüchtige Inhalt durch die *Geschichte* verschafft wird. Gegenwärtig reitet man immer auf dem Philister und seiner Misere herum, welches eben kein poetischer Stoff ist, und auf den Erbärmlichkeiten der jetzigen Politik, insofern die Polizei es erlaubt. Dies ist schon lohnender; jedoch wird der rechte Stoff erst dann vorhanden sein, wenn die Völker frei, geordnete würdige Zustände und wahre Staats-

[1]) Die folgenden Ausführungen hat Hettner in seinem „Modernen Drama" S. 177—180 mit leichten Änderungen abgedruckt.

männer und andere Träger der Kultur vorhanden sind. Alsdann werden auch die Konflikte und Differenzen der Völkerschaften würdiger Art sein und einen tüchtigen Inhalt für eine wahre Poesie abgeben. Denn im Theater über einen Lumpenhund zu lachen, ist nichts Erbauliches; erst wenn wirklich große, aber einseitige Staatsmänner, großartige Dummheiten ganzer Völker, edle Philosophen, die sich in irgendein Paradoxon hineingeritten haben, Gegenstand des dramatischen Spottes werden, wird auch die Posse eine edlere Natur annehmen können und müssen.

Inzwischen ist es immerhin schon ein bedeutendes Schauspiel, die Bevölkerung einer so pfiffigen Weltstadt, wie Berlin, vor der Bühne versammelt und dem mutwilligen Schauspieler, der ihr seine Anspielungen mit wehmütiger Laune vorsingt, eifrigst lauschen und zujubeln zu sehen. Bemerkenswert ist auch, daß die Kunst der komischen Darstellung der Dichtung weit vorausgeschritten ist und bereits schon jetzt für eine klassische Komödie beinahe fertig und reif wäre, während in der Tragödie die Darstellung fast ebenso weit hinter den Dichtungen, die wir besitzen, zurückgeblieben ist. Vorzüglich beim Vortrage der Couplets, welche die jeweilige Kritik der Tagesmisere, des politischen und moralischen Unfuges enthalten, exzellieren die Komiker. Sie machen wunderliche und höchst mutwillige Gesten und Sprünge dazu, meistens zwei zusammen; das Werfen der belebten Beine gibt der Satire noch Nachdruck, während das Orchester bei und nach den Refrains durch brummige Paukenschläge, durch einen schrillen Pfeifentriller oder einen lächerlichen Strich auf der Baßgeige den Eindruck noch erhöht und das Gelächter vermehrt. Ich habe lebhaft mitgefühlt, wie in solchen Momenten das arme Volk und der an sich selbst verzweifelnde Philister Genugtuung findet für angetane Unbill, ja wie solche leichte Lufthiebe tiefer dringen und nachhaltiger zu wirken vermögen, als manche Kammerrede. Ich führe die Einzelheiten der Darstellung, vorzüglich die Mimik und die Musik, nur deswegen an, damit Sie sehen, wie auch hierin ein wichtiger Lebenskeim für die Zukunft liegt: denn sie bedingen ein inniges Zusammenwirken des Dichters mit den andern Bühnenkünsten und ein Eingehen desselben in die lebendigen Gebräuche. Er wird sich vor unplastischen und unsingbaren Phantasieen hüten

müſſen, während dieſe luſtigen Schnurren ihm neue Ideen und einen kräftigen Ton angeben werden. Die Natur dieſer Komödie bedingt es ferner, daß vieles in Übereinkunft mit dem ganzen Perſonal der Bühne und nach den momentanen Vorkommniſſen und Stimmungen der Öffentlichkeit eingerichtet werden muß, und daraus wird wieder etwas Lebendiges und Wahres entſtehen. Denn es iſt eine Lüge, was die literariſchen Schlafmützen behaupten, daß die Angelegenheiten des Tages keinen poetiſchen und bleibenden Wert hätten[1]). In Berlin iſt es der Dichter Kaliſch, welcher das für jetzt Beſtmögliche leiſtet[2]). Seine Sachen werden auf dem Königſtädtiſchen Theater gegeben; allein wie geſagt, der Inhalt iſt halt noch nicht viel wert.

Nun noch einige Worte über den „Henri vert“. Ich habe bei dieſem Unglücklichen das gewagte Manöver gemacht, daß ich meine eigene Jugendgeſchichte zum Inhalt des erſten Teiles machte, um dann darauf den weiteren Verlauf des Romanes zu gründen, und zwar ſo, wie er mir ſelbſt auch hätte paſſieren können, wenn ich mich nicht zuſammengenommen hätte. Es kommt nun alles darauf an, ob es mir mehr oder weniger gelungen ſei, das Gewöhnliche und jedem Naheliegende darzuſtellen, ohne gewöhnlich und platt oder langweilig zu ſein; und dies iſt es, was ich mir vorgeworfen zu ſehen befürchte. Ich hatte nicht die Intention, aus eitler Subjektivität dieſe Jugendgeſchichte einzufügen, *weil* ſie die meinige iſt, ſondern *obgleich* ſie es iſt, und ſtellte mir dabei einfach die Aufgabe, mich ſelbſt mir objektiv zu machen und ein Exempel zu ſtatuieren. Desnahen ließ ich auch alles weg, was nicht charakteriſtiſch für den Endzweck des Buches iſt.

Ich hatte die doppelte Tendenz: einesteils zu zeigen, wie wenig Garantieen auch ein aufgeklärter und freier Staat, wie der Zürcherſche, für die ſichere Erziehung des einzelnen darbiete heutzutage noch, wenn dieſe Garantieen nicht ſchon in der Familie oder den individuellen Verhältniſſen vorhanden ſind, und anderenteils den pſychiſchen Prozeß in einem reich angelegten Gemüte nachzuweiſen, welches mit der ſentimental-rationellen Religioſität

[1]) Bis hierher geht Hettners Zitat a. a. O. S. 180; angereiht iſt der Satz aus dem Briefe Kellers vom 16. Sept. 1850, vgl. oben S. 243 Anm. 2.

[2]) David Kaliſch (1820—1872), der Begründer des Kladderadatſch.

des heutigen aufgeklärten, aber schwächlichen Deismus in die Welt geht und an ihre notwendigen Erscheinungen den willkürlichen und phantastischen Maßstab jener wunderlichen Religiosität legt und darüber zugrunde geht. Dies wird der Inhalt des zweiten Teiles sein. Doch ist mir die angewandte Novellistik, zum Teil auf äußeres und inneres Erlebnis gegründet, noch weit bedenklicher, als die Jugendgeschichte, und ich habe eine jämmerliche Angst, das Buch aus den Händen zu lassen, da es mir viel verderben kann und ich, nach dem langen Zaudern und Sprechen davon, mich schämen muß, wenn es durchfällt. Meine Hauptstütze ist die Hoffnung, daß das spezifische Geplauder und Geschwätz des Buches für stillere und feinere Leute, welche nicht auf großen Eklat sehen, angenehm und unterhaltend sein möchte. Und dies wäre mir am Ende genug; denn ich hätte wenigstens den Beweis, daß ich schreiben kann, und könnte diese edle Kunst dann später besser anwenden. Allein gerade bei dem ersten Teil ist es mir höchst unangenehm, daß Sie nur die Hälfte davon gelesen haben, indem derselbe zu seiner Ehrenrettung durchaus abgerundet sein muß. Haben Sie die Güte, mir nach Ihrer Ankunft in Jena bald Ihre Adresse zu schicken, damit Sie dann das ganze Buch erhalten können.

Meine verehrte Gönnerin, die Frau Professor Hettner, bitte ich bis dahin auch noch für den Heinrich wohlgesinnt zu bleiben; er wird sich bald genug schlecht aufführen und dann ihrer Gnade vielleicht verlustig werden.

Ihr immer gleicher Gottfr. Keller.

89. An Wilhelm Baumgartner

Berlin, den 27. März 1851.

Lieber Freund!

Ich danke Dir sehrest für Deinen freundlichen Brief, welcher mich in doppelter Weise überrascht hat. Erstens war er ein anmutiger Vorbote eines Briefes von Alfred Escher und riß mich um einen Tag früher aus der Ungewißheit über die 500 Landsmänner, welche mir unsere Patriarchen wieder votierten. Ich hatte Escher bloß angefragt, ob er meine, daß ich den Staat

noch einmal anpumpen könne, und erwartete erst eine Antwort hierüber. Statt dessen stellte er aber sogleich den Antrag und realisierte die Sache. Es fängt aber doch an, mich zu genieren, da ich einen alten und seltsamen Stipendiaten vorstelle und es bei unseren kleinen und knappen Verhältnissen noch nie vorkam, daß man einen im Alter schon vorgerückten Kunstmenschen reisen ließ. Zweitens hat mich Dein Brief auch sonst aufgeheitert, und ich sehe nun ein, daß ich mit meinen misanthropischen Grillen im Unrechte war. Es war indessen nicht sowohl Deine Faulheit im Schreiben, welche ich an mir selbst genugsam kenne, als andere Zeichen, aus welchen ich eine Erkältung zu erkennen glaubte. So als z. B. der junge Boßhard vom Café litéraire nach Berlin kam, ich ihn angelegentlich nach allen Stammgästen und Freunden fragte, und er auch nicht von einem einen Gruß an mich zu bestellen hatte. Ich setzte nämlich voraus, daß sowohl seine Reise, als meine Anwesenheit in Berlin bekannt wären. Indessen habe ich wirklich einige bittere Erfahrungen gemacht, doch glücklicherweise nur an Leuten, bei denen es sich verschmerzen läßt. Dann habe ich auch den eigentümlichen Unstern, daß man mir oft Vorwürfe über den Mangel an Nachrichten macht und mit einem kleinen mageren Briefe einen großen und dicken von mir herauslockt, in welchem ich ganz gemütlich krakehle wie ein Kind; wenn man aber die Beute hat, so läßt man mich säuberlich wieder sitzen und gibt seinerseits kein Lebenszeichen mehr. Doch genug hievon. Du und Ruff, welcher mir letzthin auch geschrieben hat, haben sich von aller Sünde gereinigt, und ich ermahne Euch nur zu fernerem Wohlverhalten, als zu welchem ich mich hiermit auch verpflichte, da ein vernünftiges Wort zwischen alten Freunden am Ende das Beste ist im Wechsel des Lebens und ich leider noch einige Zeit fern bleiben muß. Dabei müßt Ihr bedenken, daß derjenige, welcher allein in der Welt herumfährt, weit schlimmer daran ist, als die, welche gemächlich zu Hause sitzen und die Köpfe zusammenstecken können.

Sehr gefreut hat mich die Art, wie Du meinen Anschluß an Feuerbach aufgenommen hast, und ich ersehe daraus, daß Du die Sache im rechten Lichte ansiehst. Wie trivial erscheint mir gegenwärtig die Meinung, daß mit dem Aufgeben der sogenannten

religiösen Ideen alle Poesie und erhöhte Stimmung aus der Welt verschwinde[1])! Im Gegenteil! Die Welt ist mir unendlich schöner und tiefer geworden, das Leben ist wertvoller und intensiver, der Tod ernster, bedenklicher und fordert mich nun erst mit aller Macht auf, meine Aufgabe zu erfüllen und mein Bewußtsein zu reinigen und zu befriedigen, da ich keine Aussicht habe, das Versäumte in irgend einem Winkel der Welt nachzuholen. Es kommt nur darauf an, wie man die Sache auffaßt; man kann für den sogenannten Atheismus ebenso schöne und sentimentale Reden führen, wem das einmal Bedürfnis ist, als für die Unsterblichkeit uff., und diejenigen Tröpfe, welche immer von höheren Gefühlen sprechen und unter Atheismus nichts weiter als rohen Materialismus zu verstehen imstande sind, würden freilich auch als Atheisten die gleichen grobsinnlichen und eigensüchtigen Bengel bleiben, die sie als „höhere" Deisten schon sind. Ich kenne solche Herren! Indessen bin ich weit entfernt, intolerant zu sein und jeden, der an Gott und Unsterblichkeit glaubt, für einen kompleten Esel zu halten, wie es die Deutschen gewöhnlich tun, sobald sie über dem Rubikon sind. Es mag manchen geben, der die ganze Geschichte der Philosophie und selbst Feuerbach gründlicher studiert hat und versteht, wenigstens formell, als ich, und doch ein eifriger Deist ist, sowie ich mehr als einen ehrlichen Handwerksmann kenne, der den Teufel was von Philosophie kennt und doch sagt: Ich kann in Gottesnamen einmal nicht an dergleichen Dinge glauben! Tot ist tot! Daher kommt es, obgleich nach und nach alle Menschen zur klaren Erkenntnis kommen werden, einstweilen noch auf die innere Organisation und viele äußere Zustände an. Ich möchte daher auch nichts von grobem Hohne und gewaltsamer Aufdringlichkeit wissen. Nur für die Kunst und Poesie ist von nun an kein Heil mehr ohne vollkommene geistige Freiheit und ganzes glühendes Erfassen der Natur ohne alle Neben- und Hintergedanken, und ich bin fest überzeugt, daß kein Künstler mehr eine Zukunft hat, der nicht ganz und ausschließlich sterblicher Mensch sein will. Daher ist mir auch meine neuere Entwicklung und Feuerbach für meine dramatischen Pläne und Hoffnungen weit wichtiger geworden,

[1]) Keller hatte sich noch 1843 zu dieser Ansicht bekannt, vgl. oben S. 122.

als für alle übrigen Beziehungen, weil ich deutlich fühle, daß ich die Menschennatur nun tiefer zu durchdringen und zu erfassen befähigt bin. Jedes dramatische Gedicht wird um so reiner und konsequenter sein, als nun der letzte Deus ex machina verbannt ist, und das abgebrauchte Tragische wird durch den wirklichen und vollendeten Tod einen neuen Lebenskeim gewinnen.

Mein alter unsterblicher Roman, „Der grüne Heinrich", ist endlich so weit gediehen, daß der erste Band gedruckt ist. Ich weiß noch nicht bestimmt, ob ich aus dem Reste einen oder zwei Bände machen werde, ob also das Ganze zwei- oder dreibändig sein wird, dies wird sich jedoch nächstens während des Druckes entscheiden. Ich habe nur selten an dem Buche, welches indessen ein ganz anderes, als das ursprünglich angelegte, geworden ist, geschrieben, da ich auch in Rücksicht auf meine Staatsunterstützung etwas lernen mußte und vorzüglich auch dramaturgischen Studien und Projekten nachhing. Der Verleger behauptet nun, die Versendung für diese Ostern sei nun wieder verspätet und müsse man den Herbst abwarten. Indessen werde ich jedenfalls bald Exemplare nach Hause und [an] anderweitige Freunde befördern. Einen Band Gedichte, den er schon seit Neujahr in Händen hat und dessen erste sechs Bogen auch gedruckt sind, läßt er nun ebenfalls liegen, wahrscheinlich weil er beide Opera zusammen verbreiten will. Dies ist ärgerlich, indessen hat er mir das Honorar bezahlt, und ist selbiges in diesem verdammten Sandhaufen Berlin schon spurlos versiegt. Dr. Escher schrieb mir, er wolle diese Produkte, wenn ich sie geschickt hätte, den Behörden vorlegen. Ich weiß aber nicht, welchen Eindruck dieselben machen werden, da meine Feuerbachischen Mucken deutlich daran herumschwirren, obgleich durchaus anständig und gemessen. Ich befürchte fast, es könnten von übelwollender Seite etwa spöttische Vorwürfe laut werden, daß man ein solches Kräutlein gepflegt und genährt habe. Schreibe mir doch Deine Ansicht hierüber, ohne indessen einstweilen davon zu sprechen.

September 1851.

Endlich, nach halbjährigem Unterbruch, will ich doch an die Beendigung dieses Briefes gehen und das alte Blatt beibehalten, obgleich der Inhalt desselben nun teilweise überlebt ist. Ich

glaubte dazumal, um diese Zeit selber wieder unter Euch zu wandeln und gelegentlich einen Schoppen mitzutrinken; allein meine Verbannung von der Heimat wird noch einige Monate andauern und zwar so, daß ich den Tag der Heimkehr noch gar nicht bestimmen kann. Denn ich möchte nicht nur einen etwelchen Erfolg, als Resultat der gehabten Kosten, mit nach Hause bringen, sondern ich muß auch trachten, mit demselben etwas klingende Bewaffnung zusammenzuraffen, um nicht während meines ersten Aufenthaltes in Zürich gleich wieder mich so miserabel und geldlos umherzutreiben. Dies alles hoffe ich durch meine dramatischen Arbeiten zu bezwecken. Ich habe erst in den letzten Monaten einige gute Bekanntschaften gemacht, durch welche ich leicht an den jetzigen Intendanten der kgl. Bühnen[1]) gelangen kann. Meine neuen Freunde wollen ihm ein Lustspiel von mir, das nächstens fertig sein wird[2]), oktroyieren, und wenn es einigermaßen stichhaltig ist, so wird die Aufführung im Schauspielhause nicht zu den Unmöglichkeiten gehören, zumal das wunderliche Lesekomite des Professor Rötscher und Konsorten, an welches ich früher zu gelangen dachte, nun umgangen wird; denn der neue Intendant hat den Konstitutionalismus, als ehemaliger Gardeleutnant, abgeschafft. Ein zweites Lustspiel ist schon angelegt[3]), dagegen ein Trauerspiel, das ich früher großenteils fertig hatte[4]), zurückgestellt, da man mit Lustspielen für jetzt besser ankommt. Habe ich mich einmal durchgebissen, so werde ich schon meinen eigenen Weg gehen und meine ernsteren dramaturgischen Studien anwenden. Die Not lehrt einen leider klug sein! Doch bitte ich Dich, diese Projekte und Aussichten einstweilen noch zu verschweigen, da ich nicht immer Lärm schlagen mag, ehe die alten Schüsse einmal aus der Flinte sind. Roman und Gedichte, beide schwach und für mich schon überlebt, werden im Oktober verschickt werden. Wenn ich nicht das Honorar so notwendig gebraucht hätte, so würde ich dieselben ganz zurückbehalten haben. Doch mögen sie zur anderen verlorenen und mit Dummheiten zugebrachten Zeit zum Teufel

[1]) Botho von Hülsen (1815—1886).
[2]) „Die Roten", vgl. Bd. 1 S. 274.
[3]) „Jedem das Seine", vgl. Bd. 1 S. 274 f.
[4]) „Therese".

gehen, ich ſchaue nur nach vorwärts und bin einzig bedacht, mit mehr Verſtand aus dem Stückchen Leben, das noch bleibt, herauszuſchlagen, was möglich iſt, und einen guten Namen aus der jämmerlichen Staubwolke herauszuſalvieren.

Wenn ich in Berlin mit einem Stücke reüſſiere, ſo bin ich für einige Zeit geborgen, da dies für die meiſten kleineren Theater maßgebend iſt. Doch habe ich noch eine kritiſche Zeit bis dahin durchzuwaten, beſonders da das eingangs dieſes Briefes empfangene Stipendium nun glücklich aufgebraucht iſt. Doch tut dies nichts zur Sache; bin ich einmal aus dem Dreck heraus, ſo werde ich mich freuen, eine gute Zeit an Wind und Wetter geſtanden zu haben. Denn meine Maxime iſt geworden: wer keine bitteren Erfahrungen und kein Leid kennt, der hat keine Malice, und wer keine Malice hat, bekommt nicht den Teufel in den Leib, und wer dieſen nicht hat, der kann nichts Kernhaftes arbeiten[1]). An ſonſtigen leidenſchaftlichen Erregungen hat es mir auch nicht gefehlt, und dies alles hat mich vor dem geiſtigen Philiſtertum bewahrt, welches manchem näher ſitzt, als er glaubt und mich wenigſtens ſchon ganz artig umſponnen hatte.

Richard Wagner habe ich ſchon in Heidelberg in ſeinen erſten Schriften kennen gelernt und ſeither alles mit großem Intereſſe verfolgt, was ich von ihm erfuhr, z. B. den Aufſatz von Liſzt über ihn[2]). Sein Schriftchen über „Ein Theater in Zürich" habe ich mir kommen laſſen und mit Freuden geleſen, und obgleich es leider zunächſt nicht viel Folgen haben wird, ſo hat es doch meine ſchon früher gefaßte Hoffnung beſtärkt, daß ich, nachdem ich mir in Deutſchland vielleicht einigen Erfolg und Erfahrungen erworben haben werde, zu Hauſe nicht ganz abgeſchnitten ſei, ſondern ein Feld zur Wirkſamkeit in vaterländiſcher Luft finden dürfte. Ich bin mit dem Schriftchen ganz einverſtanden, nicht ſo mit den letzten Konſequenzen von Wagners Ideen über die Kunſt der Zukunft. Es verſteht ſich allerdings, daß alle Künſte, dereinſt noch in größerer Harmonie, als jetzt im Drama aufgehen werden, und gewiß auch die Maſſe, das Volk ſelbſt, ſich beteiligen und ſelbſt

[1]) „Il faut, pour réussir, qu'un artiste ait le diable au corps." Voltaire.

[2]) „Lohengrin et Tannhäuser de Richard Wagner." Leipzig 1851. Über Kellers Verhältnis zu Wagner vgl. Bd. 1 S. 375 ff.

verklären wird durch die Kunst; allein daneben wird immer das entschiedene Bedürfnis individueller Virtuosität im einzelnen bestehen bleiben; das lyrische Gedicht, das Staffeleibild (mit Kupferstich ꝛc.) und alle solche Dinge entsprechen einer bestimmten und vorhandenen Gemütslage und Fähigkeit. Überdies ist das gemalte und in Marmor gehauene Fleisch des menschlichen Körpers, sowie die ganze Gestalt, etwas himmelweit Verschiedenes von der Natur, und in dieser Verschiedenheit ist es Selbstzweck. Die schönsten Menschen mögen in den durchdachtesten Gruppen zusammentreten, so ist es immer nicht das, was man im gemalten oder plastischen Werke sucht und findet. Indessen die Historienmalerei ist immerhin preiszugeben, insofern sie nach bisherigem Usus nur arrangierte Szenen darstellt, die allerdings eher dem Theater anheimfallen.

Ich ersehe aus Deinem Briefe, den ich wieder hervorgesucht, daß Du behaglich und sicher gestellt bist und lebst. Um so eher wünsche ich, daß nun auch bald die Erfüllung Deiner höheren Interessen hinzutritt. Kann Dir denn Herr Wagner nicht zu deutschen Verlegern helfen? Ich habe in Berlin die Gelegenheit benutzt und habe viele Konzerte besucht, allein mein musikalisches Urteil ist noch ziemlich auf dem alten Punkte, da ich seither keinen Umgang mit Musikern hatte. Hingegen bildende Künstler lernte ich sehr tüchtige kennen, und erfreue mich ihres Umganges. Die Oper mußte ich leider vernachlässigen, da ich mein Geld auf den häufigen Besuch des Schauspieles verwenden muß, so habe ich weder den „Propheten“[1]) noch irgend ein anderes Stück der Neuzeit gesehen und beschränkte mich darauf, die berühmtesten alten Sachen von Gluck und Mozart kennen zu lernen. Im Schauspiel aber habe ich, begünstigt durch die Marotten der hiesigen Herren, der Reihe nach alle Dichtungen von Shakespeare, Goethe, Schiller und viel französisches Lustspiel aufführen gesehen, was meiner Erfahrung zugute kam, sowie ich ausgezeichnete Gäste sah, und mit der Rachel, die zweimal hier war, das französische Wesen und zugleich eine geniale Gestalt studieren konnte. Die Berliner Schauspieler sind ohne Genie und bewegen sich, mit seltenen Ausnahmen, in langweilig anständiger Mittelmäßigkeit. Doch

[1]) Von Meyerbeer (1849).

ſind ſie in der Komödie noch ganz gut gebräuchlich. Es iſt mir von der Intendanz erſt jetzt ein Freibillet angeboten worden als einem ſtrebenden Jüngling, allein ich nahm es nicht mehr an, da ich doch öfter hingehen müßte und ich gerade jetzt nicht mehr Zeit habe, und mit meinen eigenen Produkten zu ſehr beſchäftigt bin. Ich habe eine mäßige Reihe von Stoffen, ſowohl komiſche wie tragiſche, die ich durchführen will. Doch ſind dieſe Sachen nicht das, was ich für das Abſolute, auch in Hinſicht meiner perſönlichen Verhältniſſe, halte, vielmehr betrachte ich ſie für eine Übergangstätigkeit oder einen Anfang, da einerſeits ich ſelbſt noch nicht bei der höchſten Erfahrung, deren ich mich fähig glaube, angelangt bin, und man andrerſeits nicht wiſſen kann, welche Forderungen die kommenden Jahre durch ihre geſchichtliche wie wiſſenſchaftliche Entwicklung, beide nicht vorauszuſehen, aufſtellen werden. Inzwiſchen habe ich mir die größte Einfachheit und Klarheit zum Prinzip gemacht; keine Intrige und Verwicklung, kein Zufall uſſ., ſondern das reine Aufeinanderwirken menſchlicher Leidenſchaften und innerlich notwendige Konflikte; dabei möglichſt vollkommene Überſicht und Vorausſicht des Zuſchauers alles deſſen, was kommt, und wie es kommt; denn nur hierin beſteht ein wahrer und edler Genuß für ihn.

Berlin hat mir viel genützt, obgleich ich es nicht liebe; denn das Volk iſt mir zuwider. Im Winter frequentierte ich einige Zirkel z. B. den der Fanny Lewald; fand aber das Treiben und Gebaren der Leute ſo unangenehm und trivial, daß ich bald wieder wegblieb. Hingegen gibt es treffliche Leute, die im Stillen leben und nicht viel Geräuſch machen, ſowie auch überhaupt hier einem immer etwas anfliegt, was man in den kleinen Städten Deutſchlands nicht hat. Ein reger geiſtiger Verkehr, mag er noch ſo verkehrt ſein, regt den einzelnen immer vorteilhaft an. Doch ſehne ich mich recht herzlich einmal nach Hauſe, und wünſche Berlin zum Teufel. Beſonders die vielen Feſttage des vergangenen Sommers im Vaterlande haben mir oft Heimweh gemacht.

Ich würde bei dieſer Gelegenheit gern meine Gedichte und Roman mitſchicken, allein ich habe ſie nicht und weiß nicht, warum der Verleger ſie nicht ſchickt. Von letzterem beſitze ich nur den erſten und zweiten Teil und will daher noch warten. Ich lege

einige Fetzen der Gedichte bei, die gerade bei der Hand sind. Doch wie gesagt, es sind alte Sachen, und ich bin mit vielen Schmerzen ein ganz anderer Mensch und Literat geworden, als dort ersichtlich. Ich mußte die frühere Gedankenlosigkeit und Faulheit büßen, besonders die Zeit, die ich in Zürich verlümmelt habe. Doch war auch meine Isolierung viel schuld, denn es galt in Zürich nicht für guten Ton, literarische und poetische Bestrebungen gründlich und wohlwollend zu durchsprechen. Obgleich das fortwährende Ästhetisieren à la Flugi[1]) auch zu nichts führt, so ist das entgegengesetzte Extrem doch nachteilig. Die Freunde aber, wie Follen, Schulz, Eßlinger ꝛc. waren doch eigentlich nicht au fait unserer jetzigen Bedürfnisse; wenigstens erinnere ich mich nicht e i n e s eingreifenden und fruchtbaren literarischen Gespräches, das auf mich einen Eindruck gemacht hätte. Freilich absorbierte die verfluchte Kannegießerei dazumal alles. Ad vocem Politik muß ich doch bemerken, daß die Berner Geschichten[2]) recht lausig und langweilig aussehen. Ich muß hierin das Verhalten der „Eidgenössischen" und „Zürcher Zeitung" beloben, in der Hoffnung, beide Blätter werden den „Neuen Schweizerspiegel" aus St. Gallen, dessen Resüme ich in der „Zürcher Zeitung" bis anhin las, gehörig abweisen. Wenigstens der Militärpunkt ist mir verdächtig, wie ihn Baumgartner[3]) bespricht. — Wenn die Schweizer wüßten, was das alles für Esel sind, die in Berlin und Wien ꝛc. immer die Interventions-Gerüchte

[1]) Alfons von Flugi, der Graubündner Dichter und Historiker (1813—1890). Keller hatte ihn 1847 in Zürich kennen gelernt. Vgl. J. Federspiel, A. von Flugi (1913) S. 61 u. 147.

[2]) Die radikale Partei des Kantons Bern, deren Werk die Verfassung von 1846 gewesen, war bei den Großratswahlen 1850 unterlegen. Der Kampf zwischen der radikalen und der konservativen Partei, deren Frucht Gotthelfs „Zeitgeist und Bernergeist" war, wurde bis 1854 mit unerhörter Leidenschaftlichkeit geführt.

[3]) Der ursprünglich liberale, dann ultramontane St. Galler Landammann Gallus Jakob Baumgartner (1797—1869) gab 1851 den „Schweizerspiegel" heraus, eine Kritik der ersten „drei Jahre unter der Bundesverfassung von 1848". Die „Neue Zürcher Zeitung" nimmt in den Nummern vom 27. bis 30. September, die „Eidgenössische Zeitung" in der Nummer vom 30. September 1851 dagegen Stellung. Der „Militärpunkt" ist die Frage einer drohenden Intervention der fremden Mächte.

machen, so würden sie gar keine Notiz davon nehmen. Überhaupt darf man nach meiner Überzeugung versichert sein, daß, wenn die reaktionären Mächte etwas mit der Schweiz anfangen wollen, sie dies ganz plötzlich und ohne vorheriges Geräusch tun würden, und am wenigsten jene alten Waschweiber davon unterrichtet sind. Auf die Leitartikel der ministeriellen Organe kommt es auch nicht an; denn die Harmonie zwischen Wort und Tat, zwischen heute und morgen, zwischen dem angestellten Redakteur, dem Minister und dem Regenten usf. ist in jenen Verhältnissen hinlänglich bekannt.

Noch habe ich eine Bitte an Dich, insofern es angeht, was ich Deinem Urteile anheimstelle. Man hat mir von Jena aus geschrieben, daß Heinrich Simon, der Exreichsregent, das Bürgerrecht in unserm Kanton erwerben möchte, und daß derselbe es zu seinen Zwecken nützlich erachte, wenn entweder in der Presse oder bei der Regierung es gelegentlich gesagt würde, daß er in seiner Heimat als ein durchaus ehrenfester und unbescholtener Charakter geachtet sei[1]). Ich wurde ersucht, meinerseits auch soviel möglich dahin zu wirken. Ich kann nun allerdings, soweit und soviel ich hier höre, bestätigen, daß Simon in seinem bisherigen Vaterlande der größten Achtung genoß. Vielleicht kannst Du dem Freund Spyri[2]) es beibringen, daß er, im Fall Simons Bewerbung zur Sprache kommen sollte, in seiner Zeitung irgend eine Bemerkung oder Phrase beifügt, was er vielleicht um so eher täte, als er sich immer nobel in der Flüchtlingsfrage gezeigt hat. Er könnte nur sagen: „Wie wir hören, oder so viel bekannt, wäre Herr Simon ein durchaus ꝛc. ꝛc." Soweit habe ich nun meiner Verpflichtung gegen die Jenenser Freunde genügt und damit basta!

[1]) Hettner fragte Gottfried Keller am 12. September 1851 an, ob er dem Reichsregenten Heinrich Simon das Züricher Bürgerrecht vermitteln könne. Heinrich Simon (1805—60), der seit 1848 in der Schweiz lebte, siedelte im Herbst 1851 von Mariafeld bei Meilen nach der nahegelegenen Stadt Zürich über, wo ihn das Breslauer Urteil wegen Hochverrates traf. Er erhielt dann im Juli des nächsten Jahres einen Schweizerpaß; vgl. J. Jacoby, Heinrich Simon 2, S. 149.

[2]) Bernhard Spyri, damals Redakteur der „Eidgenössischen Zeitung", der spätere Stadtschreiber von Zürich.

Grüße mir alle Bekannten, Sulzer, Spyri, Dubs, Meyer, Knieper, wo möglich den Röteli-Weidenmann, wenn Du ihn siehst, den Sali Tobler[1]) ꝛc. Dem Ruff schreib' ich selbst. Was macht denn Flugi? Hat er sich noch nicht von seinem verrückten „Cardenio" erholt?[2]) Ist Walder[3]) schon Oberstleutenant? Schreibe mir doch einige Klatschereien, es ist gewiß manches passiert! Gewiß hat etwa eine Jungfrau, hinter der man es nicht gesucht hätte, ein uneheliches Kind bekommen mit einem Schafskopfe [ ] usf. Auch berichte mir, ob Du immer noch damit umgehst, Deine Jungfernschaft zu opfern, und ob die Slimora Reiser nicht zu diesem Zweck wieder nach Zürich komme? Oder hast Du vielleicht ernstlich „gewählt" oder „gefunden"? und gedenkst Deine Lektionsgulden mit Methode durchzubringen, mit Frau und Kind?

Wenn Du trotz meiner Felonie mir doch wieder schreiben willst, so tue es bald, da ich nicht weiß, wie lange ich noch in meiner jetzigen Wohnung oder überhaupt in Berlin bleibe.

Mit tausend Grüßen Dein alter

Gottfr. Keller.

90. An Hermann Hettner

Berlin, den 16. April 1851.

Lieber Hettner!

Sie haben mir durch Übersendung Ihres trefflichen Manuskriptes[4]) eine große Freude bereitet und ich danke Ihnen auf das wärmste dafür. Fast bedaure ich, daß der Genuß ein so einseitig egoistischer war und ich Ihnen nicht wenigstens mit

[1]) Heinrich Weidenmann, zubenannt „Röteli" (der Rote), zweiter Staatsschreiber in Zürich. — Salomon Tobler (1822—54), Sohn des gleichnamigen Dichters, studierte in Zürich und Leipzig Medizin, nahm 1854 beim Ausbruch des russisch-türkischen Krieges Dienste als Militärarzt und starb an der Cholera in Batum.

[2]) Über Flugis Drama „Cardenio" vgl. Federspiel, Flugi S. 42 ff.

[3]) Der spätere demokratische Regierungsrat Karl Walder.

[4]) „Das moderne Drama", das 1852 erschien. „Hie und da," schreibt Hettner am 25. März 1851, „werden Sie die Benutzung Ihrer lieben Briefe finden. Verzeihen Sie es! Ich mochte nicht mit Kupfer bezahlen, was Sie mir in Gold eingehändigt hatten."

einigem gegründeten Tadel nützen und vergelten kann. Ich weiß nicht, liegt es an der durchgehenden Vortrefflichkeit Ihrer Schrift, oder meinerseits an einem Mangel an höherer Übersicht und Belesenheit, daß ich wirklich mit dem besten Willen nichts zu sagen weiß. Der beste Ausweg wird der sein, daß unsere Ansichten und Erfahrungen zu gleich sind, als daß sich eine erhebliche Bemerkung entwickeln könnte. Beim Beginne der Lektüre glaubte ich mehr Eingehen in das eigentlich Poetische beanspruchen zu müssen, habe mich aber alsobald bekehrt durch die Klarheit und den festen Verlauf Ihrer Schrift selbst. Ich habe demzufolge dieser Privatliebhaberei für das sogenannt spezifisch Poetische den letzten Abschied gegeben, indem ich fühlte, daß sie rein als Sache des produzierenden Individuums vorausgesetzt werden muß und nicht zur prinzipiellen Verhandlung gehört. Diese kindliche Freude an der wunderlichen Situation und an der poetischen Ausführung hat die Stürmer und Dränger und nachher die Romantiker bestochen und ihren kritischen Blick verwirrt, so daß wir noch jetzt an den letzten Narrheiten zu dauen haben. Die wunderbare und gewaltige poetische Ausführung in den Historien des Shakespeare hat die Leute verführt, daß sie das Ganze für muster- und endgültig hielten[1]), und die nachherigen Täuschungen verursacht, indem es sich erwies, daß gerade diese Ausführung so wenig wieder erreicht werden konnte, als der Schillersche Idealismus von den Jambenmachern eingeholt wurde.

Ihr Buch entwickelt sich sehr schön und lehrreich durch das Wesen der historischen Tragödie hindurch bis zum bürgerlichen Trauerspiele und findet sich zuletzt in diesem wieder auf der Höhe der wahren Geschichte. Schneidet schon der Abschnitt über die bürgerliche Tragödie[2]) tief in unsere Gegenwart ein, so verspreche ich mir um so mehr von der „Ökonomie der tragischen Kunst"[3]) die beste Wirkung. Es ist hier kein Wort, das sich nicht geltend machen wird; freilich werden viele Herren sich wundern, daß alles so einfach und natürlich scheint und doch von keinem gemerkt worden ist in der allgemeinen Gedankenlosigkeit. Un-

[1]) Vgl. Hettner, Das mod. Drama S. 15 ff.
[2]) Hettner, a. a. O. S. 82 ff.
[3]) A. a. O. S. 110.

geheuer begierig bin ich, was Ihre köstliche Besprechung des „Erbförster“[1]) für Gesichter produzieren wird. Hier ist doch Grund vorhanden, sich ein wenig zu schämen. Ich freue mich sehr auf den übrigen Teil Ihrer Arbeit; hoffentlich werden Sie das Ganze bald herausgeben.

Nur einen unmaßgeblichen Wunsch habe ich auf dem Herzen, betreffend den historischen Zyklus oder auch die Trilogie[2]). Ich möchte nämlich (d. h. nur in diesem bescheidenen Briefe), daß Sie die Zulässigkeit desselben nicht unbedingt und für alle Zeiten verwerfen. Wenn wir von den zu erwartenden großen Dichtern der Zukunft sprechen, so setzen wir natürlich auch größere Zustände und eine gewaltige Geschichte voraus, was uns zwingen wird, zugleich auch ein gebildetes und bewußtes Volk anzunehmen. Alsdann, glaube ich, könnte da oder dort der Fall eintreten, wo ein Volk oder ein Stamm ein solches mit seinem eigensten Sein durchwebtes Stück ruhmvoller Geschichte, getragen von großen Personen oder Ereignissen, durchlebt hätte und es zugleich mit seinem ganzen Gemüte empfände, daß der dramatische Abschluß und die poetische Verklärung ihm ein Bedürfnis wäre. Dies Volk hätte dann gewiß so viel Bildung und geistige Ausdauer, daß es entweder einen solchen sein eigenes Schicksal kristallisierenden Zyklus entweder an hohen Festtagen nacheinander aushalten, oder sich bei jedem einzeln gegebenen Teile orientieren könnte, indem ihm das Ganze immer geläufig wäre. Es kann natürlich nicht die Rede sein von einem grundsätzlichen und schulmeisterlichen Verfahren, sondern nur von der Berechtigung des einzelnen vorkommenden Bedürfnisses. Dieses Bedürfnis würde nur da ganz hervortreten, wo eine Nation durch die behandelte Geschichte große errungene Wahrheiten und einen schönen Triumph über sich selbst wie über ihre Feinde im konzentrierten Lichtbilde genösse. Wo nun eine Monotragödie nicht ausreichte, müßte eben der Zyklus herhalten; denn ich würde mit Liebe ausgeführte Abschnitte einem gewaltsam zusammengepreßten und allzu symbolischen Dichtwerke vorziehen, welches auch weniger im Sinne des Volkes

[1]) A. a. O. S. 114 ff., 124 ff.
[2]) A. a. O. S. 44 ff.

liegt. Doch ist dies alles noch in blauer Ferne und ich möchte einzig ein theoretisches Schlupfloch nicht ganz verstopft wissen, welches übrigens durch ein glänzendes Faktum bald wieder eingestoßen ist.

Den Melchior Meyr, über den Sie sich mit Recht so mokieren[1]), habe ich öfter in der Gesellschaft gesehen: er ist ein Intimikus von Rötscher, und es wird nächstens ein „Franz von Sickingen" von ihm hier aufgeführt, welcher nach der Aussage seiner eigenen Freunde ein pures Schulmeisterwerk sein soll. Er sieht auch gerade nicht aus wie ein Poet. Bachmayrs Stück[2]) ist endlich zu haben, und ich werde es dieser Tage kaufen und mit großem Interesse lesen.

Ich lese jetzt den Schiller-Körnerschen Briefwechsel (nachträglich!) und ergehe mich daher in den Gegenden, die Ihnen zu Ihrem künftigen Wirkungskreise angewiesen sind. Mögen die freundlichen Geister Sie freundlich umschweben und segnend an der Grenze entgegenkommen, wenn Sie dieser Tage Ihren Einzug halten, wozu ich herzlich Glück wünsche.

Mit nochmaligem Danke empfehle ich mich feierlichst Ihrer ganzen verehrten Dreifaltigkeit.

Ihr Gottfr. Keller.

Es wird nicht mehr lange dauern, bis ich Ihnen endlich jenes erste Trauerspiel senden werde. Überhaupt bitte ich Sie, an die Unvermeidlichkeit jedes meiner angekündigten Produkte zu glauben, wenn das Fatum den unglücklichen Leser auch noch so spät einholt!

91. An Hermann Hettner

Berlin, den 29. August 1851.

Soeben, liebster Hettner, empfange ich Ihre Zeilen, welche mich bei ähnlichen Gedanken, die ich seit einigen Tagen über unsere Verabredung hegte, betrafen. Also einstweilen die Nachricht, daß ich allerdings noch in Berlin bin, und zwar immer in der alten Wohnung und auch hierselbst verbleiben werde bis zum Spätherbste, da ich endlich hier, schon im Begriffe, mich

[1]) A. a. O. S. 44.

[2]) Vgl. oben S. 259 ff.

davon zu machen, noch gute neue Freunde und Bekannte gefunden und mich entschlossen habe, in Berlin den Grundstein zu meiner restaurierten poetischen Karriere zu legen.

Aus verschiedenen Rücksichten ist es mir unmöglich, Ihrem lockenden Vorschlage einer Thüringerreise zu entsprechen; hauptsächlich verhindert mich die Arbeit. Ich habe unerwartet einen Seitenpfad, einen bedeckten Schleichweg in die Flanken des jetzigen Theaterintendanten gefunden, mit Umgehung des furchtbaren Rötscherschen Vorwerkes, und werde den guten Mann mit einem soeben fabriziert werdenden Lustspiele überfallen[1]). Wenn alles gut geht, so kehre ich im Winter, nach einem Besuch in der Schweiz, wieder hieher zurück und suche mich dann, zu vermehrter Übung, einigermaßen am Theater festzusetzen, wo sich für unsern Bachmayr dann vielleicht auch etwas tun läßt. Ich habe mit Vergnügen Ihren Aufsatz[2]) gelesen. Schon längst habe ich auch einen in petto, weiß aber nicht, wohin damit, da mir alle die Notabilitäten der Blätter gleichgiltig oder feindlich scheinen. Zudem kann ich meinen Namen nicht darunter schreiben, da ich, selbst bald mit mehreren Produkten hervortretend, nicht vorher als herausfordernder Rezensent auftreten kann und mag.

Diesen Herbst soll es mit mir endlich vorwärts gehen. Ich kann fast nicht mehr atmen in der alten verdorbenen Atmosphäre der Vergangenheit und freue mich auf ein wohlgemutes, rasches und anspruchsloses Produzieren von Lust-, Trauer- und allen möglichen Spielen; denn es ist meine Überzeugung, daß man nur durch harmlose und nicht grüblerische Arbeit, mit welcher man nicht den Himmel stürmen soll, endlich zu etwas Gesundem und Glücklichem gelangt.

Ich habe seitdem die „Judith" von Hebbel gesehen von seiner Frau[3]) (ich glaube, ich saß im Parkett neben ihm, wenn mich nicht einige Zeichen und Symptome trügen), und er machte mir großen Eindruck. Es ist ein ganz gewaltiges und tiefes Stück, wenigstens soviel ich darunter verstand; dies Ringen der Vor-

[1]) Vgl. oben S. 277 Anm. 2.

[2]) Über Bachmayrs „Trank der Vergessenheit" in den Blättern für lit. Unterh. 1851 Nr. 12.

[3]) Christine Hebbels Gastspiel in Berlin fand im Juli statt.

weltmenschen mit den Göttern und dem Gotte, die sie in ihrer Naturwüchsigkeit sich geschaffen, ist ein majestätisches Schauspiel. Ich dachte fortwährend an Feuerbach, und wie der einfache und klare Gedanke, dessen allseitige Ausführung seine Lebensaufgabe ist, sich so schön bewährte, daß man ihn überall anwenden kann, in der Kirche, wie im Theater und auf dem Markte, im sprüchebeschriebenen Mausoleum der Berliner Könige wie in ihrer Schloßkirche und auf dem Perron der Bahnhöfe, wo Friedrich Wilhelm seine Reden hält.

Ich lebe jetzt in einem angenehmen Kreise einiger geistreichen Leute, einiger Kaufleute, Beamte und Privatgelehrte, ruhige und solide Männer von freier Gesinnung, obgleich sie nicht mit einer Partei gehen. Die Hauptbekanntschaft ist jedoch der Dichter Scherenberg, welcher das Epos „Waterloo" gemacht hat und nun ein großes Epos über Friedrich den Großen macht[1]). Er ist ein ganzer und voller Dichter, fast fünfzig Jahr alt, aber von jungem Herzen. Er hat sich nach vielen Schicksalen erst jetzt Bahn gebrochen. Der Gegenstand seines Gedichtes wandte ihm natürlich die Aufmerksamkeit und die Gunst des Treubundes und der spezifischen Preußen zu, so daß auf demokratischer Seite und auswärts das Vorurteil herrscht, als wäre er selbst ein Treubündler. Dem ist aber nicht so. Er läßt die Leute machen, Wrangel und andere Generale besuchen ihn in seiner einfachen Wohnung, aber er geht nirgends hin und lebt ganz frei und still für sich. Ich bin überzeugt, daß dieser Mann einer der größten Poeten der nächsten zwanzig und letzten zwanzig Jahre ist. Er hat viel dramatische Einsicht und Erfahrung, und wahrscheinlich werden wir einige Zeit zusammen halten und arbeiten, wobei es noch zu statten kommt, daß ihm hier die Türen offen stehen. So geht es in der Welt!

Doch bitte ich Sie, diese Projekte noch geheim zu halten, vorzüglich weil ich nicht immer über ungelegte Eier gackern mag, ehe die alten einmal in der Welt sind.

Ich sehe einem weiteren Briefe und bald Ihren dramaturgischen Studien entgegen.

Haben Sie keine Lust, sich Berlin wieder einmal anzusehen?

[1]) „Leuthen", erschienen 1852, vgl. Bd. 1 S. 223.

Kennen Sie einen Dr. Widmann in Jena, der einen Roman „Tannhäuser" geschrieben hat?[1]) Es wird unter meinen Bekannten viel von ihm gesprochen und er intressiert mich gewisser Antezedenzien wegen. Was tut er dort und für was gilt er?

Also viele Grüße und Empfehlungen von Ihrem

Gottfr. Keller.

92. An Hermann Hettner

Berlin, [18.] September 1851.

Lieber Hettner!

Vorerst wünsche ich Ihnen und Ihrer geehrten Frau Gemahlin herzlich Glück zu der abermaligen Bereicherung Ihres Hauses und um so mehr, da es ein glückverheißender Stammhalter ist[2]). Die altherkömmlichen und einfachen Namen, die Sie Ihren Nachkommen geben, erquicken einen besonders in Berlin, wo in den Teezirkeln, wenn von den Kindern der Geheimräte die Rede ist, die Luft von lauter Huldas, Ottomars und Tankreden geschwängert ist. Amalien und Emilien sind hier bereits dem untersten Proletariat angewiesen, Beatrix und Lothar halten sich noch mit Mühe im Mittelstande.

Den Aufsatz über Bachmayr habe ich nach Ihrer Anleitung Herrn von Rochau zugeschickt, und er ist gestern mit einigen ärgerlichen Druckfehlern erschienen[3]). Übrigens ist es ein flüchtig gemachter Auszug der größeren früheren Arbeit, die ich in ihrem Umfange nicht der „Konstitutionellen Zeitung" übergeben konnte. Ich denke, Sie sind jetzt aus dem Walde zurück und hoffe, daß Sie viel Heiteres und Gutes erlebt haben. Hoffentlich werden Sie ungeachtet Herrn von Rochaus Entfernung von Berlin doch noch hieher kommen. Ich bin immer zu Ihrer Disposition, doch, da es Ihnen nichts verschlägt, in der ersten oder zweiten Woche des Oktober noch freier, als im September.

[1]) Über Widmanns „Tannhäuser" (1850) vgl. Th. Fontane, Christian Friedrich Scherenberg S. 97. Der Held des Romans ist Friedrich Rohmer; Widmann selbst porträtiert sich in der Figur des Marcell.

[2]) Felix Hettner.

[3]) Dieser Aufsatz Kellers über Bachmayrs „Trank der Vergessenheit" erschien in der „Konstitutionellen Zeitung" vom 19. September und ist wieder abgedruckt in den Nachgelassenen Schriften S. 165 ff.

Mein Luſtſpiel betreffend hat ſich ſeither noch ein zweites hinzugefunden, Stoff und Plan ſind aber ganz einfach und harmlos und beſſer zu mündlicher Mitteilung geeignet[1]). Inzwiſchen mache ich einige hiſtoriſche Studien zu einem Trauerſpiele[2]); denn ich möchte mich ſo einrichten, daß es mit nächſtem Neujahr raſch nacheinander losgeht, da ich von der Zweckmäßigkeit friſch fortgeſetzter Produktion in mehrfacher Hinſicht überzeugt bin. Desnahen benutze ich die bisherige Bärenhäuterei noch zu mehrfacher Vorbereitung.

Ich freue mich ſehr auf Ihr Buch und werde ſogleich eine Anzeige ſchreiben. Was die Erwähnung meines geringen Namens betrifft, ſo iſt dieſelbe bedenklich[3]); doch vorausgeſetzt, daß Sie die Haltbarkeit meiner brieflichen Expektorationen gewiß wohl erwogen und dieſelben, wo es nötig, purifiziert haben, mag die Sache immerhin bleiben, da man, offen und ehrlich geſagt, nicht wiſſen kann, welchem einflußreichen Eſel da oder dort dergleichen nützlich in die Naſe ſticht. Doch werden Sie ſich auf einiges Naſenrümpfen gefaßt zu machen haben, wenn Sie, nebſt Ihren durchgreifenden Unterſuchungen und Urteilen, mit ſo obſkuren Leuten aufmarſchiert kommen, wie Bachmayr und ich ſind. Dieſer letztere dürfte übrigens bald etwas Neues hören laſſen, denn er wird nicht wohl abwarten können, bis das alte Stück durchgedrungen. Die hieſigen Kerle haben ihm ja geſagt, er möchte ihnen bald was anderes vorlegen! Warum nimmt er ſie nicht beim Wort? Statt deſſen kaut er immer noch am Mißgeſchick ſeines „Tranks der Vergeſſenheit" herum und belauert den trügeriſchen Barometer der Zeitungsrezenſionen!

Ich habe auch einige Erzählungen und Novellen ausgeheckt, welche farbenreich und ſinnlich, und reinlich und bedächtig geſchrieben, in einem Bändchen vereinigt, den ſchlechten Eindruck verwiſchen ſollen, den mein formloſer und ungeheuerlicher Roman auf den großen Haufen machen wird.

---

[1]) Vgl. oben S. 277 Anm. 3.

[2]) „Agnes Bernauerin", vgl. M. Preitz, G. Kellers dramatiſche Beſtrebungen (1909) S. 139.

[3]) S. oben S. 283 Anm. 4. Hettner führt in ſeinem Mod. Drama S. 177 Gottfried Keller mit Namen als Gewährsmann an.

Also auf Wiedersehen? Ich empfehle mich ergebenst grüßend Ihrer Frau Hettner, der lieben Elisabeth und dem Felix.

Ihr alter

Gottfr. Keller.

93. An Varnhagen von Ense

Hochverehrter Herr!

Vor fünf Jahren ist Ihnen, hochverehrter Herr! durch die Geschäftigkeit meines früheren Verlegers ein Bändchen Gedichte zugestellt worden, welches glücklicherweise sich einer freundlicheren Aufnahme erfreute, als es verdiente; denn mir ward darauf die frohe Überraschung und Ehre eines wohlwollenden Schreibens von Ihrer Hand zuteil[1]), dessen freundlich beifällige Hälfte den besseren Produkten jenes Bändchens in meinen Augen nun wirklich einen gewissen Wert gab, dessen kritischer Bestandteil aber mich fast augenblicklich erkennen ließ, daß ich es hier noch mit einer guten Schule besserer Tage zu tun hätte. In der Tat gestand ich mir bald die Wahrheit Ihrer gütigen Bemerkungen ein und mußte auch Arnold Rugen recht geben, welcher die kleine Sammlung irgendwo eine voreilige nannte.

Wenn ich mir nun die Freiheit nehme, die Voraussetzung Ihrer gütigen Erinnerung benutzend, Ihnen vorliegendes Bündelchen neuerer Sachen zu überreichen, so muß ich leider mit Beschämung zum voraus ankündigen, daß selbige mit der oben angerühmten Selbsterkennung nicht Schritt gehalten und in anderer Weise w i e d e r nicht ein gutes Ding zu nennen sind. Schon seit zwei Jahren ins Reine geschrieben und seit fast einem Jahre gedruckt auf dem Lager des Verlegers liegend, sind sie mit wenigen Ausnahmen die äußerlichen konventionellen Produkte einer Stimmung und Zeit, welche mehr nach stofflicher und kompakterer Tätigkeit hindrängte, während doch kein Ergebnis hinter mir lag, welches mich das innere Bedürfnis und den Wert wahrer Lyrik hätte empfinden und schätzen lassen können. Denn nach dem ersten Rausche der Jugend kann meiner Meinung nach nur das intensive Lebensgefühl des Mannes, der in stillen Momenten ausruht, etwas wirklich Gutes in der Lyrik zustande bringen.

[1]) Vgl. Bd. 1 S. 151 f.

Ich möchte Sie also bitten, hochgeehrter Herr! das durch die äußeren Zufälligkeiten und Nachlässigkeiten des Lebens dennoch veröffentlichte Büchlein mit einer ähnlichen freundlichen Nachsicht aufnehmen zu wollen, wie das frühere. Ja, ich werde diese Nachsicht in gleich starkem Grade bald auch für einen Roman erbitten müssen, welcher, seit geraumer Zeit unter der Presse, demnächst erscheinen wird, aber ein formloser und wunderlicher Versuch sein dürfte.

Aus allen diesen Wirrnissen hoffe ich mich herauszuschlagen durch eine feste dramatische Tätigkeit, deren Keim, wenn ich mich nicht selbst täusche, noch vor den andern Bestrebungen in mir lag und zu deren Entwicklung und Ausbildung ich mich ungefähr seit einem Jahre in Berlin aufhalte.

Ich würde mir längst, hochverehrter Herr! die Freiheit genommen haben, mich Ihnen vorzustellen, wenn es mir nicht an aller Form für den norddeutschen Verkehr gebräche, so daß ich mich, nach einigen verunglückten Versuchen, gleich anfangs resignierend zurückzog.

Ich schmeichle mir aber mit der Hoffnung, daß Sie meine bescheidene und ergebene Mitteilung nichtsdestominder mit demjenigen Grade von Wohlwollen und Nachsicht entgegennehmen wollten, welchen Sie vielleicht einer Sendung aus der Ferne verliehen haben würden, und empfehle mich daher, hochzuverehrender Herr, diesem Wohlwollen mit tiefster Hochachtung und Ergebenheit

Gottfried Keller.

Berlin, am 18. Dezember 1851.

94. An Mutter und Schwester

Berlin, 18. Februar 1852.

Liebe Mutter und Schwester!

Dein Brief hat mir aus einer großen Verlegenheit geholfen, indem er mir einen guten Anlaß gab, endlich einmal Nachrichten von mir zu geben. Ich befürchtete nämlich, daß es schlimmer bei Euch stünde wegen meines langen Ausbleibens und meiner hinterlassenen Verwirrungen, z. B. die Dietrichsche und Schneiderschuld[1]) ꝛc., und ich wußte nicht, was ich schreiben sollte. Nun

[1]) Schuld bei dem Schneider Weber, vgl. oben S. 197.

sehe ich aber, daß Ihr Euch, dank dem treulichen Ausharren Regulas, noch so leidlich durchgeholfen bis dahin, auch sehe ich an dem Briefe, daß Du noch nicht gealtert und alle Munterkeit des Geistes beibehalten hast, was schon aus der Handschrift hervorgeht. So fällt es mir also etwas leichter, endlich zu schreiben. Ich habe öfters große Briefe an Leute nach Zürich geschickt, die mir weit ferner stehen; aber dort hatte ich gut schreiben.

Mein langer Aufenthalt in Berlin hatte zum Zweck, mich am Theater bekannt zu machen, dasselbe zu studieren und alles zu lernen, was nötig ist, gute Schauspiele zu schreiben. Ich werde damit schließen, ein Stück auf ein großes Berliner Theater zu bringen, weil ich dadurch, wenn es gelingt, für alle die hundert andern Theater in Deutschland den Zutritt habe, welche mir die Sachen abkaufen müssen, die ich alsdann in Zürich machen und versenden kann. Aber aller Anfang ist schwer; nicht nur ging es nicht so schnell mit dem Machen, wie ich geglaubt; sondern es sind eine Menge Scharwenzeleien und Umtriebe erforderlich, um zum Ziel zu gelangen, da die Vorgesetzten königliche Beamte und Adelige sind, denen ein unansehnlicher republikanischer Schweizer schon von weitem ein Greuel ist, auch gibt es eine Menge von intrigantem und aufgeblasenem Schriftstellervolk, welche das Paradies belagern und niemand hineinlassen wollen. Wenn ich nicht einige einflußreiche Bekanntschaften hätte, so bliebe mir vielleicht wenig Hoffnung. Da ich seit einem Jahre kein Geld mehr von unserer Regierung beziehe, so mußte ich das Buchhändlergeld selbst brauchen, anstatt es nach Hause schicken zu können, so daß ich nach und nach das Honorar für die erst jetzt erscheinenden Sachen, von denen ich schon Jahre lang gesprochen, zum voraus verzehren mußte.

Ich kann daher auch nicht nach Hause kommen, bis ich nicht nur meine Schulden bezahlen kann, sondern auch etwas Vorrat habe, um auf anständige Weise die erste Zeit zuzubringen, bis mir entweder, wenn ich unabhängig bleiben kann, weiterer Erwerb eingeht, oder dann bis ich eine ordentliche Stelle habe, welche ich jederzeit immer noch erhalten kann, wenn unsere politischen Verhältnisse nicht infolge eines allgemeinen Krieges zusammenrumpeln, was Gott verhüte! Ich denke spätestens im

Anfange des Sommers heimzukehren, werde aber jedenfalls nun fleißiger schreiben. Mit meinem Buchhändler werde ich einen lebhafteren Verkehr anknüpfen. Er ist sehr reich und bezahlt gern, so daß ich mir dort auf jeden Fall auch eine bestimmte Einnahme sichern will durch Nebenarbeiten. Dies alles muß nun nächster Zeit vorwärts gehen. Leider habe ich soeben zwei gute Monate verloren durch Krankheit. Ich muß mich irgendwo schändlich erkältet haben; denn vor Weihnacht bekam ich starke rheumatische Kopfschmerzen, Husten, wie ich ihn noch gar nie gehabt, und gleichzeitig eine starke Geschwulst in der rechten Leistengegend, welche ich anfangs nicht achtete und mit kalten Umschlägen vertreiben wollte, wodurch ich sie so verschlimmerte, daß ein befreundeter junger Arzt bis jetzt zu tun hatte, um sie nach und nach mit Schmieren und Salben wieder zu verteilen, und ich noch froh sein mußte, daß sie nicht aufgeschnitten werden mußte. Ich hatte zwar weder große Kosten noch Schmerzen, hingegen den Zeitverlust gerade jetzt, wo mir derselbe doppelt empfindlich ist. Indessen bin ich noch gut weggekommen, ein älterer Herr, den ich kenne, sagte mir, daß er früher einmal dreiviertel Jahr an der gleichen Geschichte zu tun gehabt habe.

Es tut mir sehr leid, daß Du nicht nur immer Sorgen wegen meiner Schulden hast, sondern auch noch einen unangenehmen Briefwechsel zu führen. Dem Oberrichter Dößekel in Aarau brauchst Du gar nicht mehr zu antworten, ich werde ihm nächstens den Text lesen. Er ist ein gemeiner Kerl, welcher, weil wir in Streitigkeiten gerieten, hinter meinem Rücken sich auf diese schofle Weise zu rächen und mich zu kränken sucht; denn erstens weiß er als Richter recht gut, daß eine alte Frau für einen dreißigjährigen Sohn gar nicht verantwortlich ist, und zweitens hätte er jederzeit meinen Aufenthalt wohl erfahren können, auch hat er mir seinerzeit das Geld förmlich aufgedrungen und wollte mir noch mehr geben mit der Versicherung, ich könne es nach meiner Bequemlichkeit zurückzahlen[1]). Den Kutscher Guland in Heidelberg, bei welchem ich gewohnt habe, bezahlte ich absichtlich nicht, und er wird auch nichts bekommen, bis ich durch Heidel-

[1]) Dößekel hatte Keller vier Jahre früher 29 Franken geliehen (Brief der Mutter vom 1. Febr. 1852) und drängte nun auf Rückzahlung.

berg nach Hause reise. Er soll für seinen Schneider büßen, seinen Freund, den er mir zur Arbeit empfohlen hat. Dieser Kujon, nachdem er mir verschiedenes gut gemacht hatte, fand es bei meiner Abreise für zweckdienlich, mich noch ein wenig zu bemogeln. Ich ließ einen schwarzen Frack bei ihm machen und wählte in der Musterkarte, die er mir vorlegte, Tuch zu zwei Krontalern die Elle. Der Frack erschien und sah sehr fein aus; als er aber in Berlin anfing abgetragen zu werden, da ich ihn oft trug, so stellte es sich heraus, daß der Hallunk Halbtuch oder sogenannten Zephir genommen hatte, und ich entdeckte nun erst, warum ich an kühlen Frühlingsabenden so sehr gefroren hatte in dem Frack. Ich werde es dem Herrn und der Madame Guland freundschaftlich erklären, daß sie das lange Warten ihrem Hausfreund zu danken haben. Doch soll nun all dies Elend bald ein Ende nehmen.

Wenn Ihr das Haus verkaufen könnt zu einem ordentlichen Preise, so wäre dies allerdings gut[1]); nur müßte der Käufer nicht etwa ein Schlufi[2]) sein, dem man die Baracke nach einem Jahre, nach verlorenen Zinsen wieder abnehmen müßte; denn da Du das gewonnene Kapital wahrscheinlich auf dem Hause müßtest stehen lassen, so wärst Du die letzte Kreditorin und müßtest es ziehen. Ein Grund gegen den Verkauf wäre allenfalls, wenn Regula sich mit einem Professionisten verheiraten würde, welcher das Haus brauchen könnte. Doch weiß ich nicht, was sie jetzt für Projekte hat, und will mich weiter nicht hineinmischen. Mein einziger Wunsch ist, daß sie sich bald von ihrer zehnjährigen Arbeit zur Ruhe setzen, oder vielmehr von ihrem langen Sitzen auf die Beine machen kann. Was ich in diesem Sauneſt jährlich brauche, dafür könnten wir in Zürich alle drei herrlich leben, und so viel hoffe ich auch ferner zu verdienen.

[1]) Schon am 24. Juni 1850 hatte die Mutter geschrieben: „Erst jetzt wird mir das Haus auf einmal zur Last und Bürde; ich bereue, daß ich es nicht vor Jahren verkauft habe, ob es gleich bis dahin einen guten Vorteil getragen hat. Allein daß meine Geistes- wie die Kräfte des Körpers so sehr verschwinden, daher fällt mir auch alles doppelt schwer und lästig.“ Am 1. Febr. 1852 schrieb sie, daß die Preise der Häuser wieder stiegen und sie wegen des ihrigen von einem Käufer angefragt worden sei. Wenn sie es für 9000 Gulden anbringen könnte, wäre sie einer Last und vielen Verdrusses enthoben.

[2]) Schubiak.

Ich habe seinerzeit gelesen, daß der Junker Meiß gestorben ist, und habe ihn bedauert. Es nimmt mich wunder, daß seine Familie noch die Zeremonie mit dem Dukaten beobachtet hat, nachdem ich mich seit meiner Jugend nichts mehr um ihn bekümmert[1]). Er wäre ein Esel gewesen, wenn er mir was vermacht hätte. Ich befürchtete immer, etwa den Tod des Oheims vernehmen zu müssen, da er so lange kränklich ist. Es freut mich nun, daß er noch lebt und seine Söhne das Lebensgeschäft rüstig fortsetzen. Wenn Fritz eine Braut hat, so wird er vor dem Heiraten nicht lange zu beschützen sein, die jüngere Hälfte der Scheuchzerischen Kinder versteht hierin keinen Spaß, nur nimmt es mich wunder, wie sie sich alle einrichten wollen, wenn Sigmund mit seiner Haushaltung noch im alten Hause ist. Ich lasse übrigens alle grüßen. Wo steckt denn der Jacques? Die Zürcher, Kambli[2]) und Frick, welche Dich besucht hatten, haben mir keiner adieu gesagt, den Kambli habe ich wochenlang vor seiner Abreise nicht gesehen und überhaupt nicht viel mit ihm verkehrt; es nimmt mich daher wunder, daß sie nachher zu Euch ins Haus liefen.

Ich wohne noch immer im gleichen Zimmer und hätte es jedenfalls geschrieben, wenn ich eine andere Wohnung bezogen hätte. Noch viel weniger würde ich von Berlin wegreisen, ohne es anzuzeigen; so weit geht meine Nachlässigkeit doch nicht, da man ja nie weiß, was es geben kann. Es wäre mir daher lieber gewesen, wenn Du schon längst an mich geschrieben hättest, anstatt durch fremde Leute mich zu mahnen, welche weiß der Teufel was darüber denken und schwatzen. Der Dr. Schulz, welcher Euch einmal besuchte, wußte doch immer, daß ich die gleiche alte Adresse habe, und schrieb mir erst kürzlich. Solang ich es nicht

[1]) Die Mutter an Gottfried, 1. Februar 1852: „Daß Dein Junker Götti voriges Jahr gestorben ist, wirst Du wohl aus Zeitungen vernommen haben. Nach seiner Beerdigung überbrachte mir die Magd für Dich noch ein Andenken, einen Dukaten an Deine Adresse. — — Es wäre mir zwar lieber gewesen, wenn Junker Götti Dir ein Vermächtnis von etwa 100 Gulden zugesichert hätte, damit ich einige Deiner Gläubiger befriedigen könnte." Vgl. Bd. 1 S. 9.

[2]) Der spätere Pfarrer C. W. Kambli (1829—1914), Verfasser der Schrift: Gottfried Keller nach seiner Stellung zu Religion und Christentum, Kirche, Theologie und Geistlichkeit (1891). Vgl. Neue Zürcher Zeitung 1914 Nr. 1380.

ausdrücklich anzeige, kann man sich darauf verlassen, daß ich noch am alten Fleck sei.

Was sind denn nun für Leute im Haus? Es hätte mich wunder genommen, etwas von der Frau Ann und dem Bäbeli zu vernehmen. Dieses schwänzlet gewiß schon höchst stattlich in der Stadt herum[1]). Was sind denn das für Hausleute, an denen Du 40 Gulden verloren? Doch nicht der Herr von Tobel? Ist denn der Schaufelberger noch in der Werkstatt?[2]) Die Jungfer Gotte wird gewiß auch höchst bedenkliche Betrachtungen und ernsthafte Reden führen über meine Bummelei. Ich mußte jüngsthin meine sämtlichen Winterstrümpfe anlismen[3]) lassen. Mit den Hemden bin ich in Verlegenheit, ich habe mir schon ein paarmal einige baumwollene gekauft, da die leinenen, welche ich von Hause habe, teils des Schnittes, teils der Grobheit wegen in der Gesellschaft nicht zu tragen sind; denn es wird hier mit der Wäsche ein schändlicher Luxus getrieben. Feine leinene mochte ich nicht anschaffen, da die Hausfrau, welche mir wäscht, alles zusammenreißt und doch nicht schön wäscht; sie läßt um den Teufel keine fremde Wäscherin ins Haus, welche die Sachen doch weiß und glatt machen fürs Geld, wenn sie dieselben schon auch zerreißen. Einzig das Hemd, welches eine breite Brust ohne Falten hat, trage ich auch, wenn ich wohin eingeladen bin, da es wegen seines wunderbaren Schnittes Aufsehen erregt. Als mich ein Frauenzimmer befragte, ob man in der Schweiz solche Hemden trage, sagte ich, ja, es sei ein schweizerisches Nationalhemd, und als solches darf ich es in den vornehmsten Gesellschaften tragen, da das Fremdländische immer nobel ist.

Inliegende Briefe bitte ich in den Briefeinwurf zu tun. Ich weiß noch nicht, ob ich frankieren werde, da ich gegenwärtig nicht sehr viel Geld habe. Ich will mich über Nacht noch besinnen. Ich grüße Euch tausendmal bis auf weiteres.

Euer Sohn und Bruder G. Keller.

Das Nationalhemp geht nun auch bergab, da ich hinten den Hemperstock verkürzen mußte, um Salblumpen zu gewinnen.

[1]) S. Bd. 1 S. 19 f.
[2]) S. Bd. 1 S. 20.
[3]) lismen = stricken.

Doch will ich es wieder ergänzen laſſen und erhalten, ſolang als möglich und lieber ein anderes Hemd dazu verwenden. Ich habe neulich entdeckt, daß ich nun ſechs Jahre nicht mehr in Glattfelden war. Der Pfarrer Böhringer iſt auch ein artiger Herr, wie er es ſeiner Frau gemacht hat, wenn es wahr iſt. Die Sachen, die von mir gedruckt werden, will ich ſelbſt mitbringen oder ſie jemandem mitgeben, der heimreiſt[1]). Im März laufen die Studenten wieder nach Hauſe.

95. An Wilhelm Baumgartner

Berlin, den 7. Mai 1852.

Lieber Baumgartner!

Obgleich Du meinen letzten Brief noch nicht vergolten haſt, ſo veranlaſſen mich doch die Umſtände, das ſtolze Gerechtigkeitsgefühl beiſeite zu ſetzen und Dich mit gegenwärtigen Zeilen zu belaſten. Ich habe dieſer Tage, durch die Not gedrängt, um ein nochmaliges Halbjahrsviatikum an Alfred Eſcher geſchrieben; da dieſer Schritt aber nun in der Tat auffällig und ſein Erfolg ſehr zweifelhaft ſein dürfte rückſichtlich meiner zögernden und obſkuren Bahn ſeit einigen Jahren, auch rückſichtlich des ſchon Empfangenen und der Ausnahmsſtellung, die ich innehabe, ſo möchte ich Dir, da Dein Freund Sulzer[2]) nun Selbſtregent iſt und, ſoviel ich mich zu entſinnen glaube, auch im Erziehungsrate ſitzt, zu ſeinen Handen einige rechtfertigende Andeutungen (ſoweit das möglich iſt) mitteilen, welche je nach Deinem Befinden und der momentanen vertraulichen Stellung zu Sulzer ich Dich zu verwenden bitte. Ich ziehe das einem förmlichen Schreiben an Sulzer vor.

Zuerſt muß ich verſichern, daß die Aufführung eines Stückes, dem bald mehrere nun hinlänglich vorbereitete, folgen ſollen, durchaus nicht ausbleiben wird. Ich habe mich nun ziemlich

[1]) Die Mutter an Gottfried, 1. Febr. 1852: „Kürzlich habe ich aus der ‚Eidgenöſſiſchen Zeitung' vernommen, daß endlich wieder einmal Gedichte von Dir erſchienen ſind. Gott Lob und Dank, dachte ich, daß doch wieder etwas ins Leben getreten iſt. Es ging mir wieder einmal ein Licht zur Ermunterung auf. Wenn nur bald wieder etwas mehr nachfolgt, daß Du genug Geld bekommſt!"

[2]) J. J. Sulzer, vgl. Bd. 1 S. 181.

orientiert und habe in keiner Beziehung Grund zur Entmutigung wenigstens im Hinblick auf die Taten anderer Lebendiger, die gegenwärtig als Dramatiker gelten. Aber diese Orientierung oder dies Reifwerden war weit umständlicher, als ich es noch vor einem Jahre geträumt hatte. Am meisten Mühe kostete das Losmachen von der Stubenpoesie und den lyrischen Illusionen, um nur zur Gewandtheit eines praktischen Anfangs- und Übergangsstückes zu gelangen. Dies habe ich auch an Herrn Escher geschrieben, nicht aber, weil ich es nicht für schicklich hielt, auch die Andeutung beigefügt, daß fortwährende ökonomische Not mich an einem rascheren Fortschreiten gehindert und mir viele Zeit geraubt hat. Denn es schien mir nicht am Platze und höchst unangenehm, der wohlwollenden und generösen Behörde zu gestehen, daß bei der mißlichen Lage, in welcher ich schon von Zürich abgereist war, die jeweilig erhaltenen Summen immer zum Teil vorausgegessen waren und ich daher nie reinen Tisch hatte, wie die theologischen Stipendienjünglinge, welche meistens aus einem nicht gerade unbehaglichen Familienleben heraustreten und ein und anderen Mutterpfennig hinzufügen können. Ich habe zwar einige hundert Taler Honorar eingenommen, welche ich während zwei Halbjahren, wo ich kein Stipendium bezog, und zur übrigen Aushülfe gebrauchte; allein in dem teuren Berlin hatte auch dies keinen erklecklichen Segen. Ich könnte mir zwar durch neue literarische Verpflichtungen wieder Aussicht auf Honorar machen und werde es später auch tun, allein für die nächste Zukunft würde mich dies wieder gänzlich von dem vorgesteckten Ziele abführen, ohne welches erreicht zu haben ich nun und nimmer heimkomme, so sehr ich mich auch nach der Heimat und einem stillen und gesammelten Arbeiten in derselben sehne. Ärgerlicherweise habe ich auch fast drei Monate durch Krankheit verloren seit letztem Neujahr und hüte diesen Augenblick infolge eines Rückfalles das Zimmer. Eine rheumatische Affektion des Kopfes und der Brust kulminierte in einer Leistendrüsengeschwulst, welche durch falsche Behandlung höchst langweilig und hartnäckig wurde und jetzt noch nicht geheilt ist.

Doch genug hievon. Meine jungen Landsleute brachten mir, als ich auf der Stube schmierte und salbte, die „Eidgenössische

Zeitung" aus der Konditorei mit einer feierlichen Rezension meiner neuen Gedichte. Frage doch Freund Spyri, den Bräutigam, wer dieselbe gemacht habe?[1]) denn ich wünschte sehr, in nächster Zeit einen Brief von Dir zu erhalten.

Die politischen Kämpfe zu Hause machen mir viel zu schaffen, und sie erregen ein sehr lehrreiches Interesse. Die letzte Großratssitzung war höchst bezeichnend und das Rencontre Treichlers mit Oberst Fierz wegen der Dummheiten, welche in die Verfassung zu setzen das Volk befugt sei, war mehr, als in der Unscheinbarkeit dieses Ereignisses zu vermuten wäre, ein Denkstein in der Entwicklung unsers politischen Lebens[2]). Auf der einen Seite die alten ehrwürdigen Wächter von Brief und Siegel, die Männer des Kontraktes und des gegebenen Wortes, welche jede naive und objektive Behandlung desselben als Blasphemie und Sakrilegium betrachten, auf der anderen eine morgenfrische, kindlich unbefangene Würdigung solcher Dinge, aber zugleich die kindisch konfusesten Begriffe von Volk, Souveränität und Freiheit. Wenn das aufwallende Volk eines Tages das permanente Volk des ganzen Jahres, die epidemische Idee oder Marotte eines zufälligen Agitators das Gesamtbewußtsein, eine Farbe der ganze Regenbogen wären, so hätte Treichler gewiß recht. Indessen ist die Verfassung nicht sowohl ein Freibrief für zu begehende Dummheiten, als ein Schutzmittel gegen solche, nicht mehr und nicht weniger, und Treichler hat nur darin recht, daß man auch über eine Verfassung sprechen darf, wie der Schnabel gewachsen ist. Aber aus dem gleichen Grunde, warum eine Verfassung

[1]) Der Verfasser der Rezension in Nr. 25 der „Eidg. Zeitung" vom 25. Jan. 1852 ist Rudolf Flaigg, s. o. S. 238 Anm. 1.

[2]) Die Motion Treichler verlangte Revision des Artikels 93 der Zürcher Verfassung, nach welcher das Revisionsrecht nicht beim Volke, sondern beim Großen Rat stand. So oft eine gewisse Zahl von stimmfähigen Bürgern eine Verfassungsänderung verlange, solle die Frage einer solchen dem Volke vorgelegt werden. Der Hauptgegner Treichlers, alt Regierungsrat Oberst Fierz, interpretierte die Motion, die mit 129 gegen 2 Stimmen abgelehnt wurde, heute dagegen längst verwirklicht ist, dahin, das Volk sei auch befugt, Dummheiten in seine Verfassung zu setzen. Über die sehr erregte Debatte vgl. „N. Zürcher Zeitung" Nr. 93 vom 2. April 1852; dagegen auch Treichlers „Neues Schweiz. Volksblatt", 2. Jahrg. Nr. 14 u. 15.

nichts Überirdisches und Unvergängliches ist, aus dem gleichen Grunde ist die Selbstregierung eines Volkes nicht der Zweck, sondern nur ein Mittel seiner Existenz, und ein Volk, das die ganze Zeit mit diesem Mittel zubringen muß, gleicht einem Menschen, der eine Schüssel Krebse bearbeitet und bei aller Arbeit hungert. In jedem Bevollmächtigten und Repräsentanten sogleich den Herren zu spüren, dazu gehört eigentlich eine unfreie Hundsnatur und ihn keine Minute ruhig zu lassen, ohne ihm alle fünf Finger in den Topf zu stecken und die Kelle zu beschnüffeln, dazu gehört das Wesen eines alten Weibes, das nichts Besseres zu tun weiß. Die repräsentative Demokratie wird daher so lange der richtigste Ausdruck der zürcherischen Volkssouveränität sein, bis alle psychischen und physischen Materien so klar und flüssig geworden sind, daß die unmittelbarste Selbstregierung ohne zu viel Geschrei, Zeitverlust, Reibung und Konfusion vor sich gehen kann, bis das goldene Zeitalter kommt, wo alles am Schnürchen geht und nur einer den andern anzusehen braucht, um sich in ihn zu fügen. Doch hole der Teufel meine Weisheit, ich weiß nicht, wie ich in diesen altklugen Ton hineingerate. Schreibe mir, was Ihr treibt, und grüße von mir, wer gegrüßt sein mag. Mit Vergnügen habe ich verschiedene Zeichen Deiner musikalischen Tätigkeit in den Zeitungen entdeckt und denke, Du werdest bald einen ordentlich runden Musikmeister vorstellen; Du kannst auch machen, daß Du jetzt bald einmal heiratest, Hänfling! sonst trocknen Dir Deine Qualitäten ein, der Knieper-Dolling soll es auch tun, es ist Zeit mit ihm[1]). Ist er in Zürich? Dem Heiri Weidenmann[2]), der Staatsskribax geworden, lasse ich höflichst gratulieren, wenn Du ihn siehst. Also verbleibe ich, trotz Richard Wagner, Dein zum einseitigen musiklosen Worte verdammter

Gottfr. Keller.

Wenn Du Ruff siehst, so sage, ich lass' ihn grüßen, und ich könnte auf die versprochene Zeit noch nicht heimkommen, also soll er mir noch einmal schreiben.

---

[1]) Der oben S. 188 genannte Honegger.

[2]) Heinrich Weidenmann ist kurz nachher gestorben.

96. An die Mutter

Berlin, den 12. Juni 1852.

Liebe Mutter!

Mein Freund Baumgartner, welcher mir kürzlich geschrieben, bemerkte mir in seinem Briefe, daß Du, wie Herr Flaigg, der nun in Zürich ist, ihm gesagt habe, mich nun täglich zu Hause erwartest und deshalb nicht auf das Land gehest[1]). So sehr ich mich wieder einmal nach unserer alten Stube zurücksehne, so muß ich doch leider noch einmal absagen und melden, daß Du immerhin nach Glattfelden oder Eglisau oder wohin Du eingeladen bist, gehen sollst, denn meine Heimkehr ist noch nicht möglich, indem meine Affären noch nicht so stehen, daß ich zu Hause meine Schulden bezahlen und etwas in die Haushaltung liefern könnte. Ohne dieses könnte ich freilich jeden Augenblick nach Hause kommen; aber das will ich einmal nicht. Damit es aber leichter klekt, habe ich bei der Regierung noch ein letztes Viatikum nachgesucht. Die Herren haben zwar saure Gesichter gemacht, sind aber doch noch mit 600 Franken neues Geld ausgerückt und haben mir dabei verdeutet, daß bis jetzt noch keine Person so viel vom Staate bezogen habe. Ich bin daher nun auch von dieser Seite gedrängt, bald etwas von mir hören zu lassen und mich hervorzutun, denn für die 3000 Franken, die ich im ganzen bezogen habe, will man endlich etwas geleistet sehen. Übrigens werde ich dies auch nach meinen Kräften tun, wenn ich einmal erst anhaltende Ruhe habe und nicht immer zu gleicher Zeit an das Essen denken, spekulieren, lernen und arbeiten muß, und die Leute, welche etwa glauben (wie mir zu Ohren gekommen), ich sei eingeschlafen oder versimpelt, werden sich sehr getäuscht finden. Ich beneide diejenigen nicht, welche auf der Schnellbleiche ihr bißchen Weisheit und Erfahrung oder vielmehr ohne Erfahrung zusammenstoppeln, gleich etwas Geld verdienen, heiraten und sogenannte wohlgeratene Herren sind, um nach einigen Jahren erst unzufrieden und unruhig zu werden und erst im vierzigsten Jahre noch aus Unzufriedenheit und erfahrungsloser Dummheit plötzlich sich als verspätete liederliche Käuze darzustellen oder sonst

[1]) Vgl. unten S. 305 Anm.

verrückt zu werden, wie dies schon öfter vorgekommen ist, wo dann kein Mensch das Wunder begreifen kann[1]). Ich hoffe noch ein' und andern, der jetzt ein wichtiges Gesicht macht und mich für einen Schlufi hält, der zu nichts kommt, zu überdauern. Freilich fällt es mir schwer aufs Herz, wenn ich denke, daß Du und Regula zugleich darunter leiden, und daß Euch beiden darüber die Jahre vergehen. Allein ich kann meine Natur nicht ändern, und wenn ich einst mir einige Ehre erwerbe, so habt Ihr den größten Anteil daran durch Euere stille Geduld. Ich will Euch übrigens nicht weiter mit schönen Worten abspeisen und nur bitten, noch ein klein wenig auszuharren und inzwischen bald [zu] schreiben, wie es jetzt geht, obgleich ich es mir ungefähr denken kann. Wenn Du den Flaigg siehst, so lasse ich ihn freundschaftlich grüßen; ich werde ihm nächstens auch einmal schreiben, da er so guten Anteil an mir nimmt. Was macht denn der Spinner? ist er auch noch am Leben?[2]) Ich möchte auch wohl wissen, wie es in Glattfelden steht; ich lasse alle grüßen, und ich hoffe mit dem Onkel noch manchmal zu politisieren. Die Verhältnisse haben sich seit fünf oder sechs Jahren sehr geändert, und unser alte politische Zankstoff ist ziemlich umgestaltet worden, und die Radikalen von damals, die der Herr Oheim so tapfer befehdete, werden ihm jetzt nicht mehr so gefährlich vorkommen. Ich grüße Euch tausendmal, sowie jeden, der nach mir fragt, ohne die Nase zu rümpfen.

Euer Sohn und Bruder Gottfried Keller.
Mohrenstraße 6.

Wer regiert denn jetzt im Höfli und in der Werkstatt?

Wenn ein Bratwurster im Laden ist, so ist das gewiß ein schöner Krieg mit dem Zeller[3]), und auf unserer Winde[4]) werden

[1]) Vgl. „Leute von Seldwyla" I (Ges. W. 4 S. 8 f.) und an die Mutter 15. Februar 1855.

[2]) Die Mutter an Gottfried 22. Juni 1852: „Spinner [vgl. Bd. 1 S. 94] lebt immer in seinem armseligen Zustande fort. Wenn er nichts zu kolorieren hat, so hausiert er mit einem Kistlein Nudeln und Hüppen [leichtes Gebäck], die seine Frau macht."

[3]) Einem benachbarten Bratwurster.

[4]) Dachboden.

jetzt wieder Därme hangen und im Abendwinde flüstern gegen Baden hinunter.

97. An Wilhelm Baumgartner

Berlin, Juli 1852.

Lieber Freund!

Ich empfehle Dir angelegentlich als einen tüchtigen und respektablen jungen Mann Herrn Adolf Hirsch[1]), der Philosophie Beflissenen und Erzieher bei Madame Piaget, der Schwester von Gustav Siegmund und von Herweghs Frau. Er macht gesundheitshalber eine Schweizerreise, und wenn Du ihm während seines Aufenthaltes in Zürich gesellschaftlich an die Hand gehen kannst, so tue es.

Zugleich benutze ich die Gelegenheit, Deinen letzten Brief, welcher mir willkommen war, mit einigen kurzen Worten zu erwidern. Besonders danke ich Herrn Sulzer für seine freundliche Gesinnung und Verwendung[2]). Ich habe allerdings an Herrn Eschers Brief gemerkt, daß ich mit meinem Gesuch nicht den besten Eindruck gemacht habe. Doch hoffe ich, denselben wieder auszuwischen. Ich muß nun durchaus die Geschichte hier zu Ende führen, ich weiß wohl, daß ich von Zürich aus auch anknüpfen könnte; allein da ich so lange hier gehockt, so wäre es Torheit, noch kurz vorher wegzulaufen. Meine Gedichte sind sehr dünn und pauvre und ein verunglücktes Ding, wie es überhaupt mit meiner ganzen Lyrik gegangen ist, was ich genug habe büßen müssen durch dadurch entstandenes lotteriges Wesen, bis ich mich selbst wieder zurechtgefunden[3]). Ich bin aber froh, daß

[1]) Den spätern Direktor der Sternwarte in Neuenburg, vgl. Bd. 1 S. 226.

[2]) Baumgartner an Keller, 4. Juni 1852: „Sulzer [Dr. J. J., damals Finanzdirektor] grüßt Dich herzlich (Du hast an ihm einen tüchtigen Vertreter im hohen Rate der Götter gefunden) . . . und ladet Dich ein, Deinen Thyrsusstab nur tüchtig zu schwingen, nicht bezweifelnd, daß bald der Lorbeer in dichten Ranken Dein Haupt bekränzen werde."

[3]) W. Baumgartner a. a. O.: „Deine Gedichte haben uns zum Teil sehr hohen Genuß bereitet; Sulzer wie ich findet, daß einzelne namentlich von bedeutendem Fortschritt in formeller Beziehung zeugen. Die Unsterblichkeitsfrage ist unpoetisch. ‚Von Weibern' hat Herwegh scharf hergenommen, wie ich mit ihm darüber sprach; er findet zu wenig wahre Leidenschaft, wahres Leben darin.

ich in allem auf eigene Erfahrung zurückgeführt werde und gemachten Zuständen und Zufällen nichts zu verdanken habe. Jedoch bin ich gerade mit dem fremden Tadel nicht ganz einverstanden. „Von Weibern" halte ich für ganz erträglich; es sollen gerade keine Schilderungen der Leidenschaft, sondern bloß weiblicher Marotten und Schicksale sein, und auch dies nicht ausdrücklich, sondern leichte, wunderliche Klänge, von denen ich selbst nicht recht weiß, wie sie entstanden. Was Herwegh betrifft, so dürfte er am wenigsten imstande sein, wahre Leidenschaft zu bezeichnen, da er nie welche gefühlt hat. Die Unsterblichkeitsfrage ist, abgesehen von meinen Reimereien, so poetisch wie jede andere, sobald sie mit einem wahren Gefühlsverlaufe verbunden ist. Wagners neue Schriften werde ich studieren, sobald ich Gelegenheit dazu finde; denn abgesehen von der Zeit, ist es in dem intelligenten Berlin weit schwieriger, neue Bücher zu bekommen, ohne sie zu kaufen, als in Bülach oder Winterthur. Indessen habe ich vor der Hand genug zu tun mit der Rhythmik des menschlichen Gemütes und der Metrik der Charaktere.

Was die Berliner Studenten von mir schwatzen zu Hause, weiß ich nicht; ich weiß nur, daß ich nichts tue, dessen ich mich

---

Die Rezension in der ‚Eidgenössischen' war von Flaigg, der Dich von Heidelberg her kennt und sich sehr freut, Dich wiederzusehen. Er hat hier eine Anstellung am Kaufhause. Er sagte mir, daß Deine Mutter Dich täglich so sehnlich erwarte, daß sie deshalb keinen Ausflug aufs Land von längerer Dauer unternehme, um zu Hause zu sein, wenn Du einträfest. Herwegh ist noch hier und sieht Richard Wagner mitunter, der nicht ohne Einfluß auf ihn blieb; er beschäftigt sich in letzter Zeit namentlich mit Metrik und Rhythmik. Das Buch Wagners ‚Oper und Drama' ist jedenfalls für jeden Dichter sehr lesenswert, und ich würde Dir raten, es einmal ernstlich zur Hand zu nehmen, besonders im dritten Teil das Musikalische. Ruff grüßt Dich herzlich und will Dir bald schreiben; er ist aber im Militärdienst und kann sich über Mangel an Schweiß nicht beklagen. Honegger [der Knieper] ist in Bern; es geht ihm nicht gut als Journalist. Unser ‚roter Heinerlich' [Weidenmann] ist immer der Alte, noch unverheiratet, obschon er mitunter davon spricht, und führt noch immer ein ordentliches Schöppchen. Wir sitzen hie und da in der Schlemme und erzählen uns alte Geschichten, von fremden Menschen und Ländern. Sulzer ist als Finanzdirektor sehr tätig und energisch, ist überhaupt nach meinem Dafürhalten vielleicht unsre bedeutendste, vielseitigste und tüchtigste Kapazität, dabei von noblem Charakter und durchweg wahr und gerade."

zu schämen brauche; ich bin immer der gleiche[1]). Ich habe manchmal mit einigen gemütlich gekneipt, da meine älteren Berliner Bekannten nur Butterbrot mit Weißbier genießen, und habe dann rückhaltlos meine gewöhnlichen hergebrachten Dummheiten gemacht; was nun da zu klatschen ist, weiß ich nicht. Wenn ich einmal wieder in Zürich bin, so wird man sich vielleicht eher über Zurückgezogenheit zu beklagen haben, als über das Entgegengesetzte. Sonst gehe ich nur, mit Ausnahme Heußers[2]), der auch ziemlich isoliert steht, mit einigen anständigen älteren Leuten um, bei denen ich mich unsrer schweizerischen Unbefangenheit und Schlichtheit und Grobheit wegen, die nun einmal den besten Berlinern spanische Dörfer sind, gewaltig in Respekt gesetzt habe.

Ich habe mit Vergnügen von dem Basler Fest gelesen; nur finde ich, daß diese Gesangs- und Musikfeste der Schweiz nachgerade zur bloßen Folie werden für die Witze des Herrn Schnyder von Wartensee, wenigstens in der Presse[3]). Wahrscheinlich versendet er seine geistreichen Reden selbst überallhin. Mein Roman wird nun bestimmt im Oktober versendet werden. Er ist in formeller Beziehung zur ersten Hälfte verfehlt, da diese so lange schon daliegt; jedoch glaube ich, wird das Buch sich doch halten. Mein Verleger ist ein ordentlicher Kerl; er hat mir schon angeboten, meine Dramen behufs der Versendung als Manuskript unentgeltlich zu drucken, was eine große Erleichterung ist, wenn es einmal losgeht. Doch sage ich vorher, daß ich keinerlei pompöse und auffällige Geschichten zutage bringen werde; vielmehr werde ich mit einigen ganz einfachen, durchsichtigen und anspruchlosen Sachen anfangen, und erst später, wenn ich einmal Ruhe und Luft habe, werde ich mich von neuem orientieren und solche Arbeiten versuchen, mit denen man „etwas will". Meine Jugend ist nun einmal zum Teufel, und ich habe mich

[1]) Baumgartner an Keller a. a. O.: „Sei etwas vorsichtiger mit Deinen schweizerischen Berliner Bekannten! ... Sie schwatzen mitunter Unsinn vor Leuten die nicht wissen, was sie davon halten sollen und Dich nicht so kennen wie wir."

[2]) Vgl. Bd. 1 S. 218.

[3]) Schnyder von Wartensee war bei jenem Feste Kampfrichter, hielt seine übliche Festrede und zwar über das Thema „vox populi, vox Dei".

schon in die Reihe derjenigen Menschen gestellt, welche erst mit dem Schwabenalter ihre rechte Bestimmung erreichen.

Es freut mich, daß es Dir wohl geht; ich habe letzthin eine Rezension gelesen über Deine kleinen Lieder oder wie sie heißen, die in Leipzig herausgekommen[1]), rücke nun mit den andern Sachen bald nach. Es tut mir leid, daß der Text meines Helvetialiedes[2]), das Deine Studenten wahrscheinlich singen, ein bißchen einfältiglich und kindlich ist.

Spyri wird also Heußers Schwager, das ist ein gescheiterer Streich, als sein Streit mit Bollier wegen der Telegraphenstangen[3]). Den Röteli lasse ich grüßen; er soll bald heiraten, damit wenigstens wieder ein Teil Zürcherischen Regimentes unter den Pantoffel kommt; sonst verliert unsere Hagestolzenregierung ja allen Kredit bei den Frauen, welche sich alle Weisheit und Erfahrung einmal nur als in der Kinderstube und unter Kindergeschrei gereift denken können.

Flaigg lasse ich auch begrüßen; ich werde ihm schreiben, sobald ich Zeit habe. Was macht denn Flugi?[4]) Seinen „Cardenio" habe ich erst in Berlin recht verstehen lernen bei den Geheimratstöchtern. Auch begriff ich nun seine Sehnsucht nach Berlin. Dieses hat sich aber durch die letzten vier Jahre gewaltig geändert und ist nun bloß noch gemein und kommun, und —

„Goldne Kette, Glanz und süße Bildung,
Holdduftigst, allerheiterst edle Phantasei
Sind all verschwunden! ha! es war ein Trug!
Ade, du holder Stern" —[5]).

Und so auch adieu!

Dein alter G. Keller.

Ich bitte ernstlich, nicht an mir zu verzweifeln ꝛc.

---

[1]) Eine Frühlingsliebe. Liederkreis für Gesang und Pianoforte (Breitkopf und Härtel). Die Lieder sind Richard Wagner gewidmet.

[2]) „O mein Heimatland."

[3]) Im Januar 1852 schrieb der Bundesrat die Lieferung der Stangen für das schweizerische Telegraphenamt aus. Damit hängt die Fehde Spyris mit Regierungsrat Bollier zusammen.

[4]) Vgl. oben S. 281 und 283.

[5]) Parodierende Verse im Stile von Flugis „Cardenio".

98. An Mutter und Schwester

Berlin, den 16. Februar 1853.

Liebe Mutter und Schwester!

Ich habe die beiden Briefe erhalten und will sie nun endlich beantworten. Es wird immer noch drei Monate gehen, bis ich nach Hause kommen kann, da es sich nicht nur um die Schulden, sondern auch um einen ehrenhaften Abschluß meines langen Fortbleibens handelt. Die Regierung erwartet, daß etwas Ordentliches geschehe; auch muß ich mit dem Buchhändler in Braunschweig noch persönlich zusammenkommen und also für einige Zeit nach Braunschweig gehen, um für die Zukunft etwas festzusetzen. Ich bin nun so weit, daß ich jährlich von ihm allein 400 Reichstaler oder gegen 1600 Franken verdienen kann, und wenn ich nur erst einmal zu Hause bin, so will ich ruhig für mich leben und drauf los arbeiten und mich nicht viel um andere Leute bekümmern; denn das hilft doch nichts. Außerdem werde ich durch das Theater Geld einnehmen, und wenn es mir gut geht, ziemlich viel; denn ich sehe Leute hier, die ich als Esel betrachte und die wie Herren leben. Von meinem alten Roman, der noch nicht erschienen ist, habe ich vor vier Wochen die letzten 200 Reichstaler eingenommen, also im ganzen nun 600 Taler oder über 2000 Schweizer Franken. Wenn ich die Zeit zusammenrechne, die ich dazu verwandt, so ist es nicht über ein Jahr; denn ich war meistens mit andern Dingen beschäftigt. Der Buchhändler ist mir sehr gewogen und hält viel auf mich, was schon beweist, daß er mir so viel Geld zum voraus gibt. Wenn ich nur Arbeit liefere, so bezahlt er gern. Das Geld ist zwar bald wieder fort, weil ich bis jetzt immer vorgegessen habe und immer auf Rechnung lebte. Der Roman, der nächstens endlich herauskommt, wird mich aber um einen Ruck vorwärts bringen, daß sich alles günstiger gestalten wird. Es sind jetzt schon in deutschen Zeitungen lobende Berichte darüber erschienen von Leuten, die ein Stück davon zu sehen bekamen[1]). Seit ich in Berlin bin, habe ich 800 Taler eigenes

[1]) Eine Vorbesprechung war einzig in der „Deutschen Reichszeitung" vom 28. Januar 1853 erschienen.

Geld und 350 Taler von der Regierung gehabt. Da es in Zürich viel wohlfeiler ist, so hätte ich bis jetzt schon mit jenem eigenen Gelde dort auskommen können und werde daher schon existieren. Deswegen pressiert es mir nicht mit einem Pöstchen; wenn ich zu Hause arbeite, so kann ich mehr verdienen, und ich werde abwarten, bis sich etwas zeigt, wo ich zugleich etwas nützen und etwas Ordentliches vorstellen kann.

Es ist gut, daß das Haus nun verkauft ist, obgleich ich gern noch einmal darin geschlafen hätte[1]). Auf der Platte ist es hübsch zu wohnen. Das Zimmer muß jedenfalls leer gehalten werden. Stelle meine Sachen hinein, welche alle mit müssen, damit mir nichts verloren geht, was ich etwa noch brauche, sogar der große Rahmen mit der Zeichnung darauf[2]); denn ich verliere nicht gern die wenigen Sachen, die ich noch von meiner Malerzeit habe, da ich schon in München um das meiste gekommen bin[3]). Ich werde kommen, sobald als möglich und vielleicht unverhofft. Übrigens kann man jetzt öfter schreiben, da die Briefe wohlfeiler geworden, auch brauchst Du nicht zu frankieren; denn bei dem vielen Geld, das mir hier zum Teufel geht, kommt es auf die paar Groschen nicht an. Ich habe schon mehrmal vergessen, den Eduard Keller grüßen zu lassen, was ich hiermit tue, es hat mir letzthin von ihm geträumt. Ich will seinerzeit den Roman Euch schicken lassen und bitte dann, denselbigen dem Flaigg zu lesen zu geben. Ich würde raten, wenn Ihr umzieht, die alten Strohsessel nicht etwa wegzutun, sondern im Gegenteil dieselben alle renovieren zu lassen, da sie so lange gedient und ehrwürdige Möbel sind. Es wird übrigens komisch aussehen, wenn Ihr mit der Menge meiner Goldrahmen und dem alten Hausrat ausrückt, was gar nicht im Verhältnis steht zusammen. Was den Profit betrifft, der am Hause gemacht worden ist, so

[1]) Die Mutter meldete am 25. Oktober 1852, daß sie das Haus an Bratwurster Dietrich um 9600 Gulden verkauft habe, nachdem sie 32 Jahre darin gewohnt. Sie siedelte mit Regula in das Haus zur Sommerau auf der Platte in Fluntern über.

[2]) Offenbar der Karton, der in Bd. 1 S. 76 beschrieben ist.

[3]) Die Mutter meldete am 11. April 1853: „Unser Auszug ist gut vonstatten gegangen. Deine Goldrahmen sind nicht neben dem Gerümpel gezogen: einige Tage vorher hat Anneli Marti alle Porträts und Glaswaren hinaufgetragen."

will ich nichts davon, und kann Regula denſelben als ihr künftiges Vermögen betrachten; denn mir iſt mit 1500 Gulden nicht geholfen, und wenn ich ohne dieſelben nicht leben kann, ſo kann ich's auch mit denſelben nicht; während das Ganze für eine Weibsperſon, die noch einen Beruf hat, ſchon etwas iſt.

Wenn es geht, wie ich hoffe, ſo ſoll ſie ſogar die Zinſen davon einziehen und verwalten, wie es ihr beliebt; denn ich denke bald die Koſten unſeres Haushaltes ſelbſt zu übernehmen. Ich bin jetzt dreiunddreißig Jahr alt und fange gerade da an, wo mein Vater aufgehört hat; aber ſo geht es halt verſchieden zu in der Welt.

Ich laſſe alles grüßen und verbleibe einſtweilen

Euer Sohn und Bruder G. Keller.

99. An die Mutter

Berlin, den 30. März 1853.

Liebe Mutter!

Ich muß Dir leider noch einmal die Mühe verurſachen, mir in der Staatskanzlei einen neuen Paß zu beſorgen, da der alte ſchon lange abgelaufen iſt. Dies ſollte aber ſo ſchnell als möglich geſchehen, indem es jetzt ratſam iſt, ſeine Papiere in Ordnung zu halten, der vielen Putſchereien wegen; es wird jetzt auch in Berlin ſcharfe Aufſicht gehalten, da kürzlich wieder ein Revolutionsverſuch entdeckt und viele Leute verhaftet worden ſind.

Ich lege eine Militärurlaubsbewilligung bei, welche ich zufällig noch bei mir habe. Die übrigen Papiere, Heimatſchein und die Quittungen des Militärpflichterſatzes wirſt Du noch bei Handen haben, wenn noch etwas nachzuzahlen iſt, ſo bitte ich, es zu tun. Sollte auf der Staatskanzlei es nicht raſch gehen wollen, ſo ſuche einen der Herren Staatsſchreiber ſelbſt zu ſprechen und ſage, ſie möchten ſehen, daß ich den Paß ſchnell bekäme, den ich auch zu meiner Abreiſe brauche. Ich bin ſowohl dem Herrn Hagenbuch als dem Weidenmann bekannt.

Der Kriegslärm wegen der Teſſiner wird ſich hoffentlich wieder verziehen[1]). Es iſt eine verfluchte Exiſtenz, ſo in der

[1]) Repreſſalien Öſterreichs wegen Unterſtützung der aufſtändiſchen Bewegung in Oberitalien durch italieniſche Flüchtlinge vom Kanton Teſſin aus.

Fremde zu sitzen, wenn alle Augenblicke zu Hause der Kriegsteufel droht. Ich habe dieser Tage daran gedacht, daß Ihr viele Beschwerden haben werdet, aus der alten Baracke wegzuziehen. Da ich aber nicht genau weiß, ob Ihr schon in der neuen Wohnung seid, will ich diesen Brief an Herrn Dietrich adressieren. Ich fange nun endlich an, an die Heimreise zu denken, und werde bald bessere Nachrichten vorausschicken.

Indem ich Euch tausendmal grüße
Euer Sohn und Bruder G. Keller.

100. An Hermann Hettner

Berlin, den 16. Juli 1853.

Lieber Hettner!

Ich kann es nun nicht länger anstehen lassen, so schwer es mir auch fällt, durch einen leeren Brief ein Lebenszeichen von mir zu geben. Ich habe vor anderthalb Jahren eine Summe von Ihnen geliehen, und diese unglückliche Tat droht unser Verhältnis gänzlich zugrunde zu richten. Ihren letzten Brief, worin Sie mir mitteilten, daß Sie das Geld brauchten, habe ich ein Jahr lang unbeantwortet gelassen, weil ich mich schämte, einen leeren Brief zu schicken, und lieber alles drauf ankommen ließ, bis ich imstande wäre, mich durch die Tat zu rechtfertigen. Leider ist mir dies auch jetzt noch nicht möglich, während es mich peinigt, fast die Gewißheit zu haben, daß sich indessen eine üble Meinung von meinem Charakter bei Ihnen ausgebildet hat. Und dennoch, obgleich hievon die Schuld ganz an mir läge, würden Sie mir unrecht tun. Wenn ich Ihnen verschiedentlich versprach, meine Verpflichtung bald zu lösen, so glaubte ich selbst aufrichtig daran, und nur ein dämonisches Ungeschick in wie außer mir hinderte mich. Ich bin leider keine Lorenz-Kindleins-Natur, welche bei Wasser und Sorgen immer munter drauf los schreibt[1]). Das verworrene Netz von Geldmangel, kleinen Sorgen, tausend Verlegenheiten, in welches ich mich unvorsichtigerweise mit meinem Eintritte in Deutschland verwickelte, wirft mich immer wieder zur Untätigkeit zu-

[1]) Lorenz Kindlein, die Jammerfigur in Kotzebues „Armem Poeten".

rück; die Mühe, wenigstens der täglichen Umgebung anständig und ehrlich zu erscheinen, drängt die Sorge für die Entfernteren immer zurück, und die fortwährende Aufregung, die man verbergen muß, diese tausend Nadelstiche absorbieren alle äußere Produktivität, während freilich das Gefühl und die Kenntnis des Menschlichen an Tiefe und Intensität gewinnen. Ich würde mir diese drei letzten Jahre später nicht abkaufen lassen. So rückten meine Sachen mit fabelhafter Langsamkeit vorwärts, welche Sie, als rühriger und fleißiger Mann, nur begreifen können, wenn Sie einst das Detail kennen. Alles dies wird nun bald ein Ende nehmen; denn es ist nun Zeit. Wenn der Roman heraus und etwas Dramatisches fertig ist, so werde ich aus der Schweiz eine radikale Verbesserung meiner Lage bewirken und überhaupt ein andrer Mensch werden. Vieweg wird nächstens drei Bände des Romans versenden, und der vierte wird Ende August nachfolgen. Er ist auch des Teufels! Das eine Mal schreibt er mir, das Buch sei seiner Meinung nach das Beste in seiner Art, und es müsse Erfolg haben, das andere Mal macht er mir Grobheiten. Ein Lustspiel[1]) habe ich nun ganz voll und reich zusammengedacht, und ich hätte es längst in acht Tagen geschrieben, wenn ich nicht das Wort gegeben hätte, nichts anderes zu machen, ehe der Roman fertig ist, und gerade dies schien ein Fluch zu sein, daß der unselige nicht fertig wurde.

Die Heine-Romanzero-Geschichte[2]) werde ich der zweiten Auflage meiner Gedichte einverleiben, welche Vieweg auf Michaelis veranstalten will. Zunächst werde ich zwei Bändchen Novellen machen, welche Vieweg drucken will; diese werden in zwei Monaten fertig sein und den Grund zu einer einstweiligen fortlaufenden Erwerbsquelle legen. Allen Konstellationen nach und nach dem, was ich auf dem Theater florieren sehe, habe ich durchaus keinen Grund, in bezug auf meine Dramen mutlos zu sein. Ihr griechisches Buch[3]) habe ich, obschon ich es bekommen konnte, nicht gelesen, weil es mir zu peinliche Vorstellungen erregte, sowie mir Ihr Name immer ein Vorwurf ist, wenn ich ihn

[1]) Wohl „Jedem das Seine".
[2]) „Der Apotheker von Chamounix."
[3]) „Griechische Reiseskizzen" (1853).

irgendwo erwähnt finde. Monsieur Widmann[1]) war im letzten Frühjahr hier und hat 14 Taler für Droschken ausgegeben, um in Berlin wieder eine Anstellung zu suchen, hat sie aber nicht gefunden. Er ist ein ganz miserabler Schwätzer und hat auch über Sie geschimpft, sowie über andere Ehrenleute, ganz blödsinnig und taktlos. Fangen Sie gerade keine Händel mit ihm an, aber nehmen Sie sich in acht vor ihm! Seine Erzählungen „Am warmen Ofen" sind ein interessantes Beispiel, wie man heutzutage ohne Beruf scheinbar gute und doch schlechte Bücher macht: Absichtlich gemachte Studien in Wald und Feld, Reminiszenzen, gute Notizen, den Bauern und Jägern abgefragt und aufgeschrieben, zierliche Sächelchen appetitlich zusammengeschmiedet und mit reinlichem Stile vergoldet, aber inwendig nicht eine Spur von Notwendigkeit, von durchgehender Tiefe, und nichts fertig; man muß gestehen, die Leutchen geben sich heutzutage doch einige Mühe. Wenn Stahr nicht ganz versimpelt wäre, so würde er etwas von den Kniffen gemerkt und das Ding nicht als klassisch austrompetet haben.

Doch ich vergesse, daß ich nicht zu diesen Plaudereien berechtigt bin, ehe Sie mir mit einigen Zeilen schreiben, ob Sie bös sind oder nicht, und ob Sie mir zu meiner Verurteilung noch eine Frist von einigen Monaten geben wollen? Ich glaube Sie ernstlich versichern zu können, daß Sie dies nicht bereuen werden.

Mohrenstraße 6. Ihr Gottfr. Keller.

Ich habe in letzter Zeit einige gute Bekanntschaften gemacht und andere in Aussicht und werde sobald tunlich einen Frack erwerben, um aus meinem Fegefeuer glorreich hervorzusteigen.

101. An Hermann Hettner

Berlin, den 3. August 1853.

Liebster Freund!

Ich danke Ihnen für Ihre freundliche Erwiderung und Absolution[2]). Ich war keinen Augenblick der Meinung, daß

[1]) Adolf Widmann.

[2]) Hettner an Keller, 18. Juli 1853: „Ich habe hundertmal jenen unseligen Augenblick verwünscht, da ich mir beikommen ließ, Sie um die Rücksendung der

nicht ein einziges Wort und jedenfalls mein schließliches Verhalten unser Verhältnis wieder in Gang bringe; es dauerte mir nur zu lange, bis ich den Stein des Anstoßes auch zugleich wegräumen konnte, und darum schrieb ich endlich. Warum ich es aber nicht vorher getan, warum ich wirklich in ernstlicher Verlegenheit und Verstimmung war, fand seinen Grund darin, daß Sie verheiratet und Familienvater sind, und wenn ich mich vor Ihnen allein im Grunde genommen nie recht schämte, wohl wissend, daß Sie erfahren und klug genug sind, um einzusehen, daß ich nicht mit solchen Geschichten jämmerlich enden werde, so tat ich es desto mehr vor Ihrer Frau, welche ich wahrhaft achte und verehre; sie war jederzeit so einfach und freundlich gegen mich gewesen, und nun auf einmal diese häßliche und lächerliche Geschichte, indem ich ihren teuersten Mann anpumpe, in Verlegenheit setze und dann nichts mehr von mir hören lasse! Doch genug hievon für einstweilen. Ich bin sehr betroffen, die große Gefahr und Sorge zu vernehmen, in welcher Sie geschwebt haben[1]), und hoffe nur von ganzem Herzen, daß die Genesung Ihrer verehrten Frau nun für die Dauer maßgebend sei. Ich hielt Sie mit Ihrer lieben Familie für gesichert vor solchen frühen und ernsten Prüfungen; aber lassen wir, als aufrichtig Strebende, uns zeigen, daß wir, ohne gesalbte Christen zu sein, dennoch auf unsere Weise dem Ernst des Daseins eine ersprießliche Seite abzugewinnen wissen!

Ihre „Griechischen Skizzen" will ich diese Tage lesen und Ihnen gerne unmaßgeblich darüber schreiben. Was ich davon auszugsweise in Zeitschriften las, ließ mir keinen Zweifel, daß Sie sehr glücklich schildern.

Ihr schlesischer Landsmann Max Ring, welchem ich von Ihrer jetzigen Arbeit erzählte, trug mir feierlichst auf, Ihnen eine Idee mitzuteilen, welche er habe: er halte nämlich Voltaire für die Fortsetzung der geistreich-witzigen Frondeurs, Rousseau

bewußten Summe zu bitten. Ich war aber damals in großer Verlegenheit. Jetzt ist diese Verlegenheit längst vorüber, und mir war aus derselben keine andere Spur zurückgeblieben als das drückende Bewußtsein, mir durch dieselbe leichtfertig einen wahren und wackeren Freund verscherzt zu haben."

[1]) Hettners Frau war im März und April schwer krank gewesen.

hingegen für diejenige der religiös-pathetisch-demokratischen Jansenisten. Ich tue es hiermit.

Ring ist übrigens ein rühriger und talentvoller Bursche, welcher noch vieles machen wird; es geht aber nicht in die Tiefe. Das Lewaldsche Ehepaar hat, glaub' ich, keinen einzigen aufrichtigen Freund mehr. Überall, soviel ich höre, erregen sie Anstoß, nicht nur durch die Ostentation, mit welcher sie ihr Verhältnis produzieren, sondern auch durch die Anmaßung, mit welcher sie in literarischen Gesprächen zusammen gegen ganze Gesellschaften Front machen. Kurz ehe Stahr seine arrogante und ungeschickte Epistel an die Sand drucken ließ, verhandelten sie den gleichen Gegenstand in einer Gesellschaft und machten die George Sand herunter, wie man eine unbequeme Konkurrentin heruntermacht. Ein bescheidener und stiller Professor wagte etwas über den neuesten Roman der Sand zu sagen, als die Fanny sich großartig vom Sofa erhob und verkündete: „Ich dächte, mein Herr, i ch hätte hier auch ein Wort mitzusprechen!"

Stahr treibt indessen seine Feuilletonsschreiberei ins Alberne. Sein neulicher Artikel in der „Kölnischen Zeitung" war geradezu erbärmlich! Was ist denn das für ein kulturhistorischer Verstand, den ersten besten Schmöker aus dem Jahr 1699 herauszugreifen, und danach eine Vergleichung anzustellen? Wenn er nur bedacht hätte, was Luther über die alte Komödie gesagt hat, Melanchthon, Erasmus und andere zu geschweigen, so hätte er eingesehen, daß sein Lärmschlagen ganz unbegründet war. Aber Winckelmann und Lessing mußten als die ersten Besieger der Barbarei glänzen, damit die Überzeugung, daß Adolf Stahr der dritte und größte sei, um so fester im Leser wurzle. Diese Affektiertheit, mit welcher Stahr seinen griechischen Sinn und sein Lessing-Bewußtsein allüberall aufwärmt, hebt beinahe sein wirkliches Verdienst auf; denn zuletzt wird alles wieder Zopf, selbst die Bildung.

Was sagen Sie zu den Fischerschen Geschichten in Heidelberg?[1]) Ich meine nicht gerade die Verfolgungen, welche mich weniger wundern, als die Kontrollosigkeit, mit welcher sich heut-

[1]) Kuno Fischer, der sich 1850 in Heidelberg habilitiert hatte, wurde im Juli 1853 durch Ministerialreskript die Erlaubnis, Vorlesungen zu halten, entzogen.

zutage ein Dozent der Philosophie ex professo in Ansehen setzen und mausig machen kann mit seinen Faseleien über das Pan, mit der Konfusion, mit welcher [er] nichts anderes vorbringt, als was er bei der Hegelei gelernt hat, und was wenigstens für uns abgeschlossen und gründlich gesagt ist, während er behauptet, eben dieses nicht zu sagen und beinahe ein guter Christ zu sein. Die alte philosophische Unsitte, an irgend einer Stelle der Lehre die Wahrheit gut und deutlich merken zu lassen, dann aber sogleich ein handwerksmäßiges verworrenes System darum zu wickeln, scheint einmal nicht aussterben zu wollen, sondern in den jüngsten Sprößlingen erst recht zu wuchern. Teilweise der kleinliche deutsche Autoritätsneid, teilweise die Flachheit der Zeit machen die Leute förmlich taub für die tiefe und grandiose Monotonie, mit welcher Feuerbach seine eine Frage ein halbes Leben lang abgehandelt und erschöpft hat, und sein ehrlich-klassisches leidenschaftliches Wesen wird von diesen Strohköpfen trivial und oberflächlich genannt, weil sie eben Konfusion und Schule brauchen, um zu existieren. Selbst wenn Feuerbach gänzlich auf dem Holzwege wäre, so wird es sich herausstellen, daß er für die Entwicklung des Gesamtzustandes und -bewußtseins unendlich wichtiger und wesentlicher war, als alle die Herren zusammen.

Was macht denn der Nachlaß seines verstorbenen Bruders?[1]) Johanna Kapp malt nun ernstlich und leidenschaftlich Menschen und menschliche Dinge und soll sich tief hineingearbeitet haben. Im Herbst wird sie nach Heidelberg gehen. Fries und Locher[2]) seien, wie mir Johanna schreibt, eifrige Schüler und Zuhörer Fischers in Heidelberg. Fries soll im September auf Jahre nach Rom gehen.

Was meine Arbeiten betrifft, so fürchte ich, ich habe den gegenwärtigen, mehrere Jahre herumgetragenen Schub vertragen und verschleppt. Aber ich habe dabei zum Troste für meine Zukunft bemerkt, daß ich, wenn ich frei aus mir heraus sinne, original und wesentlich sein dürfte, und eine solche Quelle

[1]) Hettner hat kurz darauf die „Geschichte der griechischen Plastik" und die „Kunstgeschichtlichen Abhandlungen" des Archäologen Anselm Feuerbach (1798 bis 1851) herausgegeben.

[2]) Über diese Heidelberger Bekannten Kellers vgl. Bd. 1 S. 190, 192.

versiegt nie. Ich habe täglich Gelegenheit, bei dramaturgischen Lesereien und Unterhaltungen zu entdecken, daß ich unbewußt manches schon lange gewollt und gefühlt habe, was als die neuste Entdeckung angepriesen wird; ich sehe zu meinem Verdruß oder zu meinem Vergnügen oft im Theater, daß ich Situationen und Motive berühmter Stücke fast genau so schon selbst ausgeheckt habe. In meinem Roman kann ich mich rühmen, daß ich die Menge von Knabengeschichten, die in letzter Zeit erschienen und also an der Zeit zu liegen scheinen[1]), antizipiert und ohne etwas Besonderliches zu wollen, weit wesentlicher und objektiver aufgefaßt habe, als alle die berühmten Herren, sowie der ganze Roman zwar alter Textur, aber neuen Stoffes sein dürfte. Könnte ich das Buch noch einmal umschreiben, so wollte ich jetzt etwas Dauerhaftes und durchaus Tüchtiges daraus machen. Es sind eine Menge unerträglicher Geziert- und Flachheiten, auch große Formfehler darin; dies alles schon vor dem Erscheinen einzusehen, mit diesem gemischten Bewußtsein noch daran schreiben zu müssen, während gedruckte Bände lange vorlagen, war ein Fegefeuer, welches nicht jedem zugute kommen dürfte heutzutage. Ich habe aber fortwährend mein inneres Auge offen und schlürfe alle Bitterkeit mit ruhiger und voller Besonnenheit und schmecke jeden Tropfen mit der Kenntnis seines Nutzens. Es geht mir etwas im Kopfe herum, daß ich einmal irgend etwas machen werde, welches durchaus notwendig, berechtigt und aus Einem Gusse ist, und ich lasse diesen Augenblick ruhig herankommen; denn er wird alsdann ein ganzes Leben in sich tragen.

Ich bin sehr begierig auf Ihr Werk und hoffe viel daraus zu lernen[2]). Sie sind für mich gegenwärtig der klarste und verständigste und weitaus brauchbarste Literarhistoriker, der mit diesen Eigenschaften zugleich Frische und Freundlichkeit des Herzens verbindet, was den übrigen abgeht. Rosenkranz[3]), welcher

[1]) Keller denkt etwa an Bogumil Golz' „Buch der Kindheit" (1847) und „Ein Jugendleben" (1852), Justinus Kerners „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit" (1849) und Karl Gutzkows „Aus der Knabenzeit" (1852).

[2]) Die Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts.

[3]) Karl Rosenkranz (1805—1879). Seine „Ästhetik des Häßlichen" erschien 1853.

auch ein freundliches Gemüt ist, scheint dagegen, soviel ich aus seiner „Ästhetik des Häßlichen" ersehe, von Verstand und wahrer Kritik nichts mehr zu ahnen; denn Belesenheit tut's nicht, und letztere halten viele für Kritik. Schon der Titel ist widersinnig und romantisch. Schön ist schön, und häßlich ist häßlich in alle Ewigkeit. Es ist weiter nichts, als was die Physiker mit der Wärme tun; sie kennen keine positive Kälte und brauchen dies Wort nicht, sondern sie kennen nur geringe Wärme. So wird es mit dem Schönen gehalten werden müssen. Die Manier, vieles in der Kunstgeschichte als absichtlich verwandte und schön gemachte Häßlichkeit zu rangieren, ist überkommenes und irrationelles Räsonnement; denn genau betrachtet geschah dies in der wahren Kunst nirgends (die Ausartung ist gar nicht zu berücksichtigen), und was man dafür bezeichnen will, ist eben nichts als die pure Schönheit. So müssen wir uns auch hier ganz an den immer mehr maßgebend werdenden Vorgang der Naturwissenschaft halten, und gegenüber der allgemeinen und absoluten einzigen Schönheit nicht einen Gegensatz des positiv Häßlichen, wie einen Teufel, annehmen, sondern nur einen geringeren Grad der Schönheit. Wie gesagt, das Gleichnis mit der Lehre von der Wärme dürfte ganz anwendbar sein, besonders wenn man dazu noch an die gebundene Wärme ꝛc. denkt.

Es würde mich freuen, wenn Sie mir vom Seebade[1]) ausschreiben wollten; ich wünsche Ihnen indessen eine gute Kur und Erfrischung und verbleibe

Ihr getreuer Gottfr. Keller.

102. An Hermann Hettner

Berlin, den 15. Oktober 1853.

Lieber Freund!

Ihre freundlich besorgte Nachfrage[2]), welche mich wohltuend berührte, obschon ich als Unkraut in keinerlei Gefahr schwebe, veranlaßt mich, Ihnen endlich den schuldigen Brief zu entrichten.

Vor allem wünsche ich, daß sich die Gesundheitszustände in

[1]) Wangeroog.

[2]) Ob Keller etwa von der in Berlin herrschenden Cholera ergriffen worden sei.

Ihrer lieben Familie gebessert haben. Sie sind ja dies Jahr ein ordentlicher Märtyrer geworden![1]) Daß es Ihnen am Meere gut erging und gut gefiel, freut mich; ich bin nur neugierig, ob ich auch noch den Tag erlebe, wo ich wieder in eine vernünftige Gegend komme und entweder Meer oder Gebirg sehe. Die märkische Landschaft hat zwar etwas recht Elegisches, aber im ganzen ist sie doch schwächend für den Geist; und dann kann man nicht einmal hinkommen, da man jedesmal einen schrecklichen Anlauf nehmen muß, um in den Sand hineinzuwaten. Ich bin fest überzeugt, daß es an der Landschaft liegt, daß die Leute hier unproduktiv werden. Ich sagte es schon hundertmal zu hiesigen Poeten, die sich domiziliert haben, und sie stimmen alle ein und schimpfen womöglich noch mehr als ich; aber keiner weicht vom Fleck, lieber sterben sie elendiglich auf dem Platze, ehe sie von dem verfluchten Klatschnest weggehen. Wie sehr werde ich mich sputen, wenn ich einmal kann! Denn ich fühle wohl, daß ich hier auch eintrocknen würde. Ein Hauptgrund zu der Impotenz ist auch die verfluchte Hohlheit und Charakterlosigkeit der hiesigen Menschen, die gar keinen ordentlichen fruchtbaren Gefühlswechsel und -ausdruck möglich macht. So kommen die Leute aus dem Rechten heraus, ohne zu wissen, wie es eigentlich zugegangen. Doch muß ich gestehen, daß für die eigentliche Gelehrtenwelt die Sache sich anders verhält und hier eine gute Luft zu sein scheint oder wenigstens einmal war.

Ein vorübergehender Aufenthalt hier hingegen ist jedenfalls auch für künstlerische und andere Seiltänzernaturen gut.

Den Roman der Lewald[2]) habe ich noch nicht gelesen und werde es schwerlich bald tun. Wie es scheint, will sie sich mit Gewalt zur Alleinherrscherin beider Geschlechter dies- und jenseits des Rheines erheben und womöglich die einzige Romanschreiberin ihrer Zeit sein. Den „Robinson" will ich sobald möglich lesen. Können Sie mir eine gute Übersetzung bezeichnen?

Ich habe nun mit großer Freude Ihre „Reiseskizzen" gelesen und kann Sie versichern, daß ich lang kein so zweckmäßig geschriebenes und gelungenes Buch dieser Gattung gelesen habe.

[1]) Krankheit der Frau und Tod eines Töchterchens.

[2]) „Wandlungen" (1853).

Bei Ihrer Konstruierung der alten Denkmäler mußte ich mich freilich als Lernender verhalten ganz und gar, aber auf wie angenehme plastische und genußvolle Weise lernte ich! Bei den landschaftlichen Schilderungen haben Sie kein Wort zu viel und keines zu wenig gesagt, so daß gerade die rechte Vorstellung, Anregung und Sehnsucht nach dem Lande entsteht, und dies Maß ist, wie ich glaube, etwas sehr Glückliches und Seltenes, was nicht alle oder vielmehr nur wenige treffen. Es war bisher noch am meisten bei den geistreichen eleganten Schriftstellern früherer Perioden zu finden, und dürfte ungefähr dem Sinne der Alten selbst angemessen sein. Ich habe zufällig zugleich den Sophokles gelesen und beide Lektüren haben sich aufs schönste verschmolzen. Ich kann nicht begreifen, wie die Ansicht hat aufkommen können, welche erst Humboldt widerlegt hat, daß die Alten keinen Sinn für das Landschaftliche gehabt hätten! Sie brauchten ja nur ihre Götter zu nennen, so sah man Meer, Himmel und Gebirge vor sich, und wenn der Dichter den Helios über dies oder jenes Vorgebirge hervorkommen ließ, so war die Vorstellung aller Griechen, die die Lokalität kannten, gewiß keine bittere! Was braucht es da noch einen Feuerwerker wie Jean Paul oder einen Tüftler wie Adalbert Stifter!

Ihre Schilderung des Menschlichen im jetzigen Griechenland ist ebenfalls trefflich; daß Sie wegen der russischen Geschichten mißverstanden wurden, lag an der Oberflächlichkeit und Gedankenlosigkeit unserer lesenden und schwatzenden Gesellschaft, welche bloß ein vermeintliches Kennzeichen aufzuschnappen braucht, um in ihrer Faulheit dann die Sache einzuschachteln. So hat man Sie gleich zu Bruno Bauer gestellt, welcher auf absolute und positive Weise jetzt das Russentum verkündet. Der Esel[1])!

Ich schicke morgen die letzten Korrekturen des dritten Bandes

[1]) Hettner spricht über das Verhältnis von Griechenland zu Rußland am Schluß der „Griechischen Reiseskizzen" S. 306 ff. Der Theolog und Historiker Bruno Bauer (1809—1882) hat 1853 und 1854 eine ganze Reihe von Broschüren über die Stellung Rußlands zu Mittel- und Westeuropa veröffentlicht, z. B. „Rußland und das Germanentum"; „Die jetzige Stellung Rußlands"; „Deutschland und das Russentum". Keller selber hat sich über seine Stellung zum germanisch-slawischen Problem symbolisch geäußert in der Legende „Die Jungfrau als Ritter" (Ges. Werke Bd. 7 S. 371), vgl. Bd. 3 S. 137.

des „Grünen Heinrich“ fort. Die drei Bände werden nun sofort versandt. Es ist mir wünschbarer, daß der vierte allein kommt, da er eigentlich das Buch der ursprünglichen Intention ist. Ich muß mich nun allerdings an Sie halten behufs der Besprechung, da ich hier niemand kenne, der gefällig genug wäre, etwas für mich zu tun. Wenn Sie daher eine Anzeige machen wollten, so würden Sie sehr viel dazu beitragen, daß ich bald aus der Patsche käme, indem meine Landsleute darauf lauern. Die „Augsburger Zeitung“ ist dort der Barometer der Berühmtheit. Ich glaube gelesen zu haben, daß Sie über Tieck dort[1]) etwas geschrieben und nahm desnahen an, Sie hätten sich mit den Paschas in Augsburg ausgesöhnt. Wenn dem so ist, so würden Sie mir fast einen sicheren Erfolg im Geldpunkte verursachen, wenn Sie etwas hinpraktizieren könnten. Versteht sich von selbst, ganz sachgemäß und kritisch; denn dies hilft selbst in jenem Punkte mehr, als gewaltsames Lob, abgesehen von Anstand und Ehrlichkeit, an die wir uns halten wollen.

Ich kann jetzt endlich sagen, daß ich in ein kontinuierliches und ergiebiges Arbeiten hineingekommen bin und denke mich binnen einem Vierteljahre herauszufressen. Das Romanzerogedicht werde ich auf Weihnachten nun doch allein herausgeben, da es in dem Gedichtbändchen nicht mehr Platz hatte, „weil die vorrätigen gepreßten und vergoldeten Pappdeckel zu eng seien“. Das kommt von unserer Buchbinderpoesie. Man wird nächstens leere Einbände kaufen mit schönen Titeln. Vieweg hat vor zwei Jahren die starke Zahl von 1500 gedruckt mit der Bedingung, daß er nach einiger Zeit den Rest, der nicht verkauft sei, als zweite Auflage mit Vermehrung, die ich unentgeltlich liefern muß, versende. Die Auflagen der Geibel ꝛc. sind nur 500 stark; Vieweg hat mir also drei Auflagen mit einer abgezwackt. Doch muß er mir nun den Romanzero erklecklich bezahlen.

Etwas Possierliches ist mir mit meinem Jeremias Gotthelf passiert, den ich, wie Sie wissen, mir zum Dramatisieren auf-

[1]) Irrtum. Hettners Aufsatz „Ludwig Tieck als Kritiker“ erschien in den „Blättern f. lit. Unterhalt.“ 1853, Nr. 16; neu gedruckt in Hettners Kleinen Schriften S. 513 ff.

gespart[1]). Die Berliner sind jetzt plötzlich darüber hergefallen, einer hat eine Oper gemacht[2]), und Ring will ein Lustspiel[3]) machen, das nach der Verhunzung, die er mir mitteilte, ganz wässerig wird. Ich war ganz verblüfft und verwundert über diese Trüffelhunde, die fortwährend das gute Material aufwühlen und es dann verhunzen. Ich teilte ihm absichtlich mein Vorhaben mit und werde nichtsdestoweniger meine Gedanken ausführen; denn es reizt mich nun, geradezu darauf loszugehen und alle das Volk abzutakeln. Ich werde auch expreß eine „Agnes Bernauerin" machen, und damit Hebbel und Melchior Meyr zusammen attackieren.

Ein Bändchen Novellen ist ganz spielend entstanden, und Vieweg wird es wahrscheinlich mit dem vierten Band des Romans zusammen herausschicken. Nur fürchte ich, daß nun zuviel nacheinander kommt und ich den Anschein eines anmaßlichen Schmierers gewinne, da die Leute nicht wissen, wie langsam und jämmerlich es bei mir herging.

Ich werde Ihnen nächstens wegen des Romanes noch einmal schreiben und schließe daher für heute.

Mit tausend Grüßen Ihr G. Keller.

103. An Emil Palleske

Berlin, den 4. Dezember 1853.

Lieber Freund!

Ihr freundlicher Brief vom 16. Oktober nebst dem „Monmouth"[4]) hat mir große Freude gemacht und ich habe sogleich angefangen, letzteren mit dem größten Interesse zu lesen, nachdem ich seit der Vorlesung außer den vielen Rezensionen nichts davon gesehen.

---

[1]) Vgl. Bd. 1 S. 275.

[2]) Dr. Köster machte aus Gotthelfs Erzählung „Wie Joggeli eine Frau sucht" einen Operntext, den Kapellmeister Taubert komponierte. Die Oper wurde im Dezember 1853 im Königlichen Opernhaus in Berlin aufgeführt. Vgl. G. Muret, J. Gotthelf in seinen Beziehungen zu Deutschland (1913) S. 88.

[3]) Wohl aus dem „Notar in der Falle", vgl. Muret a. a. O. S. 88. Über Max Ring vgl. Bd. 1 S. 227.

[4]) König Monmouth, Drama, Berlin 1853.

Ich sitze leider immer noch in der Mohrenstraße Nr. 6 und werde allda wahrscheinlich auch noch auf Ihren Weihnachtsbesuch lauern; wenn ich dereinst nicht als Geist in diesem unseligen Eckhause und um die Dreifaltigkeitskirche herumspuke, so gibt es entschieden überhaupt keine Gespenster. Mit Hettner habe ich in jüngster Zeit wieder fleißiger gebriefwechselt; gar zu gerne wäre ich letzten Sommer oder Herbst nach Thüringen gekommen und glaubte es selbst im trockenen November noch tun zu können; allein mein Danaidenzustand hat es noch immer nicht erlaubt. Ich freue mich sehr auf Ihren „Cromwell“[1]); Sie werden ihn doch mit nach Berlin bringen? Ich hoffe, er werde ein guter Schuß durch das unbotmäßige Gedusel der Macchia- und anderer -vells sein! Von Gutzkows „Perez“[2]) habe ich nichts gesehen, als die Kunde, daß es ein wunderbar-kunstreiches Intrigengewebe sei. Ich will dem Urteile nicht vorgreifen, das ich durch nähere Kenntnis des Stückes erwerben würde: aber es ist doch zum Teufelholen, wie selbst ein so geriebener talentvoller Kerl, wie Gutzkow, nicht von den eitlen, ausländischen Stücken lassen kann, trotz alles Klarmachens der letzten hundert Jahre und in specie der letzten zehn. Es muß wohl schwer sein, das Einfache und Notwendige zu treffen und aus dem Innern der Nation und seiner selbst heraus zu arbeiten, da selbst ein so intensives Bedürfnis und Wollen, etwas zu sein, wie es dieser Mann unstreitig besitzt, nicht mit der Nase auf das Rechte stoßen kann, sondern unwillkürlich vorbeiläuft.

Scherenberg habe ich, nach langer Unterbrechung, erst in letzter Zeit, als er von ziemlich schwerer Krankheit genas, einigemal besucht. Da er aber, obgleich er sich kaum rühren konnte, sich gleich wieder in seiner ausgehöhlten unwahren Manier lustig erging und mit kokettem Rousseauspielen und erlogenem Wohlwollen um sich warf, wurde ich wieder für eine Zeitlang abgeschreckt. Er wird mir immer eine angenehme Erscheinung sein, wenn ich näher nichts mit ihm zu tun habe. Zum täglichen Umgang ist er ungenießbar; er weiß dies recht gut, und daß er nie-

[1]) Oliver Cromwell. Berlin 1857.

[2]) Über Gutzkows „Philipp und Perez“ (1853) vgl. H. H. Houben, Gutzkows Ausgewählte Werke 2 S. 50 ff.

mand brauchen kann, der auch ein bißchen zu sehen und zu hören versteht. Nun reitet ihn aber der Teufel, daß er gerade mit solchen Leuten sich immer abquält und ihnen mit seiner vermeintlichen Welt- und Menschenkunde (die er unter der zynischen Maske schlau verberge) seine Künste vormachen will, da es ihm am Ende zu langweilig ist, immer nur einige Bratenröcke zu mystifizieren. Sein neuester Coup war, daß er allen Leuten sagte, er wolle das „Waterloo" umarbeiten, und hierdurch einen gewaltigen Sturm erregte: er solle doch nichts ändern ꝛc. Es fällt ihm nicht ein, nur die zwei oder drei Stellen wirklich zu ändern, die notwendig zu ändern sind; aber das Gerede kitzelte ihm einige Wochen lang die Ohren. „Kinder!" schrie er, „ihr macht mich ja ganz konfus! Ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht!" Dabei sagte er einem Dutzend Leuten, daß er sie speziell bei dieser „Umgestaltung" zu Rate ziehen wolle ꝛc. und die Esel reckten ganz geschmeichelt und bedächtig die Ohren in die Höhe. Inzwischen macht er sehr hübsche Sachen, und ich glaube, das Mißlingen seines „Leuthen", das sich jetzt doch ziemlich herausgestellt hat, dürfte dem alten Hahn innerlich doch einen tüchtigen wohltätigen Ruck gegeben haben.

Als im letzten Frühjahr Gottschall seinen „Carlo Zeno"[1]) hier las, geriet ich einigemal in seine dichterliche Umgebung und habe seither mit Max Ring[2]) verkehrt; dieser ist aber ein ganz triviales Luder; er hat ein romantisches Schauspiel gemacht: „Die Zeit ist hin, da Berta spann", wahre Stammbuchspoesie; damit will er eine romantische „Reaktion" auf der Bühne bewirken, die „höchst not tue". Daneben empfiehlt er sich täglich in den Blättern als Arzt für Syphilis. Mich hält er für einen komischen Esel. Vieweg wollte schon längst drei Bände meines Romanes versenden und den vierten nachher; ebenso die zweite Hälfte der Auflage der Gedichte, die er zu diesem Zwecke seinerzeit sehr stark machte, als zweite Auflage, wozu ich einige Bogen neue Sachen getan; warum er alles zurückhält, ist mir un-

[1]) Gottschalls epische Dichtung „Carlo Zeno" erschien 1854.

[2]) In einem Billett an Ring vom 20. März 1854 entschuldigt sich Keller, daß er der Aufführung von Rings Drama nicht habe beiwohnen können. Ring spricht über Keller in seinen Erinnerungen II S. 106 ff.

begreiflich. Ich glaube, da ich ihm Novellen geschickt, er will, behufs Herabdrückung des Honorars, das Buch noch hinhalten. Dieses macht mir viel Sorgen; es ist eigentlich nur eine Studie, wobei ich manches gelernt habe, während es vom Publikum als etwas aus einem Guß Entsprungenes beurteilt und mißverstanden werden wird. Aber ich will den bittern Kelch eines abermaligen Auflaufens gerne hinnehmen, da ich mir bewußt bin, durch alles dies zu lernen. Bis jetzt habe ich, dank den Göttern, für meine Schwäche ein ebenso offenes Auge gehabt, wie für diejenige anderer und mich ernstlich an den Spruch gehalten: „Sehe jeder, wie er's treibe, und wer steht, daß er nicht falle." Ich schaute auch im stillen fleißig zu, wie sich in der Welt durch Antezipieren und Anmaßung nichts erzwingen läßt, und insofern ist Ihre freundliche Äußerung, bester Freund, ganz richtig. Ich hoffe Ihnen aber trotz alledem in der Zukunft mehr sein zu können, als bisher; vorzüglich werden Sie freundlichere Mitteilungen erhalten, als diese, die wie ich sehe, ein grämlicher Schimpfbrief geworden ist. Den Roman werde ich Ihnen bereit halten und, sobald ich das Unding nur einmal habe, hinschicken, wo Sie wollen. Auch wenn Sie keine Rezension machen, ist es mir sehr daran gelegen, daß Sie ihn lesen; denn Sie gehören zu den zwei oder drei Leuten, die noch lesen können. Dies ist keine Redensart. Ich habe sattsam gesehen und gestaunt, wie schlecht und unfähig die Produkte anderer Leute gelesen werden. Ich las dies Jahr durch Tiecks Novellen und wurde lebhaft angeregt zur Mitteilung über das Technische und Künstlerische in diesen Sachen des wunderlichen unfertigen Alten. Gerade die Fehler sind äußerst lehrreich und interessant in diesen Novellen; man sieht so klar, was er wollte und unterließ; und alles dies verknüpft und vergleicht sich mit den klassischen Vorbildern der romanischen Literatur, wie mit Shakespeare und Goethe. Wenn man nun selbst mit Aufmerksamkeit bestrebt ist, einen Weg zu verfolgen, so fühlt man sich gedrungen, über dergleichen, gewissermaßen klassische oder mustergültige Mißlungenheiten [sich] zu äußern: aber glauben Sie, daß ich nur einen Menschen gefunden habe, der nicht mit den gewöhnlichen literarhistorischen Schlagworten und Bausch-und-Bogen-Urteilen,

ſondern mit techniſchem und ſachdienlichem Eingehen entgegengekommen wäre?

Doch genug endlich! Sie ſehen, daß es gefährlich iſt, mich zum Briefſchreiben zu reizen; indeſſen laſſen Sie ſich Zeit und legen Sie mein Geſchreibſel weg, wenn es Ihnen zu breitſpurig iſt. Es iſt Sonntag, und da ich heute nur noch der Biervertilgung obliegen werde, ſo verlockte mich die Muße zum Klatſchen.

Ich wünſche Ihnen einen geſegneten Winter und bleibe mit herzlichem Gruße

Ihr Gottfr. Keller.

104. An Mutter und Schweſter

Berlin, den 24. Dezember 1853.

Liebe Mutter und Schweſter!

Leider bin ich immer noch nicht ſo weit, daß ich heimkommen kann; indeſſen ſteht die Sache nicht ſo übel, als Ihr vielleicht denkt. Meine Bücher ſind noch *nicht* ausgegeben; der Grund iſt, weil ich mit dem Buchhändler in Unterhandlung ſtehe wegen der Zukunft; wenn er ſie nun ausgibt und dieſelben etwa ein für mich günſtiges Aufſehen erregten, ſo würden meine Forderungen dadurch unterſtützt, und er ſucht deswegen die Sache hinzuhalten. Indeſſen werde ich ihn ruhig machen laſſen; ich finde jetzt Verleger genug und habe für meine Arbeiten für die nächſte Zeit wenigſtens 2000 Franken (um in Eurem Geld zu rechnen) in Ausſicht. Dies ſind keine Redensarten, ſondern es verhält ſich ſo. Freilich habe ich ebenſoviel alte und neue Schulden. Damit es nun nicht zu lange geht, ſind in Zürich einige junge Leute, teils von der Regierung, teils andere, zuſammengetreten und haben, nachdem ſie einen Überſchlag meiner Schulden verlangt, die ganze Summe zuſammengelegt, welche mir nächſtens geſchickt werden wird, ſo daß ich endlich einmal meinen Verdienſt in der Hand behalten kann. Von dieſer Sache ſagt Ihr aber niemand etwas[1]).

Ich hätte ſchon etwas Geld geſchickt. Ich dachte aber, Ihr werdet vom Hausverkauf vielleicht ein ungrades Stückli Geld zum Gebrauch übrig behalten haben, ſo daß Ihr auskämet.

[1]) Zur Sache vgl. Bd. 1 S. 236.

Sollte indessen dies nicht der Fall sein, so schreibe es mir, liebe Mutter, damit ich noch vor meinem Nachhausekommen Geld schicken kann. Auch schreibe mir, ob der Schneider Weber bezahlt ist[1]); ist es nicht der Fall, so muß dies jedenfalls geschehen; auch denke ich, ich werde anständigerweise ein Zinsli beilegen müssen, da es so lange gedauert hat. Was das Zimmer betrifft, so ist es mir lieber, dasselbe stehe leer; man kann nie wissen, ob man plötzlich heimreisen muß, auch mag ich nicht gern ein fremdes Subjekt da im Hause haben, das die Nase in alle meine Verhältnisse steckt.

Der Punkt wegen der Schulden und wegen des Verdienstes wäre also nun beseitigt; nun kommt aber noch, daß, ehe ich heimkomme, meine Sachen müssen heraus sein und mein Zweck wegen des Theaters in Berlin erreicht werde, damit ich gegenüber der Regierung, die auch dafür verantwortlich ist, etwas getan habe. Ich will überhaupt mit gutem Ansehen nach Hause kommen und als ein selbständiger Mann in jeder Hinsicht. Desnahen können noch wohl einige Monate vorübergehen. Auf Ostern aber komme ich ganz gewiß.

Daß die Jungfer Ammann[2]) gestorben ist, tut mir sehr leid. Ich hoffe nur, daß Du selbst werdest noch gesund bleiben und bitte, auch das Deinige dazu zu tun und Dich nicht mehr so ab[zu]plagen wie früher. Auch gönne Dir etwas mehr im Essen und Trinken und kleide Dich gut. Wenn es, ehe ich nach Hause komme, an Geld fehlt, so schreibe es, wie gesagt. Da ich selbst jetzt in einem Alter bin, wo man nicht gern bloß Kartoffeln ißt, so möchte ich nicht gern, daß es alsdann heißen würde: seit meiner Rückkehr tue man auf einmal dick.

Was macht denn der Oheim? Und wie geht es in Glattfelden? Den Fritz lasse ich besonders grüßen, sowie Heinrich und die andern. Wie geht es denn dem Setti[3]) in seinem Wirtshaus? Das ist gewiß schon ein altes Weib geworden.

Macht doch keine Hemden und Strümpfe mehr, ehe ich heimkomme. Die Strümpfe sind mir meistens zu groß und drücken

[1]) Vgl. oben S. 197.

[2]) Gottfried Kellers Patin, vgl. Bd. 1 S. 10.

[3]) Eine Tochter des Oheims Scheuchzer.

in den engen Stiefeln und die Hemden sind im Schnitt unpraktisch. Auch ist das Zeug für den jetzigen Gebrauch doch zu grob.

Nun wünsche ich Euch herzlich ein gutes neues Jahr und daß Ihr in guter Gesundheit und besserer Hoffnung meine Rückkehr erwartet.

Euer getreuer Sohn und Bruder

Gottfried Keller.

105. An Hermann Hettner

Berlin, den 5. Januar 1854.

Lieber Freund!

Ich erfahre erst durch Ihren Brief, daß Vieweg mein Buch endlich versandt hat. Den vierten Band hat er von mir noch nicht, und ich schrieb ihm noch jüngst, daß er, da es einmal so weit sei, noch so lange warten möge. Als ich ihn früher bat, einzelne Bände zu versenden, wollte er nichts davon wissen. Ich fürchte nun, daß das Buch verunglücken wird; denn wie ich es näher betrachte, kann seine Berechtigung erst durch den Schluß sich ausweisen. Glauben Sie es trotzdem zweckdienlich, und, daß die „Allgemeine Zeitung" eine zweite Besprechung des Ganzen aufnehmen werde, so ist es mir lieb, wenn wenigstens irgend eine gute Stimme sich vorläufig hören läßt, die einen bestimmten Ton anschlägt. Jedenfalls und vor allem aus wünsche ich auch für mich selber Ihre unumwundene Meinung zu wissen. W e n n Sie das Exemplar von Ihrem Buchhändler auf einige Wochen im Hause behalten können, ohne es zu kaufen, so schneiden Sie es einstweilen zu Ihrem Gebrauche auf; ich werde, sobald ich meine Exemplare habe, die ich hoffentlich doch bekommen werde, Ihnen eines durch die Post franko zusenden zur Restitution an den Sortimenter. Sollte dann Vieweg inzwischen Ihnen eins schicken, so melden Sie es mir mit zwei Worten.

Der vierte Band als Schluß enthält die Antwort oder Auflösung der Frage, welche in der Jugendgeschichte liegt. Der grüne Heinrich, in erster Jugend aus dem öffentlichen Unterricht hinausgeworfen und anderer Mittel entbehrend, einen ungenügenden Beruf wählend, weil er keine Übersicht, keine Aus-

wahl hat, muß sich durch Zufall einzelne Fetzen der Bildung aneignen und durch einzelne Risse in den hellen Saal der Kultur zu gucken suchen. Er entdeckt endlich, daß seine Künstlerschaft nur ein Irrtum war, daß er ebensogut ein geistreicher Liebhaber in irgend einer andern Spezialität hätte werden können, wie in der Landschaftsmalerei; er sieht schmerzlich, daß nicht der Boden, die Vegetation, die Atmosphäre, sondern der Mensch selbst der Gegenstand seiner Anlagen ist, und zwar läuft es nicht etwa auf einen Poeten hinaus (um das ewige Literaturdichten zu umgehen), sondern auf das reine Gefühl des Menschlichen, das, mit der Persönlichkeit oder individuellen Erfahrung ausgestattet, unter konkretes Menschentum (das vaterländische) tritt oder treten und nach den Gesetzen des Wahren und Einfachen wirken will.

Heinrich macht sich endlich klar und selbständig und gewinnt die Fähigkeit, als ein anderer in die Heimat zurückzukehren, als er fortging. Aber, indem er mit energischen und schönen Gedanken und Vorsätzen sich dem alten Städtchen nähert, stößt er auf den Leichenzug seiner Mutter. Sie ist über dem langwierigen Prozesse dieser Selbsterziehung aufgerieben worden, nachdem sie in seltener, wenigstens in diesen Ständen seltener Hingabe alles geopfert hat. Heinrich, der das Leben nur als ein Ganzes und Zusammenhängendes zu nehmen vermag und also nicht nach vorwärts schauen und sich als Weltverbesserer gerieren kann, ohne eine versöhnte Vergangenheit hinter sich zu haben, ist nun plötzlich gebrochen. Denn das Leben der einfachen unwissenden Frau ist ihm ein ebenso wichtiger Bestandteil seiner Welt, wie jeder andere. Da er den Gedanken der Unsterblichkeit aufgegeben, fühlt er den Verlust um so tiefer und intensiver, sowie das ganze Verhältnis, das körperliche Band der Familie, die unmittelbare Quelle des Daseins. In solcher Weise schließt das Buch tragisch, aber klar, und besonders glaube ich den sogenannten Atheismus respektabel und poetisch gemacht zu haben, so daß er selbst in den Augen der Frommen wenigstens als eine Tragödie gelten kann, welche zur Reinigung ihres Gottgedankens beiträgt.

Soviel nur, damit Sie ungefähr sehen, auf was es ankommt. Es freut mich, Sie im März hier zu sehen, und bin begierig,

was Sie in der Singakademie aufstellen wollen! Herr Vieweg macht sonderbare Manöver mit mir, welche ein bißchen nach Starrsinn und Brutalität aussehen. Darüber mündlich, etwa bei Niquet, welcher Ihnen hoffentlich jene Gans geschickt hat. Die Sachen von Bogumil Goltz[1]) habe ich noch nicht gelesen, will es aber nächstens tun. Ebenso werde ich den letzten Jahrgang des Gutzkowschen Blattes kaufen, um nachzusehen, was Sie über „Hamlet" darin haben[2]). Ich las die Inhaltsanzeige jener Nummer in Zeitungsannoncen, das Blatt habe ich noch nirgends Gelegenheit gefunden zu lesen, ebensowenig das „Deutsche Museum"[3]). Dies ist Berliner Komfort. Wenn Sie kommen, so werden Sie mich als uniformierten Literaten im Frack unter Ihrem Auditorium finden.

Im Sommer werde ich zu Hause sein müssen, da meine Mutter nicht länger warten will. Doch werden auch die Frühlingstage in Thüringen schön sein. Indem ich mich Ihrer Frau Gemahlin empfehle, verbleibe ich bis auf weiteres

Ihr G. Keller.

106. An Hermann Hettner

Berlin, den 11. Februar 1854.

Lieber Freund!

Da ich von Vieweg endlich Exemplare bekommen habe und aus erhaltenen Briefen ersehe, daß er auch anderswo nach meiner Anweisung welche versandt hat, so ersuche ich Sie, mir zu berichten, ob es auch bei Ihnen geschehen sei? Im entgegengesetzten Falle will ich Ihnen sogleich eines durch die Post zustellen. Doch lassen Sie die Anzeige, falls Sie durch die Lektüre noch zu einer solchen aufgelegt blieben, nun bis Sie den Schluß haben.

Die Idee einer schweizerischen Hochschule hat nach harten Kämpfen, worin sich wunderliche Gegensätze offenbarten, im

[1]) „Jugendleben".

[2]) In Gutzkows „Unterhaltungen am häuslichen Herd" 1854 Bd. 2 S. 88 ff.; neu gedruckt in Hettners Kleinen Schriften S. 413 ff.

[3]) Jahrgang 1852 Bd. 2 S. 172 ff. brachte einen Beitrag Hettners: „Der Ursprung der Kunst".

schönen Monat Januar oder Februar endlich Fiasko gemacht. Die Welschen stemmten sich mit aller undisziplinierten Wildheit des Romanismus gegen diesen Vorposten germanischer Kultur und ließen die katholischen Obskuranten der deutschen Urschweiz, die sich auch dagegen sperrten, als unschuldige Lämmlein erscheinen. Sie wollten sogar den Ostrazismus ausüben gegen einen der Ihrigen[1]), welcher dafür gestimmt hatte, daß auf gemeineidgenössische Kosten „die Träumereien und der Unsinn der deutschen Philosophie" eingeführt und gefüttert würden!

Es ist nun ein Polytechnikum in Zürich beliebt worden, verbunden mit einer Fakultät für exakte Wissenschaften und Humaniora. Gestern erhielt ich einen Brief aus Bern[2]), worin ich gefragt werde, ob ich Lust habe, eine Stelle für Literaturgeschichte, Kunst 2c. anzunehmen. Man gab mir zugleich zu verstehen, daß dies die letzte Gelegenheit sein dürfte, auf anständige Art unterzukommen und eine feste Stellung zu gewinnen. Bis zum Herbst dieses Jahres wird das Institut wahrscheinlich errichtet.

Dieser Brief hat mich in die größte Verlegenheit gesetzt. Hätten wir monarchische Zustände, wo es mehr darauf ankäme, einen à la Geibel oder Redwitz[3]) in eine bequeme Lage zu versetzen, so würde ich mich keinen Augenblick besinnen, indem ich das, was jene Herren etwa vorbringen, auch vorzubringen wüßte. Da aber an der projektierten Anstalt für den ausgesetzten Lohn wacker gepaukt werden muß, so liegt die Frage anders. Von Kunstgeschichte dürfte die ersten paar Jahre keine Rede sein, da mir alle archäologischen Kenntnisse abgehen. Mit zusammengeschwindelten Heften zu hantieren, wäre mir unmöglich und dürfte mir schlecht bekommen, besonders gegenüber von jungen Technikern, Architekten usf.

Deutsche Literatur hingegen würde ich mir vorzutragen getrauen samt den nötigen Episoden englischer, französischer und

[1]) Den Waadtländer Nationalrat Blanchenay, vgl. W. Öchsli, Geschichte der Gründung des eidgenössischen Polytechnikums, 1905 S. 138.

[2]) Von Jakob Dubs, vgl. Nr. 109.

[3]) Geibel hatte 1852 eine Professur für Ästhetik an der Universität München, Redwitz 1851 eine solche an der Universität Wien erhalten.

anderer Einflüsse, d. h. wenn ich das Gesamtmaterial durchlesen habe, was zum erstenmal in meinem Leben geschehen würde.

Es ist mit dem Dozieren von Dichtern im eigentlichen Sinne des Wortes nie weit her gewesen, und wenn ich auf die Sache eingehe, so kann es nur in dem Sinne geschehen, daß ich mir die Verhältnisse allmählich nach meiner Individualität gestalte und zwinge, indem ich später nur dann lesen würde, wenn ich der schweizerischen Jugend etwas von innen Herausgekommenes zu sagen habe und zu sagen wünsche, sei es in einzelnen ethischen oder kritischen Monographieen, oder durch das stehende Thema der Literaturgeschichte. Durch produktive Tätigkeit ließe sich eine solche Stellung am Ende erlangen, wenn ich unserm patriotischen Wesen dadurch einigen Vorschub und Ehre zubrächte. Da die alte Universität daneben fortbesteht, so wären genug jüngere Dozenten vorhanden, welche materiell fleißig vortragen, und bei denen die jungen Leute hören können.

Es ist mir aber vor allem aus nötig zu wissen, und hierüber wünsche ich, bester Freund, Ihren aufrichtigen Rat: ob es mir überhaupt möglich sein würde, allfällig im nächsten Winter schon auch nur ein Kollegium über Literaturgeschichte zu halten? Ob es nicht die ganze Zeit absorbieren würde, sich dazu vorzubereiten? Ob man etwa die Hälfte des Vorzutragenden noch während des Semesters selbst ausarbeiten kann und dabei doch noch etwas anderes tun? Sie kennen meine ungefähre Auffassungskraft und das Niveau meines Urteils oder vielmehr die Beweglichkeit desselben, und bitte Sie hiernach mir Ihre Meinung zu sagen, auch dabei zu bedenken, daß es nicht meine Bestimmung sein kann, aus einem erträglichen Poeten ein schlechter Lehrer zu werden, daß ich aber in einigen Jahren die Sache immer wieder an den Nagel hängen könnte, nachdem ich, was der beste Witz dabei wäre, noch etwas Ordentliches dabei gelernt hätte![1])

Was einen Professor par excellence für Archäologie und Kunstgeschichte betrifft, so würde ich mich einzig freuen, Sie in einer erträglichen Stellung in Zürich zu wissen; leider aber würden Ihnen die äußeren Verhältnisse in keiner Weise ersetzen, was Ihnen die Zukunft in Norddeutschland, vielleicht in Berlin,

[1]) Hettner riet Keller am 12. Februar 1854 zur Annahme der Stelle.

verspricht. Doch schreiben Sie mir jedenfalls hierüber Ihre Gesinnungen![1])

Ihr G. Keller.

Ich wohne jetzt Mohrenstraße Nr. 58, zwei Treppen.

Wenn Sie hieher kommen, so können Sie gleich bei mir absteigen und da wohnen, da ich neben der Wohnstube eine geräumige Schlafstube habe.

107. An Hermann Hettner

Berlin, den 14. Februar 1854.

Lieber Freund!

Umgehend sende ich Ihnen das Buch[2]) nebst den vermehrten „Neueren Gedichten" in einem abscheulichen Umschlage.

Ich danke Ihnen für Ihre Mitteilungen in betreff meiner Anstellung. Obgleich Sie sich über mein Können zu günstig aussprechen, so will ich nun doch den Entschluß fassen, was mich auf eine ganz verteufelt unangenehme Weise prickelt. Aber es hilft nichts, es muß probiert werden. Ich muß mich mit Gewalt in ausgefüllte starke Beschäftigung werfen, sonst geht die Duselei ins Unendliche fort. Natürlich werde ich zum voraus bedingen, daß ich für den Anfang nicht zu viel lesen muß! Den äußern Rechtfertigungsgrund dazu muß ich freilich dies Frühjahr und den Sommer über herstellen durch einen honorigen Abschluß meines bisherigen Produzierens. Der Entschluß fällt mir aber um so schwerer, als ich gerade jetzt glaubte, eine freie und einträgliche Tätigkeit vor mir zu sehen und durch den Aufenthalt in Berlin das sogenannte Geldverdienen mir abgemerkt habe.

Der Haupttrost würde mir sein, Sie in Zürich zu wissen. Ich werde sogleich mein Möglichstes tun, die Züricher Mitglieder, welche einen starken Einfluß in dem neuen schweizerischen Erziehungsrate haben werden, zu instruieren. Es ist mir lieb, daß Köchly da ist[3]). Ich weiß nicht genau, welches der höchste

[1]) Hettner an Keller a. a. O.: „Ich würde einen solchen Ruf, wenn er mich nicht pekuniär schlecht stellt, mit Freuden annehmen, da die deutsche Reaktion für die Zukunft mir wenig Chancen bietet."

[2]) Die drei ersten Bände des „Grünen Heinrich".

[3]) Der Philolog Hermann Köchly (1815—1876) lehrte seit 1850 an der Universität Zürich als Nachfolger Johann Kaspar Orellis.

Gehalt für das neue Institut sein wird; ich glaube ungefähr 2400 Franken. Dies ist freilich nicht viel. Doch wird sich die Einnahme der einzelnen Professoren im Verlaufe vermehren, und dann denke ich, könnten Sie es immerhin für einige Zeit wagen; entweder bessern sich die öffentlichen Zustände in Deutschland, und Ihre Karriere leidet durch einen Aufenthalt in der Schweiz nichts; oder es wird schlimmer, und dann müssen Sie unter allen Umständen aus dem Zeug heraus. Auch bin ich überzeugt, daß Sie bei näherer Bekanntschaft auch für die alte Universität unentbehrlich würden, sowie auch durch die schweizerische philosophische Fakultät ein Keim gegeben ist, aus dem sich mit der Zeit ein Umfang entwickeln wird, der die gescheiterte Hochschule ersetzt. Man wird die Gelegenheit wahrnehmen und die Widerspenstigen beim Schopf nehmen, wenn sie die deutschen Schweizer wieder einmal nötig haben.

Schreiben Sie mir doch sogleich, wenn Sie den Roman gelesen haben, welche Fehler Ihnen aufgefallen sind, und ob Sie glauben, daß durch eine gelegentliche Umarbeitung und Kürzung das Buch einen bleibenden Platz erhalten könnte, oder wenigstens eine relative Bedeutung. Dies wird sich freilich erst nach dem Schlusse ganz beurteilen lassen. Mit besten Grüßen

Ihr Gottfried Keller.

Es scheint mir, als ob Vieweg jede Besprechung verhindern wollte, da er an Schriftsteller und Kritiker nicht Ein Exemplar versendet.

108. An Varnhagen von Ense

Hochzuverehrender Herr!

Beifolgenden, in jeder Beziehung etwas langatmigen Prosaversuch Ihnen ergebenst mitzuteilen, wollte ich warten, bis der vierte Band erschienen wäre. Da es aber indessen Mai werden dürfte, und Sie von meinem Dasein überhaupt einmal freundliche Notiz genommen haben, so halte ich es nun der Schicklichkeit gemäß, nicht länger zu zaudern, sondern die vorliegenden drei Bände Ihrer gelegentlichen geneigten Ansicht anheimzustellen.

Ein widerwärtiges Geschick fügte es, daß diese Arbeit vorweg

gedruckt wurde und dann doch immer liegen blieb, so daß ich das Manuskript beständig in Aushängebogen verwandelt vor mir sah und nicht mehr die Macht hatte, früh oder spät erkannte Mißlungenheiten zu streichen. So kam es, daß zwischen dem Ungezogenen und Unbedachten selbst das Gelungene, welches auf einen guten Willen, sich an die Meister zu halten, hinweist, eher einen beleidigenden Eindruck macht; indem man, des Herganges unkundig, sich mit Recht fragen wird, warum ich denn nicht ein reineres und besseres Buch gemacht habe?

Ich erlaube mir diese etwas aufdringlichen Andeutungen nur deshalb, hochzuverehrender Herr! um Sie von dem Vorhandensein eines schriftstellerischen Gewissens in mir zu überzeugen und bei der Lektüre Ihre Teilnahme vielleicht zu erregen für das wahrlich tragische Geschick, ein zweifelhaftes Werk in die Welt senden zu müssen gerade in dem Augenblicke, wo man bereits ein vollkommeneres Bild desselben, wie es sein sollte, in sich trägt!

Wenn ich denke, daß Sie dies Buch etwas näher angesehen haben werden, werde ich so frei sein, Ihnen wieder einmal meine ergebenste Aufwartung zu machen und verbleibe inzwischen, indem ich mich, hochzuverehrender Herr, mit der größten Hochachtung empfehle, Ihr

Gottfr. Keller.

Berlin, 23. März 1854.

109. An Jakob Dubs

[Berlin, März 1854.]

Verehrtester Freund!

Der Umstand, daß nun das Jahr wieder bedeutend vorgerückt ist, und die Sorge, meine Verhältnisse möchten sich durch Ungewißheit eher verschlimmern als verbessern, veranlassen mich, Dir abermals mit einem Briefe lästig zu fallen, was ich meiner ängstlichen Stimmung zu verzeihen bitte.

Ich habe mich seit meinem letzten Briefe[1]) nochmals gründlich geprüft und besonnen, und finde, daß unter den vorhandenen Umständen eine Anstellung als Lehrer weder für die betreffende

[1]) Scheint verloren gegangen zu sein.

Schule noch für mich ersprießlich wäre. Ich müßte wenigstens ein Jahr lang alle Zeit ausschließlich dazu verwenden und würde dadurch mein bisher verfolgtes Ziel gänzlich aus den Augen verlieren; alle erlittenen Sorgen und das langjährige Ausharren in einer eigenen und selbständigen Entwicklung würden ohne Abschluß sein und die neue Laufbahn nichtsdestominder zweifelhaft bleiben in ihrer Zweckmäßigkeit für mich und andere. Denn es ist einmal ein Unterschied zwischen Lehren und Produzieren. Ich stehe jetzt auf dem Punkte, eine tätige produktive Periode mit gereiften Sinnen anzutreten und die Früchte einer Reihe von Jahren ans Licht zu bringen, gegründet auf eine feste sittliche Anschauung der Welt und des Lebens, und für die nächsten Jahre bin ich wegen meines äußern Fortkommens sicher, wenn ich nur erst einmal aus der gegenwärtigen Krisis heraus bin, welche sich durch ein Zusammentreffen ungünstiger Umstände zusammengezogen und besonders durch die unverhoffte Aussicht auf eine unmittelbare Hülfe, welche mir Freund Heußer unvorsichtigerweise vor Monaten eröffnet[1]), ich kann wohl sagen, erst recht zusammengeschnürt hat.

Ich ziehe es nun vor, erst einige Zeit in Zürich zu leben, meine ungerecht beurteilte Persönlichkeit dort herzustellen und dann nach und nach zu sehen, etwa durch freie zweckdienliche Vorträge unter irgend einer Form meine Nutzbarkeit zum Lehrfach zu prüfen und auszubilden, oder aber dann, wenn es nötig sein sollte, vielleicht eine bescheidene Stelle in der Staatsverwaltung zu versehen; ich bin im Grunde gar nicht so unpraktisch, als man glaubt, wenn ich nur erst einmal Ruhe habe.

Hingegen bin ich neulich wieder lebhaft auf meinen Wunsch zurückgekommen, daß man bei der Wahl eines Professors für die bewußten Fächer auf Hermann Hettner in Jena aufmerksam werden möchte. Er war dieser Tage in Berlin und hat im wissenschaftlichen Verein einen literarhistorischen Vortrag gehalten, welcher durch seine Frische und Klarheit in dieser blasierten Stadt ein allgemeines günstiges Aufsehen erregte. Hettner ist ebensowohl Literarhistoriker wie Archäologe und Kunstgelehrter, und hat dahin einschlagende tüchtige Arbeiten geliefert, liest auch

[1]) Vgl. Bd. 1 S. 236.

vortreffliche Kollegien in diesem Fache, ohne im mindesten zu der alten verkommenen Zunft zu gehören. Und so wüßte ich nach meiner ehrlichsten Überzeugung keinen bessern Mann für Literatur- und Kunstgeschichte, als diesen. Er ist eine anregende und lebendige Natur, ich würde mich in rühriger Tätigkeit mit ihm verbinden, es ließe sich von dem freien Boden Zürichs aus kräftig auf die korrupten und verwirrten Literaturzustände Deutschlands einwirken durch Gründung eines Journals ꝛc., so daß auch nach dieser Seite hin unsere heimatlichen Zustände an geistiger Regsamkeit und Mannigfaltigkeit gewinnen würden. Hettner würde, soviel ich weiß, gerne kommen, da es für einen frischen Menschen in Deutschland nicht mehr erfreulich zu leben ist. Er ist von guter Familie, verheiratet und besitzt einiges Vermögen, und man würde in jeder Beziehung einen anständigen akademischen Bürger gewinnen.

Was mich betrifft, so ist es mir jedenfalls unmöglich, bis nächsten Herbst eine derartige Stellung anzutreten. Meine Arbeiten sind wegen unausgesetzter Sorgen und über der täglichen Bemühung, nach Nahrung auszugehen, nicht vorgerückt; die daherigen Mittel ausgeblieben; mein Verleger behandelt mich schnöde, da er mich nun bald reif glaubt zu beliebiger Verfügung; ein hiesiger Buchhändler, welcher mir als Freund vorgeschossen[1]), glaubt nun mich auch in der Tasche zu haben zur Verschleuderung meines Talentes, und mein früherer Hauswirt hat mich um die Summe von 119 Talern verklagt, da er überzeugt ist, ich w o l l e ihn nicht bezahlen und habe ihn mit meinen Vertröstungen angelogen, während Ihr in Zürich wahrscheinlich glaubt, ich habe Euch angelogen mit meinen Aussichten ꝛc. und Ihr müsset deshalb ein vorsichtiges Verfahren beobachten. So greift eines ins andere und es bleibt dabei immer beim Alten. Wie dem auch sei, so habe ich im mindesten nicht im Sinne, darüber zu verkrüppeln, und werde mich, wenn ich gesund bleibe, jedenfalls zurechtfinden.

Es tut mir aufrichtig leid und kränkt mich als guten Schweizer und Zürcher, daß in diesem Augenblicke, wo Euere Tätigkeit in öffentlichen Dingen so sehr in Anspruch genommen ist, ich mit

[1]) Franz Duncker.

diesen peinlichen Privatgeschichten mich aufdrängen muß, statt etwas nützen zu können. Doch bitte ich Dich, geehrter Freund, angelegentlich, den offenen Ton dieser Mitteilung nicht zu mißverstehen, denselben zu entschuldigen und einem verzeihlichen Gefühle meiner unangenehmen Lage zuzuschreiben. In jedem Falle werde ich in besserem Sinne seinerzeit mich wieder hören lassen. Bis dahin empfehle ich mich einer milden Beurteilung und Deinem ferneren Wohlwollen.

Mit Hochachtung und Ergebenheit Dein

Gottfr. Keller.

110. An Hermann Hettner

[Berlin, 31. März 1854.]

Liebster Freund!

Um keine Konfusion herbeizuführen, melde ich Ihnen, daß ich vom 1. April am Bauhof 2 bei Schmidt wohne, wo ich mich eifrigst bestreben werde, sobald möglich von Berlin wegzukommen.

Hoffentlich sind Sie mit Ihrer Frau Gemahlin gut in Jena angekommen und haben dort alles in bestem Zustande gefunden[1]). Ich habe nach Ihrer Abreise nach Zürich geschrieben, für mich eine motivierte Ablehnung jener Anmutungen ausgesprochen, dagegen noch einmal weitläufig auf Sie hingewiesen.

Seither habe ich nur eine kurze Anzeige erhalten, daß die früher versprochene Geldhilfe nunmehr erfolgen werde, über die Schulsache wurde nichts erwähnt. Ich habe indessen erfahren, daß erst kürzlich zwei Männer, wovon der eine Dr. Escher aus Zürich (mein spezieller Tyrann), bezeichnet worden, um über die Organisation der Anstalt zu beraten. Berufungen stehen also noch im weiten Felde. Ich glaube kaum, daß die Schule im Herbst eröffnet wird. Ich bin überzeugt, daß meine Vorschläge jedenfalls erwähnt werden, rate Ihnen aber nun selbst, einstweilen nicht an die Sache zu denken. Es kommt hauptsächlich darauf an, ob die Messieurs überhaupt eine Stelle für Literatur und Kunstgeschichte haben wollen, oder dieselbe nur für mich kreieren

[1]) Hettner hatte am 11. März in der Singakademie zu Berlin einen Vortrag über Robinson und die Robinsonaden gehalten.

wollten, um mich ein- für allemal vom Halse zu haben; denn daß sie sich kein Gewissen daraus machen, das Öffentliche zu dergleichen Auskünften zu benutzen, dafür habe ich einen neuen Beweis, indem das zu erwartende Geld erst recht nicht aus ihrer Tasche kommt, sondern ein Vorschuß der Staatskasse ist, wofür sechs Mann sich verbürgen und ich zum voraus eine Quittung einsenden mußte[1]). Nach außen hin sieht alles dies ganz anständig aus und gereicht eine solche Poetenunterstützung der Republik von zweihundertfünfzigtausend Einwohnern zu aller Ehre. Genau besehen aber kommt es nur darauf an, daß diese reichen jungen Staatsmänner, die zum Teil Duzbrüder von mir sind, nicht in die eigene Tasche greifen wollen. Ein Grund, und ein sehr schlauer, ist allerdings auch, dadurch eine Gewalt über mich zu behalten, im Fall ich etwa nun meine Pflicht als Literat nicht tun und nicht fleißig sein wollte.

Varnhagen, der bis in die Mitte des zweiten Bandes gelesen hat, sprach sich sehr günstig und überrascht über meinen Roman aus, es wird aber wohl noch anders tönen, bis er zu Ende ist.

Ich werde jedenfalls über Jena kommen und grüße Sie inzwischen aufs beste.

Ihr Gottfried Keller.

111. An Mutter und Schwester

Berlin, den 10. April 1854.

Liebe Mutter und Schwester!

Den letzten Brief habe ich erhalten und muß leider denselben, statt mit meiner eigenen Person, nochmals mit einem Aufschub vergelten. Dadurch, daß die Herren in Zürich das versprochene Geld nicht schickten und mich fortwährend im Ungewissen ließen, haben sich meine Verhältnisse nicht verbessert, indem alle meine Berechnungen umgestoßen wurden und ich dazu noch um die Zeit kam, welche ich nicht in gehöriger Weise verwenden konnte. Erst vor vierzehn Tagen endlich erhielt ich eine Aufforderung, einen Empfangschein einzusenden und bin nun in Erwartung der Summe von 1800 Franken, d. h. wenn

[1]) Hier irrte sich Keller, vgl. Bd. 1 S. 236.

es endlich geraten will. Ich werde nun wohl erst Ende Mai nach Hause kommen. Es tut mir leid, daß Du, liebe Mutter, Dich nicht behaglich fühlst in der Wohnung auf der „Platte"; doch brauchst Du die Hausleute nicht zu berücksichtigen und auch den Hausverkauf nicht zu bereuen. Wir hätten das alte Haus doch nicht mehr brauchen und es höchstens als Eigentum behalten können, was nur unnütze Geschäfte gemacht hätte. In der jetzigen Wohnung werden wir wohl noch ein Jahr bleiben können; ich habe darin Platz genug, da Regula wenig zu Hause ist, so kann ich auch in der Wohnstube arbeiten, und auch wenn sie da ist, so ist es mir angenehm, nach so vielen Jahren, wo ich wie ein wildes Tier immer allein und fremd in meinem möblierten Zimmer hockte, wieder einmal in unserer Haushaltung zu sein. Ich habe am glücklichsten gearbeitet, als ich noch gänzlich unbekannt in unserer alten Stube und dem Kämmerli herumhockte. Ich werde also erst etwa ein halbes Jahr in der gegenwärtigen Wohnung fleißig arbeiten und dann erst sehen, was für eine Art von Wohnung den Umständen angemessen ist. Man hat mich angefragt, ob ich eine Professorstelle an dem neuen eidgenössischen Institut versehen könne und wolle; zuerst habe ich es bejaht, dann aber wieder abgelehnt, indem es mich zu sehr von meinen literarischen Zwecken abziehen und alle meine Kräfte in Anspruch nehmen würde. Wenn es nötig ist, so will ich lieber einen sonstigen einfachen Posten, der nicht viel zu denken gibt.

Es ist eine originelle Idee von Regula, daß sie glaubt, ich schäme mich ihrer und hätte deshalb ihrer in dem Buche nicht gedacht. Ich glaubte doch, über einen solchen Argwohn hinweg zu sein in meinem Alter und mit meinen Erfahrungen. Ich habe mit dem Roman einen ganz bestimmten Zweck, welcher sich erst im vierten Band zeigt, und nach welchem ich keine Schwester brauchen konnte. Überhaupt ist lange nicht alles darin, was ich erlebt, sowie vieles auch gar nicht wahr ist, wie z. B. die Liebesgeschichten. Viele Figuren, welche ganz gut zu brauchen wären für eine poetische Bearbeitung, wie z. B. der Jean Kündig und andere Gesellen, an welchen sich lehrreiche Beispiele gestalten ließen, habe ich auch weggelassen, sowie den Mathis Spinner, welchen man sehr wehmütig komisch verwenden

könnte. Wenn ich in späteren Jahren einmal meine eigentlichen Erlebnisse schildere, so wird meine Schwester auch ihre gebührende Stelle finden[1]). Übrigens wird das wunderliche Buch überall günstig beurteilt und hat mir sogar in Berlin, wo es Hunderte von Schriftstellern gibt, in ganz heiklen und nobeln Kreisen eine schmeichelhafte Anerkennung verschafft. Es wird indessen erst seine Wirkung tun, wenn der Schluß erschienen ist, und ich glaube, daß es mich um ein gutes Stück vorwärts bringen wird, obgleich es viele Fehler hat und lange nicht das ist, was ich eigentlich machen kann, vielmehr eine bloße Studie oder ein Lehrblätz in dieser Art. Ich bedaure, daß ich den armen Münch nicht mehr gesehen und ihm auch nie geschrieben habe[2]). Indessen glaube ich, daß er mit seinem Metier in Amerika nicht übel fahren wird, wenn er nicht zu verlassen und mittellos dort ankommt.

Um den Fritz[3]) tut es mir sehr leid. Indessen schadet es ihm nichts, wenn er ein bißchen schwere Erfahrungen macht; er wird dadurch etwas mehr Lebensart bekommen, als in seiner Familie gebräuchlich war und ist.

Ich lasse den Flaigg grüßen; er wird doch mein Buch nicht gekauft haben, indem ich ihm nach meiner Heimkehr schon eins hätte geben können, indessen danke ich ihm für seine treue Teilnahme.

Ich bin eingeladen worden, auf meiner Heimreise einige Wochen in Jena zuzubringen bei einer befreundeten Familie[4]); wenn es tunlich ist, so werde ich hingehen, und dann dürfte es Mitte Juni werden, bis ich heimkomme. Übrigens wird die Zeit schnell vergehen, und es wird sich alles zurechtfinden.

Indessen kannst Du mir wohl noch einmal schreiben, ich freue mich immer, etwas zu hören, was bei uns vorgeht. Ich habe

[1]) Vgl. Bd. 1 S. 334.

[2]) Kupferdrucker Eduard Münch aus Darmstadt hatte im März 1853 die Mutter in Zürich besucht. Kurz darauf zeigte er ihr seine Auswanderung nach Amerika an.

[3]) Fritz Scheuchzer hatte sich genötigt gesehen, mit seiner Familie auszuziehen aus dem väterlichen Haus, weil seine Frau sich nicht mit seinem Vater vertrug, und war damals auch in ökonomisch bedrängten Verhältnissen (Brief der Mutter vom 11. März 1854).

[4]) Hettners.

schon einmal geschrieben, daß Du die Briefe nicht zu frankieren brauchst, es kommt leider nicht auf einige Groschen an bei mir, sondern um Hunderte, welche mir stets fehlen. Soviel ist indessen sicher, um Deine Sorgen ein wenig zu mäßigen, daß ich zu Hause mit dem, was ich hier brauche und bis jetzt immer aufgetrieben habe, mit Euch ordentlich werde leben können.

Ich habe meine alte Wohnung endlich aufgeben müssen und wohne nun Bauhof No. 2 bei Schmidt.

Tausendmal grüßend verbleibe ich bis auf weiteres und besseres

Euer Sohn und Bruder
Gottfr. Keller.

112. An Hermann Hettner

Berlin, den 6. Mai 1854.

Lieber Freund!

Ihre Rezension[1]), die ich gestern las, erinnert mich, daß ich Ihnen noch meinen Dank für Ihren Defoe[2]) schuldig bin und auch beiliegendes Lustspiel[3]) zustellen muß, das mir Ring nebst Grüßen für Sie übergeben hat. Es gefiel sehr gut bei wiederholten Aufführungen, erweist sich aber bei der Lektüre als etwas trivial, nach meiner Ansicht. Ring hat überhaupt sehr mit der Gewöhnlichkeit zu kämpfen, neben großer Produktionsgewandtheit.

Ihre Rezension, für welche ich demütigst danke, war sehr notwendig, nach dem gemeinen Philisterquatsch, welchen Kühne in seiner „Europa" losließ[4]).

Die eidgenössische Schule in Zürich wird erst im Herbst 55 ordentlich eröffnet und besonders an die Berufungen für die

[1]) Hettner an Keller, 3. April 1854: „Die Rezension über Ihren Roman ist schon längst in den Händen der ‚Nationalztg.'; der Abdruck wird nun wohl in den nächsten Tagen erfolgen. ... Sie sollen sehen, daß Sie einen glänzenden Erfolg haben werden. Heut kündigt bereits das Prutzsche ‚Museum' ein Lustspiel von Ihnen an. Kurz, Aller Augen richten sich auf Sie." Hettner war indes mit seiner Besprechung des „Grünen Heinrich" nachträglich höchst unzufrieden.

[2]) „Robinson und die Robinsonaden", Berlin 1854.

[3]) „Unsere Freunde" von Max Ring. Vgl. dessen Erinnerungen Bd. 2 S. 136.

[4]) „Europa", Nr. 36 vom 27. April 1854.

humanistische Fakultät noch nicht geschritten. Die philosophische Fakultät der alten Universität wird eingehen, um die drei übrigen Fakultäten glänzender auszustatten. Die eidgenössische Fakultät dagegen soll dann ebenfalls großartig angelegt werden. Ich hoffe, unter diesen Umständen selbst noch zu rechter Zeit in der Schweiz zu sein, um in unserm Interesse einzuwirken. Mir haben die Kerle noch nichts geschickt; vor vierzehn Tagen mußte ich erst eine gerichtlich bestätigte Verschreibung für die zu erwartende Geldsumme einsenden; auf diese Weise bin ich die ganze Zeit über so in Sorgen gewesen, daß ich nicht viel tun und also nicht einmal das Verhältnis mit Vieweg herstellen konnte durch Absendung des vierten Bandes. Ich fürchte immer, er hat sich mit den Leuten in Zürich in Rapport gesetzt (da ich ihm behufs Übersendung von Exemplaren die Adressen und gutmütigerweise auch den Grund mitgeteilt), und daß nun die beiden Parteien ein höchst weises Erziehungssystem zu befolgen vermeinen, indem sie mich zappeln lassen.

Ich komme jetzt öfter in die Kaffeekränzchen, die sich bei Varnhagen zusammenfinden. Von Literaten ist nicht viel Erhebliches da, Ring, Behse[1]) uff. sind die Hauptlichter; dagegen sind einige wohlgebildete Damen und allerlei vornehme Herren da, wie z. B. der General Pfuel[2]), wodurch man wenigstens Gelegenheit hat, sich etwas abzuschleifen und einen beweglicheren Ton zu erwerben zu verschiedenen nützlichen Zwecken. Die Nichte Ludmilla hat sich höllisch für mich erklärt und mich, da sie in Pastell malt, schon abkonterfeiet. Diese Ehre teile ich indes mit Herrn von Sternberg[3]), mit Behse, mit Ring ꝛc., welche alle an Ludmillas Wand hängen, und die bessere Hälfte dieser gemalten Gesellschaft sind einige hübsche Mädchengesichter.

Obgleich sich Schicksal und Rezensenten so renitent und zäh gegen mich verhalten, daß ich für die Dauer dieser Bußzeit ganz voll Rachegefühle bin, so hoffe ich doch bald wie ein wohl-

[1]) Karl Eduard Behse (1802—70), kompilatorischer Geschichtschreiber.

[2]) Der bekannte Ministerpräsident, Freund Heinrichs v. Kleist (1779—1866).

[3]) Alexander von (Ungern-)Sternberg, der Erzähler und Memoirenschreiber (1806—1868).

geschwänzter Komet an einem glücklicheren Himmel aufzugehen, von wo ich Sie dann besser gelaunt begrüßen werde.

Ihr getreuer G. Keller.

Ihrer Frau Gemahlin lasse ich mich höflichst empfehlen, sowie Ihren Kindern in Gedanken einen Pfefferkuchen überreichen, oder, falls sie es vorziehen, eine Tüte Bonbons.

113. An Mutter und Schwester

Liebe Mutter und Schwester!

Ich habe das Geld aus Zürich, welches mir schon auf letztes Neujahr versprochen war, erst vor vierzehn Tagen erhalten. Dadurch ist meine ganze Berechnung umgestoßen worden; ich konnte nur meine Schulden in Berlin bezahlen und muß zur Heimkehr und für die Schulden in Zürich, welche nicht mehr bedeutend sind, aber auch für den ersten Aufenthalt, eine neue Summe vom Buchhändler erhalten. Dies wird auf Ende dieses Monates geschehen, so daß ich wohl erst im Juli nach Hause kommen werde. Indessen stehen meine Aussichten jetzt gut, die Buchhändler sind nicht schuld an der Geschichte, wie Du immer glaubst, liebe Mutter, sondern wenn ich erst einmal sorgenlos arbeiten kann, nachdem ich die nötigen Studien beendet, bezahlen sie gern meine Arbeiten, da ich erst jetzt eine gründliche Geltung im weiteren Publikum erworben habe und noch erwerben werde. Die frühere Geschichte mit den Gedichten war eben nichts, als ein verfrühter blinder Lärm. Die Stelle an der eidgenössischen Schule kann ich immer noch bekommen, wenn es nötig ist, ebenso eine andere; überhaupt wünschte ich um Deinetwillen, daß Du nicht so unnütze Sorgen und Zweifel hegest; ich werde gewiß bald heimkommen und zwar als ein anderer, als ich fortgegangen bin. Wenn ich hätte als ein Hudel[1]) heimkehren wollen, so hätte ich es längst tun können, da ich das Reisegeld schon manchmal in der Tasche hatte oder jeden Augenblick erhalten konnte. Daß ich aber nicht so ins Blaue hinein nach Hause komme, sollte Euch doch ein Beweis sein, daß ich wohl weiß, was meine Heimkehr zu bedeuten hat in jeder Beziehung.

[1]) Lump.

Übrigens bin ich in dem großen Berlin geachtet und komme in sehr anständige Häuser, und die Herren Zürcher werden mich wohl auch noch achten lernen, wenn ich schon bisher kein Geld hatte.

Auf die Wechselgeschichte des Kutscher Guland[1]) hättest Du Dich gar nicht so weitläufig einlassen sollen, sondern einfach sagen, Du nehmest keinen Wechsel an. Ich werde indessen die Sache nächstens abmachen. Ich habe mir endlich wieder einmal eine Uhr gekauft, um meine Zeit genauer abzuteilen, da ich mich selber nach Hause sehne. Wenn meine Verhältnisse geregelt sind, so kann ich von Deutschland aus bequem ein Einkommen von 2000 Franken haben, und wenn ich dazu noch eine gute Stelle bekomme, so wird es doch wohl gehen.

Wenn der Krieg[2]) und die Geldkrisis nicht gekommen wären, so wäre schon alles längst in Ordnung und ich in Zürich. Das Malheur hat also einen rein äußerlichen Grund, der nicht in mir oder in meinen Hoffnungen und Projekten liegt, wie Ihr vielleicht glaubt.

Ich wünsche, daß diese kurze Nachricht Euch nicht in so schlechter Hoffnung und trüber Stimmung antreffen möge, und daß Ihr Euch darauf verlaßt, daß ich baldmöglichst und in guten Umständen heimkomme. Tausendmal grüßend

Euer treuer Sohn und Bruder G. Keller.

Berlin, den 13. Juni 1854.

114. An Hermann Hettner

Mein lieber Freund!

Da Sie vielleicht mich nun täglich erwarten, treibt es mich, Ihnen einige Nachricht von mir zu geben. Vor vierzehn Tagen haben mir meine Landsleute endlich einiges Geld geschickt, aber nach dem Etat, welchen ich schon im Oktober vorigen Jahres eingesandt hatte. Es waren 420 Taler, welche also zu einer bequemen und ehrenhaften Ortsveränderung nicht ausreichten. Ich muß also nun vom Schluß des Romanes und von den

[1]) Des ehemaligen Heidelberger Hausherrn.
[2]) Der Krimkrieg.

Novellen, überhaupt vom Verleger das übrige erwarten. Gründliche Abhilfe und Auskommen werde ich ſicher durch die dramatiſchen Sachen haben, worauf ich mich täglich, ſeit ich das Theater wieder mehr beſuche, mehr verlaſſe, es müßte denn mit dem Teufel zugehen. Der fehlerhafte Roman kann nicht maßgebend ſein, weil dieſe weitſchichtige, unabſehbare Strickſtrumpfform nicht in meiner Natur liegt. Ganz etwas anderes iſt es, wenn man nur einige Bogen zu füllen hat, und das auf peripatetiſche Weiſe und in naturgemäßer Dialektik. Ich werde nächſtens dem Vieweg den vierten Band abſchicken und muß dann vor allem abwarten, wie er es mit dem Drucke hält, ob ich denſelben noch von Berlin aus korrigieren ſoll ꝛc.

Geſtern bekam ich eine Zuſchrift von einem angehenden Verleger Hugo Scheube in Zeitz, welcher mir mit ſehr verbindlichen und vielverheißenden Worten ſeinen in Heidelberg zu gründenden Verlag anbietet und anzeigt, daß er mit Ihnen über Ihr literarhiſtoriſches Werk[1]) Kontrakt abgeſchloſſen habe. Wahrſcheinlich haben Sie die Freundſchaft gehabt, ihn aufmerkſam zu machen und zu verführen, ſo daß ich mir alſo nicht zu viel einbilden darf auf dieſen Brief, welcher ſonſt ein aufmunterndes Zeichen wäre und in Berlin, wo manche verblühende Größen gegenwärtig mit Manuſkripten von Laden zu Laden vergeblich laufen, mir Neid erwecken dürfte. Es kommt indeſſen alles auf Vieweg an, was er hören läßt, wenn er den Schluß des Romanes hat. Sie werden ohne Zweifel Näheres wiſſen über beſagten Anfänger, welcher mir allerlei weitausſehende Mitteilungen macht. Sie wiſſen, daß ich einen Verleger brauche, der das Geld nicht peinlich hervorklauben muß; auch muß man an die Zukunft denken und ſich eine allfällige Sammlung nicht zum voraus zerſplittern oder erſchweren. Ich habe immer die Hoffnung, abgeſehen von der dramatiſchen Laufbahn, eine nicht große, aber gute Sammlung erzählender Schriften zuſtande zu bringen, zu welchem Zwecke ich auch den „Grünen Heinrich“ noch einmal umarbeiten und ihm eine *gemein* genießbare Form geben würde. Auch werde ich in drei bis vier Jahren doch noch eine glücklichere Sammlung meiner Gedichte zu ſtande bringen, und zu alledem

[1]) Die Literaturgeſchichte, die dann bei Vieweg erſchien.

darf ich meine Verhältnisse mit den Verlegern nicht verpfuschen, da sie wohl meine hauptsächliche Existenzgrundlage sein und bleiben werden. Ich will einstweilen dem Herrn Scheube verbindliche Antwort geben, da seine Mitteilung unter allen Umständen und besonders jetzt, wo alle ordinären Buchhändler peinliche und wichtige Gesichter schneiden, Dank verdient. Schreiben Sie mir aber doch, was Sie von der Sache denken!

Ihr Schriftchen über den „Robinson" hat mich seither vielfach beschäftigt. Ich wollte, ich hätte es vor dem Schreiben des „Grünen Heinrich" gekannt, indem ich dadurch auf manches aufmerksam wurde. Ich lese jetzt die Bekenntnisse des heiligen Augustinus, welche auch nichts anderes sind als eine geistige Robinsonade, nämlich insofern man zuschaut, wie sich ein Individuum alles neu erwerben, aneignen und sich einrichten muß. In diesem Vorgange liegt der Reiz, ob die Entdeckungen und Findungen dann neue Früchte, Tiere und bequeme Talschluchten oder moralische Gegenden und Gegenstände betreffen. Ich lese auch den Rabelais zum ersten Male und bin frappiert, wie viele literarische Motive und Manieren, welche man so gewöhnlich für nagelneu oder von einer gewissen Schule herstammend ansieht, schon seit Jahrhunderten vorhanden sind, ja wie man eigentlich sagen kann, alle wirklich guten Genres seien von jeher dagewesen und nichts Neues unter der Sonne. Um nur ein Beispiel anzuführen: hielt ich den Witz, einen unverständlichen Galimathias literarisch anzuwenden, für neu und glücklich in der Tieckschen Novelle „Die Reisenden", wo zwei Verrückte dergleichen Reden halten, welche mit großer Lustigkeit und Geschick gemacht sind[1]). Nun finde ich im zweiten Buche des „Pantagruel", Kap. 11 uff. zwei Reden von Rabulisten, in welchen das förmliche Vorbild zu jener Art von Schindluder, in welchem sich die Herren Romantiker so sehr als „patentiert" zu bewegen gefielen, zu finden ist. Man sollte allen Leuten, welche anfangen wollen, sich mit der Produktion zu befassen, dringend raten, durchaus allen vorhandenen Stoff systematisch durchzulesen und so mit allen eitlen Einbildungen, als

[1]) L. Tieck, Schriften Bd. 17 (1844) S. 199 ff. Vgl. die Reden der Züs Bünzlin in den „Drei gerechten Kammachern".

würden sie neu sein, Tabula rasa zu machen. Es bringt nun zwar mancher ein Motiv oder eine Manier aufs Tapet, welches er wirklich nirgends gelesen hat, und das doch schon alt ist. In solchen Fällen glaubt man sich gerade schmeicheln zu dürfen, auf das verfallen zu sein, worauf früher schon bessere Leute, ohne doch etwas davon zu wissen. Die Sache verhält sich aber alsdann so:

Viele Witze und Motive, Fabeln, Anekdoten usf. werden von den Volksschichten gepflegt und gehandhabt, kommen in die Mode in Bauern- wie Studentenkneipen, Werkstätten und Marktplätzen, verschwinden hier und tauchen dort wieder auf und schwimmen in der Luft umher. Nun kommt so ein Originalgenie und glaubt wunder was zu tun, wenn er unmittelbar an der Mutterbrust der Natur liege, aus der „lauteren Volksquelle" schöpfe, und wie die Ausdrücke alle heißen, wenn er hinuntertauche in die Tiefe des immer neuen Volksgemütes und Stoff da sammle, wo die „Salonmenschen" nicht hinkommen. Er schreibt sich also derlei Witze hinter das Ohr und bringt sie als nagelneu und urkräftig glücklich zum Drucke, während dieselben schon vor Jahrtausenden vielleicht längst in klassischen Gedichten aufgeschrieben wurden. So gibt es Dinge der verschiedensten Art, welche sich das Volk immer wieder erzählt, z. B. erotische Anekdoten, die Boccaccio klassisch geformt, aber nicht erfunden hat, welche vielmehr schon in Indien gang und gäbe waren. So eine Menge Belustigungen, Scherze, Dialoge, Fabeln usf. Und das Ganze des poetischen Stoffes befindet sich in einem merkwürdigen oder vielmehr sehr natürlichen fortwährenden Kreislaufe. Es wäre der Mühe wert, einmal eine Art Statistik des poetischen Stoffes zu machen und nachzuweisen, wie alles wirklich Gute und Dauerhafte eigentlich von Anfang an schon da war und gebraucht wurde, sobald nur gedichtet und geschrieben wurde. Nicht einmal der lyrische Weltschmerz, den man immer modern nennt, ist neu; er ist, sofern er schön ist, schon vollkommen in chinesischen Liedern ausgedrückt, mit allem heutigen Apparate: landschaftlichen Stimmungen, kleinen netten Pointen u. dgl. Welcher Reichtum an konkreten plastischen und drastischen Einfällen und Bildern, mit denen man sich heute so abquält, in der indischen und andern orientalischen Poesie liegt,

ist bekannt. Mit einem Worte: es gibt keine individuelle souveräne Originalität und Neuheit im Sinne der Willkürgenies und eingebildeten Subjektivisten (Beweis Hebbel, der genial ist, aber eben weil er durchaus neusüchtig ist, so überaus schlechte Fabeln erfindet). Neu in einem guten Sinne ist nur, was aus der Dialektik der Kulturbewegung hervorgeht. So war Cervantes neu in der Auffassung des Don Quichotte (ich weiß nicht einmal, ob durchaus), aber nicht in der Ausführung und in den einzelnen poetischen Dingen. Und dies ist der beste Fingerzeig, wonach ein Dichter streben und in was seine Ehre setzen soll.

Ich habe mich sehr gefreut an den „Hermen" von Paul Heyse, d. h. an den neueren Sachen, die er in Italien und seither gemacht hat, an der „Furie", „Perseus", zum Teil auch an den „Idyllen aus Sorrent". Er steckt zwar darin ganz in strikter Goethetuerei, ohne das, was seither geschah in der Welt, bemerken zu wollen; aber der Mensch ist ja noch ganz jung; möchten doch alle, welche ihm die Zukunft absprechen, sich erinnern, was sie eigentlich in jenem Alter gemacht und nachgeahmt haben; höchstens war es Heine statt Goethe. Und dann, wer so nachahmen kann und eine solche Sprache führt, wird gewiß einmal etwas Tüchtiges aufstellen, wenn die Rinde fällt. Wenn der arme Heyse nur bald aus der unglücklichen Konstellation zwischen den beiden Süßwasserfischen Kugler und Geibel, über welcher der König von Bayern schwebt, herauskommt! Wenn etwas Selbständiges in ihm steckt, so wird und muß er bald über die Schnur hauen.

Neulich sah ich auch den „Sonnenwendhof" von Mosenthal[1]). Es ist, wie im „Struensee"[2]), eine mit echt jüdischer Gemeinheit und Frechheit zusammengestoppelte Sammlung kleiner Effektchen, die auf alle Schwächen des Publikums spekulieren. Nichts wird verschmäht, was einem Guckkasten wohl ansteht. Was in der Gotthelfschen Erzählung, die Sie kennen, gut und

[1]) Mosenthal hatte dazu Motive aus Gotthelfs „Elsi die seltsame Magd" benutzt, vgl. Bd. 1 S. 275 und G. Kellers Nachgelassene Schriften S. 163.

[2]) Von Michael Beer, 1829 erschienen, dann 1847, als Laube seinen „Struensee" auf die Bühne bringen wollte, auf Betreiben des Komponisten Meyerbeer wieder aufgeführt.

dramatisch verwendbar war, hat er mit außerordentlicher Kunst verhunzt und ins Gegenteil verkehrt, ebensosehr aus angeborener Gemeinheit als aus östreichischer Dummheit. Ein förmliches Armutszeugnis stellte er sich dadurch aus, daß das ganze Stück im Dialekt geschrieben ist. Wer einen Volksstoff nicht in die Schriftsprache übersetzen kann, sondern den Charakter in „no schaun's, i hob sie liab ghobt" 2c. suchen muß, der weiß überhaupt nicht, was ein Drama ist und sein soll, oder kann wenigstens keines machen. Das Traurigste ist indessen, daß ein Berliner Hoftheater auf diesen Zopf anbeißt; Dekorateur, Maschinist und Schauspieler wetteiferten, den Mosenthal noch zu übermosenthalen, und das Publikum läuft nun schon zum zwanzigsten Male hinein. Ich sah übrigens, wie die Leute bei pathetischen Stellen lachten und sich nur an dem Sammelsurium von bunten Spielereien amüsierten. Obgleich das Stück im östreichischen Gebirge spielt, trägt die eine Schauspielerin ein Bernerkostüm, die andere ein Appenzeller, die dritte ein Tiroler, die vierte ein steirisches uff. Herdengeläute, Alpenglühen, Milchessen, Jodeln (und zwar sehr schlecht und ungeschickt) und lauter solche Dummheiten wechseln ab, genug, wie es nur jüdischer Schacher zusammenschachern kann.

Der Gutzkow ist doch ein jämmerlicher Mensch in seinen „Anregungen" in seinem Blatte[1]). Er weiß doch wirklich nicht mehr, was er will. Doch für einmal ist es nun genug geschustert; hier habe ich gar keine Gelegenheit zu plaudern, denn alle Leute, vom alten Varnhagen bis zum Max Ring herunter, haben kein unbestochenes und gesundes Urteil mehr. Varnhagen lebt eben in der Vergangenheit; die jüngeren aber sind förmliche Halunken, die es nicht über sich vermögen, etwas zu loben, woran sie keinen Teil haben, oder etwas zu tadeln, was eine ihnen gewogene Größe gemacht hat. Gute Grundsätze werden genug ausposaunt, aber jeder tut das Gegenteil von dem, was er sagt, mit der größten Schamlosigkeit.

Ich wünschte sehr zu wissen, wie Sie eigentlich mit Vieweg stehen und warum Sie von ihm abstrahieren; schreiben Sie mir

[1]) In seinen „Unterhaltungen am häuslichen Herd" brachte Gutzkow eine stehende Rubrik „Anregungen".

doch etwas darüber! Was meine Verhältnisse betrifft, so denken Sie etwa nicht, daß dieselben noch lange auf demselben Punkt bleiben, und lassen Sie sich überhaupt darüber nichts kümmern. Was ich schon lange sagte, eine Veränderung wird jedenfalls mit dem abgeschickten vierten Bande eintreten.

Mit besten Empfehlungen und Grüßen an Ihre Frau und Sie

Ihr Gottfried Keller.

Berlin, den 26. Juni 1854.

115. An Andreas Rudolf von Planta

Hochverehrter Herr,

Sie haben die Güte gehabt, ohne mich zu kennen und ohne mein sonderliches Verdienst, dennoch bei einem Unternehmen, welches bezweckt, mich aus einer üblen Lage zu befreien und meine literarische Laufbahn zu fördern, sich mit einer bedeutenden Summe auf die gemeinnützigste Weise zu beteiligen[1]). In der Hoffnung, Ihnen in nicht ferner Zukunft meinen ergebensten Dank persönlich und mit einem günstigen Resultate unterbreiten zu dürfen, erlaube ich mir, hiedurch nur den glücklichen Empfang Ihres gütigen Beitrags anzuzeigen, mit dem dankbaren Versprechen, denselben zu anderweitig gemeinnütziger Verwendung sobald es in meinen Kräften steht, zurückzuerstatten, da diese Möglichkeit von selbst eine der Folgen gegenwärtig empfangener Hülfe sein wird[2]).

Inzwischen genehmigen Sie, hochzuverehrender Herr! meine Versicherung ausgezeichnetester Hochachtung und Ergebenheit.

Berlin, 3. Juli 1854. Gottfried Keller.

116. An Hermann Hettner

Berlin, den 21. Oktober 1854.

Lieber Freund!

Ihr Brief enthebt mich einer momentanen Verlegenheit; infolge des zürcherischen Ausschreibens, das ich gelesen, gedachte ich sogleich noch einmal zu schreiben, war aber ungewiß,

[1]) Zur Sache vgl. Bd. 1 S. 236.

[2]) Vgl. Bd. 3 Brief 574.

da ich die Universitäts-Etikette und -Ehre nicht kenne, ob ich Ihnen die Selbstmeldung zumuten, dieselbe ankündigen, oder auf freie Berufung antragen ꝛc. solle[1]). Die ausgekündigten Meldungen werden zum guten Teil gesetzliche Form sein; denn gewiß sind schon manche Stellen so gut wie besetzt.

Da Sie nun sich aber bereits gemeldet haben, so will ich sogleich noch einmal schreiben, muß aber den Erfolg meiner Stimme aus der Wüste den Göttern anheimstellen. Da ich aber doch noch zu rechter Zeit heimzukommen hoffe, werde ich mündlich noch operieren. Die eigentliche Schule, insonderheit die philosophische Fakultät, wird im Herbst 55 eröffnet und vor Ostern gewiß in bezug gerade auf unser Gebiet nichts definitiv besetzt. Es wäre freilich allzuhübsch, wenn wir im nächsten Jahre zusammen in Zürich leben würden.

Was mich betrifft, so sitze ich immer noch Bauhof 2 in Berlin, und zwar, um es nur zu gestehen, schändlicherweise aus dem einzigen Grunde, weil ich den vierten Band noch nicht fertig habe! Es ist eine skandalöse Geschichte mit diesem verfluchten Alp von Roman! Ich darf nichts anders schreiben, bis er abgeliefert ist, und doch mag ich ihn zeitweise gar nicht ansehen, und die Buchhändler, Vieweg wie andere, verderben einem die Laune noch ganz! Was ich denn tue? Ich mache Sachen fertig im Gedächtnis, da ich nicht daran schreiben darf, und fabriziere mit dem größten Plaisier Dramen, Novellen, Gedichte, Aufsätze und alles mögliche, was ich alles schreiben werde, der Reihe nach. Daneben fülle ich meine Leselücken aus. So habe ich die alte Dacier'sche französische Übersetzung des Plutarch durchgelesen und kann nun gar nicht begreifen, wie man, ohne Plutarch zu kennen, habe existieren können! So geht es mit dieser verfluchten Autodidakterei.

---

[1]) Hettner an Keller, 19. Okt. 1854: „Sie werden aus der ‚Allg. Ztg.' (Beilage) ersehen haben, daß das Polytechnikum jetzt offiziell die Professuren zu offener Bewerbung ausgeschrieben hat. Ich habe infolgedessen gestern an den Dr. Kern [Präsidenten des schweiz. Schulrats] geschrieben und meine Schriften und siebenjährige Lehrtätigkeit vorgeritten, es den Leuten anheimgebend, ob sie mich als Professor der Archäologie und Kunstgeschichte oder der deutschen Literatur oder vielleicht auch gar nicht haben wollen."

Mit Scheube nahm es folgenden Verlauf. Als er wiederholt in mich drang und mich persönlich besuchte, bot ich ihm endlich die Novellen an, welche ich nach dem Roman fertig machen wollte. Ich sagte ihm, daß Vieweg sie schon seit einem Jahr in Händen habe und nichts darüber äußere. Er wollte sie sogleich nehmen, aber das Manuskript von Vieweg erst heraus haben, um keine Ansprüche von diesem zu riskieren. Ich schrieb an Vieweg, er solle sich entweder selbst erklären, oder mir das Manuskript sogleich übersenden, da ich einen Verleger dafür wüßte, der mir aus der Verlegenheit helfe. Ich schrieb, da ich keine Antwort erhielt, wiederholt und stellte ihm deutlich vor, welchen Charakter ein solches Zurückhalten von Manuskript habe ꝛc.; aber bis auf heute habe ich keine Antwort erhalten. Bloß dieser Tage erhielt ich ein Kuvert von Vieweg mit einem Bestellzettel aus Bremen, wonach eine dortige Buchhandlung drei vierte Bände des „Grünen Heinrich“ dringend verlangt. Dies soll wahrscheinlich eine Mahnung sein. Inzwischen wurde ich mit Scheube einig, die Novellen einstweilen auf sich beruhen zu lassen und dafür einen Band von zwanzig bis fünfundzwanzig Bogen Charakteristiken und Schilderungen in der Art meiner Jugendgeschichte zu projektieren, wofür ich noch reichlichen Stoff habe, der nicht in den „Grünen Heinrich“ paßte und den man in der dritten Person verwenden kann. Scheube sollte mir sogleich 300 Taler dafür zugehen lassen und schickte mir dieselben in Wechseln mit viermonatlicher Verfallzeit auf sein Haus in Zeitz, das in Berlin kein Mensch kennt. Er hatte mich also mystifiziert; denn ich konnte die Wechsel rein zu nichts anderm brauchen, als zum Schuldenzahlen, während ich etwas bares Geld zu behalten beabsichtigte, und er selbst zahlt in der Tat also die Summe erst später aus. Nichtsdestoweniger glaubt er mich nun durch diesen Kniff so verbunden zu haben, daß er von nichts als Freundschaft spricht, projektiert und mich in jeder Weise in Beschlag genommen wissen will, so daß ich mir schon festgestellt habe: vorläufig einmal und nie wieder mit Scheube! Das Verfahren Viewegs nun ist eine ungeschickte brutale Pfändungsmanier. Er wird, wenn er den Schluß des „Grünen Heinrich“ hat, nun wieder angerückt kommen; allein ich werde nicht mehr der Frühere

sein; obgleich sein Benehmen beschimpfend ist, so ist es mit andern nicht besser und es ist ein Hund wie der andere, davon bin ich überzeugt. Vieweg ist wenigstens solid, und was er zu leisten verspricht, das tut er wirklich und in bester Form. Mein vierter Band ist indessen allmählich doch angewachsen, und da ich gerade jetzt gut daran bin, so wird er bis Ende Oktober abgehen können. Wenn Vieweg alsdann anbinden will, so werde ich ihm sagen, was die Uhr ist.

Ich wünschte am liebsten mit einem Verleger einen Kontrakt abzuschließen, wonach ich etwa 600 Taler jährlich (etwa auf fünf Jahre) sicher einnehme, und wogegen er alles drucken kann, was ich mache. Wie der Bremer Bestellzettel ausweist, braucht also von dem Roman eine einzige dortige Buchhandlung drei Exemplare, hienach muß das Buch doch gut gehen. Was meinen Sie nun, wenn ich Vieweg als erste Bedingung, in fernerer Verbindung zu bleiben, die Forderung stelle, daß er, zum Zeichen, daß er mich anständig zu behandeln gesonnen sei, zuallererst unser Abkommen über den „Grünen Heinrich" revidiere und mir ein festes und anständiges Mittelhonorar von $2^1/_2$—3 Louisdor pro Bogen zugestehe? Hierdurch würde ich auf einen Schlag 6—800 Taler für schon Getanes erhalten, und mit dem Neujahr würde oder müßte zugleich das regelmäßige Einkommen beginnen. Durch die dramatischen Sachen denke ich ebenfalls etwas Gutes einzunehmen. Aber freilich müßte ich bei dieser Forderung fest bleiben und dann wirklich mit Vieweg abbrechen, wenn er nicht darauf einginge; was sich auch bedenken läßt.

Wenn ich aber wieder bedenke, was er der Lewald gibt, so sehe ich nicht ein, warum i ch nicht die Hälfte davon beanspruchen könne? Schreiben Sie mir doch Ihre Meinung hierüber; denn ich möchte nicht etwa aus Übereilung eine Arroganz oder Ungeschicklichkeit begehen, die unzweckmäßig wäre.

Ich werde den künftigen Monat endlich vierzehn Tage zu dem ersten Lustspiele verwenden, um einen Anfang zu machen mit dem Theater. Die übrigen Sachen werde ich erst in der Schweiz und bei besserer Verfassung verfolgen können. Und somit adieu! Schimpfen Sie mich nicht aus, denn ich tue es schon selbst! Der alte Kapp und der junge August (welcher nach Amerika geht)

sind hier gewesen; den Alten erwarte ich wieder mit dem Max, den er hier auf [die] Universität bringen will. Johanna ist in Heidelberg und immer traurig, wie sie schreibt; ich kann ihr nicht helfen; ein jedes Jucken braucht seinen eigenen Kratzer.

Das Jugendidyll von Goltz[1]) habe ich gelesen und bewundere mit Ihnen das famose Talent und das Auge dieses Menschen, bin aber ärgerlich über den unverschämten supranaturalistischen Höllenzwang, den er mit verwerflichen und hohlen Stilmitteln ausüben will. Auch ist der gute alte Jüngling so verhetzt und verheddert in künstlichen, vergeistelten und forciert-blasierten Redensarten, daß dazwischen seine wahren und schönen Stellen wie Lügen stehen. Es ist die alte Geschichte: wer die Worte Natur, Biederkeit, Gefühl, Herz 2c. immer im Munde führt, ist eine fortwährende Desavouierung seiner selbst und gewöhnlich ein verzwickter Geselle oder ein Nachtwächter. Neu ist diese ost- und westpreußische, pommersche und märkische Biederkeit und Naturkultur, diese patriotische Gefühlseisenfresserei, wie sie sich in Scherenberg, Niendorf, zum Teil im alten Häring-Alexis und Bogumil Goltz auftut. Goltz ist wie von Scherenberg heruntergeschnitten, nur daß er ein anderes Genre bebaut. Alle diese Nordlands- und Preußenrecken gebärden sich, als ob noch kein Mensch außer ihnen etwas gefühlt, geglaubt und gesungen hätte; es ist doch eine schöne Sache um die unverwüstliche Menschennatur und um den Sonnenschein. Dieser hat ganz positiv in diesen blassen preußischen Landstrichen einigemal ein bißchen stärker auf die Birken und auf die Sandraine geschienen, und sogleich entstehen einige gute Dichter, welche ihren Boden besingen, als wäre er erst heute entdeckt worden; es sind nun fünfzig Jahre, seit zur Zeit der „Musen und Grazien in der Mark" diese Zauberlande auch einmal entdeckt waren.

Ihr treuer G. Keller.

117. An Franz Duncker

Verehrtester Herr Duncker!

Ich wollte Ihnen gestern einige Nachricht geben von dem Manuskripte, welches Ihnen von einem Hrn. Weber zur gefälligen

[1]) Ein Jugendleben (1851).

Einsicht vorgelegt werden soll oder schon ist. Da ich einerseits dem jungen Manne behülflich sein möchte zur Unterbringung des Buches, andrerseits aber auch die Gründe angeben, welche ich in dem fraglichen Werklein selbst finde, so erlaube ich mir, Ihnen meine Meinung darüber durch einige Zeilen mitzuteilen. Weber ist eigentlich ein Musiker von Bildung aus Pommern, welcher Neigungen zur Literatur hat und ein sehr schönes Talent besitzt, aber meiner Ansicht nach noch nicht genügende literarische Vorstudien, unter uns gesagt, da er bisher seinen Fleiß hauptsächlich der musikalischen Arbeit zuwandte. Daher hat das vorliegende Werkchen noch keinen so recht handgreiflichen und prägnanten Stoff und Inhalt und ist eher eine leichte geistvolle Arabeske, als ein plastisches und drastisches Opus oder ein bestimmter klarer Vorgang. Dagegen ist es so vollgespickt von einem feinen und zarten Humore und von einer duftigen und schönen Naturschilderung, wie man es nicht oft findet, und um dieser Eigenschaften willen halte ich das Buch dennoch für ein solches, welches entschieden zu den bessern gehört und noch mehr verspricht, wenn der Autor seine Erfahrungen gemacht hat.

Dies ist meine aufrichtige und unverhohlene Ansicht von der Sache, durch welche ich Ihnen indessen keinerlei Zumutung stellen, sondern einzig meiner eigenen Christenpflicht nachkommen möchte, womit ich ergebenst und ehrerbietigst grüße.

Ihr Gottfr. Keller.

Berlin, den 1. November 54.

118. An Ferdinand Freiligrath

Berlin, Ende 1854.

Lieber Freund!

Herr Major Stadler[1]) aus Zürich, dato hier durchreisend, will so freundlich sein, Deinen Standort in London auszuspüren und einige Grüße von mir zu überbringen, welche wohlgesinnt zu empfangen ich Dich, Deine werte Frau und sämtliches junges Gewächs angelegentlich bitte. Du hast Dich so ohne Abmeldung aus Deutschland weggemacht, daß es mir un-

[1]) Der spätere Oberst Karl Stadler aus Zürich.

möglich war, Euch von Zeit zu Zeit zu berichten, daß nichts Neues vor Sebastopol sei, d. h. daß ich immer noch in Berlin wohne. Dies Faktum bitte ich zu nehmen wie es ist, und ohne die fast unvermeidliche Ideenassoziation einer damit notwendig verbundenen Verschlechterung meiner Person. Ich möchte Dir gern meinen schrecklichen Roman in vier Bänden zukommen lassen, wenn ich wüßte wie? Solltest Du etwa zu einem löblichen Lebenszeichen in Form eines kleinen Briefes schreiten, so tue dies mir kund und ob mein Verleger oder ich das Paket füglicher absenden? Viel würdest Du indessen nicht daran vermissen, denn es ist ein ödes und ungeschicktes Machwerk. Für mich hat es die tragische Bedeutung, daß es die Ursache meines langen Hierseins ist. Ich hatte das Buch noch in der subjektiven und unwissenden Lümmelzeit angefangen und den Druck beginnen lassen, ohne zu bedenken, was ein Roman eigentlich ist. Ich blieb bald stecken, von andern Dingen angeregt, und gab doch dem Verleger mein Wort, vor der Beendigung nichts anderes zu beginnen. So kam ich in die seltsame Situation, alle Zwecke, Projekte und guten Dinge unterdrücken zu müssen, während es mir ganze Vierteljahre unmöglich war, den verfluchten Strickstrumpf auch nur anzurühren. Durch alles dies geriet ich in allerlei bedenkliche Zustände, welche nun endlich bald abgewickelt sind, und ich lebte hier wie in einer Büßerzeit und Verbannung, welche um so tieffressender war, als sie nicht etwa die Folge meiner Taten, sondern vielmehr meiner Untaten war. Es gibt aber auch keinen besseren Bußort und Korrektionsanstalt als Berlin, und es hat mir vollkommen den Dienst eines pennsylvanischen Zellengefängnisses geleistet, so daß ich in mich ging und mich während dieser ausgesucht hundsföttischen Jahre zu besseren Dingen würdig machte; denn wer dergleichen anstrebt oder sonst kein Esel ist, der befindet sich hier vollkommen ungestört und sich selbst überlassen. Ich habe aber meinem Vieweg doch einen Possen gespielt und, ohne etwas zu schreiben, mir eine wohlgeordnete und -organisierte Produktionsreihe ausgeheckt in den langen Tagen, und werde nun zu Hause mit wichtigem Gesicht mich an eine höchst raffinierte und ausgetüftelte Tätigkeit machen. In Zürich wird eine schweizerische polytechnische und

philoſophiſche Schule[1]) errichtet, und man deutete mir an, daß ich nun wohl ſollte imſtande ſein, etwa die Stelle für deutſche Literaturgeſchichte ꝛc. zu übernehmen, um auch etwas zu leiſten und mein Brötchen zu verdienen. Wenn ich nun heim ginge, ſo könnte ich der Schulmeiſterei ſchwerlich entrinnen, da auch meine Mutter, Wilhelm Schulz und alle Leute angeſteckt ſind von dieſer herrlichen Sache. Ich bleibe alſo wohlweislich ſo lange weg, bis man die Stelle anderweitig beſetzt hat, und habe auch den Herren den Hettner empfohlen, der für ſo was beſſer taugt als ich.

Trotzdem ſehne ich mich ſehr nach Hauſe und nach friſcher Luft, da nicht zu leugnen iſt, wie ſehr der Menſch von dergleichen abhängt, und wenn man ſchlechte Luft atmet, ſo kann man trotz aller Einſicht doch keine gute Figur machen. Aber dies zu fühlen und gründlich auszuhalten, nenne ich meine fruchtbringende Leidensſchule und eine endliche Abreiſe den fröhlichen glückhaften Schluß derſelben, welcher aber wohlbegründet und abgerundet ſein muß, gleichwie Adolf Stahr und Fanny Lewald ihre noch immer behinderte Heirat den Abſchluß des Kunſtwerkes ihres Lebens und Liebens nennen.

Von den vom König von Bavarien angeſtellten Poeten iſt Paul Heyſe ein wirkliches und ſchönes Talent, welches aber noch gar keinen rechten Animus hat, da er unter lauter Eſeln aufgewachſen iſt und noch mit ihnen graſet[2]). Auch Scherenberg, mit dem ich eine Zeitlang verkehrt, iſt ein Genie, aber ein alter unwiſſender Hanswurſt, der den Mangel an Selbſtbeaufſichtigungs- und Bildungsfähigkeit durch allerhand Scharlatanerie zu verdecken ſucht. Selbſt Prutz, der neulich eine Charakteriſtik von ihm gab[3]), hat auf dieſen Köder vollſtändig angebiſſen. Überhaupt ſind die Leute in Nordgermanien dermalen von ſchrecklich kurzem Gedärm, großer Konfuſion und Gedankenloſigkeit und jeder, Alte und Junge, iſt Aktionär in der allgemeinen Pfuſcherei. Bruno Bauer ſcheint faſt recht zu haben, wenn er die ſtehenden Heere als die einzigen Regulatoren und kritiſchen Inſtitute bezeichnet; wenigſtens, wenn wir es mit dieſem Paradoxon auch

[1]) D. h. eine Abteilung für Freifächer am Polytechnikum.

[2]) Keller denkt im beſonderen an Kugler und Geibel, vgl. oben S. 349.

[3]) Neue Schriften (1854) Bd. 1 S. 241 ff.

dahingestellt wollen sein lassen, müssen wir doch bekennen, daß sie die einzigen sind, die noch was Rechtes können und leisten und zeigen, daß noch nicht alles verfault ist. Und selbst dieser Trost wird wieder problematisch, wenn wir betrachten, wie zur Zeit des römischen Verfalles gerade die Soldaten auch sehr tapfere Leute waren.

Ich wollte gern etwas über Dich selbst schreiben und alles, was Dir anhängt, wenn ich nur etwas davon wüßte, und es ist mir, als ob ich an einen großen Unbekannten hinredete. Und doch möchte ich so gern wissen, wie es Euch ergeht und was Ihr macht alle zusammen. Deine Anthologie[1]) habe ich erstanden und laure schon lange auf etwas Neues, machst Du denn gar keine Gedichte mehr? Ich glaube immer, Du solltest einmal etwas Prosa schreiben zu allgemeinem Nutz; denn es hat sich neuerzeitlich herausgestellt, daß fast nur noch die verpönten Versemacher eine ordentliche Prosa schreiben können und derselben auf den Strumpf zu helfen imstande sind. Womit ich aber nicht etwa auf meine eigenen Untaten anspielen möchte; denn wenn ich auch von jetzt an bestrebt sein werde, besonnen zu schreiben, so wird dies jedenfalls nicht von meinen schlechten Versen herkommen oder dann nur aus der Negative.

Ich grüße Euch also tausendmal, ich wollte, ich könnte Dich einmal sehen, ich wüßte allerlei Teufeleien zu erzählen, die allzukomisch sind, wie es mir hier ergangen usw. mit mancherlei Personen. Es ist ein zu närrisches Volk hier.

Ich werde für die nächsten zwei Monate noch wohnen Bauhof Nr. 2.

Euer alter G. Keller.

119. An Hermann Hettner

[Berlin, Januar 1855.]

Lieber Hettner!

Ihre Anzeige hat mich angenehm und auch sehr unangenehm überrascht[2]). Ersteres in der Hoffnung, Sie werden sich in

[1]) The Rose, Thistle and Shamrock (1853).

[2]) Hettner meldete am 10. Januar 1855, daß er zum Direktor der Antikensammlung in Dresden ernannt worden sei und daher seine Bewerbung um die Stelle in Zürich zurückgezogen habe.

Dresden wohl befinden und weil die Schweizer für ihr läppisches Benehmen bestraft werden. Ich hatte um Nachricht gebeten und keine erhalten, obgleich ich erfuhr, daß man auf Sie spekuliere und überhaupt für Ästhetik etwas Ordentliches tun wolle; so hat man auch eine Gipssammlung beschlossen, obschon eine ganz artige kleine Sammlung da ist mit den Hauptfiguren (außer den großen Gruppen). Gegen mich benimmt man sich ebenfalls so sonderbar. Seit ich die Literaturgeschichte abgesagt, hat mir kein Mensch ein Wort geschrieben, und doch erwartet man immer noch, daß ich mich stelle.

Kürzlich reiste ein Major[1]) durch nach England mit einem großen Schnauz, der mir mündlich zu sagen beauftragt war, aber ganz lakonisch, ich sollte unverzüglich nach Hause kommen, da nunmehr die Dinge sich entscheiden. Ich werde mich aber wohl hüten zu gehen, obschon meine Mutter mich ebenfalls flehentlich antrieb, da der Professor und der fixe Gehalt ihr sehr in die Nase stechen und sie von meinen dortigen Freunden aufgestachelt wurde. Aber gerade die Art, wie ich mich erst zeigen soll und der Umstand, daß man mich nicht schlechthin, ohne Anmeldung und Verhör, berufen kann, beweist mir, daß ich es nicht tun kann. Es würde jetzt unter allen Umständen ein bloßes gezwungenes Unterkommen sein. Wenn dergleichen wünschbar ist, so hoffe ich binnen zwei Jahren so weit zu sein, daß ich mich an der Anstalt als Privatdozent habilitieren kann, und alsdann einen so selbständigen und brauchbaren Kram vorzubringen, daß man mich Honoris causa anstellt oder anstellen muß, und nicht aus Barmherzigkeit.

Nächste Woche wird wohl endlich der vierte Band meines Buches erscheinen. Bei Scheube, der nun in Gotha residiert, wird auf Ostern ein Band Charakteristiken von mir erscheinen, novellistischer Natur, mit dem Titel: „Die Leute von Seldwyla". Die eigentlichen Novellen habe ich noch aufbehalten und will nun sehen, wie sich Herr Vieweg schließlich stellen wird.

Dieser Tage war Bogumil Goltz bei mir. Es ist ein alter Herr von vierundfünfzig Jahren, und, persönlich angesehen, ist sein Mystizismus zu begreifen und zu verzeihen, da er ein leidenschaftliches Original ist, der es im Grunde ganz menschlich und

[1]) Stadler, vgl. oben S. 356.

freisinnig meint. Es geht ihm schlimm, indem die Konservativen sagen, er sei kein Christ, die Demokraten, er sei reaktionär. Er ist so ehrlich, daß er den Pfaffen, die ihm Glaubensbekenntnisse abzwingen wollen, herausjagt, er glaube gar nicht an ihren Gott usf. Jedenfalls etwas durcheinander, wie mir scheint. Indessen ist es schändlich, daß die Kritik ihn so oberflächlich behandelt; es ist, als ob alles, was man heutzutage mit guten Gründen und mit Fleiß schreibt, nur so Kohl wäre, von dem man selbst nicht wisse, wie man dazu komme; die Herren urteilen immer nach sich selbst. Goltz hat auch immer Quengeleien mit der Unterbringung seiner Bücher und mußte bis jetzt jedesmal eine teure Reise machen, um sein Manuskript an Ort und Stelle zu verhandeln. Damit er ein wenig in die Konkurrenz hineinkommt, so könnten Sie einmal (da Sie gewiß besser im Kredit stehen, als ich) bei Vieweg anfragen, ob er Goltz' Schriften unter g u t e n Bedingungen zu verlegen geneigt wäre? Ich glaube, Sie könnten ihn wohl darauf aufmerksam machen, wie Goltz gewiß noch ein sehr gelesener Autor werden wird. — Der „Grenzboten"-Schmidt ist doch zuweilen nicht übel; seine letzte Nummer, wo er die Waldau und Gutzkow durchhechelt, ist sehr ergötzlich[1]).

Da Sie nunmehr strikte auf den Geheimen Rat zugehen, so empfehle ich mich mit aller Ehrfurcht, besonders auch der Frau Gemahlin, welcher zu Ihrem jüngsten Kinde in meinem letzten Briefe schlechterweise zu gratulieren vergessen.

Ich hoffe, Sie seien alle recht gesund und wohl. Herr Widmann hat hier ein Drama „Nausikaa" eingereicht; der probiert auch alles, ob es helfen möchte; wird aber nichts helfen.

Wenn Sie Zeit haben, so machen Sie doch sofort nach Empfang des vierten Bandes die Schlußrezension! Für die künftigen Sachen werde ich Sie nicht mehr plagen, da ich von mir aus alle künftigen Bücher sich selbst überlassen werde. Diesmal aber ist es noch nötig wegen des Buchhandels, denn der Vertrieb muß durch den vierten Band gerettet werden.

Obschon ich sehr betrübt bin, daß Sie nicht nach der Schweiz kommen (besonders auch, weil man nicht weiß, was für ein Esel jetzt hinkommt; Kinkel ist ganz unmöglich des deutschen Bundes

[1]) Julian Schmidt in den „Grenzboten" 1855 I, S. 81 ff.

wegen), so hat die Sache doch die gute Seite, daß ich mich auf der Heimreise unter Ihrer Ägide unter der Dresdener Bande umsehen kann. Vor Mai werde ich nun nicht mehr fortkommen, indem ich doch hier noch das Lustspiel und das Trauerspiel[1]) machen will. Ich stehe jetzt täglich um fünf oder sechs Uhr auf und gehe um zwölf zu Bette und verbrenne wöchentlich für zweiundzwanzig Silbergroschen Öl.

Ihr alter G. Keller.

120. An die Mutter

Liebste Mutter!

Ich habe beide lieben Briefe richtig bekommen und auf den ersten nicht geantwortet, weil ich glaubte, auf Neujahr selbst zu kommen. Es ist nicht nur des Geldes wegen, warum ich noch hier bleibe, sondern auch, um in bezug auf meine Arbeiten einen soliden Abschluß zu haben und noch einige Umstände[2]), die ich im Augenblicke noch nicht bezeichnen kann, sich entwickeln zu lassen. Wegen der Professur in Zürich hat mir ein Zürcher, der vergangene Weihnacht hier war[3]), von seiten eines Regierungsrates mündlich gesagt, ich sollte machen, daß ich jetzt auf der Stelle nach Hause käme. Wenn es noch etwas daraus werden kann, wenn ich das Frühjahr komme (da noch lange nicht alle Stellen besetzt werden und die, welche ich versehen könnte, eine der minder pressanten ist), oder wenn die Herren, ohne mich weiter zu fragen und zu verhören, mich so berufen würden, so würde ich die Gelegenheit allerdings noch ergreifen, um wenigstens einen guten Willen zu zeigen, und würde schon der Sache gewachsen sein, vielleicht besser als ein Dutzend sich herzudrängender Schulmeister. Indessen ist es nicht so gefährlich, wie Du glaubst, wenn ich erst einmal in Zürich bin, so wird man schon sehen, wer ich bin und daß man nicht so zur Not und aus Gnade mir ein Unterkommen zu gewähren braucht. Ich mache jetzt ein ganz anderes Gesicht, als wie ich vor sechs Jahren so traurig abzog. Brauchbare und tüchtige Leute kann man überall brauchen,

[1]) „Jedem das Seine" und „Therese".

[2]) Verhältnis zu Betty Tendering.

[3]) Der oben S. 356 und 360 genannte Karl Stadler.

und wenn sie es dort nicht können, so ist die Welt weit. Hier in Berlin gelte ich als ein ordentlicher Kerl, und alle Leute sagen mir, ich solle hier bleiben. Dies werde ich natürlich nicht tun, und vorzüglich Deinetwegen und meiner Schwester wegen. Von Geldverschaffen und -schicken auf Grund der Hausbriefe[1]) kann keine Rede sein; erstens habe ich schon gesagt, daß das Geld der Regula gehöre, und zweitens würde auf diese Weise das Ding nie ein Ende nehmen. Ich muß mir durchaus aus eigenen Kräften helfen und wenn ich noch ein halbes Jahr fortbleiben müßte.

Für die nächsten zwei Jahre würde mir die bewußte Stelle indessen ökonomisch nur Nachteil bringen; da ich alle Zeit dafür verwenden müßte, der Gehalt aber nur gering sein wird, so ist es klar, daß ich mit meinen Arbeiten mehr verdiene, welche ich alsdann auf die Seite legen müßte.

Was das Zimmer betrifft, so werde ich auf Ostern, wenn ich alsdann noch nicht zurück bin, etwas Geld für den Zins schicken, damit Ihr es, wenn Ihr nämlich wollt, könnt leer stehen lassen[2]); sonst muß ich halt in den Gasthof gehen, wenn ich komme. Zudem würde es mir unangenehm sein, einen fremden Bögg[3]) da bei den Meinigen zu finden in einer so engen Wohnung. Ich habe mich lang genug unter den Fremden herumgetrieben.

Es hat mich sehr gewundert, daß Sigmund[4]) in die Stadt gezogen ist; ich lasse ihn grüßen, sowie den Onkel und Fritz; letzterem muß es miserabel gehen, wie ich gehört habe. Was macht denn der Onkel, ist er gesund und noch munter?

Dem Bürgi[5]) seinen Prozeß habe ich mit Interesse gelesen. Das ist auch einer von den Klugen, Weisen und höchst Praktischen und Sparsamen, der seinen Karren doch noch in den alten Tagen in den Dreck geführt hat. Er ist ein gemeiner Charakter und tat nur, was er nicht lassen konnte; aber er ist nicht viel schlimmer

---

[1]) Was ihm die Mutter wiederholt angeboten.

[2]) Die Mutter siedelte zu Ostern 1855 nach der Gemeindegasse in Hottingen über, wo auch Wilhelm Schulz wohnte.

[3]) Hanswurst, Fastnachtsnarr.

[4]) Scheuchzer.

[5]) Ehemaliger Regierungsrat, der als Spitalverwalter sich Unregelmäßigkeiten hatte zuschulden kommen lassen.

als tausend andere solcher klugen und soliden Erwerbsmänner! Auch höre ich von manchen jüngeren Leuten, die eher bergab gehen als bergauf und sich doch höchst weise dünkten. Es ist doch manchmal gut, wenn man nicht so fix und flink ein großes Tier wird, sondern etwas langsam wächst, wie das Hartholz, das desto länger brennt.

Das Holz betreffend brauche ich viel diesen Winter und ist es sehr teuer. Auch verbrenne ich alle Wochen einen Krug voll Öl, etwa zwei Maß, die drei Franken kosten nach unserm Geld.

Ich habe jetzt nicht Zeit, mehr zu schreiben, und will dafür bald wieder schreiben. Macht nun mit dem Zimmer, was Ihr wollt. Wenn ich nicht Geld schicke, so könnt Ihr es jedenfalls ausmieten.

Grüße Dr. Schulzens; ich werde ihnen bald schreiben, da dieser Tage der vierte Band meines Romans abgesandt wird. An Buchhändlern habe ich jetzt Auswahl, und mehrere[1]) haben mir ihren Verlag angetragen zu guten Preisen, was jetzt nicht jedem passiert. Wenn Herr Vieweg also nicht parieren will, so gibt es Auswege genug.

Ich möchte doch wissen, was Eure Hausmeister für böse Leute sind! Die werden doch jedenfalls niemandem den Kopf abbeißen können! Die wollte ich mir doch ein wenig näher ansehen, wenn ich da wäre! Wenn Euch indessen das geringste passiert, so werde ich mit den Leuten noch abrechnen, wenn ich ankomme. Sollte es zu arg sein, so wende Dich stracks an den Polizeidirektor, Regierungsrat Dubs, welcher ein Freund von mir ist und sich Deiner annehmen wird!

Mit tausend Grüßen an Euch alle Euer treuer Sohn und Bruder G. K.

Berlin, den 15. Februar 1855.

121. An Hermann Hettner

Lieber Hettner!

Der Umstand, daß Sie Ihren Wohnort geändert und nach Dresden übergesiedelt sind, ohne mir etwas darüber zu schreiben,

[1]) Scheube, Duncker.

läßt mich fast befürchten, daß Ihnen entweder etwas zugestoßen sei, oder daß Sie etwas gegen mich haben. Scheube, der vor mehreren Wochen hier war, sagte mir, daß er Sie in Dresden gesehen, und daß Sie krank seien[1]). Hoffentlich ist dies vorüber und überhaupt nicht von Erheblichkeit gewesen; wenn Sie jedoch wohl sind, so bitte ich Sie, mich etwas hören zu lassen und vorzüglich, wenn Sie sich über mich zu beschweren haben, mir es deutlich zu sagen; denn zu allen Erfahrungen wäre mir dies die bitterste, alte Freunde zu verlieren nur aus dem Grunde, weil ich mich nicht rühren kann und weil mich die niederträchtige Gemeinheit der Leute solang als möglich in einem unseligen Bann eingeschnürt hält. Ich habe erst vor sechs Wochen das letzte Kapitel meines Romanes und zwar am Palmsonntag buchstäblich unter Tränen geschmiert und werde diesen Tag nie vergessen. Nachdem mich nun Vieweg vorher fast gefressen um das Manuskript, läßt er den vierten Band ruhig liegen und vorenthält mir jede Antwort und billige Abrechnung, wahrscheinlich aus erbärmlicher Rachsucht, weil ich gezwungen war, mit Scheube einen Kontrakt einzugehen. Ich hatte mich so darauf gefreut, nun jeden Monat dieses Frühlings und Sommers einen alten Entwurf abzutun und mich bis zum Herbst in jeder Beziehung herauszumachen, und nun ruiniert mir dieser brutale Hund alle die schönen Tage und alle Hoffnungen. Denn abgesehen von der pekuniären Ausgleichung entzieht er mir durch die perfide Verschleppung oder gar Unterschlagung des vierten Bandes die notwendige Aufeinanderfolge meiner Produkte und den kleinen äußerlichen Erfolg, den ich gegenwärtig so wohl brauchen könnte.

Dazu kommt, daß ich gegenwärtig etwas erlebe, was einem heitern und schönen Sterne zu gleichen scheint und mir vielleicht nur durch diese Misere und Verbitterung verloren geht[2]). Sie werden also wohl fühlen, daß ich meinerseits nicht zum Briefschreiben eingerichtet bin, da ich manchmal nicht weiß, wo mir der Kopf steht; und ich tue es jetzt nur, weil mich eine Unruhe plagt und eine schlimme Ahnung, als ob überall etwas gegen mich vorgehe.

[1]) Hettner war in der Tat an einem heftigen Gelenkrheumatismus erkrankt.

[2]) Die Liebe zu Betty Tendering.

Scheube wird einen Band Erzählungen von mir drucken unter dem Titel „Die Leute von Seldwyla“. Er ist auch selbst daran schuld, daß er ihn nicht schon hat; doch bin ich jetzt daran und werde ihn wohl diesen Monat fertig bringen.

Es nimmt mich wunder, wie Sie in Dresden leben, und was Ihre verehrte Frau und Ihre Kinder machen. Wenn Sie also immer können oder aufgelegt sind, so seien Sie so gut, mir ein paar Zeilen zukommen zu lassen! Ich wohne noch Bauhof Nr. 2.

Mit besten Grüßen an Sie und die Ihrigen

Berlin, den 9. Mai 1855. Gottfried Keller.

Wird denn Ihre Literaturgeschichte nun herauskommen?

122. An Hermann Hettner

Lieber Freund!

Hier ist endlich der vierte Band. Vieweg hat nun geschrieben und mir dabei eine Abrechnung geschickt nebst einer resultierenden Barschaft von 43 Tlr. 3 Silbergr. und 4 Pfennigen, anstatt etwa 400 Tlr., welche ich erwartete, wenn er auf meinen Vorschlag einging, mir den Bogen mit 2 Louisdor zu honorieren, oder wenigstens 150, wenn er sein eigenes Versprechen halten und wenigstens das ursprüngliche Honorar verdoppeln wollte. Dies tut er zwar, aber indem er tückischerweise die Seiten zählt und eine possierliche Rechnung herausbringt, dabei aber immer über Schaden heult. Nichtsdestominder hält er mich für moralisch verpflichtet, ihm meine nächsten Sachen vor andern anzubieten. Dies ist recht abscheulich bei dieser Art Leuten, sich absichtlich borniert und stupid zu stellen, um — einige Taler zu schinden. Es ist nun mit Sicherheit anzunehmen, daß kein Buchhändler 6 Pfennig gibt, wenn er nicht *muß*, und so bleibt strikte nichts übrig, als die Kerle wie die Juden zu behandeln, denen man die alten Röcke verkauft.

Das ist ja eine traurige Geschichte mit Ihrer langen und ärgerlichen Krankheit, und wünsche ich Ihnen nur von Herzen eine gemütliche und gänzliche Genesung. Lesen werden Sie wohl in Dresden nichts, desto mehr Bücher werden wir zu erwarten haben? Sie werden gelesen haben, daß Vischer nun nach

Zürich kommt und zwar mit starkem Gehalt. Nun wird es jedenfalls eine erfreuliche Gesellschaft dort geben. Wenn ich nur erst dort wäre! Wenn mein langweiliges Buch sich nicht an mir erwahrt, so will ich trachten, endlich heimzukommen; doch muß ich mich jetzt gänzlich auf mich selbst stellen und keinen Spaß mehr verstehen.

Gestern sah ich ein prächtiges Lustspiel „Das laute Geheimnis“ nach Gozzi und Calderon, und es hat mir höllisch Courage gemacht. Es ist auch ein spaßhaftes Wesen, daß ich als Dramatiker in spe Armut halber fast nie ins Theater kann, während alle Hunde und Lumpen, die nichts können, alle Tage sich dort herumsiehlen. Aber das ist eben das Wahre, wie [ich] zu hoffen wage, und wenn ich einmal hinkomme, so sehe ich und empfinde ich mehr an diesen Brosamen, als die im Überfluß Schwelgenden. Ich glaube, die stiefmütterliche Ökonomie des Lebens hat mich wohl konserviert, und wenn mein Herz jetzt nicht bricht in diesem Jahrgang, so werde ich mich wohl noch anrauchen.

Indessen habe ich jetzt große Angst, daß der vierte Band durchfällt. Die autodidaktischen Bildungskapitel sind schlecht geraten, weil ich gerade damals ohne alle Hülfsmittel und Ruhe war und alles aus dem Gedächtnis schreiben mußte, so daß keine solide Ausführung darin ist. Ebenso konnte ich den Schluß im Drange der Tage nicht machen, wie ich ihn eigentlich machen wollte. Schreiben Sie mir doch bald darüber und halten Sie mir auch Wort mit Ihrem Bericht über Dresden! Es interessiert mich sehr. Mich bestens empfehlend und herzlich grüßend

Berlin, den 18. Mai 1855. Ihr Gottfried Keller.

Bauhof 2, nicht: Bahnhof.

123. An Hermann Hettner

Berlin, den 25. Juni 1855.

Lieber Hettner!

Ich danke Ihnen für Ihre freundliche Beurteilung meines vierten Bandes[1]). Ich habe auch wieder ein wenig Mut ge-

[1]) Hettner hatte auf den vierten Band des „Grünen Heinrich“ am 11. Juni folgendes geantwortet: „Nun zunächst meinen herzlichsten Dank für den hohen

faßt, und das unglückliche Ende dieses verschleppten Buches, das trotz aller Zeitverschwendung dennoch in unseliger Hast geschrieben ist, mag ein- für allemal ein Ende sein.

Ihre Bedenken wegen des Todes des grünen Heinrich stoßen wahrscheinlich vielen Leuten auf; wenigstens haben mir ganz schlichte und ungeschulte Leser gesagt, daß sie diesen Tod nicht erbaulich fänden. Das rührt daher, weil das letzte Kapitel nicht ausgeführt ist, und die Moral eigentlich nur zwischen den Zeilen gelesen werden kann, was hoffentlich mit der Zeit geschehen wird, wenn das Buch überhaupt solang die Aufmerksamkeit zu fesseln imstande ist. Dies Schlußkapitel sollte eigentlich ursprünglich etwa drei Kapitel stark werden und eine förmliche Elegie über den Tod bilden, indem hauptsächlich das aufgegebene Bewußtsein der persönlichen Unsterblichkeit dem Heinrich das Gewissen und Weiterleben schwer macht, da die Mutter dies einzige, einmalige und unersetzliche Leben für ihn verloren. Dies wäre ein Hauptgesichtspunkt gewesen und ist gerade ganz

---

Genuß, den Sie mir mit Ihrer schönen, mild heiteren, gedankenklaren Dichtung gemacht haben. Die ruhige Plastik des Stils ist wahrhaft goethisch, die Gesamtwirkung eine so rein dichterische, wie man sie wenigen Dichtwerken der neueren Zeit nachrühmen kann. Das Idyllion auf dem Schlosse des Grafen ist ein Meisterstück, so zart und innig empfunden und so durchaus lebensfrisch und gesund, daß alle neuen Poeten samt und sonders bei Ihnen in die Schule gehen können. Wie fein ist namentlich die Steigerung dieser rein harmonischen Liebe, verglichen mit der ätherischen Liebe zu Agnes und der sinnlichen zu Judith! So gewahrt man am besten, was für Früchte sich der Held inzwischen aus seinen Irrfahrten gewonnen. Sie sprechen in Ihrem lieben Briefe die Furcht aus, daß die Partie über die anthropologischen Studien ein wenig zu doktrinär sei. Diese Furcht teile ich durchaus nicht. Dagegen könnte es meiner Ansicht nach nicht schaden, wenn Sie die Erzählung von den Heimatsträumen des Helden kürzer gehalten hätten. Doch werden sie lieblich durchbrochen von der vortrefflichen, äußerst lebhaft gezeichneten Gestalt des alten Kunsttrödlers. Bedenken hatte ich anfangs gegen den Schluß. Warum, fragte ich mich, lassen Sie Ihren Helden sterben? Fast dünkt es mir, Sie predigen das ‚In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister' etwas allzu eindringlich, wenn der Held seine strebsamen Bildungswirren mit dem Tod büßt. Ist er nicht schon genugsam gestraft, wenn er sich sagt, daß er das kümmerliche Alter und das gramvolle Absterben seiner treuen Mutter verschuldet? Jedoch haben sich mir diese Bedenken allmählich gemildert, indem ich mir sage, daß der Ernst der Bildungstragödie nur um so durchschlagender auftritt. Es wäre mir lieb, wenn Sie mir hierüber etwas schreiben."

weggefallen, da es mir teils zuwider wurde, nochmals über diesen Gegenstand breit zu werden, teils ich aber auch nicht mehr Zeit dazu hatte, indem es dazu eines tiefen und wohlüberlegten Ausdruckes oder Stils bedurfte.

Ein anderes Motiv des Todes, wenigstens des symbolischen, ist das Scheitern seiner neuen Hoffnungen. Denn wie kann er, da er in bezug auf die Familie, welche die Grundlage der Staatsgemeinschaft ist, ein verletztes oder wenigstens beschwertes Gewissen hat, ein öffentliches Wirken beginnen oder sich für dasselbe vorbereiten? Ferner, da er mit der Erfahrung der geläuterten Liebe zurückgekehrt und eine lebendige Hoffnung darauf trägt, macht ihm gerade diese Hoffnung das Leben unmöglich, weil sich wohl kein edles und ungetrübtes Lebens- oder Eheglück denken läßt nach dem so beschaffenen Tode der Mutter. Da aber also alle diese neuen Aussichten, in bezug auf die Lebenstätigkeit sowohl, als auf den Lebensgenuß, gebrochen sind, was soll er denn weiter anfangen? Die Zeit und die Philosophie sowie die Toleranz der Gesellschaft würden ihn allerdings rehabilitiert haben, da im Grunde kein Dolus in ihm war; allein die Sache trifft ihn zu plötzlich und am Ende einer langen aufgeregten Zeit, welche sein ganzes Wesen unterwühlt hat. Dieser Schlag ist nun allerdings eine Willkürlichkeit oder wie man es nennen will; allein die Sache oder das Buch mußte doch ein Ende nehmen, und ich glaube, dieser Schluß hat mehr Bedeutung bei aller bloßen Andeutung, als ein summarisches Heiratskapitel gehabt hätte.

Doch genug von dieser alten Geschichte. Mit Scheube habe ich gegen ratenweise Rückzahlung seines Geldes den Kontrakt wieder gelöst, da er ein ungezogener und zudringlich verlogener Lümmel ist. Zugleich bezweckte ich dadurch mit Vieweg in scheinbar gutem Verkehr zu bleiben, um mit der Zeit ihn zu schnüren und an den neuen Sachen den Schaden gut zu machen, den er mir zugefügt. Er ist ein ganz gewöhnlicher Drücker und Presser. In Berlin haben schon einige Leihbibliothekare mein Buch doppelt angeschafft, also lügt Vieweg wie ein Jude, wenn er behauptet, das Buch gehe nicht den gewohnten Gang, auf den er gerechnet hat. Ich werde ihm die Erzählungen, die Scheube hat bekommen sollen, bis Anfang Juli abliefern zu einem größeren

Honorar; aber ich weiß kaum, wie ich die Zeit bis dahin durchbringen soll, und vorzüglich ist es mir in meiner Wohnung nicht bequem und gemütlich wegen einer etwas aufgelaufenen Rechnung. Wenn Sie mir daher, lieber Hettner, trotz meines schlechten Verhaltens mit dem Früheren, noch vor dem 1. Juli etwa siebenzig Taler leihen könnten gegen das bestimmte Versprechen, daß Sie dieselben bis zum 15. Juli wieder pünktlich zurückhaben, so würden Sie mir eine große Erleichterung gewähren können. Ich würde das Geld vor allem anderen einpacken und auf die Post tun. Das früher Geliehene im Betrag von 103 Taler müßte freilich in ein oder zwei Malen gegen den Herbst hin bezahlt werden. Doch betrachten Sie diese Bitte ja nicht als den geringsten moralischen Zwang oder Mißbrauch unserer Freundschaft und denken Sie nicht, daß im Fall der Unmöglichkeit der mindeste Schatten einer schlechten Laune oder Undankbarkeit in mir aufsteigen würde. Ich könnte hier an einem halben Dutzend Orten vorsprechen, ohne daß man es mir abschlagen dürfte; allein an jedem dieser Orte würde ich meine unbefangene Stellung ruinieren und in eine abscheuliche Klatscherei hineingeraten.

Ihre Mitteilungen über die Dresdner Notabeln haben mich höchlich amüsiert. Es ist aber sehr lächerlich, da diesen Quengeleien doch eigentlich so gar wenig zugrunde liegt, und es am Ende höchst gleichgültig ist, ob diese Generation sich gut oder schlecht unter sich steht. Wenn wenigstens nur ein abgeblaßter Xenienkampf dabei herauskäme oder ein ideales Geistesbündnis 2c. Daß Auerbach nunmehr sein eigenes Lorle ist, ist gar zu komisch. Lorle Auerbach!

Ich habe endlich Stahr mit seiner Lewald in verschiedenen Gesellschaften getroffen und mußte mit ihm sprechen. Er hat aber einen abscheulichen, ausgedorrten und läppischen Eindruck auf mich gemacht. Ich hörte übrigens, daß Leute damit umgehen, ihm in betreff seines „Torso“[1]) ein hundsgemeines Kompilations- und Plagiatswesen nachzuweisen, wozu ich ihm Glück wünsche, wenn es wahr ist. Ich habe das Buch nicht gelesen. Er nennt seine Frau gegen andere immer Frau Fanny Lewald-Stahr. Das herrliche Ehepaar verzehrt sich in der Leidenschaft

[1]) Torso, oder Kunst, Künstler und Kunstwerke der Alten. Braunschweig 1854/55.

der Selbstsucht und des Brotneides, und das Seltsamste dabei ist, daß sie aus dieser Leidenschaft heraus sich immer auf einen Dritten werfen und ihn, um enthusiastisch und uneigennützig zu scheinen, gewaltsam herausstreichen, natürlich auch um für sich zu werben. Neuerlichst wurde Freytag zu diesem Zweck erkiest, und dabei die für Stahr so unvermutete Wendung gemacht, den alten Goethe abgetan zu erklären als Romanmuster wegen des kalten „griechischen Profils und des Idealismus" im „Meister" z. B. Als ob „Wilhelm Meister" nicht das realitätssüchtigste Buch von der Welt wäre. Doch werden Sie das wohl selbst gelesen haben in der „Kölnischen Zeitung". Vor nicht langer Zeit behauptete der Esel von allem das Gegenteil. Und ein solches Waschweib, das wie eine Puppe von einem alten Dragonerweib gelenkt wird, ist der gute Adolf Stahr geworden!

Ihr Gottfr. Keller

mit besten Grüßen.

124. An Schriftsteller Schlivian

Herrn Schriftsteller Schlivian Wohlgeboren.

Ich erhalte von Ew. Wohlgeboren anliegendes Schreiben[1]), aus dem ich nichts zu entnehmen weiß, woraus ich irgend klug werden kann. Ich stelle es Ihnen somit zurück und verbleibe

Ew. Wohlgeboren ergebenster G. Keller.

125. An Franz Duncker

Berlin, den 19. September 1855.

Lieber Herr Duncker!

Ich habe Ihnen heute den Rest der Erzählung[2]) gebracht, welche Sie in der „Volkszeitung" abdrucken. Kaum nach Hause

[1]) Schlivian schrieb am 29. Juni 1855, daß er vergangene Nacht eine Begegnung mit einem rohen angetrunkenen Individuum gehabt, dessen pöbelhaftes Benehmen auf keinen Mann von Bildung habe schließen lassen. Auf sein dringendes Mahnen habe sich der Mensch genannt: Literat Gottfried Keller. Zur Sache vgl. Bd. 1 S. 244 f. Schlivian verkehrte auch bei Varnhagen, vgl. dessen Tagebücher Bd. 12 S. 327.

[2]) „Frau Regel Amrain und ihr Jüngster." Die Novelle erschien zuerst in den Nummern 210—241 des Jahrganges 1855 von Franz Dunckers „Volkszeitung". Vgl. Deutsche Rundschau, November 1912 S. 222.

gekehrt, fand ich einen Brief von der Viewegschen Handlung vor, worin sie gegen diesen Abdruck auf das entschiedenste protestiert und androht, wenn er stattfinden würde, denselben als Nachdruck zu behandeln. Ich habe nämlich schon vor drei Wochen die Sache angezeigt und damals keinen Widerspruch erhalten. Ich stelle es Ihnen anheim, ob Sie die Fortsetzung an einer geeigneten Stelle abbrechen wollen oder nicht. Hinzufügen muß ich, daß Vieweg mißverständlich zu glauben scheint, es handle sich um den Abdruck eines großen Teils oder aller Erzählungen, da er den Ausdruck gebraucht: Abdruck der Erzählungen. Jedenfalls wird die Sache nicht erheblich sein und wenn der Choleriker nicht weiß, was ihm selber nützt, so mag er's haben.

Zugleich wird mir angezeigt, daß Herr Vieweg sich in der Schweiz befinde und daß ein Übereinkommen wegen der Novellen, die ich ihm angeboten, erst nach seiner Rückkunft, Ende Oktober, stattfinden könne. Dies und noch andere Quengeleien, die man mir macht, veranlaßt mich, endlich von dem Viewegschen Verlage abzusehen und mich an einen andern Verleger unverzüglich zu wenden. Da Sie wiederholt so freundlich waren, mich zu einem Anerbieten aufzufordern, so erlaube ich mir, Ihnen zuerst und gleich die betreffenden Vorschläge mitzuteilen, die ich zu machen im Falle bin. Die Novellen unter dem Titel: „Die Galatea" werden eine Sammlung heiterer und durchsichtiger Erzählungen sein, welche in eine Haupterzählung eingeschachtelt sind und zwei Bände von je 20 Oktavbogen stark. Am liebsten wäre mir Druck und Ausstattung, wie an Ihren Widmannschen Kleinen Erzählungen[1]). Für diese zwei Bände beanspruche ich ein Honorar von fünfhundert Talern, wovon die Hälfte sogleich, bei Abschluß des Kontraktes und die andere Hälfte nach Ablieferung des letzten Manuskriptes ausbezahlt würde. Denn leider bin ich nochmals im Falle, ein noch nicht fertiges Manuskript zu verhandeln.

Ich habe aber schon bei den Viewegschen Erzählungen[2]) mit Erfolg die Maßregel getroffen, bei einer allfälligen Verspätung über einen festgesetzten Termin hinaus, mir einen Ab-

[1]) „Am warmen Ofen" von Adolf Widmann.

[2]) „Die Leute von Seldwyla".

zug oder eine Konventionalstrafe gefallen zu lassen, da ich, von dem Romane her, im Geruche eines säumigen Autors stehe. Daher schlage ich auch jetzt wieder zur Sicherstellung des Verlegers vor, daß nach dem festgestellten Termin, mir für jeden Monat weiterer Säumnis 25 Taler von dem verabredeten Honorar abgezogen werden. Bis Mitte November des Jahres müßte das Ganze abgeliefert sein und hienach das Abkommen getroffen werden.

Die Novellen haben alle einen einheitlichen Charakter, welcher dem Ganzen zugrunde liegt und durch die Haupt- oder Einkleidungsnovelle motiviert ist.

Wenn Sie auf den Verlag eingehen mögen, so werde ich so lange hier bleiben, bis das Buch fertig ist und dasselbe unter Ihrer gestrengen Aufsicht zutage fördern.

Ich wende mich schriftlich an Sie, da ich nicht weiß, wann Sie sicher zu treffen sind und bitte, mir beförderlichst Ihre gefällige Meinung zugehen zu lassen, oder eine Gelegenheit zu näherer Besprechung bekannt machen zu wollen, wobei ich dann ein Stück mitbringen und Ihnen den spezielleren Charakter des Buches auseinandersetzen könnte.

Mit besten Grüßen Ihr ergebenster Gottfried Keller.

126. An Franz Duncker

Berlin, den 28. September 1855.

Lieber Herr Duncker!

Ich habe mich mit den Stipulationen, die wir neulich getroffen, in eine Sackgasse verrannt und da der Kontrakt noch nicht ausgefertigt ist, wünsche ich noch, aus selber hinauszukommen womöglich. Ich habe nämlich über die Hälfte des Honorares schon in der Weise disponiert, daß ich sie notwendig gleich jetzt brauche. Zu dieser Rücksicht habe ich auch die Konventionalstrafe vorgeschlagen, welche ohne jene Voraussetzung keine rechte oder billige Begründung hätte; denn wenn ich nicht spätestens vom 1. Oktober an jeden Tag ohne alle Ablenkungen und Sorgen zu der Arbeit verwenden kann, so wird es nicht möglich sein, das Buch bis zum 15. November, respektive bis zum 15. Oktober

druckreif fertigzubringen und ich würde jener Strafe verfallen, ohne die dieselbe begründende Wohltat eines Vorschusses genossen zu haben.

Den Konventionalabzug aber aufzuheben, oder den Schlußtermin hinauszusetzen, geht nicht wohl an, weder in Ihrem noch in meinem Interesse. Sie wünschen, das Werklein noch bis Weihnachten zu versenden und ich habe mir diese forcetour vorgesetzt, um in einer bestimmt abgemessenen Zeit ein Stück meines Weiterkommens abzuwickeln.

Ich habe diese Tage probiert, mich inzwischen sonst zu behelfen, allein es ist jetzt ein so widerhaariger Moment, daß es nicht anging. Ich bitte Sie daher, wenn es Ihnen nicht allzu unbequem und überhaupt unangenehm ist, die Sache noch so einzurichten, daß ich bis zum 1. Oktober mittags die Hälfte der ganzen Summe erhalten könnte, und mir hierüber in ein paar Worten berichten zu wollen.

Ihr ergebenster Gottfried Keller.

127. An Mutter und Schwester

Berlin, den 17. Oktober 1855.

Liebe Mutter und Schwester!

Ich bin leider noch nicht imstande, heimzukommen, obgleich ich ganz gewiß darauf gerechnet hatte; denn ich habe viel Ärger und Zerwürfnisse mit den Buchhändlern gehabt. Der Verleger in Braunschweig sucht mich eben unten zu halten, solang als möglich; ich wollte daher mit andern probieren, da es mir an Anträgen nicht fehlt, und habe davon nur Verdruß gehabt. Ich hatte nämlich einem in Sachsen[1]) ein Buch verkauft für 300 Taler (beinahe 1200 Franken), ehe eine Zeile daran geschrieben war, und das Geld erhalten. Da ich aber merkte, daß dies ein junger Schnaufer sei, der für die Zukunft keine Sicherheit bietet, so machte ich die Sache wieder rückgängig, kehrte zu dem alten und reichen Vieweg zurück, der sich bereitwillig anstellte, und gab jenem unter großen Schwierigkeiten sein Geld zurück. Inzwischen habe ich das fragliche Buch

[1]) Scheube, vgl. oben S. 353.

in zwei Monaten geschrieben, und da mich der Vieweg wieder am Bändel hatte, so wollte er mich wieder bemogeln und drangsalieren, so daß ich abermals von ihm absprang und einem Berliner Verleger[1]), in dessen Haus ich seit Jahren komme, ein Werk vermarschandierte für 500 Taler, wovon ich die Hälfte am 1. Oktober empfangen, und welches bis Ende November spätestens fertig sein muß. Heute, wie ich eben diese Briefe schreibe, schickte endlich Vieweg den Rest des Geldes für das fertige Buch, nachdem er mir doch einiges abgezwackt; es würden nun hundert andere Herren mit einem solchen Sümmchen endlich abreisen und das weitere der Zukunft überlassen. Ich habe mir aber vorgenommen, die Sache auszuhalten, da ich aus Erfahrung weiß, wie schwer man dazu kommt, nachträglich Schulden zu bezahlen, die man an einem Orte hinterlassen, und so wandert alles, was ich einnehme, sogleich in die Hände meiner Gläubiger und ich behalte immer nur das Notdürftigste zurück. Bis im November werde ich mit den Berlinern ungefähr fertig sein, und dann werde ich für eine Summe kontrahieren, mit welcher ich heimreisen kann, denn die Schulden in Zürich sind unbedeutend. Dagegen will ich genug Geld in der Tasche haben, damit die Bettelei aufhört.

Wie die Sachen jetzt stehen, so ist es bloß eine letzte Verhexung, die mich hindert und belästigt, ohne weitere Bedeutung, da ich sonst wohl weiß, was ich will und genug verdienen kann; wenn ich das Geld, welches ich seit drei Monaten eingenommen, hätte in der Tasche behalten können, so könnte ich lachen; doch müssen die Schulden einmal aufhören, da ich jetzt leicht und viel arbeite und mit Ausnahme der Wohnung wenig brauche (d. h. so wenig, als in Berlin möglich ist!). Die Wohnung, welche, da ich mich an gute Zimmer gewöhnt habe, teuer ist, rentiert sich aber, weil ich gern darin hocke und fleißig bin. Die Hauptsache ist, daß ich jetzt nur kleine und lustige Arbeiten unternehme, die leicht und rasch fertig sind und mir gut bezahlt werden, so daß es endlich vom Fleck geht.

Wenn ich nur einmal zu Hause bin, so will ich ein Jahr lang so verzweifelt schustern in dem Stübchen, das Ihr da zu haben

[1]) Franz Duncker.

ſcheint, daß ein guter Ruck vorwärts geht und ich mich dann um eine größere Wohnung umſchauen kann. Es iſt mir ſchändlich verleidet, mittags und abends immer auszugehen, um etwas zu eſſen, ob es gut oder ſchlecht Wetter ſei! Ich trinke zwar öfter Tee zu Hauſe des Abends, aber dies iſt bei fremden Leuten, die an allem etwas verdienen wollen, auch nicht das Wahre. Wenn ich ſo einen ganzen Winterabend zu Hauſe bin, ſo koſtet derſelbe, damit Ihr ſeht, wie teuer es iſt, folgendes: für etwa 3 Groſchen Öl, für 6 Groſchen Tee, Butterbrot und etwas ſchlechte Wurſt, für 2 Groſchen Holz, welches zuſammen 11 Groſchen macht, oder 1 Franken und 3 Batzen. Wenn ich freilich ſechs Stunden nacheinander ſchreibe, ſo habe ich für 8 bis 10 Taler geſchmiert; aber das kann man nicht ſo Tag für Tag nehmen. Doch genug von dieſen Lumpereien; Ihr ſeht wenigſtens, daß mir endlich etwas Geld durch die Hände geht, und daß die Zwiſchenräume immer kleiner werden, wo ich keines habe; und ſomit wird es wohl bald anders kommen.

Es iſt mir ſehr lieb, wenn Ihr den Literaten[1]) fortſpediert, da es mir ſchon die ganze Zeit ärgerlich war, einen ſolchen Herren in meinem Neſte zu wiſſen, da dieſe Art Herren gewöhnlich hämiſche Auflaurer und Notizenſammler ſind, welche allerlei Klatſchereien und Perſönlichkeiten aufſchnappen und erſt ſpäter zutag bringen. Ich hoffe, Ihr werdet Euch nicht ſtark in Unterhaltung über unſere Verhältniſſe und über mich mit demſelben eingelaſſen haben. Doch ſeid recht artig mit ihm und laßt nichts merken. Denn dieſe Klaſſe von deutſchen Schriftſtellern iſt eine falſche Sorte und ärger als alte Waſchweiber, beſonders wenn ſie in die Zeitungen ſchreiben.

Vergangenen Sommer wollte ein junges Frauenzimmer[2]) Dich aufſuchen, welche eine Schweizerreiſe machte, und ich gab ihr einen Brief an Schulzens mit, damit dieſe mit ihr herüberkämen, weil es ein vornehm ausſehendes und hübſches Stück Weibsbild iſt, welche die Leute verblüfft macht; ich weiß nicht, wie ich dazu kam, ſie nicht direkt an Dich zu weiſen; ich glaube,

[1]) Bei Kellers Mutter wohnte damals der Schriftſteller Iſaak Löw Chronigk (geb. 1825), Verfaſſer eines „Ahasveros. Drama aus dem Morgenlande“ (1849).

[2]) Betty Tendering, vgl. Bd. 1 S. 240 ff.

ich befürchtete, Du möchtest etwa sonderliche Gedanken fassen und nicht wissen, was Du zu der Person sagen solltest. Wie ich aber aus einem Schulzischen Briefe sah, hätten diese vielleicht noch größere Dummheiten gemacht, was mich geärgert hätte, und so ist es gut, daß sie gar niemand getroffen hat; denn sie hatte gar nichts bei Euch zu tun.

Daß sie meine Mutter aufsuchen wollte, war einerseits eine gewöhnliche Artigkeit, da ich die Dame in einem befreundeten Hause öfters sehe und sie tat, als ob sie viel auf mir hielte; andrerseits aber sollte es auch eine Schufterei sein, damit ich mir etwa einbilde weiß Gott was; denn sie hat mir eine ganze Reihe solcher Geschichten gemacht, und es kam ihr nicht darauf an, nach Hottingen hinauszulaufen, wozu ich viel Vergnügen wünsche! Ich hockte inzwischen lang gut in Berlin. Es ist übrigens ein reiches, schönes und großes Mädchen, welches weder Vater noch Mutter mehr hat, nicht weiß, was sie will, und besonders nicht leiden kann, wenn ihr nicht alle Welt den Hof macht.

Übrigens behaltet diese Dinge für Euch.

Ich habe jetzt nicht Zeit, mehr zu schreiben, und will dafür lieber, solange ich noch hier bin, öfter schreiben.

Ich grüße Euch tausendmal, sowie alle, die mir nachfragen.

Euer Sohn und Bruder

Gottfried Keller.

Ich habe große Angst gehabt, während die Cholera in Zürich war, und alle Tage das Cholerabulletin gelesen, besonders, ob in Hottingen auch Leute erkrankt seien. Ich entdeckte aber einen einzigen und dachte, dieser werde nicht grad in unserem Hause sein!

Was macht denn der Onkel und wie geht's dem Fritz?

Ich habe mit Betrübnis gelesen, wie der Bürgermeister Escher[1]) schon fertig ist mit seiner Gesundheit. Was hilft ihm nun sein großer Eifer, denn er hat sich offenbar durch seine Regiererei und Arbeit ruiniert. Es ist am Ende doch dauerhafter, wenn man sich nicht zu sehr anstrengt. Indessen habe ich Mitleid mit ihm, da es traurig ist, in solcher Stellung, in solcher Jugend und

[1]) Alfred Escher.

bei solchem Reichtum abziehen zu müssen. Der Brändli[1]) ist auch abgekratzt, der arme Teufel, und der Follen mit seinem Vermögen fertig.

Jüngst traf ich einen Berliner an, den ich alle Jahr einmal sehe, und nicht einmal wußte, wie er heißt. Dieser war in Zürich und hat zufälligerweise mit dem Herrn Dietrich, dem Müller im Hard, Bekanntschaft gemacht, welcher ihn fragte, ob er mich kenne. Dies war ein großer Zufall, denn es ist mit den Berlinern nicht, wie wenn man einen Eglisauer antrifft; doch hat es mich sehr gefreut. Ich lasse die Dietrichs grüßen. Die Frau Dietrich werde ich also auch nicht mehr sehen; sie hat es aber noch lang gemacht! Als ich vor sieben Jahren abreiste, war sie ja schon sehr schlecht zuweg.

Hoffentlich ist diese Zahl sieben nun die volle Zahl der Jahre, welche ich weggewesen bin, und ist es alsdann doch eine anständige und bedeutsame Zahl, welche man mit den sieben mageren Kühen vergleichen kann, auf welche umgekehrt die sieben fetten folgen.

128. An Ferdinand Freiligrath

Berlin, im Oktober 1855.

Lieber Freiligrath!

Nebenanliegenden Brief[2]) habe ich vor bald einem Jahre geschrieben; ein Major, der damals vorgab, nach London zu gehen, wollte ihn mitnehmen, reiste aber gemütlich wieder nach Zürich zurück, da ihm die Sache mit der englischen Fremdenlegion nicht lauter schien, und ließ mir den geschriebenen Brief allhier liegen.

Inzwischen hat Dir mein Verleger meinen Roman zugeschickt durch die Buchhandlung Williams und Norgate, 14 Henrietta Street, Coventgarden, was schon lange her ist, und ich habe immer versäumt, dazu zu schreiben. Was sind denn das für Esel an dem deutschen „Athenäum" in London[3]), welche über das Buch sagten, es sei ein läppisches Geheimerats- und Treu-

[1]) Benjamin Brändli, Fürsprech (1817—1855).
[2]) Brief Nr. 118.
[3]) 1855, Nr. 31.

bundsbuch, weil sie nämlich glaubten, der Professor und Treubündler Keller habe es geschrieben[1]). Es scheint wieder gerade eine so tiefsinnige und edle Couleur von Flüchtlingen da zu sein, wie vor anno Tabak und an anderen Orten. Jetzt was zum Teufel treibst Du und wie geht es Euch? Ich bitte sehr, mich Deiner Frau zu empfehlen und die unbekannten gewachsenen Kinder zu grüßen. Wilhelm Schulz hat eine „Militärpolitik" geschrieben, Follen sein Vermögen durchgebracht und dichtet wieder, Gustav Siegmund war kürzlich ein halbes Jahr in London als Mediziner, hat Dich aber nicht aufgesucht, der Strolch. Ich habe auch bei Hasenclevers Tod sehr an Dich gedacht und an die paar Tage in Düsseldorf[2]). Es ist doch alles ein elendiglicher Traum.

Nächstens erscheint ein Band Erzählungen von mir, wenn Du sie etwa lesen magst, so schreibe es mir vorher. Dann mache ich zwei Bändchen Novellen, welche hier bei Franz Duncker erscheinen, einem demokratischen Verleger, und nachher werde ich wohl nach Zürich gehen, um endlich dort die dramatischen Dinge anzufangen, welche ich der Not des Lebens wegen bis jetzt immer vor mir schweben lassen mußte wie ein Fuchs die Trauben. Neulich wollte ich hier auf die Sternwarte gehen mit einem Bekannten[3]) und gedachte plötzlich dabei jenes Sternguckers in Düsseldorf, welcher auch in den Kneipen dabei war und seither immer so kleine Planeten ausspürt, der Narr, ich glaube, Lutter hieß er, sonst hatte ich ihn gänzlich vergessen. Was ist denn aus jenem lustigen Literatur-Köster[4]) geworden in dem rotsammetnen Schlafrock? Es sind seither allerlei Leiden und Leidenschaften über mich ergangen, habe mich aber so männlich aufrecht gehalten, daß ich doch vor einiger Zeit imstande war, verschiedene Leute zu prügeln, wofür ich um fünf Taler gebüßt wurde. Dies war in einer schönen Sommernacht. Einer davon war mir unbekannterweise ein Schriftsteller[5]), wie er sich nennt, welcher

[1]) Friedrich Ludwig Keller.
[2]) Vgl. Bd. 1 S. 213.
[3]) Adolf Hirsch, vgl. Bd. 1 S. 226.
[4]) S. o. S. 250.
[5]) Schlivian.

seine Schande selbst in die „gute" Gesellschaft[1]) trug und bekannt machte, was ich für ein Zeisig sei; seither halte ich mich wieder so still und steif in meinem schwarzen Fräcklein, als ob nichts geschehen wäre, und die Leute sagen, ich müßte vermutlich den Rappel gehabt haben. Jener Strolch aber geht immer hinter mir durch.

Ich weiß wahrhaftig gar nichts Vernünftiges zu schreiben, weil ich nicht die mindesten Anknüpfungspunkte habe, und schreibe ganz mechanisch, nur um zu schreiben. Also schreibe mir bald, damit einiger Stoff sich ansetze, d. h. wenn Du mir noch wohl willst! Was macht denn Deine ganze Familie und wo lebt und webt denn Euere Fräulein Mariechen, Deine Schwägerin? und wie geht es ihr? Ruge soll ein Drama gemacht haben, dessen Sujet Herwegh sei, das ist gewiß ein schöner Stiefel. Jener Emil Meklenburg-Rustorf stiefelt in Berlin herum als medizinischer Schriftsteller und Arzt. Er tut sehr verächtlich über die literarischen und poetischen Dinge.

Bis Ende November wohne ich noch Bauhof 2 in Berlin und werde dann entweder verreisen oder eine andere Wohnung beziehen.

Ich grüße Euch alle tausendmal und verbleibe

Euer ergebenster Gottfried Keller.

129. An Hermann Hettner

Berlin, den 2. November 1855.

Lieber Hettner!

Ich kann es nicht länger anstehen lassen und muß Ihnen diesen unangenehmen Brief einstweilen schreiben. Ich habe Sie abermals angeführt, aber gewiß ganz gegen meine Berechnung, und will es versuchen, Ihnen wenigstens erklärlich zu machen, wie es gekommen ist, damit Sie mich einigermaßen entschuldigen mögen. Ich hatte von Vieweg für das Buch, das erst Scheube verlegen sollte, 400 Taler zu erwarten in zwei Zahlungen. Doch wie der Kontrakt abgeschlossen werden sollte und er merkte, daß ich sehr pressant war und von ihm abhing,

[1]) Z. B. zu Varnhagen.

zwickte er mir schnell noch 50 Taler herunter, so daß es nur noch 350 waren. Nun mußte ich aber hievon dem Scheube 300 zurückgeben, worüber er zwei Wechsel auf mich gezogen und in den großen Handel geworfen hatte, auf den 15. August und 15. Juli. Inzwischen, als das Buch gedruckt wurde, stellte es sich heraus, daß mein Manuskript die kontraktliche Stärke nicht hatte, indem in dem Kontrakt stand: 25 Duodezbogen, was 37½ Bogen ausmacht zu 16 Seiten; ich hatte natürlich nur solche im Auge, hatte das Wort Duodezbogen, welches 24 Seiten bedeutet, in meinem Leben nie gehört, es war der Roman zum Maßstab genommen, in welchem die Bogen auch von 1—16 Seiten bezeichnet sind, wie es auch in dem neuen Buche der Fall ist, aber item, es werden 24 Seiten auf den Bogen gesetzt, und da ich das Ding arglos unterzeichnet hatte, so mußte ich mir abermals einen verhältnismäßigen Abzug gefallen lassen, so daß ich am Ende, statt der 400 Taler, welche ich ursprünglich in Aussicht hatte, 290 erhielt, mit welchen ich dem Scheube seine 300 zurückgeben mußte, was eine große Schwierigkeit war, da mich Vieweg malitiöserweise auf die zweite Zahlung noch lange warten ließ. So hatte ich nur die Wahl, entweder ins Wechselgefängnis zu spazieren oder Ihnen mein Wort nicht zu halten und habe im Vertrauen auf eine ausgleichende Zukunft das letztere vorgezogen. Es kann mir indessen nicht lange mehr so gehen, und wenn ich nur erst etwas Luft bekomme, wird sich die Sache schon wenden; denn es ist mir jetzt alles klar und durchsichtig und ich weiß genau, was ich tun will; ich hätte mich auch diese letzten Monate unfehlbar nachgeholt, wenn mir der Teufel, nach fünfjähriger guter Ruhe, nicht eine ungefüge Leidenschaft[1]) auf den Hals geschickt hätte, die ich ganz allein seit dreiviertel Jahren auf meiner Stube verarbeiten muß und die mich alten Esel neben dem übrigen Ärger, Zorn und mit den Schulden um die Wette zwickt und quält. Ich sage Ihnen, das größte Übel und die wunderlichste Komposition, die einem Menschen passieren kann, ist, hochfahrend, bettelarm und verliebt zu gleicher Zeit zu sein und zwar in eine elegante Personnage. Doch behalten Sie ums Himmelswillen diese Dinge für sich!

[1]) Zu Betty Tendering.

Vieweg scheint jetzt zu den übrigen Brutalitäten auch noch die unangenehme Weise anzunehmen, daß er die Bücher verschleppt und sich ein Vergnügen daraus macht, dem Intresse des Schriftstellers an einem beförderten Erscheinen seines Buches keine Rechnung zu tragen. Eh' er das Manuskript hat, wird man geängstigt und tribuliert mit Briefen und Korrekturbogen; sobald aber der Schluß abgeliefert ist, steht alles still und er läßt die Sache gemütlich liegen. Dies ist eine so nackte und unverschämte Fabrikbehandlung, daß es kaum zu ertragen ist, und beinahe wären jene Verleger vorzuziehen, welche kein Geld haben, aber dafür wenigstens phrasenreich, dankbar und aufmerksam sind, wenn sie etwas Gutes zu verlegen bekommen. Vom ersten Band Ihrer Literaturgeschichte ist auch noch nichts zu sehen. Hoffentlich sind Sie mit den lieben Ihrigen gesund, und so grüße ich Sie bis zu meiner gänzlichen Rehabilitation in Ihrem Hause, an der ich eifrig arbeite, bestens.

Ihr Gottfr. Keller.

130. An Franz Duncker

Berlin, den 8. November 1855.

Geehrter Herr Dunker!

Damit Sie nicht etwa Vorkehrungen wegen des Druckes treffen, finde ich doch für gut, Ihnen anzuzeigen, daß ich seit mehreren Wochen alle Lust verloren habe, an Ihrem Buche zu schreiben, und dasselbe für einige Zeit zur Seite legte.

Erst war ich sogar willens, diese Arbeit so lange hinzuziehen, bis das ganze Honorar in Strafabzügen aufgegangen wäre. Da ich aber hiefür billig nur ausgelacht würde, so will ich das Werklein doch bis etwa im Januar künftigen Jahres fertig machen, ohne Übereilung.

Mit den Saint Paulschen Sachen[1]) ist nach meiner Ansicht nichts anzufangen, ich wenigstens kann nicht klug daraus werden. Herr March[2]), bei dem sie liegen, wird sie Ihnen wieder zustellen. Ihr ergebenster Gottfried Keller.

[1]) Über Saint-Paul vgl. Fontane, Scherenberg S. 137 ff.

[2]) Über diesen vgl. Bd. 1 S. 225.

131. An die Mutter

Berlin, den 11. November 1855.

Liebe Mutter!

Ich habe mich nun entschlossen, womöglich diesen Monat noch nach Hause zu kommen; denn ich kann es in Berlin nicht mehr aushalten. Mein Mißgeschick liegt eigentlich mehr in mir selbst. Ich könnte genug verdienen und tue es auch; wenn ich nur einmal ruhig und ohne Sorgen arbeiten könnte. Als ich den Roman fertig hatte, glaubte ich, diese Zeit sei herangekommen und war auf dem besten Wege. Da schlug mir der Teufel eine andere Geschichte dazwischen, offen gesagt, aber nicht zum Weitersagen, eine traurige Affäre mit jenem Frauenzimmer, welche diesen Sommer Dich besuchen wollte. Ich habe davon so viel Kummer und Verdruß gehabt, daß ich fast nichts tun konnte und wieder rückwärts kam; und es gibt in dieser Sache keinen anderen Ausweg, als daß ich von hier weggehe. Ich muß durchaus einmal meine Schulden auf einen Schlag bezahlen und gänzlich reinen Tisch machen, zu Hause sein und mich wohl befinden; dann kann ich erst vorwärts kommen. Die Herren und Freunde in Zürich wollten mir zwar schon einmal hiezu behülflich sein: aber sie haben es so ungeschickt und unzulänglich gemacht, daß ich dadurch nur mehr hineingeriet, anstatt hinaus. Denn ich mußte über dem Abwarten der Sache gerade so viel Schulden machen, als ich dann Geld erhielt.

So bin ich nun darauf gewiesen, daß wir uns selbst helfen; aber mit einem Briefchen zu verkaufen, wie Du meinst, ist es nicht getan[1]). Um von hier wegzukommen und alles zu bezahlen, brauche ich geradezu 600 Taler, welches ungefähr 1000 Gulden sind. Diese würde ich in einem halben Jahre leicht verdient haben mit den angefangenen und bereits verakkordierten Arbeiten; aber ich kann hier nichts mehr tun, sondern ich werde krank, wenn ich noch länger hier bleiben muß. Was ich also jetzt nach reiflicher Erwägung von Euch verlange, ist nicht ein Opfer

[1]) Die Mutter an Gottfried, 7. November 1855: „Wir beide wären ja gerne geneigt gewesen, ein Kapitalbriefchen aufzubrechen, für Dir nach Hause zu verhelfen, was ich Dir schon einmal geschrieben."

oder ein Verluſt, ſondern eine Verbeſſerung unſerer Lage, und da ich es einmal tue, ſo müßt Ihr ohne Grübeln und Bedenken es ſogleich tun. Ihr müßt nämlich ſogleich von Euren Briefgeſchichten, die Ihr da habt, tauſend Gulden aufbrechen und mir die ſchicken, damit ich ſicher dieſen Monat noch von hier fort kann. Wenn Du nicht ganz gut weißt, wie das zu machen iſt, ſo lege ich einige Zeilen an den Regierungsrat und Finanzdirektor Sulzer bei[1]); gehe damit zu dieſem und gib ihm den Brief, und er wird ſo gut ſein und Dir ſeinen Rat geben oder die Sache ganz beſorgen. Er wird vielleicht auch ſo gut ſein, einen Wechſel zu beſorgen mit dem Gelde. An Gold würde ich verlieren müſſen, da die Napoleondors hier einige Batzen weniger gelten.

Dagegen verſpreche ich, daß ich von Stund an nach meiner Heimkehr unſern Haushalt übernehmen, den Mietzins bezahlen und alles „durch den Bach ſchleiken“[2]) will, wie man zu ſagen pflegt. Mit dem, was ich in Berlin täglich bar ausgeben muß, kann ich dies ganz gut. Da ich von dem Buchhändler noch einzuziehen habe, ſo werde ich einige hundert Franken mit zurückbringen. Bis zum März künftigen Jahres ſind mir wieder 200 Taler fällig, die ich dann in die Taſche ſtecken kann, und ſo kann ich, wenn ich erſt einmal in meinem Stübchen ſitze, von einem Vierteljahr zum andern bequemlich für neue Einkünfte ſorgen. In längſtens zwei Jahren werde ich das Kapital wieder erſetzen können und zu dieſem Ende hin, wenn es nötig iſt, damit wir den Verdienſt auf die Seite legen können, eine Stelle ſuchen.

Aber jetzt muß ich darauf rechnen, daß die Sache unfehlbar vor ſich geht. Ich muß durchaus fort, und je eher, je lieber; nur dadurch wird es ſich auch entſcheiden, was an jener Geſchichte Gutes oder Böſes iſt; und zu dieſem Ende hin darf kein Schuldenmakel auf mir haften, wenn ich von hier weg bin.

Alſo, damit Ihr ganz klar ſeid über dieſe Sache, ſo iſt ſie kurz gefaßt die: es fallen für einige Zeit 40 oder 50 Gulden Zinſen aus; dafür werdet Ihr einen Mann im Hauſe haben, der einen

[1]) Brief Nr. 132.

[2]) ſchleppen.

hübschen Verdienst hat, und daß ich dies sein kann, dazu sind alle Bedingungen vorhanden, und es hat mir dazu nur die feste Heimat und Ruhe gefehlt; denn man muß sich zu Hause fühlen; das Leben bei fremden Leuten und in den Wirtshäusern ist mir zum Sterben verleidet.

Gehe jedenfalls sogleich zu Herrn Sulzer mit den nötigen Papieren! Er wohnt auf der Staatskanzlei und wird vielleicht gegen den Schuldbrief oder die Briefe, die Du dazu verwendest, das Geld gleich aus einer öffentlichen Kasse hergeben, so daß weitere Umtriebe und etwaige Verluste wegfallen würden.

Je früher ich Antwort erhalte, desto besser; ich werde sogleich aufbrechen. Ich habe meine Wohnung schon gekündigt, denn ich habe keine ruhige Stunde mehr in Berlin. Dem Herrn Chronigk müßtest Du auf den ersten dann auch kündigen.

Wenn Du den Regierungsrat Sulzer nicht sogleich sprechen kannst, so laß ihm mein Billet einstweilen zustellen.

Euer Sohn und Bruder

G. Keller.

132. An Johann Jakob Sulzer

Geehrtester Herr Regierungsrat!

Ich kann es in Berlin nicht mehr aushalten und komme, wenn ich länger hier bleiben muß, rückwärts anstatt vorwärts. Meine Mutter will mir, da ich durchaus unbescholten von hier weggehen muß verschiedener Gründe wegen, dazu behülflich sein und zu diesem Ende hin einen Schuldbrief oder Hypothek veräußern. Da dies für die bejahrte Frau Schwierigkeiten und allerlei Umstände haben möchte, so nahm ich mir die Freiheit, dieselbe an Sie zu verweisen mit der ergebensten Bitte, Sie möchten sich gütigst ein wenig ihrer annehmen und ihr einen Rat geben, wie sie am leichtesten zu der Barschaft und zu einem guten Wechsel gelangen kann, den sie mir senden soll. Sie würden sich hiedurch ein großes Verdienst um mein Gedeihen erwerben, denn die Sachen stehen nun so, daß mir nur die Heimat und die Ruhe fehlt, um mich ganz gut anzulassen. Mit dem, was ich in Berlin brauche, kann ich meine kleine Familie in Zürich bequem ernähren und die Verwendung des kleinen Kapitales ist daher

eine Verbesserung unserer Lage, da ich in dem teuren Berlin so viel Geld nutzlos ausgeben muß.

Mit achtungsvollen Grüßen mich Ihnen ferner empfehlend

Ihr ergebenster Gottfr. Keller.

Berlin, den 11. Nov. 1855.

133. An Johann Jakob Sulzer

Geehrter Herr und Freund!

Ich danke Ihnen herzlichst für die freundliche Gefälligkeit, mit welcher Sie meiner Mutter und mir nicht nur mit Ihrem Rat, sondern sofort mit der Tat beigesprungen sind. Ich habe soeben den mir gütigst vermittelten Wechsel erhalten und werde sobald möglich abreisen. Es hält mich nichts mehr auf, als die Korrektur eines Buches, das Vieweg so langsam wie möglich druckt. Wenn ich aber nicht dieser Tage den Schluß erhalte, so werde ich dessenungeachtet abreisen, um in Zürich eine ordentliche und geregelte Industrie zu betreiben. Rohstoff hat sich nun genug angesammelt während der sieben Jahre in der Wüste; es tut mir nur leid, daß ich gerade nun der Aufführung des „Tannhäuser" aus dem Wege laufe, auf welche ganz Berlin gespannt ist.

In der sichern Aussicht, Sie bald persönlich begrüßen zu können, empfehle ich mich Ihrer ferneren Freundschaft und bitte mich inzwischen auch gelegentlich noch jenen anderen Herren zu empfehlen, mit denen so große Veränderungen vorgegangen sind[1]).

Ihr ergebenster Gottfried Keller.

Berlin, den 16. November 1855.

134. An die Mutter

Liebe Mutter!

Ich habe soeben vom Regierungsrat Sulzer einen Wechsel über 630 Taler empfangen nebst einem freundlichen Briefe, woraus ich ersehe, daß Ihr sofort auf meinen Vorschlag ein-

[1]) Alfred Escher, der 1855 aus dem Regierungsrat des Kantons Zürich ausgetreten, und Jakob Dubs, der, dreiunddreißigjährig, Regierungspräsident geworden war.

gegangen seid. Schreibe mir nun umgehend, bis wann der Dr. Chronigk auszieht, damit ich mich danach richten kann; denn am liebsten packte ich nun sogleich auf.

Sage dem Herr Schulzen, daß ich ihnen morgen oder übermorgen schreiben werde und lasse sie einstweilen sehr grüßen.

Euer Sohn und Bruder
Gottfr. Keller.

[Berlin, 16. Nov. 1855.]

135. An Lina Duncker

[Berlin, 17. November 1855.]

Geehrteste Frau Duncker!

Da, wie ich höre, Herr Duncker verreist ist, so will ich mich mit diesen Zeilen an Sie wenden in der Hoffnung, daß Sie dieselben aufnehmen möchten, wie sie gemeint sind. Ich bin in den letzten Monaten etwas verbittert und verbohrt gewesen, da allerhand tolles Zeug über mich ergangen ist und ich gezwungen war, so lange in Berlin zu bleiben. Da ich aber nun in acht Tagen endlich abreise, so bin ich so zufrieden und vergnügt, daß alles mir in einem vernünftigeren Lichte erscheint, und muß vornehmlich Ihnen ein großes Unrecht abbitten, das ich gegen Sie begangen habe. Als ich nämlich jüngst bei Wagner war, verleitete mich der Dr. Frese[1]) durch sein ewiges Fragen zu großem Zorne, daß ich mich gänzlich vergaß und ohne Rücksicht auf den Ort und die Gesellschaft über Sie räsonnierte. Auf seine Frage nämlich, die er mir an allen öffentlichen Orten immer zuruft, ob die Novellen fertig wären, sagte ich, nein: ich hätte sie beiseite gelegt, auf die Frage: warum? weil ich die Lust verloren hätte, für Sie zu arbeiten! und auf die Frage: warum dies? weil Sie mich ungezogen behandeln, da Sie mich nicht ein einziges Mal mehr rufen ließen und ich gar nicht wüßte, woher diese Ausschließung käme, nachdem Herr Duncker einen Kontrakt mit mir abgeschlossen, und ich ließe mich nicht wie eine Strohpuppe behandeln, die man nach Laune in ein Haus ziehen und wieder hinauswerfen könne.

[1]) Julius Frese.

Hierauf hielt mir Freſe eine grobe Predigt, daß ich Sie beſuchen müſſe ꝛc. vom Standpunkte eines höflichen Geſellſchaftsmenſchen aus und mit dem Verſtändnis eines ſolchen, worauf ich anfing, ihm auseinanderzuſetzen, daß ich ohnehin nicht mehr zu Ihnen kommen könne, weil ich Ihnen mehrmals meine Meinung von Dr. Behſe[1]) geſagt, Sie aber ſeither dieſen fortwährend bei ſich ſähen, während ich ſeit Monaten gänzlich ignoriert werde; ich verbreitete mich über dieſen Gegenſtand mit einiger Heftigkeit. In der Sache ſelbſt bin ich noch der Meinung und wenn ich länger in Berlin bleiben würde, ſo würde ich überhaupt in kein Haus mehr gehen, in welchem der Dr. Behſe Zutritt hat; denn dieſer iſt ein abſcheulicher Menſch.

Aber es war unrecht von mir, mich ſo zu vergeſſen und dieſe Dinge in einer Bierkneipe zur Sprache zu bringen; ich habe das nächſte Mal, wo ich hinkam, erklärt, daß ich es bereue und daß ich unrecht getan hätte, und bitte hiemit nun auch Sie herzlichſt um Verzeihung, indem ich alles als ungeſprochen zu betrachten bitte, was ich in dieſer Materie dort geſagt. Da ich von den hieſigen ſozialen Übelſtänden nun befreit bin, ſo wünſchte ich wenigſtens da, wo ich eine Zeitlang gern hingegangen bin, mit äußerlichem Frieden und Anſtand abzuziehen, zumal mich nun dieſe ſämtlichen Dinge nichts mehr angehen. Obgleich ich weiß, daß Sie, Frau Duncker, ein Taugenichts ſind, ſo kann ich Ihnen doch nicht ernſtlich böſe ſein und muß Sie ſchließlich immer wieder gern haben, und hiemit können Sie auch ein wenig zufrieden ſein; denn diejenigen, welche ich gründlich haſſe und verachte, ſind nicht zu beneiden.

Ich bitte Sie, Herrn Duncker zu ſagen, daß ich ſein Buch in Zürich ſo raſch als möglich fertig machen werde; in Berlin habe ich ſeit vielen Wochen keine ruhige Stunde mehr; es ſoll aber nicht ſein Schade ſein; denn ich glaube, es wird ein ganz gutes Buch werden. Sollte er aber wünſchen, aus der Sache heraus zu ſein, ſo würde ich augenblicklich für einen Verleger ſorgen, der ſie übernähme.

[1]) Über Eduard Behſe (ſ. oben S. 343, Anm. 1) vgl. auch Gutzkow, Rückblicke auf mein Leben S. 108 f. (Ausgew. Werke, herausg. v. Houben 11. Bd. S. 126 f.) und Laube, Erinnerungen, Geſ. Werke, herausg. v. Houben 40. Bd. S. 255 f.

Und hiemit leben Sie wohl, wenn Sie diesen Abschied wohl aufnehmen mögen, und bessern Sie sich auch ein bißchen nach meinem Beispiel. Ihr ergebenster

Gottfr. Keller[1]).

136. An Lina Duncker

[Berlin, Ende November 1855.]

Liebe Frau Duncker!

Ich habe vergessen, die beifolgenden Bilderhefte in meine Bücherkiste zu packen und weiß jetzt nichts anderes damit anzufangen, als daß ich sie Ihnen schenke, da Sie sich noch am ehesten mit dergleichen Kirmesware abgeben. Es ist übrigens, wie Sie sehen, ein abgeschnapptes Wesen ohne Anfang und Ende.

Sodann muß ich Sie noch um eine Gefälligkeit bitten. Es ist vom Verleger Weber in Leipzig ein Werk an die Redaktion der „Volkszeitung" geschickt worden auf meine Veranlassung: „Militärpolitik von Wilhelm Schulz-Bodmer". Dies sollte notwendig von Herrn Duncker und anderen höheren Geistern der Zeitung selbst gelesen und dann etwas eingehend besprochen werden. Der Gegenstand des Buches ist für die „Volkszeitung" selbst sehr wichtig. Der Verfasser ist ein alter Ehren- und Freiheitsmann, der vor 48 lange ein bedeutender politischer Schriftsteller war und dann als hessischer Abgeordneter im Frankfurter und Stuttgarter Parlament saß, von wo er wieder in Zürich einrückte.

Also bitte ich Sie, wenn Sie so gut sein wollen und Ihre löblichen Gesinnungen gegen mich nicht geändert haben, dies zu besorgen.

Ich habe mich wieder sehr schlecht aufgeführt bei Ihnen; aber ich kann nicht dafür und führe mich jetzt fast überall schlecht auf und habe auch gewissermaßen ein Recht dazu. Grüßen Sie auch das Fräulein Tendering noch von mir, wenn Sie ihr schreiben.

Damit Herr Duncker mich um sein Buch belangen und zwiebeln kann, falls es sich verzögern sollte, muß ich auch noch meine sichere Adresse zurücklassen. Ich wohne in Zürich an der Ge-

[1]) Lina Dunckers Antwort: Ermatinger, G. Keller und das Dunckersche Haus. Deutsche Rundschau, Oktober 1912 S. 49 f.

meindegasse in Hottingen. Jedoch werde ich es jedenfalls rasch fertig machen, und Herr Duncker soll nur das Geld parat machen für die sieben Auflagen, die es[1]).

137. An Hermann Hettner

Lieber Hettner!

Es war sehr freundlich von Ihnen, daß Sie mir auf meinen Lamentobrief so rasch und teilnehmend antworteten[2]). Was mich in Berlin so lang festhielt, waren meine Schulden, die immer sich auf einer gleichmäßigen Höhe erhielten. Ich wollte nicht nach Hause, ehe dieselben bezahlt und die Existenz zu Hause gesichert wäre. Nun fehlte nichts als daß ich ein einziges halbes Jahr anhaltend schrieb, so hatte ich ausreichende Mittel zu allem. So brauchte ich nur die Novellen rasch fertig zu machen, die ich einem Berliner Verleger gegeben, um 500 Taler zu haben. Bis zum 15. November sollten sie fertig sein, allein wie ich recht angefangen, kam die alte Misere über mich; es ist mir nicht mehr möglich, einen Tag ruhig zuzubringen in Berlin, und ich schrieb daher an meine Mutter, welche mich schon mehrmals loseisen wollte. So habe ich jetzt wenigstens meine Berliner Schulden bezahlt und reise diese Woche, etwa Donnerstag oder Freitag, nach Hause. Dort werde ich mit Teilnahme von allen Seiten erwartet, mehr als ich geglaubt habe, und werde wenigstens wieder einen guten und zuverlässigen Umgang genießen und zwischen meinen eigenen vier Wänden sitzen.

Ich wollte erst direkt auf dem schnellsten Wege hin. Es wäre

[1]) Der Schluß des Briefes ist abgeschnitten.

[2]) Hettner an Keller, 4. Nov. 1855: „Ich bedaure Sie wegen Ihres Ungemachs und nehme herzlich teil daran. Meine Meinung ist schon lange gewesen, daß Sie unter allen Umständen von Berlin losgeeist werden müssen. Dort kommen Sie nicht zur Ruhe ungestörter Produktion. Sie müssen nach Zürich. Oder besser: machen Sie einstweilen hier eine Zwischenstation! Ich will mich nicht unnötig in Ihr Vertrauen eindrängen; aber Sie kennen meine aufrichtige Gesinnung. Sagen Sie mir also, woran es eigentlich hängt, daß Sie nicht von Berlin loskommen? Haben Sie Gläubiger, so läßt sich mit diesen vielleicht ein Abkommen treffen ... Daß ein Liebesleid in Ihnen stecke, glaubte ich schon aus Ihrem letzten Brief herauslesen zu dürfen. Sind Sie glücklich, wohlan! Stemmen sich Ihnen Hindernisse entgegen, so ist auch hier mein Refrain: ‚Fort von Berlin!'"

aber doch zu arg, wenn ich Dresden gar nie betreten hätte, und so werde ich für einige Tage dort ankehren, und Sie können sich also darauf gefaßt machen, einige Stunden mit mir verbringen zu müssen.

Daß Moleschott nach Zürich berufen ist, werden Sie gelesen haben. Ich wartete täglich auf Ihr Buch. Es ist noch die Frage, ob ich von dem meinigen auch nur die Aushängebogen werde mitnehmen können. Man hat es mir zwar versprochen. Das ist ja eine elende Geschichte mit diesem Vieweg; seine Ausstattung ist auch hinter den anderen zurückgeblieben, auch weiß kein Teufel, wo er steckt, denn nie ist mehr ein Brief oder eine Antwort von ihm zu erhalten.

Also bis zum Wiedersehen meine besten Grüße. Ihr

Berlin, den 25. November 1855. Gottfr. Keller.

VI

Zürich

1856—1861

138. An Lina Duncker

Liebe Frau Duncker!

Da ich das Buch für Herrn Duncker noch nicht fertig habe[1]), so will ich einstweilen noch an Sie schreiben und zu Handen Ihres werten Hauses Ihnen anzeigen, daß ich mich schon seit vier Wochen zu Hause befinde und meine liebe Mutter und Schwester wohl und munter angetroffen habe. Erstere ist sehr dauerhaft und hat sich in den sieben Jahren fast gar nicht verändert, sie macht alles selbst und läßt niemand dreinreden; auch klettert sie auf alle Kommoden und Schränke hinauf, um Schachteln herunterzuholen und Ofenklappen zuzumachen. Ich mußte mir eine Serviette zum Essen förmlich erkämpfen, und da gab sie mir endlich ein ungeheures Eßtuch aus den neunziger Jahren, von dem sie behauptete, daß es wenigstens vierzehn Tage ausreichen müsse! Ich kann es wie einen Pudermantel um mich herumschlagen beim Essen. Meine Schwester ist eine vortreffliche Person und viel besser als ich; als ich eines Tages wieder melancholisch war und die Mutter in der Zerstreuung etwas anfuhr, ohne es zu wissen, rückte mir Regula auf das Zimmer und hielt mir eine so scharfe Predigt, daß ich ganz kleinlaut und verblüfft wurde[2]). Beide hatten große Freude, als ich kam, aber ich habe ihnen auch nicht im mindesten imponiert! In Dresden bin ich acht Tage gewesen, und es ist mir allda gut ergangen. Ich sah dort alle schrecklichen Leute, Auerbach war sehr zutulich gegen mich, und ich sah ihn alle Tage, Gutzkow aber verhielt sich gemessen und diplomatisch, weil er mit Auerbach gespannt ist und ich zufällig zuerst zu diesem gegangen war; Gutzkows Frau, neben welche ich bei einem Essen

[1]) Die „Galatea"-Novellen.

[2]) Lina Duncker an Gottfr. Keller: „Hoffentlich dürfen Sie in Ihrer Mutter Haus nicht so donnerwettern, wie hier in dem chambre garnie der Bauhofgasse."

zu sitzen kam, ist eine ganz nette und liebe Frankforterin, die den Teufel nicht fürchtet; Auerbachs die seinige hingegen sehr hübsch, aber mehr gemacht. Ich habe auch den Dawison[1]) gesehen als Othello, den er prächtig, sonor und eigentümlich spielte. Als Mephisto stach er nicht sonderlich hervor; doch machte er etwas sehr Hübsches. Während nämlich in der Hexenküche die Hexe ihren Hokuspokus macht und Faust in dem Kreise steht, warf sich Dawison als Mephisto in einen Stuhl und pfiff eine kleine Meerkatze herbei, die er auf den Schoß nahm, auf dem Knie reiten ließ und gar anmutig teuflisch mit ihr spielte, was sehr behaglich aussah. Devrient[2]) sah ich im „Glas Wasser"[3]); auch dieser hat eine ganz andre Persönlichkeit und ein anderes Organ als die Berliner Knäbchen, Liedtke natürlich nicht ausgenommen. Hier in Zürich geht es mir bis dato gut, ich habe die beste Gesellschaft und sehe vielerlei Leute, wie sie in Berlin nicht so hübsch beisammen sind. Auch eine rheinische Familie Wesendonck ist hier, ursprünglich aus Düsseldorf, die aber eine Zeitlang in Neuyork waren. Sie ist eine sehr hübsche Frau, namens Mathilde Luckemeier, und machen diese Leute ein elegantes Haus, bauen auch eine prächtige Villa in der Nähe der Stadt, diese haben mich freundlich aufgenommen. Dann gibt es bei einem eleganten Regierungsrat[4]) feine Soupers, wo Richard Wagner, Semper, der das Dresdner Theater und Museum baute, der Tübinger Vischer und einige Züricher zusammenkommen und wo man morgens zwei Uhr nach genugsamem Schwelgen eine Tasse heißen Tee und eine Havannazigarre bekommt. Wagner selbst verabreicht zuweilen einen soliden Mittagstisch, wo tapfer pokuliert wird, so daß ich, der ich glaubte aus dem Berliner Materialismus heraus zu sein, vom Regen in die Traufe gekommen bin. An diversen zürcherischen Zweckessen bin ich auch schon gewesen; man kocht sehr gut hier, und an Raffiniertheiten ist durchaus kein Mangel, so daß es hohe Zeit war, daß ich heimkehrte, um meinen Landsleuten Moral und Mäßigung zu predigen,

[1]) Bogumil Dawison (1818—1872).
[2]) Emil Devrient (1803—1872).
[3]) Von Scribe.
[4]) Dr. J. J. Sulzer.

zu welchem Zweck ich aber erst alles aufmerksam durchkosten muß, um den Gegenstand recht kennen zu lernen, den ich befehden will. Heinrich Simon erinnerte mich in seiner Art und Weise ungeheuer an den Stahr-Lewaldischen Ton, ich glaubte mitten in Berlin zu sein.

Wir wohnen parterre in einem Garten, am Fuß eines Berges, der von Gärten und Gehölzen bedeckt ist, so daß der Frühling wieder einmal sehr schön für mich werden wird, es ist aber auch Zeit dazu. Nur soll es eine Menge Spinnen geben, die im Sommer aus dem Garten in die Stuben kommen. Berlin habe ich schon gänzlich vergessen, eigentlich in Dresden schon, was sich erwarten ließ. Dennoch sind nicht üble Leute dort, wenigstens zeitweise, und ich danke Ihnen auch besonders für alle mir erwiesene Freundlichkeit.

Fast hätte ich vergessen, meine große Freude darüber auszudrücken, daß jener Behse gefangen sitzt; hoffentlich wird er recht lang innebehalten und nachher aufgehenkt[1]).

Darf ich Sie bitten, inliegendes Briefchen etwan auf die Stadtpost werfen zu lassen? Herrn Duncker werde ich bald schreiben und bitte mich bis dahin empfohlen sein zu lassen.

Ihr ergebenster Gottfried Keller.

Zürich-Hottingen, Gemeindegasse den 13. Jan. 1856.

139. An Hermann Hettner

Zürich, den 6. Februar 1856.

Lieber Freund!

Ich habe Ihr Buch seit länger als vierzehn Tagen und es beinahe zu Ende gelesen[2]); die Exemplare an Köchly und Vischer habe ich sofort abgegeben, aber noch keinen der Herren darüber gesprochen; Vischer werde ich heut abend sehen und Köchly seinen Einladungen gemäß nächstens einmal besuchen.

[1]) Behse war wegen Beleidigung einer mit dem preußischen Königshause verwandten Persönlichkeit in seinem Buche über Mecklenburg zu mehreren Monaten Gefängnis und Ausweisung aus Preußen verurteilt worden, vgl. Varnhagen, Tageb. XII S. 369. Ring, Erinnerungen II S. 106.

[2]) Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts, Erster Teil 1856.

Da ich wenigstens meine Freiexemplare („Leute von Seldwyla") erhalten, so scheinen Sie ja von der bewußten Viehhürde aus noch schlechter behandelt zu werden als ich; man hatte mir geschrieben, es sei bereits ein Exemplar an Sie abgegangen, also war es gelogen. Ich will heute hinschreiben, daß man auch eines für Auerbach in Ihr Paket legen soll, welches ich dann nebst den gehörigen Grüßen abzugeben bitte. Das ist ja ein schreckliches Wandeln auf dieser via bestia. Wenn der Hund mein Buch vor einem Vierteljahr versendet hätte, wie er recht gut gekonnt, so wäre jetzt bereits das Schicksal desselben entschieden und ich um einen Schritt weiter gebracht; aber darin scheint das Gewissen, das der Strolch bei jeder Autorversäumnis anruft, aufzuhören! Im Buchhandel ist noch keine Spur von unseren beiden Sachen. Doch mag sich der Herr Vieweg nur vorsehen; wenn er es zu arg macht, so soll ihm in mir ein so stachliges und verhängnisvolles Unkraut erwachsen, wie es seit langem nicht geschehen, und ich will seiner Firma einen feurigen Strohwisch an den Schwanz hängen, der weithin leuchtet.

Über Ihr Buch meine Meinung zu sagen, ist etwas bedenklich, da ich mich fast gänzlich wie ein Lernender zu demselben verhalten muß und den Gegenstand oder die Gegenstände desselben fast gar nicht kenne, vielmehr aufgefordert werde, sie nun kennen zu lernen. Dennoch will ich mich unterfangen und einige oberflächliche Bemerkungen zum besten geben. Vor allem muß ich dankbar die einfache durchsichtige Zweckmäßigkeit in der Anordnung und den scheinbar leichten Fluß und anmutigen Fortgang des Werkes anrühmen, indem alles an seiner rechten Stelle steht und fast mühelos seine Wirkung tut, ohne mit ostensiblen Parabasen und eigensinnigen doktrinären Satzlabyrinthen dem Leser Gewalt anzutun. Indem Sie sich nicht mit der gehabten Arbeit breitmachen und nirgends Ihren Rapport zum Leser schwerfällig machen, gelingt es Ihnen doch vollständig, uns für eben diese Arbeit zu intressieren, und bestimmen uns, diese möglichst nachzuleben und die vorgeführten Gegenstände unmittelbar kennen zu lernen, und dies ist ein großer Gewinn und wird Ihr Verdienst sein: fortan nicht nur die englische Revolutionsgeschichte (à la Dahlmann), sondern auch die entsprechende

Kultur- und Literargeschichte in einem klaren und bündigen Werk als lehrreiches Exempel und Demonstrandum gewonnen zu haben. Wie zutreffend und zeitgemäß dies ist, zeigen die einzelnen Kapitel, wie das über Toland ꝛc., und wenn ich mir denke, daß nun die französische Abteilung folgt, so kann ich Ihr schönes Unternehmen nicht anders als ein sehr glückliches bezeichnen und wird sich gewiß als solches ausweisen.

Den 21. Februar.

Da bin ich liederlicher Mensch ganz von dem angefangenen Briefe abgekommen. Unsere beiderseitigen Bücher sind nun seither erschienen, und hoffentlich haben Sie das meine nun auch. Was mich an dem Ihrigen erbaut und erfreut hat, werde ich baldigst in einem Aufsätzchen zu beschreiben suchen; wo ich dasselbe unterbringe, weiß ich freilich noch nicht, wahrscheinlich in einem St. Galler literarischen Blatt, wenn es überhaupt in der Schweiz geschieht; denn die neue Monatschrift[1]) in Zürich wird sich kaum halten und ist in den Händen der doktrinären und zünftigen Professorenpartei, zu welcher leider auch Vischer sich gestellt hat. Köchly hat sich gleich anfangs von der Zeitschrift zurückgezogen. Ich will aber noch bei den Herren anfragen, ob sie eine größere Rezension von unzünftiger Hand aufnehmen wollen. Ich komme nur alle acht Tage mit Vischer zusammen in einem kleinen Wirtshausklübchen: er ist ein sehr liebenswürdiger und frischer Mensch als Person, hat sich aber, wie gesagt, ganz zu dem Universitätsvolk geschlagen. Die Verhältnisse des Polytechnikums lassen sich sachlich sehr gut an; es sind zum Beginn über Erwarten zahlreich Schüler eingetroffen; allein der Professoren- und Stellenbesetzungshader grassiert auch da und übt nicht den wohltätigsten Einfluß. Dies wird wohl eine Weile noch so fortwähren, bis die Herren einsehen, daß nichts dabei herauskommt. Die Schuld tragen hauptsächlich einige festgesessene Bursche der Universität, welche seit Jahren gegen den energischen Regierungspräsidenten Escher, der jetzt gesundheitshalber abgetreten ist, murrten, aber nicht laut zu werden wagten, die aber nun, seit er weg ist, auf einmal alles nachholen wollen und

[1]) Monatsschrift des wissenschaftlichen Vereins in Zürich (1856—59).

fortwährend krakehlen. Mit Moleschott fing's an, allein sie haben sich in Dubs[1]) verrechnet, und dieser läßt sich ebensowenig auf der Nase tanzen als Escher. Wenn es sich um die akademische Freiheit und um das organische Wohl der Institute handelte, wie diese Herren vorgeben, so wäre ich gewiß auf dieser Seite; allein es handelt sich um Ausschließung und Vermeidung unbequemer, frischer und konkurrierender Kräfte und um eine simpelhafte gegenseitige Garantie der Fakultäten. Die Hauptwühler haben nicht einmal ein lebendiges Interesse für unsere Anstalten, sondern tragen die Nase stets nach den Hofratsstellen in Deutschland hin gerichtet und gerieren sich demgemäß. Um auf Vischer zurückzukommen, so waren dessen Gründe gegen Moleschott, wenn man sich auf seinen doktrinären Standpunkt setzen wollte, noch etwas plausibel. Er gab nämlich vor, böse zu sein gerade gegen diesen Materialismus, weil er im Grunde nur die Karikatur seiner eigenen Identitätsphilosophie sei und diese kompromittiere (!), also die Geschichte von der vornehmen und plebejischen Demokratie. Es klingt aber doch nach etwas; was er sich aber neulich dachte, mag der Teufel wissen; der Erziehungsrat hatte die Fakultät beauftragt, ein Gutachten zu beraten, ob eine zweite ordentliche Professur für Philosophie zu errichten sei. In einer Versammlung, ich weiß nicht, ob des akademischen Senates oder der Fakultät, bejahte Vischer als Referent die Frage und zwar dahin, daß die Stelle gleich mit einer gewissen Person, einem hiesigen außerordentlichen Professor der Philosophie zu besetzen sei. Dieser ist ein ganz unbedeutender Mensch [], der aber freilich niemandem auf der Welt zu nahe tritt und niemandem Gefahr bringt, also der Besoldung würdig ist! Dagegen verwahrte sich Köchly, da kein Vorschlag, sondern ein allgemeines Gutachten verlangt sei; sogleich heftiger und grober Wortwechsel zwischen Vischer und Köchly. Vischer verbat sich den groben Ton Köchlys, und dieser erklärte, er werde keine Sprechübungen bei Vischer nehmen; dieser hält nämlich solche in einem Kolleg. Die Sitzung mußte aufgehoben werden, und eine folgende nahm ein ähnliches Ende.

[1]) Dem Nachfolger Alfred Eschers als Erziehungsdirektor. Bei der Berufung Moleschotts gab's großen Lärm.

Hier hat also Vischer sich direkt dazu hergegeben, einen unfähigen Menschen in die Stelle bringen zu helfen. Die Sache verhält sich aber noch komischer. Der bewußte Mensch sollte allerdings durch einen Teil des Erziehungsrates in die Professur eskamotiert werden aus Gevatterschaftsgründen, und deshalb erfolgte die Anfrage an die Fakultät; nun war diese diesmal so prompt und entgegenkommend, daß sie über das Ziel hinausschoß, den fraglichen armen Sünder gleich vorschlug, damit ja kein unbekanntes Ungeheuer aus dem Reiche komme, und um zugleich ein Vorschlagsrecht für die Zukunft zu erschleichen. Also zwei Fliegen mit einer Klappe. Aber gerade dadurch wurde der ganze Handel aufgedeckt, und es frägt sich nun, ob es gelingt. Doch werden Sie sich wundern, wie ich zu dieser langweiligen Klatscherei komme? Weil ich einmal am Schreiben bin und Sie vielleicht die Personen und deren Verhalten interessieren. Dem Köchly werfen die Professoren par excellence Servilismus gegen die Behörden vor, weil er sich mit den Schweizern gut stellt und sich mit den einsichtigeren und freieren Geschäftsmännern für die Sache der freien Wissenschaft, und nicht für die Zunft intressiert.

Sonst ist ein schrecklich reges Leben hier. Alle Donnerstag sind akademische Vorlesungen à la Singakademie in Berlin, im größten Saal der Stadt, wohin sich die Weiblein und Männlein vielhundertweise drängen und gegen zwei Stunden unentwegt aushalten. Semper hat einen allerliebsten und tiefsinnigen Vortrag gehalten über das Wesen des Schmuckes[1]). Vischer wird den Beschluß machen mit dem „Macbeth". Daneben sind eine Menge besonderer Zyklen der einzelnen Größen, so daß man alle Abend die Dienstmädchen mit den großen Visitenlaternen herumlaufen sieht, um den innerlich erleuchteten Damen auch äußerlich heimzuleuchten. Freilich munkelt man auch, daß die spröden und bigotten Züricherinnen in diesen Vorlesungen ein sehr ehrbares und unschuldiges Rendez-vous-System entdeckt hätten und daß die Gedanken nicht immer auf den Vortrag konzentriert seien.

[1]) Gedruckt in der „Monatsschrift" 1, S. 100 ff. (1856).

Ich gehe jetzt oft mit Richard Wagner um, welcher jedenfalls ein hochbegabter Mensch ist und sehr liebenswürdig. Auch ist er sicher ein Poet, denn seine Nibelungentrilogie enthält einen Schatz ursprünglicher nationaler Poesie im Text. Wenn Sie Gelegenheit haben, so lesen Sie doch dieselbe, Sie werden es gewiß auch finden. Auch Semper sehe ich, dieser ist ein ebenso gelehrter und theoretisch gebildeter Mann, als er genialer Künstler ist, und persönlich ein wahrer Typus der einfachen und gediegenen Künstlernatur. Er sagte, er habe den letzten Strich am Dresdner Museum noch fertig gemacht, als eben der Generalmarsch geschlagen wurde, und ist nun bekümmert, daß die kleine achteckige Kuppel oben dennoch nicht nach seiner Angabe fertig gemacht wurde. Diese Dresdner Gruppe hier unterscheidet sich überhaupt vorteilhaft von den andern Gruppen. Heinrich Simon[1]) riecht nach dem Lewaldschen Judentum, wenigstens jetzt, da er in Jura und Politik nichts zu tun hat und aus Langerweile ästhetisiert; schrecklicherweise kündigte er auf den Sommer Stahr und Lewald an! Diesem Paare ist doch auf dem Erdenrund nicht zu entfliehen! Neulich sah ich, daß Stahr in der „Nationalzeitung" wiederum Platz genommen hat und über ein Büchlein von Helgoland ein furchtbares Stück Raum gestohlen hat von dieser Zeitung, die monatelang keinen Platz für ein Feuilleton hat.

Grüßen Sie doch sehrest den Auerbach von mir, und ich hätte sein „Schatzkästlein" mit großem Danke erhalten. Ich warte nur noch, ihm zu schreiben, bis ich weiß, ob Vieweg ihm mein Büchlein[2]) geschickt hat oder schicken wird, weil ich im Nichtfalle es dann von hier aus tun und dazu schreiben werde. Die eigentlichen Erzählungen in Auerbachs Buch sind alle gut und hübsch, dagegen das andere Mischmasch allerdings sehr trivial und abgedroschen. Ich weiß nicht, was er damit will! Wenn er es hundert Geschichten nennt, so ist das eine schlechte Bezeichnung, denn es sind ja reine Aphorismen; hundert gute Anekdoten sind eben nicht auf der Straße gefunden, das kostet Fürze, wie

[1]) Über Heinrich Simon vgl. oben S. 282 Anm. 1 und S. 394.
[2]) „Die Leute von Seldwyla".

der alte Koch zu Rom[1]) sagte. Schreiben Sie mir auch, was Sie aufrichtig an meinem Buche auszusetzen haben, an dem Ihrigen hatte ich anfänglich auch was auszusetzen; nämlich ich war der Ansicht, daß Sie die historisch-politischen Einleitungen äußerlich etwas selbständiger hätten halten sollen, d. h. weniger von Macaulay sprechen ꝛc. Allein später fand ich, daß Sie ganz recht und redlich gehandelt haben; Macaulay zu umgehen oder zu umschreiben, wäre gleich töricht gewesen, und es handelte sich ja nur um ein klares Resüme.

Ich freue mich sehr, daß Frau Hettner wieder munter geworden ist und sich nicht ins Bockshorn jagen ließ; es ist aber doch fast schade darum; denn sie war in ihrer Trauer so liebenswürdig und naiv, daß ich mich gewiß in sie verliebt hätte[2]), wenn mein Herz nicht schon in Beschlag genommen gewesen wäre. Ich lasse das Elisabethchen feierlichst grüßen, den Felix und den Görgelein; es ist gut, daß sich Felixens Augen gebessert haben, damit er dem Görgle behülflich sein kann bei dessen Produktionen.

Ich amüsiere mich immer vortrefflich über Gutzkows „Wahrnehmungen" am Fuße seines „Häuslichen Herdes", welches immer avis au lecteur sind. Ich glaube, neulich hat er auch auf Auerbach einen Pfeil abgeschossen, als er sagte: „Freund, deine Harmlosigkeit ist nicht Maske, wie du schlauerweise glaubst, sondern du bist wirklich so harmlos, als du zu sein vorgibst" ꝛc. ꝛc. Da platzen die „Geister" auch aufeinander. Der verfluchte Auerbach hat aber auch gar keine Räson, daß er immer wieder Dramen macht; dem hat's einmal die Birchpfeiffer angetan!

Doch jetzo will ich endlich enden. Ich grüße Sie mit den Ihrigen tausendmal und verbleibe Ihr Gottfried Keller.

Schreiben Sie mir auch ein bißchen bald!

140. An Lina Duncker

Liebe Frau Duncker!

Da Sie und Ihr lieber Herr Mann so human sind, mittelst eines freundlichen Konversationsbriefes auf den Busch zu klopfen

[1]) Joseph Koch (1768—1839), Landschaftsmaler, lebte von 1795 bis zu seinem Tod in Rom.

[2]) Bei dem Besuch in Dresden.

von wegen des Manuskriptes statt mit einer trockenen Geschäftsepistel, so will ich auch so höflich sein und gleich etwas antworten zur Beruhigung. Ich habe das Buch zurückhalten und in seinem Lebenslauf verhindern müssen, weil Herr Vieweg ein andres Buch, welches er schon im Oktober bequem hätte herausgeben können, erst jetzt versendet hat. Es würde aber nachteilig für beide Bücher sein, wenn sie gleichzeitig erschienen und einander den Markt verdürben. Auch kann ich nicht zugeben, daß mir durch die Willkür eines Verlegers die natürliche Folgenreihe meiner Produkte aufgehoben wird, so daß das spätere am Ende früher erscheint, als das früher geschriebene; denn ich bin ein Auktor, bei dem es sich außer dem Honorar auch noch um eine gesetzmäßige ordentliche Entwicklung handelt, wo das letzte Opus immer das beste und ein Fortschritt erkenntlich sein soll. Das Viewegsche Buch war schon fertig gedruckt, als ich Berlin verließ; ich glaubte erst, er ließe es aus Bosheit liegen, aber ich höre, daß er es andern auch so machte und daß eine Lotterei in seinem Geschäft herrscht, was die Betreibung betrifft. In dieser Beziehung erwarte ich von Ihrem Firmchen eine wohltätige Änderung und daß ich dort zu Glück und Ansehen gelange. Sobald jenes Buch ordentlich besprochen und bekannt ist, will ich Herrn Duncker das seinige senden.

Ich wünsche ihm indessen viel Glück zu Herrn Bernsteins famoser Erfindung[1]). Ich begreife jetzt, warum die Naturartikel[2]) in der „Volkszeitung", die ich in Zürich eingeschleppt habe, seit einiger Zeit so selten werden, da solche elektrische Dinge die Atmosphäre schwängern. Ich wünsche auch, daß es nicht damit geht, wie mit jenem Paar neuer Stiefeln, welche ein französischer Bauer für seinen Sohn in der Krim an den Telegraphendraht hing und, als ein Landstreicher sie herunternahm und sein zerfetztes Schuhwerk an die Stelle hing, sagte: „Seht, unser Sohn hat schon die alten retour geschickt, daß man sie besohle!" Ich

[1]) Aaron Bernstein (1812—1884), der Redakteur an Dunckers „Volkszeitung", hatte die Erfindung gemacht, auf einem elektrischen Draht gleichzeitig zwei Depeschen zu befördern, und Franz Duncker beteiligte sich an den Kosten und dem Ertrage der Erfindung. (Brief von Lina Duncker an Keller 29. Febr. 1856.)

[2]) Die naturwissenschaftlichen Artikel Bernsteins.

meinerseits habe inzwischen schon meine Pläne auf Ihr Vermögen und Betriebskapital verhältnismäßig erweitert und werde, je nachdem gute Nachrichten einlaufen, sie noch mehr erweitern. Was Ihre in Aussicht stehende Frühlingseinsamkeit betrifft[1]), so kann ich kein rechtes Mitleid mit Ihnen haben; Sie wollen auch gar alles miteinander genießen: im Herbst Kavalkaden mit Kavalieren, und Scheibenschießen, Jagd und Spektakel, im Winter Schauspiel, Bälle im Opernhaus und allen möglichen Salonkrempel, im Sommer Reisen durch die Welt mit breitem Hut und interessantem Kostüm und im Frühling, siehe da! ein aufgefrischtes Idyllchen mit dem guten Fränzchen hinter dem Haus im Gärtchen! Ei, ei! Wenn es Ihnen ernsthaft zumut ist mit Ihrem hübschen Herzenswesen, so mag es hingehen; allein ich glaube nicht mehr an alle dieses, und meine sämtliche Frömmigkeit und Rechtgläubigkeit im Punkte der Frauen ist auf den Kopf gestellt, und ich kann einzig nur noch ihre wirklich guten Qualitäten als Mütter zugeben; und daran sind sie auch nicht schuld, sondern die allgemeine Mutter Natur. Ich habe zuviel schlechten Hohn und abgeschmackte Hänselei bei den nobelsten Frauensleuten sehen müssen, als daß ich noch viel auf ihre Empfindungen gäbe. Wer einer tiefen und ernsten Empfindung fähig ist, der macht nur gute Späße und keine schlechten. Doch werden Sie mir nicht gram um dieser allgemeinen Bemerkungen willen, sie fallen mir soeben in die Feder, vermöge meiner schlechten menschlichen Natur, die nicht bei der Stange bleiben kann, sondern immer nach jener Seite hin ausreißt, wo sie der eigene Schuh drückt. Ich lasse, um den Ärger gutzumachen, Ihre guten Kinderchen um so herzlicher grüßen; an Mitteln zur Beschreibung dessen, der sie grüßen läßt, fehlt es Ihnen ja nicht, da ich die Ehre habe, mich von Ihnen dargestellt zu sehen! Wenn ich übrigens je vernehme, daß Sie mich zu arg karikiert haben, so werde ich zur Rache eine eigene lächerliche Novelle schreiben mit dem Titel „Die böse Line!“ und selbige in den Verlag Ihres eigenen Mannes einschmuggeln. Es soll dann eine Art Struwwelpeter für die großen Kinder in seidenen Kleidern sein. Übrigens

[1]) Franz Duncker machte im Frühjahr 1856 eine Reise nach London, um Bernsteins Erfindung zu verkaufen. Vgl. Deutsche Rundschau, Okt. 1912 S. 51 f.

stand Ihre Fräulein Schwester nicht, sondern saß auf einem Stuhle, als ich jenen Knopf oder kleinen Kompaß suchte, und als sie so huldvoll war, mir ihn zu geben, trotzte ich das Ding nicht ihr aus der Hand, sondern nahm es verblüfft und demütig in Empfang[1]). Eine besondere Rede daran zu knüpfen, war ich freilich nicht behende genug. Fräulein Betty soll aber nicht solang in Italien bleiben. Jenes Land hat ja nicht nötig, daß es noch viel schöner werde, das hat die Gegend um Berlin samt den Leuten dort mehr nötig. Hier in Zürich hat sie mir auch einen schönen Handel angerichtet, als sie vorigen Sommer die artige Laune hatte, meine Mutter aufsuchen zu wollen. Sie geriet nämlich an ein paar alte stupide mürrische Leute, die mit aller Welt im Zerfall leben und mit keinem Nachbaren ein Wort sprechen. Diese verleugneten aus Dummheit oder Verstocktheit meine arme Mutter; kaum war aber die „Erscheinung" wieder verschwunden, so tauten sie auf, der alte Mann und die alte sonst finstere Frau, und erhoben einen solchen Lärm von der Schönheit und Pracht und Leutseligkeit des fremden Fräuleins, daß es unter allen meinen Bekannten wie ein Lauffeuer herumging, und ich schon damals in Briefen und bei meiner Heimkehr mündlich eine Neugierde und ein Klatschwesen auszustehen hatte, die über das Bohnenlied hinausgingen, so daß ich mit entschiedener Grobheit dazwischen fahren mußte[2]), und ich kann mir aufrichtig das Lob geben, daß ich mich ritterlich für das Fräulein gewehrt habe, damit sie in keinen falschen Verdacht komme. Wie ich denn überhaupt im Punkte der Artigkeit gegen dasselbe ein vollkommen gutes Gewissen habe und selbst am besten weiß, daß ich von jeher höflich und respektvoll gegen Ihre Schwester gesinnt war. Dies genügt mir, um den Schein kümmere ich mich

[1]) Lina Duncker 29. Febr. 1856: „Ich habe den Auftrag, Sie von meiner Schwester zu grüßen, obgleich Sie stets so unartig und mürrisch gegen sie gewesen sind. Wir führen zuweilen eine kleine Szene auf, in der ich Keller spiele. Sie können denken, wie natürlich das ist. Es handelt sich um ein Bijou, das Sie fallen ließen. Betty hebt es auf, unerhört freundlich, huldvoll von einem schönen, großen, stolzen Mädchen. Sie präsentiert es Ihnen, und Sie kratzen [Keller las „trotzen"] es ihr ungestüm und barsch aus der Hand und legen es an Ort und Stelle ohne Dank."

[2]) S. Bd. 1 S. 246 f.

nichts. Wenn Sie Hochderſelben etwa meinen demütigſten Dank für ihr geſtrenges Grüßen vermelden wollen, ſo fügen Sie dies hinzu, daß jene wiederholten Vorwürfe mich gar nicht treffen. Nebenbei geſtehe ich allerdings ein, daß ich den Schein ſehr gegen mich haben mochte; allein es trafen gleich von Anfang an, als Ihrer Schweſter hohe Geſtalt am Horizonte Berlins heraufſchritt, ſo verrückte und verhexte und verdrehte Umſtände zuſammen, und zuweilen herrſchte in Ihrem Hauſe ſelbſt ein ſo ſchnurriger Ton, daß ich, als ein argloſer Menſch an dergleichen nicht gewöhnt, eben alle Unbefangenheit verlor und mich in den Mantel meiner Tugend hüllte.

Hier in Zürich ſchimpfe ich nicht über Berlin[1]); ich ſpreche alle vier Wochen einmal davon und dann etwas Gutes, nach einer alten Taktik, nach welcher man denen, mit denen man gerade lebt, immer ein gutes Vorbild vorhalten muß. Auch würde ich mich ſelbſt blamieren, da ich ſo lange Jahre leider Gottes dort geweſen bin, zum Schaden meiner Seele! Ich habe noch viel zu leiden gehabt dieſen Winter von akademiſchen Vorleſungen, die jetzt in Zürich ſehr graſſieren. Fünf- bis ſechshundert Herren und Damen hocken zuſammen in den großen Sälen; und da es mitunter ſehr vortreffliche Vorträge gab, viel beſſer als in der Singakademie zu Berlin, ſo mußte man auch hingehen, um als kein Barbar zu erſcheinen. Die deutſchen Profeſſoren liegen ſich hier übrigens ſehr in den Haaren, zu allgemeinem Ärger. Meine Mutter läßt ſich Ihnen auch höflichſt empfehlen. Sie allein hat mich gar nicht um die Bewandtnis mit jenem fremden durchreiſenden Frauenweſen befragt, woran ich meine Pappenheimer erkenne. Ich laſſe den Hrn. Dr. Freſe beſtens grüßen, ſowie den Herrn Spinnenfreſſer Fabrizius[2]). Behſe rate ich nicht, mir jemals wieder unter die Augen zu kommen; dies iſt kein „Gebrumme", ſondern ſehr deutlicher und ſonorer Ernſt! Es wäre ihm beſſer, er läge mit einem Mühl-

[1]) L. Duncker an Keller 29. Februar 1856: „Machen Sie Berlin nicht zu ſchlecht in Zürich, ſonſt geht's Zürich ſchlecht, wenn ich mal hinkomme! Ich kann nicht ſo gut prügeln und ſchimpfen wie Sie, aber ſpotten kann ich beſſer."

[2]) Intendanturrat Fabrice, vgl. L. Pietſch, Wie ich Schriftſteller geworden bin S. 340 ff.

stein am Hals auf dem tiefsten Grunde der Spree, unterhalb Moabit, als daß er gerade mit mir hat anbinden müssen. Er ist da einmal an den Unrechten gekommen.

Heinrich Simon hat für den Sommer schon das vierbeinige zweigeschlechtige Tintentier: Stahr-Lewald angekündigt! Sie sehen, daß Sie auch kommen müssen, um den übeln Eindruck dieser Berliner zu verwischen und unsern Himmel wieder aufzuheitern. Sie dürfen sich so närrisch aufführen, als Sie wollen, und alles wird sich gut ausnehmen. Schon seit zehn Tagen ist hier nichts als blauer Himmel und warmer Sonnenschein. Ich laufe alle Abend auf die Höhen, recke den Hals nach allen Winden und suche Anemönchen; aber es hilft nichts, immer muß ich wieder hinunter und an meinem Buche schreiben. Übrigens ist es wundervoll hier und ein ganz goldenes Land; in den Leuten dagegen, wie überall, die leidenschaftlichste Geld- und Gewinnsucht: alles drängt und hängt am Golde. Gott besser's!

Nun leben Sie wohl und vergessen Sie mich nicht ganz, sonst vergess' ich Sie auf der Stelle auch.

Tausendmal grüßend Ihr ergebenster

Gottfried Keller.

Zürich, den 6. Martii 1856.

141. An Hermann Hettner

[Zürich, 16. April 1856.]

Lieber Freund!

Obgleich Sie mir schon in Ihrem letzten Briefe von der neuen Krankheit der Frau Hettner schrieben, so war ich doch im mindesten nicht auf Ihre jetzige traurige Mitteilung gefaßt[1]). Wenn ich je eine solche Lage aufrichtig mitgefühlt habe, so ist es gewiß die Ihrige, wo es der lieben guten Frau so schlimm ergehen soll und bei solcher Jugend. Allerdings haben Sie nun einen leidvollen Frühling; fast aber möchte ich blasphemischer Weise behaupten, das Mißgeschick in Gestalt des unverhohlenen Todes sei zu dieser Zeit zu beneiden gegenüber der elenden

[1]) Hettner an Keller, 12. April 1856: „Ich bin jetzt in der traurigsten Lage. Seit acht Wochen wankt meine Frau mit unsäglichen Leiden ihrer unrettbaren Auflösung entgegen. Meine Stimmung ist trostlos."

Unzufriedenheit und Verkommenheit der Gemüter. Doch sei ferne von mir, daß ich Sie jetzt mit Worten belästige. Im Anblick der guten hübschen Kinder muß sich Trost und Leid auf eine seltsame Weise vermischen und bekämpfen. —

Es ist freundlich von Ihnen, daß Sie meine einfachen Geschichten so wohl aufnehmen mögen[1]). Für „Romeo und Julie" war ich am meisten bange und hätte es beinah weggelassen; indessen ich mir auf die beiden letzten Schnurren am meisten einbildete, was wohl daran liegt, daß sie formell am fertigsten und reifsten sind von allem dem wenigen, was ich bis jetzo zustande gebracht. Auerbach ist ja außerordentlich wohlgesinnt; ich will ihm gewiß dieser Tage schreiben, obgleich ich, unter uns gesagt, ein wenig dabei heucheln muß. Wenn Sie Muße und Stimmung haben, Ihre Anzeige zu machen, so wäre es mir lieb, wenn Sie dieselbe in die „Kölnische Zeitung" täten, aber eilen Sie ja nicht! Die „Nationalzeitung", dies verdämelte Blatt, wollen wir ganz fahren lassen. Wenn der Zabel nicht der elendeste Wasserbeutel wäre, so würde er nicht fortwährend den Stahr sein Wesen treiben lassen. Dessen Rezension Ihres Buches war eine rechte B ü b e r e i. Gesteht selbst ein, daß er den Stoff nicht kennt, und setzt sich doch absichtlich dahinter, das Buch mit kleinlichen Nergeleien herunterzureißen; recht wie ein Gassenjunge, der eben geprügelt worden ist und seine Wut nun an einem unschuldigen Kätzchen ausläßt oder Fenster einwirft.

Moleschott habe ich noch nicht gesehen; ich will nun aber heute hingehen, da ich durch Ihre Mitteilung eine Veranlassung habe, obgleich eine traurige. Ich konnte jüngst leider eine Einladung nicht annehmen, wo am dritten Ort Hagen (aus Bern) und Moleschott hinkamen. Hagen habe ich indes gesehen. Er ist sehr munter und gefällt sich vortrefflich in der Schweiz. Frau Köchly werden Sie in Dresden gesehen und Briefe von ihrem

[1]) Hettner an Keller a. a. O.: „In dieser Zeit hat mich Ihre vortreffliche Dichtung erhoben und erquickt in einer Weise, wie es nur die vollendetste Schönheit vermag. ... Namentlich Ihre ‚Frau Regula' und Ihr ‚Romeo und Julie' wird leben, solange die deutsche Zunge lebt. .... Auerbach ... hat gestern eine sehr ausführliche Anzeige an die ‚Allg. Zeitung' geschickt, die Ihnen hoffentlich Freude machen wird."

Mann empfangen haben. Ich komme durch diesen Frühling wirklich seit vielen Jahren zum erstenmal wieder ganz zu mir selbst, indem ich auf den wunderschönen Höhen unserer Gegend alle Abend herumstreiche und das ganz naive Vergnügen der Jugendzeit empfinde. Ich wohne vor der Stadt mitten in Gärten, parterre, so daß die Reben, Apfelbäumchen und Rosen mir dicht vor dem Fenster unter die Nase sprossen, und in fünf Minuten bin ich auf dem Berge, der mit grünen Wiesen, Gärten und Gehölzen bedeckt ist. Dabei mache ich meine Novellen, welche ein artiger kleiner Dekameron werden sollten, wenn es möglich ist. Trotz alledem bin ich auch mehr traurig als vergnügt.

Ich gehe viel mit Richard Wagner um, welches ein genialer und auch guter Mensch ist. Wenn Sie Gelegenheit finden, seine Nibelungentrilogie zu lesen, welche er für Freunde hat drucken lassen, so tun Sie es doch. Sie werden finden, daß eine gewaltige Poesie urdeutsch, aber von antik-tragischem Geiste geläutert, darin weht. Auf mich hat es wenigstens diesen Eindruck gemacht. Dieser Tage will ich nach Ihrer Anweisung die Besprechung Ihrer Literaturgeschichte nach Köln schicken, nachher aber sehen, auch in der Schweizer Presse dafür zu wirken.

Grüßen Sie auch den Julius Hammer von mir und ich lasse ihm herzlich Glück wünschen zu seinem theatralischen Triumph[1]). Seine Rührung und kindliche Freude in seiner Zeitungserklärung war so treuherzig, daß man ihm das ungeheure Vergnügen aufrichtig gönnen mußte.

Wenn das Leben der armen lieben Frau Hettner wirklich ohne Hoffnung sein sollte, so wünsche ich nur, daß Sie beide diese Zeit überstehen, so leicht und tröstlich es möglich ist, aber auch für jede einzelne Stunde wünsche ich Licht und Linderung. Da überall nur Trennung, Scheiden und Entsagen ist, wo noch wahres Leben vorhanden, so weiß man wirklich nicht, ob man überhaupt nach diesem Lose streben soll, und ob es nicht besser ist, man bleibt von vornherein allein.

Leben Sie so wohl als möglich und erschrecken Sie nicht zu früh mit schlimmern Nachrichten Ihren G. Keller.

[1]) Aufführung von Julius Hammers (1810—1862) Schauspiel „Die Brüder" in Dresden.

Mit dem gemeinen Kerl Vieweg bin ich nun hoffentlich für immer auseinander. Er hat mir verschiedene Briefe gar nicht beantwortet. Wenn er nun nachträglich kommt, so werde ich es ihm ebenso machen. Wenn ich nur erst die bei ihm wahrhaft vergrabenen Sachen wieder los hätte. Denn er ist und taugt gar nichts als Verleger, ist ein unbeholfener Esel und obenein ein boshafter Kerl. Überdies glaub' ich immer, daß das gemeine Paar Stahr-Lewald unsereinem schlecht gedient hat bei Vieweg, welcher zu seinem Schaden sein Orakel von dieser Seite holt. Ich werde aber Gelegenheit finden, diesem saubern Ehepärchen das Handwerk auch zu legen und ihnen den Dienst zu leisten, den sie ehedem der Gräfin Hahn geleistet haben[1]).

142. An Ludmilla Assing

Verehrtes Fräulein Ludmilla!

Ich habe unter einem gewissen schönen Insiegel eine Zusendung erhalten, welche mich wohl nicht irre gehen läßt, wenn ich mich mit dem Danke an Sie wende, zumal ich dadurch eine gute Veranlassung finde, endlich eine Nachricht von meiner Wenigkeit Ihnen zu oktroyieren und mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen. Oder vielmehr setze ich jetzt, damit die arme Seele Ruhe hat, gleich voraus, daß Sie, gute Fräulein Assing, und Ihr hochgeehrter Herr Onkel den Winter bestens überstanden haben und bereits guter Dinge in den Frühling hineinleben; auch hoffe ich, daß es der armen Doris[2]) längst wieder besser geht, und daß Ihre menschenfreundliche und treue Pflege durch Wiederherstellung Ihrer Kaffeekränzchen belohnt worden sei, und daß allbereits sich wieder viele hübsche Dinge in Ihren traulich feinen und literarhistorischen Räumen begeben haben. Jedenfalls hoffe ich, daß die winterlichen Beschwerden Herrn von Varnhagens so bescheiden als möglich aufgetreten sind.

Diese Dinge feierlich ausgesprochen, hebe ich nun noch viel feierlicher den Lobgesang an des freundlichen und gütigen Lob-

[1]) Fanny Lewald persiflierte die Romane der Gräfin Ida Hahn-Hahn in „Diogena, Roman von Iduna Gräfin H... H..." (1847).

[2]) Dore, Rahels und Varnhagens treue Haushälterin, die inzwischen gestorben war.

gesanges meiner Erzählungen, den Sie mir so lakonisch zugesandt haben in dem rosenroten Gewande der Hamburger „Jahreszeiten“[1]). Es ist die allererste Anzeige, die mir zu Gesicht kam, und also, da sie von solcher Hand kommt, eine rechte Frühlingsschwalbe. Möchte es mir in der Zukunft gelingen, die starken Lobsprüche einigermaßen zu rechtfertigen, welche mir so unvorsichtig gespendet werden! Die ungehobelten Stellen werden dann auch von selbst wegbleiben, da ich von vornherein edlere Stoffe haben werde. In der Welt dieser Erzählungen freilich konnte ich ihrer nicht ganz entbehren, da jedes Kunstwerklein seine eigenen Regeln hat; auch glaube ich, man sieht es den Grobheiten und Ungezogenheiten an, daß sie absichtlich hingesetzt sind, und dies ist beste Verteidigung: „merke man die Absicht und sei verstimmt!“ Dies macht mir das größte Vergnügen. Doch, wie gesagt, mit dem fürnehmeren Stoffe wird auch eine ehrbarlichere Sprache kommen. Indessen beuge ich mich in aller Demut dem Ausspruche jener geistreichen unbekannten Dame, welche mir behufs anmutigerer Schreibart eine Frau zuerkennt[2]). Sie soll mir doch gleich nur die Frau verschaffen, wie es mit der Zensur ist, wollen wir dann schon sehen. Wie geht es denn dem Herrn Dr. Ring in seiner jetzigen Zensuranstalt? Denn ich habe in der Zeitung gelesen, daß er sich definitiv verirrt hat[3]), und wird also jetzt vielleicht schon der Erlösung entgegenschmachten, da einen so fleißigen Mann eine Gattin schrecklich an der Arbeit behindern muß; oder er müßte dann seine Werkstelle außer das Haus verlegen, wie ein Bureau. Ich bitte übrigens, ihn recht sehr von mir zu grüßen.

Soeben vernehme ich, daß meine schlechte Bemerkung am Schlusse von „Romeo und Julie“ allerorts Anstoß erregt[4]). Ich verspreche daher reumütig, dieselbe wegzulassen, wenn je wieder ein Abdruck nötig würde. Eigentlich war es mehr eine Herausforderung von mir, damit vielleicht irgend eine Hoch-

[1]) Rezension der „Leute von Seldwyla“ von Ludmilla Assing.

[2]) Ludmilla hatte in ihrer Anzeige diese Dame erfunden.

[3]) Bezieht sich auf Rings Verheiratung.

[4]) Jene „Degenparade gegen die Philister“, die in der zweiten Auflage beseitigt wurde.

gebildete empört und gereizt werden möchte, mir selbst das Gegenteil zu beweisen.

Ich genieße jetzo seit vielen Jahren zum erstenmal wieder den Frühling; wir wohnen zu ebner Erde im Garten vor der Stadt, Reben am Fenster und soeben blühende Birn- und Apfelbäumchen davor, die man mit der Hand erlangen kann. Später soll alles voll Rosen sein, den vielen Stöcken nach zu schließen, und weiterhin gibt's nichts als Wiesen und am Rande Gehölz, hinter welchem man in der Stube den Mond aufgehen sieht und am Morgen die Sonne. In fünf Minuten bin ich an und auf einem grünen Berge, welcher wie ein Theater voll Gärten, Matten und Wohnungen der Menschen ist, voll enger Pfade zwischen den Grünigkeiten und oben mit Wald bekränzt, überall die herrlichste Aussicht auf die Alpen und den See. Wer so nur durchreist in Zürich, bekommt alle das gar nicht zu sehen und weiß gar nicht, welche kokette Herrlichkeiten unsre Gegend in sich hat. Dies alles habe ich gleichsam vor der Türe und kann jeden Augenblick geschwind die Nase hineinstecken von der Arbeit weg, und ich bin erst jetzt wieder einmal recht zu mir selbst gekommen. Dabei geht mein altes Mütterchen ab und zu und macht sich zu schaffen, und ich bin sehr froh, daß ich für diesmal ungeschlagen davon kam und sie noch ebenso rüstig und beweglich angetroffen habe, wie ich sie vor sieben Jahren verlassen. Denn es wäre eine große Schande für mich gewesen, wenn ich sie nicht mehr angetroffen hätte.

Sonst ist auch die Gesellschaft gut in Zürich. Richard Wagner ist ein sehr genialer und kurzweiliger Mann, von der besten Bildung und wirklich tiefsinnig. Sein neues Opernbuch, die Nibelungentrilogie, ist eine glut- und blütenvolle Dichtung an sich schon und hat einen viel tieferen Eindruck auf mich gemacht, als alle andern poetischen Bücher, die ich seit langem gelesen. Wenn Sie es noch nicht gelesen haben, so lassen Sie es sich doch von einem geben, der es hat. Außerdem ist es schrecklich, wie es in Zürich von Gelehrten und Literaten wimmelt, und man hört fast mehr Hochdeutsch, Französisch und Italienisch sprechen, als unser altes Schweizerdeutsch, was früher gar nicht so gewesen ist. Doch lassen wir uns nicht unterkriegen; bereits hat

mit den ersten Frühlingstagen das nationale Festleben wieder begonnen und wird bis zum Herbst sein Wesen treiben. In Zürich haben wir vor vierzehn Tagen ein großes altstädtisches Frühlingsfest gehabt, wo alle Nationen der Erde, wilde und zahme, mit der Lola Montez, dem Kaiser von Rußland, Soulouque[1]), Neuseeländer, Grönländer, Beduinen, Baschi-Bosuks, kurz, was man sich denken kann, in den reichsten und zierlichsten Kostümen zu Roß und Wagen und zu Fuß durch die Straßen zogen. Auch ergreifen meine Herren Landsleute, als ob sie nicht bereits Feste genug hätten, begierig den Anlaß der Eisenbahneröffnungen, um gleich ein großes Volksfest daraus zu machen, wo viele Tausende zusammenkommen. So ist jüngst eines in St. Gallen gewesen, wo a l l e Arbeiter, welche die Bahn gemacht, in einem ungeheuren Aufzug mit bekränzten Werkzeugen und Wagen erschienen, so symbolisch und ausgedacht, als ob es aus dem „Wilhelm Meister" geschöpft wäre[2]). Possierlich war es, als der Hauptredner begann: Dies sei der Tag, welchen Gott, die Ingenieurs und unser Volk gemacht hätten[3]). Nächsten Monat ist wieder eine ähnliche Geschichte in Zürich[4]), und so geht es den ganzen Sommer hindurch, bis im Herbst der Schluß gemacht wird, indem man in Zürich etwa viertausend kleine zwölf- bis fünfzehnjährige Krieger versammelt und sich ein Hauptvergnügen mit ihnen macht[5]). Überhaupt müssen diese kleinen Kerle überall dabei sein. Wenn die Alten ein Fest feiern, so besteht die Ehrengarde und militärische Schutzwehr, wie anderwärts aus Soldaten, so hier aus den kleinen Knaben mit ihren Waffen, die als Schmuck und Zier aufgestellt werden und vorausmarschieren! Von Polizei ist keine Spur zu sehen und von Unfällen auch nicht.

[1]) Faustin I., Kaiser von Hayti, 1850 gekrönt. Dieser Sechseläutenzug ist ausführlich beschrieben in der „N. Zürcher Zeitung" vom 8. April 1856. Im übrigen vgl. Bd. 1 S. 382 ff.

[2]) Vgl. „Wilhelm Meisters Lehrjahre", zweites Buch, viertes Kapitel.

[3]) Mit diesen Worten sprach Landammann Hungerbühler den Gruß an der Sitterbrücke am 24. März bei der Eröffnung der Eisenbahnstrecke Winterthur-St. Gallen.

[4]) Eröffnung der Linie Zürich-Romanshorn.

[5]) Die Schilderung des Kadettenfestes unten S. 420 f.

Die Kehrseite von alledem ist, daß die Schweizer mehr als je, und so gut wie überall, nach Geld und Gewinn jagen; es ist, als ob sie alle Beschaulichkeit in jenen öffentlichen Festtagen konzentriert hätten, um nachher desto prosaisch ungestörter dem Gewerb und Gewinn und Trödel nachzuhängen.

Ich sehe mit Schrecken, daß ich in Schrift und Stoff ins Schmieren geraten bin, und will mich daher beschämt zurückziehen! Ich bin allzu neugierig, wie es bei Ihnen gehe? als daß ich, verehrtes Fräulein! Sie nicht bitten sollte, mich gelegentlich, wenn Sie nichts Besseres zu tun wissen, mit ein paar Zeilen beehren zu wollen, in welchen nur die gröbsten Umrisse von Ihrem und Herrn von Varnhagens Befinden enthalten wären. Ich würde mich auch an den Herrn Geheimrat selbst wenden, wenn ich nicht befürchtete, seine so schon von allen Seiten in Anspruch genommene Muße noch mehr zu schmälern.

Was macht denn die Kunst? Wenn irgend ein Bekannter bei Ihnen vorspricht, der meine Grüße nicht verschmäht, so bitte ich sehr, demselben sie auszurichten. Ich habe diesen Brief schon seit längerer Zeit angefangen, aber mein Schicksal: die *scheinbare* Unhöflichkeit, hat ihn wieder zurückgehalten!

So danke ich Ihnen nochmals für Ihre sich gleichbleibende Huld und Freundschaft gegen mich unwürdigen Troll, wie Heine sagt, der nun ja auch gestorben ist, der Arme; und ich verbleibe mit einem wahren Kunstwerk von vollendeter Hochachtung und Ergebenheit Ihr

Gottfr. Keller.

Zürich, den 21. April 1856.

143. An Berthold Auerbach

Lieber verehrter Herr, Freund und Auerbach!

Die Dankbarkeit[1]) ist eine so schwierige Hantierung, daß ich bis heute daran herummorxe, diesen Brief zustande zu bringen! Sie haben des Guten mehr als zuviel an mir getan, nachdem Sie mich so freundlich in Dresden aufgenommen, mir Ihr schönes Buch[2])

[1]) Für den Aufsatz Auerbachs „Gottfried Keller von Zürich" in der Beilage zur „Allg. Ztg." v. 17. April 1856.

[2]) „Schatzkästlein des Gevattersmanns" (1856).

zugesandt, und ehe ich nur für dasselbe gedankt habe, mein eigenes Machwerk auf eine Weise angezeigt, wie ich nie erwarten noch verlangen durfte. Für diese letztere Gunst danke ich Ihnen wohl am besten, wenn ich Ihnen offen gestehe, welch eine Wirkung sie gemacht und welch angenehmen Vorschub sie mir in meiner gesellschaftlichen nächsten Umgebung geleistet hat! An allen Ecken wurde mir förmlich gratuliert, Leute, die mir ferner stehen, zogen vor mir den Hut ab, überall wurde ich angehalten und beschnarcht, als ob ich das große Los gewonnen oder mich kürzlich verlobt hätte, so daß ich bald ausgerufen hätte: Hol' der Teufel den Auerbach! Ich habe scheint's gar nichts getaugt, eh' dieser Eichmeister mich in der „Allgemeinen" geeicht hat! Den schnöden Schluß von „Romeo und Julie" würde ich sicherlich jetzt streichen und werde es tun, wenn das Büchlein irgend wieder einmal abgedruckt wird[1]). Dagegen muß ich den Titel der gleichen Erzählung etwas in Schutz nehmen[2]). Erstens ist ja das, was wir selbst schreiben, auch auf Papier gedruckt und gehört von dieser Seite zur papiernen Welt, und zweitens ist ja Shakespeare, obgleich gedruckt, doch nur das Leben selbst und keine unlebendige Reminiszenz. Hätte ich keine Bemerkung über die wirkliche Vorkommenheit der Anekdote und über die Ähnlichkeit mit dem Shakespeareschen Stoffe gemacht, so hätte man mich einer gesuchten und dämlichen Wiederholung beschuldigt, während, jene kurze Notiz vorausgesagt, die Geschichte dadurch eine berechtigte Pointe erhielt; denn diejenigen, welche an „Romeo und Julie" nicht einmal gedacht hätten, und solcher sind viele, da man heutzutage ziemlich gedankenlos liest, würden alsdann die Sache für viel zu kraß und abenteuerlich erklärt haben. Nachdem ich nun den Esel vorangeschickt und von mir selber gesprochen habe, sollte ich und möchte ich viel von Ihrem köstlichen „Schatzkästlein" reden; aber ich fürchte, mir selbst für meine anzufertigende Besprechung des Buches das Bukett zu nehmen, wenn ich vorher darüber schreibe, da man gewisse Ver-

[1]) Auerbach nannte den Schluß dieser Novelle einen „Philisterzopf".

[2]) Auerbach verwarf den Titel, weil er in jene Literatenliteratur versetze, „die nicht vom Leben ausgeht, sondern von der gedruckten Welt und ihren Erinnerungen, und die doch wohl nun überwunden ist".

gnügen nur einmal genießen soll und sie dann um so besser genießt. Ich bin durch meinen ersten Aufenthalt in Zürich und dann durch die „verakkordierte" Arbeit[1]) so abgezogen worden, daß ich bis anhin noch nicht dran gehen konnte, zumal ich mich etwas zusammennehmen muß dazu. Doch kann ich nicht umhin, wenigstens jetzt zu sagen, wie sehr mich der tüchtige Stoff des Buches einerseits und andrerseits die alte liebevolle und feste Virtuosität des Seelenkundigen gefreut hat, mit der dieser Stoff ausgeführt ist. Und der alten Jugendkraft, in welcher die hochpoetischen Stellen der Erzählungen aufblitzen, steht auch die alte ehren- und vertrauensfeste freisinnige Sprache zur Seite, mit welcher das Ganze dem deutschen Volke geboten wird, als ob keine Jahre der Enttäuschung und des Elends zwischen dazumal und jetzt lägen, und als ob nicht jeder Gelbschnabel glaubte, jetzo in einem näselnden und pessimistischen oder gar blasiert mitleidigen Ton vom und zum Volk sprechen zu müssen. Aber Sie gehören zu denen, die wohl wissen, daß man heutzutage nur noch vom Volke sagen kann, was sonst von den französischen Königen und was Anastasius Grün so hübsch übersetzt hat: „Die Rose ist tot, es lebe die Rose!"

Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin und den Herren des gemütlichen Kaffeekränzchens, und grüßen Sie mir den ärmsten Hettner, der seine Frau verloren! Das Papier geht zu Ende, und ich will mich Ihnen selbst mit der Drohung empfehlen, daß ich bald des weitern etwas mit Ihnen zu plaudern mir erlauben werde.

Bestens grüßend Ihr ergebenster G. Keller.

Zürich, den 3. Juni 1856.

144. An Lina Duncker

Liebe Frau Duncker!

Ich danke Ihnen für die gefällige Übersendung jenes Briefes und für das freundliche Begleitschreiben. Der Brief war von dem rheinischen Oberdichter Wolfgang Müller, weiß Gott wo er erfahren, daß ich bei Ihnen zu erfragen sei! Wenn meine Novellen

[1]) Die Galatea-Novellen.

bei Ihnen erst heraus sind, so werden Sie mir manche Briefe zu schicken haben, hoffentlich geht es nicht wie bei Vieweg, durch welchen ich früher viele Briefe bekam, seit ein paar Jahren aber keinen einzigen mehr, so daß ich glaube, er unterschlägt sie oder nimmt sie brutalerweise nicht an. Gegen mich ist dieser Herr plötzlich wieder sehr freundlich geworden. Nun weiß ich gar nicht, was das für eine Mordgeschichte in Ihrem Hause gewesen ist, von der Sie schreiben[1]). Wie es scheint, haben Sie irgend eine große Gefahr und Spektakel bestanden, tun Sie mich doch gelegentlich darüber aufklären. Wie Ihr Brief zeigt, sind Sie indessen mit dem Schrecken davongekommen. Der Struwwelpeter in Ihnen ist aber gewiß auf einige Tage latent oder gebunden geworden; freilich wird er jetzt längst wieder „frei" sein. Dr. Frese dauert mich, nicht gerade, weil er von Berlin fort muß[2]), sonst müßte ich mich zuerst selbst bedauern (während ich mich selbst beneide), sondern weil er um seine schöne Stellung als Anwalt beim Biergericht[3]) gebracht ist. Auch Palleske muß ein rechter Damenfüsilier sein, da er so schrecklich gelobt wird. Ich habe auch in andern Damenbriefen die gleiche Litanei gehört. Er ist aber ein Fuchs und flattiert den Frauen nur, weil er Dramen macht, die er gelobt haben will. Aber tückisch ist seine Huld und urabgründlich sein Lächeln! Er ist aber doch ein guter Kerl. Was macht denn der große Scharenberg? In Zürich ist eine Berlinerin, eine Frau Professor Köchly aus Dresden, welche mit Ihnen in die Schule ging; ich suchte schon mehrmals zu erforschen, wie Sie als Backfisch gewesen seien und hoffte, eine rechte kleine Göre als Resultat meiner Forschungen vor meinem inneren Auge auftauchen zu sehen; allein es wurde nichts verraten, vermutlich weil beide kleine Knirpsinnen die gleichen angehenden Strauchdiebe waren.

[1]) Am gleichen Tage, da Franz Duncker nach England verreiste (vgl. oben S. 402), war von zwei Jungen das Dienstmädchen eines Mitbewohners des Dunckerschen Hauses ermordet worden. Der Verdacht richtete sich zuerst gegen den als Demokraten beargwöhnten Franz Duncker.

[2]) Frese war aus Berlin ausgewiesen worden, weil man bei einer Haussuchung Kammerberichte bei ihm gefunden hatte, trotzdem ihm jede politische Tätigkeit untersagt worden war. Vgl. Deutsche Rundschau, Okt. 1912, S. 52.

[3]) Vgl. oben S. 387 f.

Meine Erzählungen habe ich Ihnen nicht geschickt, weil ich glaubte, Vieweg stelle der „Volkszeitung" ein Exemplar zu, was er mit dem Roman auch ohne meine Aufforderung getan hat. Jetzt habe ich kein Exemplar mehr und Sie müssen das Buch halt ungelesen lassen, wenn Sie es nicht aus der Leihbibliothek bekommen. Jedoch sind alle Wunderwerke, die ich bis jetzt „geschaffen", wahre Wischlappen im Vergleich zu den Novellen von vollendeter Klassizität, die jetzt mit noch ganz klein wenig Geduld zu erwarten ich Sie bitte. Nächstens werden sie erfolgen. Göttlich sind sie, von strengem Seelenadel, von endloser Grazie und getaucht in das ewige Halunkentum schnöder Verliebtheit, Vergißmeinnicht und rationelle Seidenzucht. Sie und Ihre hochgeratene, nach Süden gaffende Schwester[1]) können dann darum würfeln, welcher ich das Werk dedizieren soll, und je nachdem der Würfel fällt, werde ich einen Widmann[2]) schreiben (d. h. eine Widmung), der sich gewaschen hat. Oder lieber will ich, in Ansehung der Franz Dunckerschen Verlagskasse, für Ihre gelockte Sorella eine eigene Novellsammlung machen zu Papilloten, für jede Locke eine Novelle und für den Zopf zwei, sie soll mir nur die Zahl schicken und nicht zu große Locken drehen, damit ich mehr Honorar herausschlage. Daß Elise Schmidt und Fräulein von Schlichtkrull[3]) nach London sind, habe ich in der Zeitung gelesen. Wenn diese beiden Schrullen Gottes mit ihrem Bettschirm nur nicht den Prinzen Albert betören oder den alten Lord Firebrand[4]), daß die Welt aufs neue in Flammen gerät! Auch würde ich unter bewandten Umständen den Fränzchen um keinen Preis länger in London lassen, sonst kommt er nicht nur arm am Beutel[5]), sondern auch krank am Herzen nach Hause. Es streckt mir, indem ich schreibe, ein großer Moos-

[1]) L. Duncker 21. Mai 1856: „Meine ... Schwester ist seit Ende April von Neapel zurück ...; sie blickt mit Sehnsucht und Entzücken gen Süden."

[2]) Boshafte Anspielung an Adolf Widmann, vgl. oben S. 372.

[3]) Elise Schmidt (geb. 1824), Schauspielerin und Dichterin; vgl. M. Ring, Erinnerungen (1898) I S. 227, II S. 13. Aline von Schlichtkrull (1832—1863), Romanschriftstellerin; vgl. Ring a. a. O. II S. 121 ff.

[4]) Lord Palmerston.

[5]) Bernsteins „Erfindung" trug nicht die gehofften Früchte, vgl. Deutsche Rundschau Oktober 1912 S. 51 f.

rosenstrolch die grünen Hände dicht ans Fenster und der Buchs wird geschoren wie ein Mönch von einem Burschen mit einer grünen Schürze.

Leben Sie wohlest und bleiben Sie gewogenst Ihrem ergebensten Gottfried Keller.

Zürich den 11. oder 12. Juni 1856.

Meine Mutter läßt sich Ihnen auch empfehlen, d. h. sie ist gerade nicht zur Hand und ich sage das nur so aus unbestimmter Vermutung.

145. An Ludmilla Assing

Zürich, den 12. August 1856.

Hochverehrtes Fräulein!

Sie sind jetzt gewiß in Berlin angekommen, wenn Sie nur nicht schon wieder ausgeflogen sind, etwa nach Hamburg oder der Enden. Ich habe vor allem aus eine doppelte Aufgabe für diesen Brief, erstens nochmals Ihnen und Ihrem verehrten Herrn Onkel die Freude auszudrücken, welche ich empfand, Sie beide so unerwartet in Zürich zu sehen[1]) und mit Ihnen zu verkehren, und zweitens meine bitterliche Reue, Sie am letzten Abend von Moleschotts nicht nach dem Gasthof begleitet zu haben. Ich dachte gar nicht daran, daß in jener Gegend keine Straßenbeleuchtung ist bis dato, und erschrak, als das Dienstmädchen heraufkam und Begleitung requirierte. Der jüngere Moleschott wollte sich dieselbe aber nicht entziehen lassen, und so blieb ich gemütlich unverschämt sitzen! Übrigens haben Sie hoffentlich Ihre Reise noch zu allbezüglicher Zufriedenheit beendigt! In der Zeitung stand, Sie wären auch in Luzern gewesen, was darauf hinzudeuten schien, daß der gute Herr Geheimrat sein System der Überraschungen noch ein- oder mehrmals fortsetzte? Die Alpen haben wir seither in Zürich nicht mehr gesehen, als bis diese letzten drei Tage; jetzt sind sie aber wie Kristall. Die Stahrs sind nun auch schon seit geraumer Zeit in Zürich und scheinen sich wohl zu gefallen. Der Fanny zu Ehren werden von ihren Freunden ausdrückliche „Herren-

[1]) Varnhagen und Ludmilla waren im Juli in Zürich gewesen.

gesellschaften" geladen, mit Vischer, Wislicenus, Moleschott und allem Möglichen, und wo sich die Hausfrau bescheiden zurückzieht. Gegen mich sind sie merkwürdigerweise außerordentlich freundlich.

Jüngst habe ich in der „Allgemeinen Augsburger Zeitung" einen merkwürdigen Brief über die Ristori gelesen von einer Berliner Dame G. v. A., welches gewiß die Bettinische Gisela ist[1]). Es war indessen sehr viel Überraschendes und Neues in dem Aufsatz, abgesehen von der etwelchen überschwenglichen Form, welches übrigens in dieser blasierten Zeit eher eine Liebenswürdigkeit ist. Soeben fällt mir jene Kossaksche Rezension[2]) ein, welche Sie mir noch hervorsuchen und zusenden wollten. Wenn es noch möglich ist, so tun Sie es doch gütigst, denn diese eine ungelesene Rezension quält mich so sehr wie jene eine ungenossene Wurst in Prutzens „Politischer Wochenstube"[3]).

Meine Novellchen, die den Titel „Galatee" führen, werden keine ungehobelten Ausdrücke mehr bringen, dafür aber sonst ziemlich unnütz sein. Auch werde ich nächstens sonst als ein großer Sünder vor Ihnen erscheinen. Ich hatte nämlich schon beim Erscheinen des „Romanzero" ein trochäisches Gedicht angefangen gegen die literarisch-poetische Willkür Heines und seiner formellen Nachbeter, hatte die Sache aber liegen lassen. Da aber auch nach seinem Tode jene Weise fortgesetzt wird, welche durchaus nur Einer Persönlichkeit allein angemessen ist und nachgesehen werden kann, so habe ich das Ding wieder hervorgezogen und fertig gemacht, bedenkend, daß vielleicht durch die Poesie allein das rechte Wort gesagt werden könne, ohne Philisterei, und daß der dichterisch ausgesprochene Tadel seinen Gegenstand erhebt, wie ihn die Prosa herabdrückt. Sie werden mich also bald im Lager derjenigen sehen, welche Ihren Unwillen auf sich zu ziehen pflegen; doch wird es nicht so gefährlich ablaufen. Das Dings wird heißen: „Der Apotheker von Chamounix oder der kleine

[1]) Der Artikel war wirklich von Gisela von Arnim, der Tochter Bettines, verfaßt.

[2]) Besprechung der „Leute von Seldwyla" in der „Montagspost".

[3]) R. E. Prutz, Die politische Wochenstube. 1845 S. 6.

Romanzero“[1]). Herrje, das Papier ist zu Ende! Schnell noch alle möglichen Empfehlungen.

Ihr ergebenster G. Keller.

PS. Nun muß ich doch noch ein zweites Vögelchen ansetzen. Professor Vischer läßt sich Herrn Varnhagen sehr empfehlen und bedauert unendlich, daß er abgehalten war durch unvorhergesehene Umstände, denselben im Hotel aufzusuchen; dagegen nahm er die mir aufgetragene Entschuldigung des Herrn Geheimerats von Varnhagen nicht an, in dem Sinne nämlich, daß er nie würde zugeben können, daß der Herr Geheimerat ihn, den Professor Vischer, aufsuchen; sondern das Gegenteil müsse und würde unzweifelhaft stattfinden, je und sobald die beiden benannten Mächte wieder zusammenstoßen sollten. Ich bevollmächtige Ew. Hochwohlgeboren, diese Note dem verehrten Herrn Geheimerat vorzulesen, sie aber nachher wieder einzupacken und an sich zu nehmen.

146. An Lina Duncker

Liebe Frau Duncker!

Zuerst wünsche ich Ihnen und Ihrem Herrn Gemahl herzlichst Glück zu der kleinen Sünderin, womit Sie die Welt bereichert haben[2]); obgleich ich deren Namen noch nicht kenne, macht sie mir doch vollkommen erklärlich, warum Sie diesen Sommer nicht in die Schweiz gekommen sind. Wenn ich geahnt hätte, wie fleißig Sie in Ihrem Berufe wären, so wäre ich selbst auch fleißiger gewesen und hätte das Buch fertig gemacht; aber ach! es hätte kaum was geholfen! Schon zweimal sah ich dicht vor der Nase die Leute Heu machen, sah das Korn reif werden und abschneiden, alles wuchs und war fleißig und alle Menschen rührten sich, nur ich tat seufzend gar nischt! Ich habe wochen-

[1]) Ludmilla an Keller, 15. August 1856: „Sie verursachen mir einen rechten Schreck mit Ihrem ‚Apotheker von Chamounix‘. Gegen Heine! .... Ich habe immer so unendlich viel Gutes von Ihnen erwartet, daß ich noch jetzt hoffe, Sie können nichts ganz Schlimmes tun, daß ich hoffe, Sie verfahren nicht grausam gegen den genialen Dichter, der wohl verdient, daß man sein Grab mit Lorbeeren schmückt.“

[2]) Marie Duncker.

lang nicht nur kein Wort geschrieben, sondern auch keines gesprochen, denn der Mensch denkt und Gott lenkt und man kann sein inneres Geschick oder Ungeschick nicht zum voraus bestimmen, wie einen Fakturzettel. Aber meine Mittel erlauben mir das! Ich habe jene 25-Taler-Bestimmung[1]) in einer düstern Vorahnung selbst verfügt, wenn etwa nicht alles am Schnürchen gehen sollte, damit ich für mein Geld meine persönliche Freiheit behalte zum Allotriatreiben und Melancholischsein, ohne gerüffelt zu werden. Wenn ich dabei auch schlechte Geschäfte mache, so werden schließlich doch wenigstens gute Bücher daraus. Indessen habe ich doch nicht Lust, diesmal noch viel bares Geld zuzulegen und bis Weihnachten soll das Buch sicher herauskommen. Jüngst habe ich mich wieder gründlich gesund gemacht, indem ich mich unter fast viertausend bewaffnete Jüngelchens oder Kadetten stürzte, die wir in Zürich aus der halben Schweiz zusammengetrieben hatten, um ihnen ein viertägiges Fest zu geben[2]). Ich habe noch nie eine solche Freude gesehen, oder selbst gehabt, und habe mir alle Grillen aus dem Kopf geschlagen. Es war ein eigentliches Kindermeer, worunter übrigens schon ziemlich große und kräftige Burschе, aber auch ganze Bataillons ganz kleiner Stöcke von 10—12 Jahren, die ihre 50 Patronen aber so gut und regelrecht verschossen, wie die Größeren. Diese kleine Armee mit ihren vielen Fahnen sah aus wie ein wandelnder Blumengarten, und eine unendliche Menge der Alten, Mann und Weib, reich und arm umkoste und umdrängte die Tage über die bimmelnden, trommelnden, trompetenden und singenden Kleinode der Zukunft, und man sah bei dieser Gelegenheit, wieviel Liebe und rechtes Gefühl doch noch in der Welt ist, denn viele Leute hatten öfter Tränen in den Augen, sogar ich selbst gegen das Ende, nachdem ich die andern ausgelacht. Als sie einmarschierten, wurden einige Hundert von Leuten gestohlen, die sich für die auf den Quartierbilletts Bezeichneten ausgaben, so daß die eingeschriebenen Quartiergeber wie brüllende Löwen umherliefen, die ihre Jungen suchten. Item: es war hübsch. Ich hatte zwei Lieder zum Singen machen müssen, ein ernst-

[1]) Vgl. oben S. 372 f.

[2]) Vgl. Bd. 1 S. 383 f.

haftes und ein lustiges. Letzteres nahmen die jungen Herren sehr gnädig auf, so daß sie es überall sangen. Beim Festessen, nach dem Hauptmanöver, wo die ganze Klerisei in einer unabsehbaren Halle an 175 Tischen untergebracht war, wurde es von allen zusammen gesungen. Vier Taktschläger, an hochragenden Punkten verteilt, und zwei Musikchöre hielten die Masse zusammen, so daß mein Opuskulum aus den Tausenden von Knabenkehlen und im größten Jubel erklang. Ich hatte auch einen Tisch unter mir und war eben beschäftigt, aufzupassen, daß die kleinen Teufel genug Brot bekämen und nicht zu schnell tränken, als es anfing, mit Gläsern um mich her zu drängen und zu rufen: Herr Keller lebe hoch! Denn man hatte ihnen gesagt, ich habe das Lied gemacht und sie sollten mit mir anstoßen gehen; so kam die ganze Nachbarschaft herbei und ich war von den Burschen umringt, die mir ihre Gläser emporhielten und schrieen wie besessen! Meine eigene Tischfamilie war sehr erstaunt, zu sehen, welch einen Vorsteher sie hatte und tat sich was darauf zugut! Sie sehen also, daß Sie mit Ihrem einzelnen Säugling nicht aufkommen können gegen meine nationalen Vaterfreuden von 3500 Säuglingen, die dazu noch alle Flintchen mit Bajonetts tragen! Adolf Stahr und Fanny Lewald haben alles mitgemacht und schwimmen im Entzücken darüber, sowie sie überhaupt gut auf unser Land zu sprechen sind. Dies hat mich ganz versöhnt mit dem wunderlichen Paar, denn wer mein Land lobt und rühmt, dem kann ich nicht bös sein!

Die diversen Schicksale Ihrer verschiedenen Günstlinge interessieren mich so halb und halb, Sie haben aber den Herrn von Biedert[1]) vergessen; des Freses sein Idealismus kommt mir komisch vor, wenn er heiraten will, was ihm in den Wurf kommt, um dem Materialismus zu entgehen[2]). Ihre Fräulein Erdmann oder Erdfrau[3]) habe ich nicht gesehen, aber davon gehört. Es sind so viele Deutsche hier, daß man nicht allem ent-

[1]) Dieser verkehrte auch bei Varnhagen, vgl. dessen Tagebücher Bd. 11 S. 165.

[2]) Vgl. Deutsche Rundschau Oktober 1912 S. 54.

[3]) L. Duncker hatte Keller (2./3. Sept. 1856) den Besuch ihrer Freundin Christiane Erdmann angekündigt.

gehen kann. Übrigens würde ich die Dame nicht erkennen, da ich sie nur ein- oder zweimal bei Licht gesehen in Ihrem Hause und das ohne Brille. Frau Köchly hätte Sie gern besucht, wenn sie Zeit gefunden hätte. Sie brauchen sich aber, unter uns gesagt, nicht sehr imponieren zu lassen, es ist noch immer eine hübschliche Erscheinung, aber etwas ungekocht inwendig, wie mir scheint, denn ich habe noch nicht viel Gescheites von ihr gehört. Dies wird Ihnen auch Fanny Lewald sagen, welcher sie ins Gesicht sagte, sie hätte noch nicht die „Wandlungen" gelesen, worauf Fanny: das sei sehr unrecht von ihr, denn es sei ein sehr ernsthaftes Buch!

Es ist sehr human von Ihrer Fräulein Schwester, daß sie gelaunt ist, mir durch ihre geehrten Bemerkungen Gelegenheit zu einigen Komplimenten zu geben. Ich kann mich auch wohl dazu herbeilassen, da ich so viele Unhöflichkeiten gutzumachen habe. Also erstens, wenn von ihrer ganzen Person gar nichts übrig bleiben würde, als allein die Stimme, wie bei der unglücklichen Echo, so wäre diese allein noch wert, daß man ihr ganze Bibliotheken widmete. Denn nicht nur ihre Singstimme, welche ich nie hörte, sondern auch die Sprechstimme, hat mir ausnehmend wohl gefallen und das ist ein ganz aufrichtiges Kompliment, ich habe deshalb den Spinnenfresser[1]) immer gerne in der Nähe gehabt, weil er Ihre Schwester am meisten sprechen machte. Übrigens ist der Vergleich mit den Simsonschen Locken[2]) für mich kein schmeichelhafter. Simson verlor seine Macht mit seinen Locken gegenüber den Philistern, und zu dieser Nation gehöre ich nicht. Indessen, wenn die Locken fort sind, so kann man allerdings auch keine Papillocken brauchen. Sie könnte aus den Novellen daher ein Nachtmützchen machen, um sich einzuschläfern,

[1]) Den Intendanturrat Fabrice, vgl. oben S. 404.

[2]) Lina Duncker meldete (2./3. Sept. 1856) im Auftrag ihrer Schwester (vgl. oben S. 416): „Wenn Herr Keller für Lockenpapilloten arbeiten will, so kann ich seine Werke nicht annehmen, denn meine armen Locken habe ich in vieler Herren Länder verfliegen und verflattern lassen, die Stoppeln meines Herbstes sind für sich alleine schon so kapriciös, daß Kellersche Novellen keinen Umschwung hineinbringen würden. Ich fürchte, mir selbst ohne Locken wird er nichts widmen wollen, denn in den sieben Simsonschen lag alle Kraft."

wenn der Gram über den Lockenverlust ihr den Schlummer fernhält. Denn zu allen Zeiten haben schlechte Erzählungen den Schlaf befördert. Doch genug der Dummheiten, mehr soll mir für diesmal die heuchlerische Demut der Fräulein ohne Locken nicht entlocken. Ich habe nachträglich von der Schreckensgeschichte in Ihrem Hause[1]) gehört und bedauerte Sie sehr. Ich muß jetzt abbrechen, da ich sehr aufgelegt bin zum Fleißigsein, d. h. erst will ich, wenn ich die Briefe zur Post trage, noch eine Tasse Kaffee trinken, inmitten meiner Brüder, und eine Zigarre rauchen, da es jetzt viel Spaß gibt auf den Kaffeehäusern, wegen des verunglückten Putsches in Neuchâtel[2]). Dies ist jetzt besorgt und aufgehoben für immer, der Graf[3]) wird seine Diener nicht loben.

Ihr ganzes Haus ergebenst grüßend

Zürich, den 8. September 1856. Ihr Gottfried Keller.

147. An Hermann Hettner

Zürich, den 18. Oktober 56.

Lieber Hettner!

Verzeihen Sie, daß ich mich von Ihnen mahnen ließ, an Sie zu schreiben, ich habe Ihnen allerdings den letzten Brief geschrieben, aber stets vorgehabt, einen zweiten folgen zu lassen. Indessen erkundigte ich mich häufig bei Moleschott nach Ihnen, habe aber dort auch nichts vernommen, da Sie selbst lange nicht geschrieben. Letzter Tage erst hörte ich, daß Sie selber erkrankt seien, was nun aber glücklicherweise vorüber zu sein scheint, da Sie nichts erwähnen.

Was Sie mir über den Verlust Ihrer sel. Frau und Ihre Gefühle darüber schreiben[4]), empfinde ich gewiß getreulich mit. Möge jeder Tag Sie ruhiger und sicherer der gewohnten Bahn des Strebens wieder zuführen, ohne daß Ihnen das Licht entschwindet, welches bereits hinter Ihnen liegt! Indessen bedürfen

[1]) Vgl. oben S. 415.

[2]) Staatsstreich der Royalisten in Neuenburg in der Nacht vom 2./3. September 1856.

[3]) Franz Duncker.

[4]) Frau Marie Hettner, geb. v. Stockmar, war am 16. Mai 1856 gestorben.

Sie keiner Zusprüche, denn nicht jeder würde sich so munter oben halten bei so lang andauernden oder wiederkehrenden Krankheitsprüfungen jeder Art. Ich meinerseits würde sehr ungehalten werden über so gänzlich unmotivierte, gewissermaßen unvernünftige Störungen und Bedrückungen, da ich immer gesund bin samt den mir Nahestehenden, dagegen von jeher gewöhnt bin, wo ich mich leidend verhalten muß, nur allzuwohl zu wissen, woher das Übel rührt und von allem einen sehr plausiblen Grund einzusehen, ohne daß ich meine Natur und diejenige der andern Menschen ändern kann.

Was Sie über das „System der Natur“[1]) schreiben, hat mich lebhaft berührt. Ich habe das vielbeschrieene Opus noch nie recht im ganzen gelesen, sondern immer nur in der Philosophiegeschichte ꝛc. kennen gelernt; aber immer wollte es mir nicht recht einleuchten, wenn dabei über die Trivialität und Roheit jenes Werkes gelärmt wurde, und zwar so ziemlich von Leuten aller Farben. Es ist eben eine allgemeine menschliche Schwachheit, daß man auch beim eigenen Standpunkt immer etwas anderes hören will, als die kürzeste und strikteste nackte Wahrheit und Anwendung. Jedenfalls steht fest, daß, wenn jene Männer die heutigen Fortschritte der exakten Wissenschaften und deren Resultate zur Disposition gehabt hätten, so würden sie ganz andere Demonstrationen ausgeführt haben, als unsere Herren, ohne übrigens unserm Freunde Moleschott und Genossen zu nahe treten zu wollen. Oder vielleicht haben jene gerade darum so energisch und aus dem Vollen gewirkt, weil sie noch nicht behindert waren durch ein unermeßliches Detail, welches fast eher, und mit jedem Tage mehr, auf die letzten tiefen Abgründe des noch zu Leistenden hinweist. Am gedankenlosesten kommt mir das wegwerfende Gerede über die Ethik des „système de la nature“ vor. Ich möchte nur wissen, was man eigentlich dagegen einwenden kann, und ob selbst das orthodoxeste Christentum auf einer idealeren Basis stehe? Gewiß nicht! Es gibt gewiß keine ärgere Utilitätstheorie, als das Christentum predigt. Und was die rationellen

[1]) In dem betreffenden Abschnitt der Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts, zweiter Band (6. Auflage S. 353 ff.). Der Verfasser des „Système de la nature“ ist Holbach.

Ideal- und Identitätsphilosophen ꝛc. betrifft, wie sie alle heißen mögen, so schadet es ihnen gewiß wenigstens nichts, wenn sie im besten Falle noch die Tugend des „système de la nature“ nur wirklich zur Ausübung bringen. Man verspürt wenige Exempel, daß sie es nur wirklich bis zu diesem nüchternen Standpunkt gebracht haben! Es ist mir übrigens in dem ganzen gegenwärtigen Streit höchst merkwürdig, wie alle sich in dem alten äußerlichen Beweisgetümmel, logischer Rauferei und phantastischem Hypothesenwesen herumschlagen, anstatt daß nur einem einmal einfiele, zu einer neuen genauen Abwägung des ethischen inneren Gehaltes der Gegensätze zu schreiten, womit weit mehr Ruhe und Objektivität gewonnen würde. Aber dies lassen die Herren fein bleiben, weil sie eben nicht die gehörigen Gedanken und tiefere sittliche Empfindung dazu haben.

Wegen Ihres ersten Bandes habe ich mich zu ärgern mehrfach die Gelegenheit gehabt, nicht nur wegen der paar Angriffe in der Presse über Mangel an Gelehrttuerei, und zwar gerade von Leuten, die den Gegenstand selbst gar nicht kannten und vielleicht gerade aus Ihrem Buche die erste Kenntnis von manchem schöpften, sondern auch wegen mündlicher Äußerungen in gleichem Sinne. So haben Vischer und Köchly beide mit halbem Achselzucken über die etwas leichte Schreibart sich beklagt, und Monsieur Stahr half dann getreulich mit. Ich sollte Ihnen dergleichen zwar nicht mitteilen, und Sie werden philosophischerweise dem auch keine Folge geben; doch dient es leider die Schulfuchserei zu bezeichnen, in welcher die trefflichsten Leute noch stecken. Auch ermahne ich Sie höchlich, insofern es irgend nötig sein sollte, sich nicht daran zu kehren und die weiteren Teile ganz in der durchsichtigen Weise des ersten zu halten. Daß ich jedoch nach keiner Seite hin unrecht tue, muß ich noch nachtragen, daß Vischer es eigentlich nicht materiell meinte, sondern sich lediglich am äußern Stil, an den kurzen Sätzen und modernen Wendungen stieß ꝛc.

Die Stahrs schienen entzückt über das schweizerische Leben, über die Gegend und unsere Gebräuche u. dgl. Doch waren sie nicht so auffallend in ihrem Behaben, wie im Norden, mußten auch erfahren, daß eine Menge Leute die „Wandlungen“ nicht

einmal gelesen haben. Anfänglich sagte Fanny etwa[1]): „Da tun Sie sehr unrecht, es ist ein ernstes Werk", oder sie sprach von ihrem „Schaffen". Als sie aber bemerkte, daß dergleichen hier nicht Usus sei, zog sie die Pfeifen ein und war dann sehr liebenswürdig. Gegen mich waren beide außerordentlich angenehm und beschworen mich, ihnen zu schreiben, woraus ich entnahm, daß sie an mein Aufkommen glauben. Das gleiche erlaubte ich mir aus Gutzkows gehässigem und knabenhaft verdrehtem Anfall zu abstrahieren, den er mir in seinem Blatte zukommen ließ[2]). Fast hätte ich mich zu einer dummen Retourchaise verleiten lassen. Ich habe mich nämlich bis jetzt noch mit jener Romanzenparodie auf Heine herumgetragen und das Ding fast fertig gemacht. Darin kommen auch ein Dutzend sehr malitiöser Strophen auf Gutzkow vor, worin er geschildert wird, ohne genannt zu werden[3]). Erst heute früh habe ich mich endlich entschlossen, die ganze Geschichte wegzuwerfen, und mich von dergleichen Dingen fernzuhalten, lieber meine positiven Produkte fördernd. Hauptsächlich dachte ich, wenn Gutzkow ein Esel ist, so wolle ich nicht auch einer sein und ihn seinem eigenen dialektischen Prozesse überlassen. Er ist aber doch ein schofler Gesell; nicht lang nach jenem willkürlichen Einsanhängen brachte er eine wehmütige weltschmerzliche Erklärung in seinem Küchenblatt, wie man aus übergroßem Schmerz öfter ungerecht urteilen könne, mit halbem Bewußtsein des Unrechtes 2c. und suchte solche Lumperei süßholzraspelnd zu beschönigen. Es war offenbar eine oratio pro domo. Vischer ist jetzt ganz von seiner Frau getrennt und hat seinen Sohn oder zwei zu sich genommen. Es war eine Schönheit aus den untern Ständen, die er scheint's nicht zu bilden und zu traktieren wußte; denn sie „gab sich mit den ordinären Studenten ab", so daß also Vischer das Opfer ist. Er scheint auch sehr gekränkt und verbittert zu sein und man darf ihn durchaus nicht zu jenen ästhetischen Sündern zählen, die aus eigener Haltlosigkeit und Gehaltlosigkeit unglückliche Ehen produzieren und dabei munter und guter Dinge sind.

[1]) Vgl. oben S. 422.

[2]) „Unterhaltungen am häuslichen Herd" 1856 S. 591.

[3]) Vgl. Bd. 1 S. 406.

Von Universitätsklatsch weiß ich Ihnen dato nichts zu berichten, da eine feierliche anhaltende Pause eingetreten ist. Das einzige Minimum, das ich sub rosa mitteilen kann, ist, daß Köchly über Moleschott wütend wurde, als derselbe im Senat bei der Frage, wen Zürich nach der Greifswalder Jubelfeier[1]) absenden sollte, Vischer vorschlug, als einen berühmten Mann, der der Zürcher Schule Ehre mache. Köchly war sehr pikiert, daß der gute Moleschott den Vischer herausgriff und par excellence als berühmten Mann hinstellte.

Vischer ist artig gegen die Stahrs gewesen; er wurde mehrmals auf sie eingeladen, gestand ihr aber freimütig, daß er noch nichts von ihr gelesen habe. Varnhagen, der vergangenen Sommer hier war, erzählte mir auch, daß Stahr bei ihm die Schröder-Devrient (Frau von Bock)[2]) einmal gefragt habe: „Nun, liebe Frau von Bock, wie oft haben Sie denn die ‚Wandlungen' schon gelesen?"

Gegenwärtig ist Liszt mit seiner Fürstin in Zürich und schwärmt mit Wagner schrecklich Musik. Er wird längere Wochen hier bleiben. Köchly usf. behaupten, jene falsche Nachricht von dem Begnadigungsgesuch sei von Wagnerscher Seite absichtlich provoziert worden, damit, nachdem dann Köchly und Semper ihre désaveux abgegeben, Wagner durch einfaches Stillschweigen gut Wetter machen könne. Dies glaube ich nun nicht, wenigstens nicht, daß er persönlich darum wußte. Dagegen wünscht er jedenfalls nach Deutschland zurückkehren zu können, um wieder in die Theaterluft zu gelangen und Boden unter die Kunstfüße zu bekommen. Daher ist er nun in der Situation, in betreff jener Geschichte schweigen zu müssen, um sich nicht von vornherein das Spiel aufs neue zu verderben.

Semper ist mit seinem Lehramt auch unzufrieden; was ich wohl begreife, da er ganz junge Bürschchen zu Schülern hat, für die jeder gewöhnliche Einpauker gut genug wäre; auch hat er eine sehr tief- und breitgehende Lehrweise, welche die Bursche nicht verstehen und ihm viel Mühe kostet. Er sagte mir, er habe fast Lust, die Stelle aufzugeben und für sich zu leben, teilweise

[1]) Vierhundertjährige Feier der Gründung der Universität Greifswald.
[2]) Wilhelmine Schröder-Devrient (1804—1860).

als Schriftsteller. Herr Vieweg ist sein Verleger. Schon seit Jahren, noch ehe Semper den jetzigen Ruf hatte, ward ein großes Werk zwischen ihnen abgeschlossen zu geringen Bedingungen. Nun könnte Semper von andern Verlegern mehr als das Doppelte bekommen und sucht deswegen jenen Kontrakt aufzuheben oder zu ändern; allein der noble Vieweg hält ihn rücksichtslos fest. Überhaupt darf nach allem, was ich höre, diesem Herren nicht das Mindeste überlassen oder dessen gutem Willen zugetraut werden. Er lügt, intrigiert und rabulistert wie ein Virtuos und was das Zeug hält! Ich glaube wenigstens von allen seinen Versicherungen und Auseinandersetzungen kein Wort mehr und handle, solang ich noch an ihn gebunden bin, ganz strikt und nach eigenem Ermessen mit ihm. Die Lewald sagte, sie gebe ihn auch auf, er habe ihr große Grobheiten gemacht, die zwar der j u n g e Vieweg abgebeten; aber sie wolle ihn bestrafen. Stahr sagte, er hätte ihn auch verabschiedet, weil er ihn um hundert Taler habe prellen wollen. Indessen hat auch Franz Duncker in Berlin Stahrs Buch ausgeschlagen! Dies erzählte die Fanny selbst sehr betrübsam.

Es ist mit Auerbach doch ein Elend; er dauert mich, aber es muß doch ein gut Teil unvergorne Bauerbengelei in ihm stecken, daß er wenigstens nicht sich leidend verhalten und sich in sich selbst einwickeln kann, indem er auf alles andere verzichtet und allein seinen Arbeiten lebt. Grüßen Sie ihn indessen bestens von mir; ich bin begierig, wie er meine nächsten Novellen ansehen wird, da sie von dem, was er so freundlich und wirklich edelmütig energisch an den „Leuten von Seldwyla" gelobt hat, gänzlich abspringen oder wenigstens einen anderen Ton anschlagen. Denn ich hoffe allmählich zu zeigen oder zu versuchen, daß ich nicht nur auf einer Saite geige. Vieweg ist in der Schweiz und wird dieser Tage auf Zürich kommen, wo er ein ganzes Schock Autoren beschäftigt. Es nimmt mich wunder, ob er auch zu mir kommt.

Daß der alte Kapp munter ist, glaube ich wohl, da seine Kinder nicht gedeihen. Denn dieser alte schönrednerische Egoist scheint wie ein Vampyr um desto fideler zu sein, je mehr sich seine Familie abquält in Marotten, die sie von ihm geerbt. Johanna Kapp ist mir fast unheimlich, es ist, als ob sie selbst sich verzehre, wenn

sie nicht andern Leuten die Köpfe verdrehen und Unheil anrichten kann. Moleschotts sagten mir auch, daß sie den Philosophen Noack[1]) (!) offenbar so lange gekirrt habe, bis er sich einen Korb geholt. Gewöhnlichen Koketten, wenn sie hübsch sind, kann man das zugut halten. Wenn aber eine ungewöhnlich sein und ein großes Schicksal haben will, wie die Johanna, so wird eine solche Praxis elend und verdient direkte Grobheiten, und die meinigen, die ich ihr gemacht, bereue ich erst jetzt nicht.

Lassen Sie sich nun nicht zu sehr gehen in Ihrer Trauer und Niedergeschlagenheit und machen Sie sich munter ans Werk, denn ich denke mir, daß Arbeit und Studium doch zuletzt immer wieder der beste Anker sind, selbst für Sie, der im Glücke gewohnt war, so rührig und fleißig zu sein. Grüßen Sie mir herzlich Ihre lieben Kinder, damit sie noch etwas von mir wissen, wenn ich sie irgend einmal wiedersehe! Ich denke, nächstes Jahr werde ich so weit nachgerückt sein, daß ich den ersten Ausflug nach dem Norden machen kann, um zu sehen, ob Berlin noch steht. Ich fühle, daß es besser ist, wenn ich alle paar Jahre einmal auf Wochen durch Deutschland gehe, anstatt sieben Jahre dort zu hocken; aber das erstere ist auch notwendig. Moleschotts werden Sie wohl selbst gegrüßt haben, da sie kürzlich geschrieben. Ich gehe also nicht hin, um einen Gruß für Sie zu holen, und so leben Sie so wohl als immer möglich. Ihr alter

G. Keller.

148. An Ludmilla Assing

Zürich, im Februar[2]) 1857.

Verehrtes Fräulein Assing!

Da Herr Baron Schultz aus Livland[3]) über Berlin geht und so gut sein will, mir einen Brief zu besorgen, so muß ich endlich in meinen verstockten Busen greifen und sehen, wie ich mich gegen Ihre Güte bestmöglichst aus der Sache ziehe, aus dem Schein der Undankbarkeit und Grobheit; denn ich habe getan,

[1]) Ludwig Noack (1819—1885).

[2]) Der Brief ist am 27. Februar geschrieben.

[3]) Schultz überbrachte zu gleicher Zeit Varnhagen ein Empfehlungsbillett von Keller (Westermanns Monatshefte Bd. 97 [1904/5] S. 63).

als ob weder die Koſſakſche Kritik[1]), noch die treffliche und liebenswürdige Kaminfegergeſchichte der Roſa Maria[2]), noch endlich Ihr freundlicher Brief vom Auguſt vorigen Jahres mit ſeiner edlen Pietät und Dankbarkeit gegen Länder und Dinge, die man auf Reiſen ſieht, als ob dies alles mich gar nicht gerührt hätte! Und doch hat mir alles große Freude gemacht, obgleich ich wußte, daß, z. B. Ihre Reiſedankbarkeit betreffend, dies unter rechten Leuten nichts Ungewöhnliches, ſondern ganz in der Ordnung iſt. Ich ſpiele hier auf den ruchloſen Herman Grimm an, der ungeſchickter- und unbedachterweiſe mein höchſt gelegenes Land Europas mit einer Kellerwohnung vergleicht[3]). Dieſe Herren wollen es in ihrem jetzigen Wirken ſo ſehr dem jungen Goethe nachtun in zierlichen und kecken Verſuchen allerart; allein die gute Ackerkrume für gute Früchte, die Pietät für allerlei Dinge, ſo man ſieht, und die Fähigkeit, die Welt anders zu ſehen, als durch Berliner Guckkaſtenlöcher, ſcheint verdächtigerweiſe zu fehlen. Hier muß ich mich ſelbſt ein bißchen rühmen, zur Erholung von obiger Kapuzinade: als ich kaum in Berlin mich ein wenig umgeſehen hatte, ſah ich ſogleich, woran ich mich zu halten habe, und ging ſpreeaufwärts ſpazieren oder ſuchte die ſtillen Seen in den Fichtenwäldern auf mit ihrer ſtillen Sonne, und wenn meine Landsleute über die ſchauerliche Gegend klagten, ſo hielt ich dieſer treulich die Stange, und habe ſie auch jetzt noch nicht vergeſſen, wo mir die ſchönſten Buchenwälder und Bergzüge, rauſchende Ströme und die luſtige Sihl zu Gebote ſtehen, die jetzt kleinlaut genug unter dem Eiſe wegſchleicht. Aber auch der Zürichſee war dieſen Monat gänzlich zugefroren und bildete nur Eine große Silberplatte in der blitzenden Sonne, und weithin ſah man die

[1]) Vgl. oben S. 418.

[2]) Ludmilla hatte Keller eine Novelle ihrer Mutter geſandt, die unter dem Pſeudonym Roſa Maria ſchrieb: Über ſie vgl. Gutzkow, Ausgew. Werke, herausg. von Houben 8 S. 209 ff.

[3]) Ludmilla an Keller, 15. Aug. 1856: „Als wir Herman Grimm von unſerem Schweizer Ausflug erzählten, fragte er: ‚Finden Sie die Schweiz wirklich ſchön?‘ und ſetzte dann hinzu: ‚Ich nicht, die Sonne geht hinter den Bergen zwei Stunden früher unter, und im Grunde iſt die ganze Schweiz doch nichts anderes als eine grandioſe Kellerwohnung!‘ Die Kellerwohnung könnte nur inſofern zugegeben werden, als Sie dort wohnen.“

dunklen winzigen Menschentierchen drüber weggleiten. Über der Tiefe draußen ist das Eis wie Glas so klar, und man sieht darunter die grünen Seegewächse aus der schwarzen Tiefe aufsteigen. Es sind aber leider mehrere Menschen verunglückt, als es noch nicht fest genug war.

Es tut mir wahrhaftig leid, daß ich Ihnen einen solchen blinden Schreck verursacht habe, wegen meines Attentates auf Heine[1]). Wie Sie bemerkt haben werden, ist dasselbe unterblieben, aber nicht wegen Ihrer Ermahnungen (denn bei aller Ehrerbietung müssen wir uns unsere Unabhängigkeit wahren!), sondern weil mich plötzlich ein Widerwillen gegen solche polemische Produkte befiel. Indessen wäre der tote Heine ganz gut gefahren dabei, wie ich glaube, und es wäre mehr eine plastisch-poetische Charakteristik seines Wesens geworden (z. B. am Schluß ein Pariser Totentanz à la Holbein auf dem Kirchhof Montmartre) nebst eindringlichen Ermahnungen an die Lebenden, daß jetzt des Guten genug sei und wir uns endlich konsequent und aufrichtig vom Witz, Unwitz und Willkürtum der letzten Romantik lossagen und wieder zur ehrlichen und naiven Auffassung halten müßten. A. Meißners Buch[2]), so sehr es mich unterhalten hat, ist mir im ganzen eine widerliche Erscheinung gewesen, da es mir hauptsächlich geschrieben scheint, um seinen Autor zu produzieren, und zwar mit den wohlfeilen Mitteln unmittelbarer Fortsetzung Heineschen Wesens. So z. B. das Durchhecheln komischer Gestalten usf. Die Schilderung der Freunde Börnes unter anderm ist sehr gewandt und pikant, und doch wertlos, weil eine nackte Nachahmung der Manier des Meisters. Auch fürchte ich, der gute Meißner wollte sich mit diesem Buche als „gefährlich" auskünden, gewissermaßen als der Nachfolger und Erbe Heinrich Heines, was jedenfalls nur entgegengesetzt wirken würde.

Ich las jüngst eine Beschreibung des Berliner jüngsten Künstlerfestes, in der „Nationalzeitung", und daß Humboldt, Ihr Herr Onkel usf. das Fest mit ihrer Gegenwart beehrt hätten; da dachte ich, Sie seien gewiß auch dabei gewesen und wünschte Ihnen viel Vergnügen gehabt zu haben. Auch von der „musen-

[1]) Plan des „Apothekers von Chamounix".

[2]) Heinrich Heine, Erinnerungen (1856).

haften Fräulein Ney“[1]) las ich, die ich bei Gott ganz vergessen hatte! Ich wünsche ihr, daß sie ein weiblicher Pygmalion werden möge, eine Pygmalia, die sich einen recht hübschen Mann aus dem Marmor herausmeißelt[2]). Während des Kriegslärmens[3]) wurde ich öfters gefragt, ob ich denn gar keine Nachrichten aus Berlin habe, der ich doch so viele Jahre dort mich umgetrieben, und ich erwiderte alsdann mit bedauerlicher Miene: „Ach! die guten Leutchen dürfen eben nichts schreiben, was ihnen gefährlich werden könnte!“ während ich wohl wußte, daß ich allein selbst schuld sei an dem Ausbleiben aller Briefe, indem ich seit dreiviertel Jahr an niemand geschrieben; denn meine Lieblingskunst ist, mich in eine künstliche Vergessenheit zu bringen, um mich nachher darüber zu ärgern. Der Kriegsspektakel war übrigens sehr schön und feierlich hierzulande, und es war uns dummen Kerlen sehr ernst damit. Indessen hat er uns um vieles vorwärts gebracht in unsern innern Verhältnissen, und wenn Sie Seiner Majestät begegnen, so danken Sie doch Allerhöchstderselben dafür in meinem Namen! Ich bin aber ein paar Monate lang ganz aus allem Arbeiten herausgekommen, denn ich habe Leitartikel geschrieben[4]), in die Scheibe geschossen, in den Kaffeehäusern gekannegießert und lauter solches Teufelszeug getrieben. Meine Schwester strickte Strümpfe für die Soldaten, kam damit zu spät und jammerte sehr. „Da ist leicht zu helfen,“ sagte ich, „ich zieh' die Strümpfe schon an!“ Allein ich mußte ihr die Barauslagen für die Wolle ersetzen! Auch ein Schwesterstücklein, wie Sie sehen!

---

[1]) Die Bildhauerin Elisabeth Ney, die Keller bei Varnhagen kennen gelernt hatte.

[2]) Ludmilla an Keller, 26. Juni 1857: „Bei dem Künstlerfest in diesem Winter habe ich mich sehr gut amüsiert und doppelt, da ich auch den Onkel so heiter und aufgelegt sah. Wir saßen bei Tische mit Fräulein Ney zusammen und mit Herrn und Madame Franz Duncker. Da können Sie sich denn leicht denken, daß auch Ihr Name genannt wurde. Fräulein Ney sah in einem Veilchenkranz sehr hübsch aus; den hübschen Gatten, den Sie ihr anwünschen, hat sie sich noch nicht gemeißelt, dagegen aber eine Büste des Onkels gemacht, die viel Talent zeigt.“

[3]) Gemeint ist der Neuenburger Handel mit Preußen.

[4]) Vgl. Bd. 1 S. 387.

Vorigen Herbst war die Liszt-Wittgensteinsche Familie in Zürich, manche Woche, um bei Wagner zu sein, und da wurden alle Kapazitäten Zürichs herbeigezogen, einen Hof zu bilden. Ich wurde versuchsweise auch ein paarmal zitiert, aber schleunigst wieder freigegeben. Bei den andern Brutussen hingegen machte die Fürstin entschieden Glück, und alle sind ihres Lobes voll, besonders da sie seither an alle einzelnen, wie Vischer, Moleschott, Köchly 2c. intressante Briefe schreibt. Auch hat sie allen das große Rietschelsche Medaillon Liszts geschickt, daß sie es bei sich aufhängen sollen.

Grüßen Sie auch Ring von mir recht herzlich, hoffentlich ist er noch immer gleich vergnügt. Ich mußte letzthin lachen, als ihm einer, im „Morgenblatt" glaub' ich, aufrüffelte, daß er seine Damen im Romane „Milton"[1]) alle Augenblicke in der Augenfarbe alternieren lassen! Ich habe den „Milton" noch nicht gelesen, werde es aber bald tun. Auch bitte ich Sie, sonst grüßen zu wollen, wer mich etwa kennt, besonders Herrn und Frau Stahr, die Ihnen gewiß von unserm Kadettenfest erzählt haben. Ich hoffe, daß Sie mit Ihrem verehrten Herrn Onkel recht wohl und munter sind und allerhand Schönes und Gutes befördern und betreiben, und indem ich Ihnen verspreche, baldmöglichst etwas Gedrucktes von mir sehen zu lassen und dann wieder ein bißchen zu plaudern, empfehle ich mich Ihrer ferneren guten Gewogenheit.

Ihr ergebenster

Gottfried Keller.

149. An Lina Duncker

Zürich, den 8. Mart. 1857.

Ich muß an Ihren Herren, den Buchhändler, schreiben und wünsche, daß in erster Linie, wenn er nicht zur Hand sein sollte, nicht die Kommis mein zartbesaitetes Geschäftsbriefchen mit roher Hand berühren[2]). Daher gelangen Sie selbst zu einem

[1]) „John Milton und seine Zeit" (1857).

[2]) Lina Duncker an G. Keller, 2. Sept. 1856: „Mein Mann ist sehr stolz darauf, Ihnen sagen zu können, daß er Ihnen noch nie einen Geschäftsbrief geschrieben habe, ob der Stolz begründet ist, scheint mir noch zweifelhaft. Herr Vieweg schrieb Ihnen viele Geschäftsbriefe, und Sie ließen ihn Jahr und Tag

Briefe, in welchen ich jenen einwickele, in der Hoffnung, daß Ihre bisherige Gewogenheit sich seit den letzten Briefen nicht allzusehr vermindert habe. Im Brief an Herrn Duncker steht übrigens nichts Absonderliches, und wenn er wieder in England sein sollte, so dürfen Sie ihn aufmachen und selbst lesen. Ich habe gehört, daß Sie diesen Winter wieder eine saubere Aufführung gehabt, für den „Narziß" und Brachvogel[1]) geschwärmt, auf allen Subskriptionsbällen gewesen, auf dem Jungen-Künstler-Ball Knüffe ausgeteilt, im Galopp die Linden entlang geritten 2c. 2c. Gott bessere Sie! Wie geht es bei Ihnen, wie heißt denn Ihr neulichstes Kind, und ist es gesund? Gestern ist mein alter Oheim gestorben auf dem Lande, der im „Grünen Heinrich" figuriert. Er lebte zuletzt ganz allein mit einem Knecht und einer Magd, die den ganzen Tag heimlich Eierkuchen backt, in dem zerfallenden Hause. Seine Kinder sind zerstreut und meistens vollkommene Philister und verbauert, und bei dem Leichenbegängnis am nächsten Dienstag werde ich wahrscheinlich mit ansehen, daß in dem Hause, wo vor Jahren so viel Gesang und Gelächter war, nun rücksichtslos um die Erbschaft gestritten wird. Doch mir ist's Wurst; ich seh' alles mit an. Die Bildungssucht in Zürich grassiert immer fort, alle Wochen wenigstens zwei Vorlesungen vor Damen und Herren. Die Norddeutschen und die Süddeutschen bekriegen

---

auf Manuskript warten, sich beklagend, daß man Sie dränge und belästige. Herr Duncker quält Sie nicht, beeilt Sie nicht, schreibt Ihnen nicht, und Sie lassen ihn ebenfalls warten. . . . ‚Schreibe ihm — sagte mein ergrautes Oberhaupt —, daß er bekanntlich schon 250 Tlr. für die Novellen erhalten, diese aber nach Kontrakt beinahe an den Verleger zurückzuzahlen habe, da seit November 1855 ein monatlicher Abzug von 25 Tlr. vom Autor bewilligt sei, wenn solcher nicht bis 1. Nov. 1855 Manuskript geliefert habe.' Da besagter Autor obige Bedingung, zu eigenem Nutz und Frommen wahrscheinlich, selbst diktierte, so wird er dieselbe auch nicht vergessen, sondern am 1. Sept. in sein Hauptbuch eingetragen haben, daß er von Herrn Duncker für versprochene Novellen erstens an barem Geld 250 Tlr. erhalten habe und die für selbiges Manuskript noch zugesagten weitern 250 Tlr. durch zehnmonatlichen Aufschub der Novellensendung ebenfalls bereits erhalten; zu notieren würde jeden ferneren Monat, wo hier kein Manuskript einläuft, sein, daß Sie Herrn Duncker 25 Tlr. schulden. Sie scheinen mir auf diese Weise recht gute Geschäfte zu machen!" 2c.

[1]) Über die Aufführung von Brachvogels „Narziß" in Berlin vgl. M. Ring, Erinnerungen II S. 145.

sich dabei wegen der Aussprache. So hält Vischer sehr hübsche Vorträge über Shakespeare, die Sachsen und Preußen mokieren sich aber über sein Schwäbeln, worüber er wütend wird[1]). Neulich, als er aus einem norddeutschen Vortrag kam, sagte er: „Des soll nun des richtige Deitsch soin, wenn so a Kerle sagt statt ‚verloren' ‚vochlochen'! und statt ‚Liebe' ‚Lübbe'!" Ich mußte sehr lachen und hinterbrachte es stracks den Nördlichen. Soeben bekomme ich auch die Todesanzeige der alten Frau Kapp in Heidelberg, und letzte vierzehn Tage bin ich wenigstens an drei zürcherischen Leichenkondukts gewesen, so daß man gegenwärtig fast nur mit dem Tod zu tun hat. Wir selbst aber sind freilich noch arg lebendig und machen viele Projekte. Letzten Herbst war Liszt mit seiner Wittgensteinin und jener jüngeren Prinzessin hier. Da es deshalb große Schwindeleien gab, wo alle möglichen Leute zusammengetrommelt wurden, so kam ich auch einmal mit der Frau Herwegh zusammen und seither auch bei Moleschotts. Diese Frau ist eine schreckliche Renommistin und Renommisterei ist die Grundlage ihrer Existenz, wie ich glaube, sie renommiert wie ein Studentenfuchs. Jedenfalls ist Herwegh noch mehr wert als sie wie ich schätze, aber nur entre nous. Richard Wagner ist durch die Anwesenheit Liszts, der seinetwegen kam, wieder sehr rappelköpfisch und eigensüchtig geworden, denn jener bestärkt ihn in allen Torheiten. Die Ferschtin Wittgenstein hat mit allen gelehrten Notabeln Zürichs Freundschaft geschlossen, schreibt lange Briefe an sie und schenkt ihnen ungeheure Gipsmedaillons Liszts, Frau Köchly hat auch eins bekommen, ist aber jalouse auf Frau Herwegh, die dasjenige der Fürstin mitbekam. Übrigens ist letztere eine gescheite Frau; denn alle die gelehrten Eisenfresser und Brutusse rühmen sie. Ich allein bin dunkel vor ihren Augen geblieben und habe weder Brief noch Medaillon, worüber ich mich nicht zu fassen weiß. Ist

[1]) In der „N. Zürcher Ztg." vom 6. März 1856 liest man unter der Rubrik Zürich: „Wir notieren, daß der hiesige □-Korrespondent der ‚Nationalztg.' in einer Kritik über den öffentlichen Vortrag unseres Ästhetikers Vischer über ‚Macbeth' sagt: ‚Der schwäbische Dialekt des Vortragenden habe allen anwesenden Sachsen Krämpfe gemacht, und der könne nicht Ästhetiker sein, dessen Nerven einen solchen Verstoß ertragen.'"

die Fräulein Betty richtig wieder nach Neapel gebummelt, oder wo ist sie jetzt? Die Frau Köchly hat jetzt noch (da ich an Perücken erinnert werde) famose Haare, die sie auf alle Fassons trägt, manchmal in Locken bis an die Hüften, aber der Neid murmelt, sie seien gefärbt. Da Sie aber von den schwarzen Locken schrieben, die sie schon als Kind gehabt hätte, so ist letzteres also Verleumdung[1]). Ihre Skrupel wegen der Dedikation meiner Novellen[2]) sind jetzt einfach zu lösen, ich bin nämlich überhaupt von der Idee abgekommen, indem ich doch fürchtete, mir Spott zuzuziehen, wenn ich sentimental genug wäre, einer Berlinerin ein Buch zu widmen. Überhaupt will ich doch lieber nicht mich auf dergleichen Künste verlegen. Sagen Sie doch Herren Fabrizius, daß ich, im Kriegsfalle, auf ihn gelauert und ihn besonders aufs Korn genommen hätte als Intendanten, da er hoffentlich mitgekommen wäre. Am schlimmsten ist es durch den Frieden Ihrem Schwager, Herrn Alexander[3]), gegangen, da er gewiß einige brillante neue Verlagsartikel gewonnen hätte, wenigstens in der ersten Hälfte des Feldzuges; denn was die zweite Hälfte betrifft, so waren wir fest entschlossen, die Preußen mit Mann und Maus aufzufressen! Denken Sie sich z. B. mich kleinen Kerl mit einem langen Leutnant vom ersten Garderegiment im Rachen! Ein Glück, daß jeder solcher Braten wenigstens gleich den Zahnstocher auf dem Kopf mitbringt.

Den 16.

Ich bin in meinem herrlichen Brief unterbrochen worden; das Leichenbegängnis meines Oheims hat indessen stattgefunden, und ich war einige Tage auf dem Dorfe und habe als Andenken eine ausgestopfte Eule, eine alte Chronik und einen alten Degen mitgebracht. Ich bummelte auf den Höhen am Rhein herum, indessen meine Vettern und Basen um das Erbe diplomatisierten. Zwei Brüder zankten sich um das Pferd des Verstor-

[1]) Lina Duncker an Keller 2./3. Sept. 1856: „Die sehr hübsche Fräulein Saling imponierte mir damals so sehr durch Eleganz und schöne schwarze Locken, daß ich mich nie recht an sie herantraute."

[2]) S. oben S. 422.

[3]) Alexander Duncker (1813—1897), Inhaber der Firma Duncker und Humblot.

benen und machten mich zum Schiedsrichter, welcher es eher gebrauchen könne? Ich sagte, sie sollten sich beide drauf setzen samt ihren Frauen, wie die vier Haimonskinder. Zwei Basen, welche guter Hoffnung sind, haben mir schon angekündigt, daß ich Pate sein müsse. Wahrscheinlich wurden sie durch meinen majestätischen Berliner Frack, den ich bei der Leiche produzierte, dazu aufgemuntert. Dieser Frack hat mich in meiner Heimat überhaupt in den Ruf großer Solidität gesetzt; denn eh' ich in Berlin war, hat man dergleichen nicht an mir gesehen. Ich lese soeben das Freseſche Lewesbuch[1]) und ersehe an demselben, daß Herr Duncker jetzt seine Bücher selbst druckt. Indessen ist das Buch denn doch nicht so unerhört, werde mich aber hüten, diese Meinung weiter zu verbreiten, da es in Ihrem Verlage erscheint. Denn Verleger werden wütend, wenn man ihre Artikel tadelt. D. h. das Buch ist ganz gut bis auf einige schwache Stellen, nur ist nichts darin, was man nicht schon hat wissen können. Der „Narziß" hat mir [im] ganzen nicht übel gefallen, was die Arbeit im Äußern betrifft, es ist eine hübsche Reminiszenz an allerlei Dageweſenes, das Hauptmotiv aber geht nicht wohl an. Indessen mag es gerade dieses sein, welches das Glück des Stückes gemacht hat, indem die Weiber, die den Ton angeben, sich geschmeichelt fühlen, daß ein dramatischer Held zugrund geht aus Anhänglichkeit an seine Frau, obgleich die gleichen Weiber sich wohl hüten würden, einen solch anhänglichen Held zu heiraten. Ein oder zwei wegen einer Dame ruinierte Jahre mögen allenfalls angehen; aber ein ganzes Leben — darf nicht geschnupft werden und ist weder dramatisch gut noch sonst ersprießlich.

Meine Mutter bringt mir den Kaffee und ist ganz munter, da ich durch das Kaffeetrinken zu Haus einen heuchlerischen häuslichen Anstrich gewonnen habe. Allein das Wetter dürfte plötzlich wieder umschlagen. Indessen habe ich vor, diesen Frühling und Sommer recht fleißig zu sein und im Herbst vielleicht einen kurzen Streifzug nach den von mir früher okkupierten deutschen Ortschaften zu unternehmen, um nicht ganz zu ver-

[1]) Die Übersetzung von Lewes' „Life of Goethe" von Frese, die kurz zuvor im Verlage Franz Dunckers erschienen war.

schweizern. Alsdann hoffe ich Sie auch wiederum zu sehen und werde etwa an einem Donnerstag Abend bei Ihnen einfallen, wenn Sie nicht allzu berühmte Gesellschaft haben. Bis dahin also leben Sie wohl und gesund und gedenken Sie in Huld Ihres ergebensten

Gottfried Keller.

150. An Franz Duncker

Zürich, den 16. März 1857.

Geehrter Herr Duncker!

Unser Buch hat leider das Schicksal des „Grünen Heinrich" erlebt und [ist] aller guten Vorsätze und Vorkehrungen unerachtet stets über das vorgesteckte Ziel hinaus zurückgeblieben, weil die äußeren Lebensverhältnisse abermals stärker gewesen sind, als ich selbst. Ich danke Ihnen indessen für Ihre bisherige geduldige Haltung und bin für jetzt zu einer Frage veranlaßt. Es hat sich auch jetzt herausgestellt, daß ich den Umfang des Gegenstandes nicht genau zum voraus zu berechnen wußte und daher die Arbeit gegen 60 Oktavbogen, statt der festgestellten 40, stark werden dürfte. Ich sehe dies, da ich eben beginne, die einzelnen Novellen in die größere Hauptnovelle einzureihen und aneinanderzuhängen.

Ist Ihnen nun diese allfällige Erweiterung der Bogenzahl (resp. Vermehrung von zwei Bändchen auf drei) recht, oder wünschen Sie, daß es bei der kontraktlichen Abrede bleibe? Sie können in Ihrer Bestimmung darüber um so ungenierter sein, als es mir leicht fällt, einzelne Novellen wegzulassen und anderweitig zu verwenden.

Nur bitte ich Sie, mir in ein paar Worten darüber Nachricht geben zu wollen, denn ich möchte nun in der nächsten Zeit die Sache zum Abschluß bringen und mich mit Ihnen endlich ins Reine setzen. Politik und Kriegslärm haben mich leider zuletzt noch auf Abwege gebracht und abermals ein paar Monate gekostet[1]).

Wenn Sie etwa die Herren Scherenberg und March[2]) sehen

[1]) Duncker lehnte die Erweiterung der „Galatea"-Novellen ab (an Keller 29. Juni 1857).

[2]) Über March s. Bd. 1 S. 225.

sollten, so haben Sie doch die Freundlichkeit, dieselben von mir zu grüßen, und letzterem sagen Sie, er solle mir doch einmal schreiben, oder ich vergesse ihn!

Achtungsvoll grüßend

Ihr ergebenster

Gottfried Keller.

151. An Ferdinand Freiligrath

Lieber Freund!

So darf ich Dich noch anreden, denn Du schickst mir „Hiawatha", „Athenäum" und schriftstellerst zu meinem Nutzen in Alt-England, wofür ich in allem meinen schuldigen Dank abstatte. Schön wäre es freilich, wenn Du direkt gegen mich wieder mal etwas briefstellern wolltest, Du brauchst Dich nicht zu genieren wegen des Stils, weil ich etwa ein dickbändiger Prosaist geworden bin — Du weißt ja, ich bin für alte Freunde immer der Alte, man kann bei mir noch immer tun wie zu Hause, trotz Auerbach und „Athenäum"[1]). Ich bin also seit anderthalb Jahren wieder in Zürich und habe mich von den Berliner Strapazen erholt und viel schönes Schweizerisches erlebt, aber bereits auch wieder so verbauert, daß ich meistens allein zu Hause hocke und arbeite oder lese, was am Ende am besten bekommt. Ich muß jetzt noch einige Bände novellistische Sachen fertig machen, welche angelegt sind, und dann werde ich endlich, wahrscheinlich etwa um das vierzigste Jahr herum, auf die dramatische See auslaufen, nachdem ich es vor sieben Jahren tendiert. Ich werde Hebbelsche Größe mit Birchpfeifferscher Fülle und Halmscher Süßigkeit zu vereinen wissen, dies war mein heimliches Studium in Deutschland, und dann müßte es doch mit dem Teufel zugehen, wenn ich nicht der Shakespeare der Zukunft würde, insbesondere wenn noch ein Gran Bacherlscher In-

[1]) Das „Athenäum" Nr. 1527 vom 31. Jan. 1857 bemerkt bei Besprechung der „Leute von Seldwyla": Keller sei ein Autor, der zu großen Hoffnungen berechtige und einen Platz neben Auerbach beanspruchen könne, oder neben irgendeinem von der Klasse, die ihre Blicke zwar auf einen sehr kleinen Winkel der bewohnbaren Erdkugel beschränken, aber dann tief in die menschliche Natur eindringen und ihre dabei gemachten Entdeckungen in der schlichten Sprache des Herzens enthüllen.

tuition[1]) dazukommt. Von Dir und Deiner Familie kann ich nicht schreiben, da mir alle Anknüpfungspunkte fehlen. Das älteste Fräulein wird also nun bald ein wirkliches Fräulein sein und der „Fuhrmann" ein ansehnlicher Bengel, wenn er nämlich dem Papa nachartet. — Was übrig ist, schwebt mir undeutlich vor. Deine Frau Gemahlin lasse ich ergebenst grüßen. Über den „Hiawatha" lege ich ein Abschnitzel aus einem Briefe bei, welchen ich Dir vor längerer Zeit schreiben wollte und welcher stecken geblieben ist.

Ich danke Dir also für Deinen schönen „Hiawatha"[2]), welcher in der Tat unser poetisches Bewußtsein bereichert und beweist, daß es mit diesen artigen Dingen ist tout comme chez nous auch jenseits des Wassers. Es wäre freilich erwünscht zu wissen, wann z. B. bei den Indianern die poetische Idee von der Sendung eines erlösenden und bildenden göttlichen Helden entstanden ist, ob vor oder nach der Ankunft der Europäer ꝛc. Auch nimmt mich wunder, ob z. B. der wunderbar schöne Zug, wie die guten Leute in ihrer fröhlichen Einfalt die vermeintlichen neuen Lügen des Jägers belachen, als er ihnen die Ankunft der Europäer beschreibt[3]), ganz auf Longfellows Rechnung zu setzen ist? Es wäre zu schön, wenn jene armen Rothäute selbst diese großartige und tiefsinnige Situation ausgeheckt hätten, welche den schönsten Zügen aller andern uralten Poesieen zur Seite steht. Übrigens sind wir wunderliche Käuze; wir wundern uns immer von neuem, daß das Häuflein Menschen auf diesem Erdglöbchen einander so ähnlich sieht, und praktisch sind wir dabei auch, da wir uns ein so billiges Vergnügen und Spektakel zu verschaffen wissen, dadurch daß wir eben einander so ähnlich sehen. — Ich füge diesmal diese Tüftelei noch hinzu:

„Hi au ha! fiel dumpf der Chor ein!"[4])

---

[1]) Der Lehrer Franz Bacherl (1808—1869) warf Friedrich Halm vor, er habe das Motiv seiner „Fechters von Ravenna" aus Bacherls „Cherusker in Rom" (1856) gestohlen. 1857 gab er seine Stelle auf, um sich ganz dem dramatischen Schaffen zu widmen.

[2]) Freiligraths Übersetzung von Longfellows „Song of Hiawatha" erschien 1856.

[3]) Gesang XXI.

[4]) Vers aus Freiligraths „Hiawatha" Gesang XV.

welcher Vers mir immer aufmunternd in den Ohren klingt. Hier in Zürich habe ich eine Unmasse Deutsche vorgefunden, nicht nur Flüchtlinge, sondern auch allerhand Familien, die aus freien Stücken hierhergezogen sind und die Geschäfte treiben. Auch gelehrte Notabeln, wie Vischer, Moleschott und ein paar andere. Vischer ist ein von der Frau geschiedener Mensch, und meistens moros und hat jetzt seine Ästhetik vollendet. Moleschott kannte ich von Heidelberg her, ist liebenswürdig und hat viel Geschmack an der Literatur. Dann ist auch Richard Wagner, ein sehr begabter Mensch, aber auch etwas Friseur und Charlatan. Er unterhält einen Nipptisch, worauf eine silberne Haarbürste in kristallener Schale zu sehen ist 2c. 2c. Auch gibt es eine förmliche Literatenkaste seit 49 hier, wie auch an andern Schweizerorten, nicht nur Feuilletonisten und Zeitungskorrespondenten, nein, auch Romanschreiber, Dichter, kurz die ganze Grundsuppe großstädtischer Verhältnisse. Romanschreiber in Zürich allein etwa drei oder vier, von denen es gleichgültig ist, ob man sie nennt oder nicht, außerdem jene Ottilie Kapp aus Soest mit ihrem Mann[1]), nebst andern Blaubeinbezügen. Ruge will also wieder machen, daß es vorwärts geht, da er die „Jahrbücher" rehabilitiert, mit denen er das Jahr 48 gemacht hat. Nun könnte man, in Verbindung mit ihm, gut in Aktien spekulieren, da man genau erfahren könnte, wann und wo die Ereignisse wieder eintreffen, die konstruiert werden. Er und Heinzen sind jedenfalls zwei Charaktere, denn keiner von beiden hat im mindesten seinen Stil geändert. Doch will ich sonst in keiner Weise Rugen mit dem Kalb und Schafskopf Heinzen vergleichen.

Hast Du noch keine grauen Haare? Ich habe schon manche in meinem Bart, die ich von Zeit zu Zeit ausrupfe. Schulz hat einen weißgelben oder schneeweißen Bart, der von der Nase her vergoldet wird. Übrigens hält ihn die Frau gut unter der Schere und stutzt ihn alle acht Tage. Auerbach lebt schlimm mit seiner zweiten Frau[2]), die hübsch, aber keine Hausfrau ist, sondern eine Salondame. Nun spielt er sein eigenes Lorle aus der „Professorin", aber sehr wahrhaft, denn er haut seine Frau

[1]) Alexander Kapp, früher Gymnasiallehrer in Soest, gest. 1869 in Zürich.
[2]) Nina Landesmann. Vgl. A. Bettelheim, B. Auerbach (1907) S. 221 ff.

nicht schüchtern; nichtsdestominder bringt sie ihm alljährlich ein Kindlein. (Doch unter uns.) Wenn ich dächte, daß solches Ehgeschick den kleinen dicken Schriftstellern beschieden sei, so würde ich jedenfalls nicht mehr heiraten, denn ich werde schändlich dick, und als ich in Dresden war, jubelte Auerbach: nun sei noch ein kleinerer da als er, was aber gelogen war! Denn er ist nicht größer als ich. Gutzkow ist eine Ratte. Ich hab' ihn auch gesehen. Er mißgönnte mir sogleich mein bißchen Schmiererei und das winzige Erfölgelchen und suchte es durch förmliche wissentliche Entstellung zu paralysieren[1]).

Doch genug des Geklatsches. Also herzlichen Gruß und deutschen Handschlag, sagt Schad[2]), der Chef des „Deutschen Musenalmanachs", in seinen Briefen, und so auch ich! Schreibe mir doch gelegentlich mal etwas und laß mich Euch empfohlen sein, denn kein Engel ist so rein wie Euer getreuer

Gotfridolin Keller
oder der Gang nach dem Eisen[hammer]
watschelnden Angedenkens.

Zürich, den 30. April 1857.

P. S. Ich habe wieder einmal in einem miserabel witzelnden Tone geschrieben, was ich bereits bereue. Allein warum flößest Du keine ernstere Stimmung, keine würdigere Haltung ein?

152. An Christian Schad

Verehrtester Herr und Freund!

Da Sie mir gar so freundlich und höflich-galant schreiben, so muß ich endlich meine Lässigkeit gegen Sie einigermaßen bezwingen und meine Gesinnung mehr zur Geltung kommen lassen, obgleich leider mehr in Worten als mit Taten. Warum ich Ihnen für den „Musenalmanach", dessen Fortgang ich seither mit Vergnügen und Interesse verfolgt habe, nichts mehr gesandt, geschah aus dem allereinfachsten Grunde, weil ich nichts gemacht habe. Ich bin durch die leidige Buchschriftstellerei, die ich hand-

[1]) Vgl. oben S. 426.

[2]) Christian Schad (1821—1871), Gymnasiallehrer in Kitzingen a. Main, Dichter, Herausgeber des Deutschen Musenalmanachs. Vgl. den folgenden Brief.

werklich nicht beherrsche, aus aller Lyrik herausgekommen; denn das jugendliche Bedürfnis häufiger momentaner Stimmungsergüsse ist halt vorbei, und zu einer erneuten reiferen und künstlerischen Periode absichtlichen lyrischen Hervorbringens gehört eine fast gänzliche Tabula rasa von allen beschwerenden Abhaltungen, ein glückliches Vierteljahr gänzlicher Freiheit. Seit ich wieder in meiner Heimat bin, spekuliere ich darauf, da ich eigentlich etwas unzweifelhaft Gutes in Liedersachen erst noch zu leisten habe, wenigstens in einem charakteristischen Ensemble. Ich wollte Ihnen nichts mehr schicken, bis ich etwas derart hätte, will nun aber doch für diesen Jahrgang wenigstens einige Späne zusammensuchen, damit ich nicht ganz in Vergessenheit gerate. Diese werde ich Ihnen bis Anfang Juni zustellen oder, wenn es sich länger hinausziehen sollte, nach Ihrem Wunsche das Gehörige anzeigen[1]).

Ich lese immer mit einem Hauptvergnügen Ihre frischen und frohen Dichtungen, mit welchen Sie so trefflich den Beweis leisten, daß immer noch etwas Neues und Eigengehöriges auszuhecken ist, und denke, Sie werden uns nun bald wohl mit einer Sammlung erfreuen?

Ich danke Ihnen herzlichst für Ihren freundlichen Gruß und wünsche Ihnen gleichfalls das beste Wohlergehen, das Sie um Ihrer treulichen Pflege unserer Musen willen so sehr verdienen.

Mich Ihrer guten Gesinnung ferner empfehlend, verbleibe ich mit freundschaftlicher Hochachtung Ihr ergebener

Hottingen bei Zürich, 30. April 1857. Gottfried Keller.

PS. Die Benennung „Maler" bitte ich künftig weglassen zu wollen, da sie mir längst nicht mehr zukommt!

153. An Johann Jakob Sulzer

Hochgeehrter Herr und Freund!

Ich habe Sie die Zeit her mehrmals vergeblich aufgesucht und bin zu meinem Leidwesen, als Sie mich besuchen wollten,

[1]) Von Keller brachten die Jahrgänge 1858 und 1859 des „Musenalmanachs" lyrische Beiträge.

auch nicht zu finden gewesen; deshalb muß ich Sie, da es sich nicht länger verschieben läßt, schriftlich mit meinem Anliegen behelligen. Es besteht in der ungeheuerlichen Anfrage: ob Sie mir auf zwei Monate gegen Schuldschein und nötige Verzinsung eintausend Franken vorschießen oder verschaffen könnten. Bis zu jenem Termin gehen mir für die vorliegenden Arbeiten 1600 Franken ein und überdies habe ich mir vorgenommen, den übrigen Teil gegenwärtigen Jahres hindurch mich so anzustrengen, daß ich meiner Verlegenheiten endlich quitt werde und alles bisher aus fremder Hand Konsumierte ganz erstatten kann. Der Umstand, daß ich aus eigenem Verschulden, indem ich, durch alte und neue Grämeleien verfinstert, meine Arbeiten nicht rechtzeitig förderte, nochmals, wie diese Zeilen zeigen, zum Vorschein komme, macht es mir sehr schwer, mit meiner Bitte herauszurücken und ich war jedesmal eigentlich froh, wenn ich Sie nicht antraf und verfügte mich schleunigst weiter aus Furcht, Sie möchten doch noch um den Weg sein! Allein jetzt muß ich es doch tun, denn ich soll bei der Bank abzahlen, meiner Mutter Geld ins Hauswesen geben und mehrere andere Verbindlichkeiten lösen.

Indessen veranlaßt mich meine Erfahrung zu der aufrichtigen Versicherung, daß Sie im Falle der Ablehnung weder ein gênantes Gesicht noch eine unschickliche Störung unseres persönlichen Verkehres von mir zu gewärtigen haben; denn ich sehe das Lästige meines Anliegens wohl ein und schreibe alle Unannehmlichkeiten, die es mit sich bringt, mir lediglich allein zu.

Bestens grüßend Ihr ergebenster

Hottingen, den 18. Juni 1857. Gottfr. Keller.

154. An Lina Duncker

[Zürich, den 4. Juli 1857.]

Liebe Frau Duncker!

Da Sie und Ihr Herr Gemahl mich trotz meiner Freseschen Unzuverlässigkeit[1]) noch immer nicht aufgeben oder auch nur

[1]) Lina Duncker hatte am 28. Juni 1857 über Freses Faulheit und Unzuverlässigkeit geklagt.

anschnarchen wollen, so muß ich wohl oder übel auch noch bei dem freundschaftlichen Tone verharren trotz meiner altjüngferlichen Isolier- und Keifsucht. Sie haben jetzt sehr niedliche Briefkuverts, schreiben aber noch immer sehr undeutlich, so daß man sich ungeduldig durch Ihre Episteln durchschlagen muß. Voraus wünsche ich Ihrem Jungen gute Besserung und daß die Masern wieder abmarschieren, ohne den übrigen Bestand Ihres Hauses anzugreifen. Ich kann den Namen des kleinen Mädchens nicht lesen, glaube aber, es soll Marie heißen, was eine vernünftige Rückkehr zur guten alten Einfachheit wäre; denn diese alten christlichen Mädchennamen sind viel hübscher und bedeutungsvoller für die Liebhaber (amateurs oder amants) als der modische Krempel, mit welchem nicht selten auch Hunde und Pferde benannt werden. Hoffentlich begehe ich hier keine Dummheit, und das unlesbare Wort ist nicht etwa grade eins von den gerügten!

Die Seebach sah ich schon die ganze Zeit in der „Nationalzeitung" figurieren in unendlichen Artikeln, die ich zu faul war zu lesen[1]); ich bin Ihnen daher dankbar für Ihre artige Skizze, womit ich nun beruhigt bin. Ihren Garten gönne ich Ihnen, da Sie so artig gegen mich bleiben. Daß Sie mit Varnhagens Bekanntschaft machten, ist auch hübsch; gewiß sind es treffliche Menschen, voll wahrer Bildung, und welche über den gewöhnlichen herrschenden Jargon hinaussehen. Die arme Schlichtkrullchen[2]) kann mich dauern; denn es liegt unzweifelhaft etwas Unheimliches und Unheilvolles in der Art, wie sie sich an jene Bestie gefesselt hat, welche in einer nicht gut sagbaren Weise ein Unhold ist. Indessen ist das Grundlaster der guten Aline nach meiner Meinung ihre für ein junges Mädchen ganz unnatürliche Ruhm- und Ehrsucht, welche sie in jeder Beziehung auf Abwege gebracht hat.

---

[1]) L. Duncker an Keller, 28. Juni 1857: „Seit vierzehn Tagen macht uns Marie Seebach (1834—1897) große Freude, sie hat ungefähr neun Gastrollen gegeben und ich habe sie als ‚Gretchen', ‚Julia', ‚Lorle' in ‚Dorf und Stadt', ‚Jane Eyre' und ‚Mathilde' (Benedix) ... gesehen."

[2]) L. Duncker an Keller, 29. Febr. 56: „Fräulein Schlichtkrull (vgl. oben S. 416 Anm. 3) ist den ganzen Winter krank gewesen." Die „Bestie", an die sie sich gefesselt hat, war eine Dame, zu welcher die Schlichtkrull ins Haus zog.

Ich selbst habe seither viel selbstverschuldeten Kummerarius[1]) gehabt (denn andern kenne ich ungezogener Holzapfel nicht), und, was das Ärgste ist, ich durfte als guter Bürger in Zürich keine Räusche trinken, um mir darüber wegzuhelfen, wie weiland in Berlin; denn zu Hause kann ich dergleichen nicht aufführen, sondern muß alles Unheil ganz nüchtern und trocken zu Paaren treiben, was übrigens auf die Dauer doch das Ersprießlichere ist. Bei dieser Gelegenheit muß ich Ihnen noch nachträglich gestehen, daß jenes blaue Auge, mit welchem ich einst bei Ihnen erschien, obgleich ich es abgeleugnet, dennoch von Prügeln herrührte. Ich hatte nämlich nicht nur den Schlivian geprügelt, sondern in der folgenden Nacht wieder einen, wegen dessen ich verklagt und von der Polizei um fünf Taler gebüßt wurde[2]). In der dritten Nacht zog ich wieder aus, fand aber endlich meinen Meister in einem Hausknecht, der mich mit dem Hausschlüssel bediente, worauf ich endlich in mich ging. Es war eine Donnerstags-, Freitags- und Sonnabendsnacht, wo ich so mit gebrochenem Herzen mich umtrieb und anderen Leuten mir zur Erleichterung an den Köpfen kratzte. Aber es war doch eine hübsche Zeit, und jetzt geht gar nichts Rechtes mehr vor.

Wie ist denn Palleskes „Cromwell" ausgefallen? Geht es noch immer mit seinem Vorlesen? Dieser Tage war Eduard Devrient[3]) hier und wohnte bei Wagner. Es wurde im Shakespeare und „Faust" gelesen und aus Wagners großem Nibelungenwerk musiziert, worin es sehr hoch und poetisch zugeht. Hübsche Damen waren fleißig im schönen Dasitzen und meine Wenigkeit ganz emsig in stillem Unschönsein![4])

Vehse hat mir einen recht schlimmen Dienst geleistet mit seinem Saubuch[5]); denn ich habe deutlich bemerkt, daß man in

[1]) Eine Andeutung gibt der vorhergehende Brief.

[2]) Vgl. Bd. 1 S. 244 f. und oben S. 371.

[3]) Eduard Devrient (1801—1877), der berühmte Schauspieler und Dramaturg.

[4]) Nach diesen Worten finden sich einige Schnörkel neben dem Wasserzeichen „Bath" und darüber die Bemerkung Kellers: „Pardon wegen dieser Zerstreuung, aber ich bin zu bequem, ein anderes Blatt anzufangen."

[5]) Vehse erwähnt Keller rühmend im Vorwort zu seiner „Geschichte der kleinen Höfe" 1 S. 9 unter Anführung einer Stelle aus dem „Grünen Heinrich" (4 S. 97).

Zürich glaubte, er hätte unter meinem Einflusse jene Tirade über mich geschrieben, nämlich wegen meiner staatsmännischen Zukunft in meiner Heimat und solchen Dummheiten, wie wenn ich in Berlin damit geprahlt hätte, daß ich nun nach Hause gehen wolle, um dort zu r e g i e r e n und Ordnung zu machen. Übrigens ist er ein schofles Süjet und damit Punktum. Was hat denn Ihre Fräulein Schwester gesündigt, daß Sie derselben in Ihrem Familienrapport gar nicht erwähnen? Ich kann nicht leiden, wenn ich von Bekannten nicht weiß, wo sie derzeit sind und ob sie noch leben. Ihren Dr. Horwitz kenne ich nicht, kann mich wenigstens nicht erinnern; da er aber für die „Kammmacher" eingenommen ist, so ist er jedenfalls ein sehr gebildeter Mann und viel gescheiter als Prutz und Gutzkow, welche jene Schnurre für schlechte Späße erklärt haben. Haben Sie Prutzens neue Liebe zu seiner Frau gelesen, welche ihm über die Schnur gehauen hatte und die der alte Esel nun vor aller Welt besingt? Meine Mutter läßt sich unbekannterweise auch empfehlen; bisher habe ich Ihre freundlichen Grüße immer unterschlagen, weil ich dachte, es komme doch nichts dabei heraus; da Sie aber nun in die Schweiz kommen, so muß ich das Versäumte gut machen. Wir haben eine zu kleine Wohnung, sonst würde ich Sie zur Herberg zitieren. Auf nächstes Jahr werde ich mich aber endlich rangieren und eine bessere Anstalt einrichten, und dann können Sie mit Kind und Kegel in die Schweiz kommen, so oft Sie wollen (in einem Tag sind Sie jetzt in Zürich), ohne ein solch verrücktes und teures Touristenleben zu führen. Aber freilich, wenn Sie bei uns sind, so werden Ihnen die Nähte eingetan oder eingeschlagen, und Sie werden an gesunde Einfachheit gewöhnt, was Ihnen gar nichts schaden kann. Was mein urwäldliches Umgehen mit Kindern betrifft, so bemerke Ihnen, daß ich jedenfalls noch keine Kinder gefressen habe, sondern mich in der Regel gut zu denselben stehe. Aus diesen sowie aus andern Gründen schließe ich meinen Brief und verbleibe Ihr ergebenster

Gottfr. Keller, Schriftsteller.

Paul Heyse war gestern auch einen Tag hier und ist ein allerliebstes Kerlchen. Wir waren sehr gemütlich.

155. An Franz Duncker

Zürich, den 4. Juli 1857.

Lieber Herr Duncker!

Ich danke Ihnen für Ihren freundlichen Brief; ich glaubte, Sie wollten mich auf eine neue Weise mit Stillschweigen bemaßregeln, was gar nicht so ungeschickt ausgedacht wäre. Ihr Buch sollen Sie gewiß im Oktober versenden. Wenn Sie auch nächster Tage kein Manuskript erhalten, so soll der Druck doch bis Anfang August vor sich gehen. Ich will hier gleich der Geldfrage erwähnen. Ich habe Ihnen nun viele Monate Konventionalstrafe zu zahlen; allein ich sage Ihnen zum voraus, daß ich Ihnen freiwillig kein bares Geld mehr zustelle, sondern wir wollen jeder behalten, was er hat, damit die Affäre einen gemütlichen Anstrich behält. Ich muß jetzt notwendig mit diesen Sachen aufräumen, denn ich werde vermutlich nun doch noch ein Professor werden, da meine Landsleute mir kein anderes Brötchen wollen zukommen lassen, sondern ich soll durchaus etwas lesen, wenn auch nur ein paar Stunden wöchentlich. Es schadet mir am Ende nichts, und ich kann nachher bessere Sachen schreiben, wenn ich dabei nicht mehr ans Geld denken und immer die Bogen zählen muß. Doch behalten Sie die Professorsache noch für sich, denn ich muß noch diplomatisieren und den Preis hinauftreiben.

Ich bring' es nicht über mich, wiederum Notizen von mir zu geben[1]). Sehen Sie in der neuen Auflage oder Ergänzungsheften usw. des Piererschen Lexikons nach, wohin ich solche Data seinerzeit geben mußte. Sodann ist eine Art Bericht eines andern über meine Person im „London Athenäum" Nr. 1535, März 28, 57, Seite 408 zu lesen, welche meines Wissens von F. Freiligrath ist, denn er hat mir wenigstens die betreffende Nummer zugeschickt. Ein englischer Rezensent hatte nämlich die „Leute von Seldwyla" angezeigt und gesagt, er wisse nichts von meinen Antezedenzen, worauf dann Freiligrath jene löbliche Aufklärung einsandte. Ich weiß wohl, daß ich nun in eben dem Raume, den obige Auseinandersetzung einnimmt, die verlangte

[1]) Duncker wünschte (29. Juni) biographische Notizen von Keller für das Sonntagsblatt der „Volkszeitung".

Notiz selbst hätte geben können; allein es graut mir, abermals den Tag meiner Geburt und dergleichen Dinge zu berufen, da ich bereits ein alter Mensch bin, der in der Neujahrsvornacht am Fenster steht. Wenn ich noch einmal jung werde, was leichtlich passieren kann, so werde ich dann in alle solche verlangte Notizen schreiben: G. Keller, geboren 1858 oder 59 ꝛc. zu Zürich, oder wo er dann ist.

Was die 40 Bogen unseres Buches[1]) betrifft, so bin ich selbst von der Erweiterung abgekommen, da ich froh bin, wenn die 40 aufgeschrieben sind. Ob sich eine der Novellen für Ihr Sonntagsblatt eignet, müssen Sie selbst herausfinden; ich glaube indessen nicht, da das Ganze das strikte Gegenteil von einem soliden, reellen Volksbuche ist.

Eine kleine Novelle werde ich mit Ihrer Erlaubnis dem Frankfurter „Museum" geben, dessen Verleger und Redakteur mich wiederholt darum plagen. Ich sagte, ich könne jetzt keine Extrasachen schreiben (der Verleger besuchte mich nämlich selbst), wenn sie eine Probe aus Ihrem Buche abdrucken wollten, so könnten sie es tun, was sie nun gern annahmen. Ich werde überhaupt von allen möglichen Feuilletons und dergleichen um novellistische Beiträge angegangen und man bietet mir jedes Honorar an, so daß ich jetzt Geld verdienen könnte, wie Heu, wenn ich die Fabrik recht im Gange hätte. Doch ist es mir ein Beweis, daß meine Sachen viel gelesen werden; auch glaube ich, daß es sich solider und nachhaltiger ausnimmt, wenn man nicht alle Tage mit Beiträgen in allen Zeitschriften figuriert und auf den Lesetischen herumflattert à la Hackländer.

Ich bin sehr begierig auf Scherenbergs Eisgedicht[2]), das wird jedenfalls, wenn alle Stränge reißen, sich gut für die Fleischer zum Einwickeln der Würste eignen, bei die Hitze, oder der Verleger kann seinen Braten auf die Makulatur legen. Doch ungezogenen Scherz beiseite, ich erwarte mir viel davon und freue mich recht darauf, falle es aus, wie es wolle.

Verzeihen Sie, daß ich Sie so lange aufhalte mit diesem

[1]) Vgl. oben S. 438.

[2]) Das noch unveröffentlichte Epos „Franklin" (Fontane, Scherenberg S. 223 und 234).

ungeschäftlichen Geschwätz und seien Sie guter Dinge wegen der Galatee, welche in ihrer Weise ein selbständiges und wohlgeputztes Frauenzimmer sein wird.

Mit vielen Grüßen Ihr ergebenster G. Keller.

Sie müssen jedenfalls nach Zürich kommen, denn es ist jetzt ein ordentlicher P l a t z hier, jeden Sommer schießen da deutsche Verleger herum, wie die Bremsen, Vieweg hat wenigstens ein halbes Dutzend Autoren hier an der Schnur und kommt von Zeit zu Zeit, sie zu inspizieren, die geringeren läßt er herrisch in den Gasthof kommen, die dickeren sucht er im Hause auf.

156. An Ludmilla Assing

Zürich, den 5. Juli 1857.

Verehrtes Fräulein Assing!

Als ich heute früh, am schönsten Sonntagmorgen, mich eben hinter den Webstuhl setzen wollte, auf welchem die Dunckerschen Novellen schon so lange aufgespannt sind, kam der Briefträger mit einer ganzen Buschel Briefe, Päckchen, Kreuzbände, Scheine u. dgl., alle Arten von Postformen zumal, wie sie zuweilen der launische Zufall anhäuft in der Hand unserer Merkure. Ich vermutete verdrießlich nichts als nichtssagende literarische Aufforderungen, dumme Mitteilungen, Manuskripte unverschämter armer Teufel, welche Empfehlung und Verleger suchen, und nachdem sie von den Auktoritäten ersten Ranges höflich, aber rasch abgewiesen, die Runde bei den auftauchenden Nebelsternen zweiten Ranges beginnen, unter erlogenem Vorgeben ungeheurer Verehrung, sich auf deren Eitelkeit und mindere Erfahrung verlassend. Es beschleicht und quält mich oft der Gedanke, daß ich bis jetzt der Welt noch gar nichts Reelles genützt habe, aber ein Blick auf diese, wenn auch meistens unnützen Postkonvolute gibt mir wenigstens den leichten Trost, daß ich doch schon einen ansehnlichen Portoumsatz verursache und so zu den Staatseinkünften der verschiedensten Staatlichkeiten mein Scherflein beitrage.

Ich wollte also schon die ganze Buschel in eine Ecke werfen, um den Morgen nicht so prosaisch anzuduseln, als mein Auge noch glücklicherweise ein wohlbekanntes anmutiges Siegel attrap-

pierte, das da mehrfach über Brief und Päckchen gestreut war. Zuerst befreite ich die arme tote Gräfin[1]) aus ihrer schwarzen Hülle, war mit einem Blick auf den Titel über die Sachlage orientiert und las dann sogleich Ihren willkommenen gütigen Brief. Nun ist es drei Uhr nachmittags, ich habe das Leben jener Frau, Ihr Werk, gelesen bis auf den Anhang, und da der Tag einmal zur Neige geht, will ich Ihnen gleich noch meinen Dank aufnotieren. Indessen mögen Sie bei Dunckers sich verantworten, daß ihr Manuskript um einen Tag länger nicht fertig wird.

Ich wünsche Ihnen nun aufrichtig und von Herzen Glück um des schönen und wichtigen Beitrages willen, mit welchem Sie unsere Literatur und die Jahrbücher deutschen Lebens bereichert haben. Ich wußte zwar schon aus Ihrem freundlichen Munde manches Bedeutsame über dies reiche, wie von einem großen melancholischen Dichter erfundene Frauenleben; aber daß es in solchem Grade typisch und poetisch und an die höchsten Ereignisse anknüpfend sei, davon hatte ich freilich keine Ahnung. Wie würdig treten Sie, und mit welch glücklichem und inhaltvollem Gegenstand in die Fußstapfen Ihres verehrungswürdigen und unvergleichlichen Herren Onkel, und wenn Ihrer Schreibart auch jener künstlerisch-männliche kristallene Witz abgeht, der Herren Varnhagens Schrift durchzieht (was Ihnen durchaus nicht als ein Fehlendes angerechnet werden darf, da es nicht anders sein darf), so haben Sie doch in Klarheit, Zweckmäßigkeit und musterhafter Anordnung, in einer meisterlichen Steigerung des Interesses das Beste geleistet. Ihr Buch unterrichtet, bildet und läßt zugleich eine Stimmung zurück, wie nach dem Genuß eines tiefsinnigen wohlgeschriebenen Romanes. Denn die Hauptgrundzüge dieses Lebens könnten nicht edler und tragischer gedacht sein. Wie erschütternd ist die Lösung und Aufklärung des Lützowschen Dramas, nachdem im Beginne desselben die ungeschickt kalten, hohlen Liebesbriefe des Freiers einem gleich die Ahnung erweckten, daß dieser brave frische Kriegsmann doch keine Spur echter Frauenliebe in sich trage! Daß Elisa keinen Instinkt hiefür

[1]) Gräfin Elisa von Ahlefeldt, die Gattin Adolphs von Lützow, die Freundin Karl Immermanns. Eine Biographie von Ludmilla Assing. 1857.

hatte, sondern das Eis liebte, ist freilich auch ihre tragische Schuld, wie denn überhaupt ein unverhohlenes ganzes und ausgestaltetes Liebesleben nirgends ersichtlich wird. Ich verkenne natürlich nicht, daß eine derartige Ausführung der Verfasserin in keiner Weise erlaubt und möglich war, aber bei den tief romantischen übrigen Grundzügen vermehrt gerade dieser Mangel an brennenderer Farbe den dämonischen Eindruck, als ob diese sämtlichen bedeutenden Gestalten, Helden, Feen und Dichter, Eisherzen in der Brust, mit einem Feuer spielen, an dem diese Herzen sich vernichten.

Wie herrlich zutreffend ist es aber, daß dieser gedankenlose Rittersmann, der doch so tapfer und großherzig war, daß er in allen Kämpfen nur Wunden davontrug, erst im nahenden Alter, in Kummer und Reue die aufrichtige schöne Sprache der Sehnsucht nach der Frau lernte, so daß nun seine letzten Briefe ebenso schön sind, als die ersten unerträglich waren in ihrer Nichtigkeit.

Und wie wahrhaft tragisch, daß die Gräfin abermals, in der Immermannschen Geschichte, vernichtet wird, diesmal, weil sie es zu vorsichtig, zu vorsehungsartig und gut machen wollte, abermals eine Art höheren Spieles, anstatt wie die anderen Menschenkinder das Glück auf dem geraden Wege menschlicher Dinge zu wagen.

Aber daß die beiden Verbindungen, in welchen die Heldin des Buches mehr oder weniger glücklich war, so lange Zeiträume von vierzehn und zwölf Jahren umfassen, während welcher sie so viel wirkt und erlebt, gibt dem ganzen einen weiten und breiten epischen Charakter und der Heldin jene scheinbar ewige penelopeische Jugend der Alten.

Dies sind wahrhaftig keine Phrasen und Verzierungen von mir, sondern meine augenblickliche Stimmung, nachdem ich das Buch gelesen. Wahrhaftig, Fräulein, Sie haben einen meisterlichen Trumpf ausgespielt mit diesem fertigen und so durchaus berechtigten Werke, und jeder Scherz darüber, daß Sie nun offen in die Phalanx der Schriftstellerinnen getreten seien ꝛc., wird von vornherein unmöglich, da die Sache auch für den wohlgemeintesten Spaß zu respektabel ist. Aber es ist doch eine farbenreiche und sonnige Zeit, welche vor Ihnen lag! Wie wunderbar

zart und sehnsuchterregend spielt die Gestalt jenes untadelichen Friesens in unsere Geschichte herein, und wie trefflich ökonomisch verwendeten Sie dieselbe! Und dieser Bietinghoff! Es wimmelt in dem Buche von Romanzen und Balladen. Doch ich schwatze wie ein begeisterter Primaner. Item, Sie sehen, daß Ihre Arbeit wirkt!

Daß Ihre alten Herren, die Varnhagen, Fürst Pücklers und General Pfuels, liebenswürdiger sind als die jungen, ist keine große Kunst. Wenn man die Welt in der Tasche hat wie solche Größen und sich dergestalt unbezweifelt in die Mitte gestellt sieht, der kann sich doch gewiß leichter bewegen und hervorkehren, als der erst noch alles zu tun und zu hoffen hat, abgesehen, daß den Jungen durch die Gegenwart der Alten von selbst Zurückhaltung geboten ist. Das wäre doch schön, wenn die grauen Helden sich amüsieren, und die jungen Schlucker wollten es ihnen zuvortun und ihnen jeden Augenblick dazwischenpfuschen!

Ich danke Ihnen für Ihre Rezensionsabschnitzel, diesmal war mir alles bekannt. Prutz ist ein dummer Kerl und versteht nichts, denn er rühmt gerade, was schlecht und tadelt was gut ist[1]). Paul Heyse war vorgestern bei mir und sagte mir, daß die vom König von Bayern besoldeten Genies (er P. H. mit eingeschlossen) alle auf „Die drei gerechten Kammmacher" schwören, und damit Punktum! Denn diesen Leuten glaube ich, da sie das rühmen, was mir selbst am besten gefällt!

Unsere Rosen sind eben versammelt und von der Abendsonne bestreift. Sie lassen Sie grüßen, da ich sie nicht zählen kann, so weiß ich nicht genau, wieviel Grüße es sind, etwa gegen zweihundert. Aber bereits steht eine hohe weiße Lilie unter ihnen, welche den armen roten Teufeln heimleuchtet, dahin, woher sie gekommen sind! Denn: „Vorüber ist die Rosenzeit, und Liljen

[1]) Robert Prutz' Besprechung der „Leute von Seldwyla" im „Deutschen Museum" vom 14. Aug. 1856 Nr. 33. Prutz tadelt an Keller „gewisse Unarten und Grillen, Nachklänge unserer früheren romantischen Epoche". In den „Kammmachern" und in „Spiegel" herrsche ein Humor, der zu sehr nach jenem „kitzle mich, damit ich lache" der Romantiker schmecke. Prutz verdient das harte Urteil Kellers reichlich schon durch die flüchtige Art, mit der er den „Grünen Heinrich" besprach. S. Bd. 1 S. 338.

ſtehn im Feld", ſagt Geibel ſehr richtig. Gehen Sie dies Jahr nirgends hin? Sie müſſen mit dem Herrn Onkel, dem ich mich angelegentlich empfehlen möchte, doch gewiß noch einmal nach Zürich kommen! Bleiben Sie ferner ein bißchen gewogen

Ihrem dankbaren G. Keller.

157. An Ludmilla Aſſing

Zürich, den 26. Auguſt 1857.

Verehrtes Fräulein!

Sie gewährten mir mit Ihrem freundlichen, für ein Nichts ſo dankbaren Briefe eine große Beruhigung in Anſehung meiner erſten Äußerung über Ihr Buch; denn ſeither fürchtete ich, ſehr unklares und übereiltes Zeug über klare und wohlangelegte Arbeit hingeſprudelt zu haben, ſo daß Ihnen mein verwirrtes Lob eher unangenehm ſein möchte. Nun ſehe ich, daß es doch nicht ſo übel gegangen iſt, denn Ihre Huld iſt unerſchöpflich! Natürlich mußte Adolf Stahr nach ſeiner Weiſe ſich ſogleich der Sache bemächtigen, um ſich auch hören zu laſſen. Das Räſonnement in der „Kölniſchen Zeitung", aus dieſem Munde, hat mich ſehr geärgert[1]). Wenn ſchwache Menſchen ihren ungezogenen Herzen den Zügel ſchießen laſſen und verwunderliche Lebensläufte aufführen, ſo mag es noch angehen, wenn ſie im übrigen ſich dabei ſtill verhalten; allein wenn ſie ſich nun berufen fühlen, gerade in den heikeln oder diffizilen Dingen, in denen ſie ſich ſelbſt vergangen, immerfort und überall als Schiedsrichter und Ehrenmeſſer aufzutreten, ſo iſt das unerträglich. Ich ſelbſt durchſchaue das Immermannſche Verhältnis nicht genug, um mir ein beſtimmtes Urteil zu bilden, und das, was mir zu einem kurzen und bündigen Beſcheide fehlt, iſt derart, daß man nicht wohl ſich darnach erkundigen kann. Dennoch kann ich ſelbſt von Stahr nicht begreifen, wie er ſolche Anſchuldigungen und erbärmliche Beweg-

[1]) Ludmilla an Keller, 23. Sept. 1857: „Das bittere Unrecht, welches Stahr der edlen Gräfin zufügt, hat auch mir leid getan. Die Freundin der Gräfin in Düſſeldorf, Madame Eliſabeth Grube, hat in der ‚Düſſeldorfer Zeitung' einen langen Artikel als Entgegnung auf die Stahrſche Kritik erſcheinen laſſen, welcher in den Hauptſachen die Gräfin recht gut verteidigt."

gründe auftreiben und vorbringen mochte. Es lag so nah, die unglückliche Wendung allenfalls einem edleren weiblichen Irrtum zuzuschreiben, welchen die Irrende selbst zu büßen hatte, und dann wäre die äußere Gesittung gegen die Heldin wie gegen die Verfasserin des Buches wenigstens geschont worden. Aber in die Vorstellungsweisen ordinärster schlechter Klatschgesellschaft einzugehen, war nur diesem Unglücklichen und seiner „Schule der Frauen" vorbehalten.

Übrigens bin ich doch der unmaßgeblichen Meinung, das ganze Unglück wäre verhütet worden, wenn der junge Mensch, so Immermann hieß, sich nicht in die Frau eines andern verliebt hätte. Denn so sehr ich als Dichterling die Leidenschaft zu erheben verbunden bin, so sehr brauche ich für dieselbe auch eine natürliche Grundlage der Zweckmäßigkeit und Möglichkeit. Daß die Gräfin nachträglich von Lützow verstoßen und frei wurde, war für Immermann bloß ein Zufall. Es gefällt mir überhaupt schlecht, wenn junge, noch unfertige Menschen ihre Augen auf Frauen werfen, es ist eine verkehrte Welt, die sich an Immermann dadurch rächte, daß er im Schwabenalter und als verpflichteter Mann erst das tat, was er früher hätte tun sollen. Doch gewiß ist es sehr ungalant, daß ich Sie mit diesen Skurrilitäten ennuyiere, und nur Ihre Langmut läßt mich dieselben nicht wieder ausstreichen.

Sie haben mit Ihrem verehrten Herrn Onkel wieder einen rechten Bienenflug gemacht, und ich freue mich all dessen, was Sie erfreut hat[1]). Was die Sixtinische Madonna betrifft, so bin ich über die Einzelaufstellung derselben nicht Ihrer Ansicht[2]). Das Bild ist trotz aller anderen Gestirne so einzig und wunderbar in seiner Weise, daß ich, der es erst in seinem Eckfälchen, und früher nie gesehen hat, mir es gar nicht unter andern Sachen denken kann. Die Dresdener Gesellschaft scheint recht nichtsnutzig zu sein, denn Hettner und Auerbach sind nun auch gänzlich

[1]) Bezieht sich auf eine Reise Varnhagens und Ludmillas nach Dresden, Prag und Teplitz.

[2]) Ludmilla hatte (an Keller, 27. Aug. 1857) es getadelt, daß die Sixtinische Madonna und die von Holbein jede in einem besonderen Gemach wie Altarbilder ausgestellt seien.

auseinander. Hettner beklagt sich, daß er sich zu all den belletristischen Größen nur dann gut stehe, wenn er immer mit Anzeigen und Rezensionen bereit stehe, was ihm auf die Dauer langweilig und unwürdig vorkomme.

Die letzten Wochen waren auch deutsche Freunde[1]) hier, mit denen ich in der Nähe herumzog und dabei selbst so schöne Winkel und Striche entdeckte, daß ich eines eigenen Reischens überhoben war. Um Zürich zu schätzen, müssen die Fremden wirklich einige Zeit hier weilen und sich recht herumführen lassen. Auch erscheinen öfter allerlei intressante Gesellen, so jüngst der Otto Müller[2]) und der Hallesche Liederkompositeur Robert Franz, welche mich sehr anschwärmten, so daß ich ganz aufgeblasen wurde[3]).

Das Bülowsche Ehepärchen wird bei Richard Wagner schon lang erwartet. Wenn ich etwa gnädigst zugezogen werde zu diesen Episödchen des Zukunftskultus, so werde ich ehrlich Ihr Lob der Cosima zu bestätigen trachten[4]).

Ich werde den Winter sehr vermutlich auf etwa acht Tage nach Berlin kommen, nur kann ich noch nicht sagen, ob vor oder nach Neujahr.

Ich wünsche herzlich, daß Herr von Varnhagen und Sie nun einem recht freundlichen und sonnigen Herbste entgegenleben und empfehle mich Ihrem beidseitigen fernern Wohlwollen mit meinen ergebensten Grüßen!

Ihr Gottfried Keller.

Die Novellen[5]) werde ich nächstens abschicken. Möge ich meinen wackeligen Schriftstellernamen nicht damit umblasen!

Sie steuern ja mit vollen Segeln in das Meer der Öffentlich-

[1]) Franz und Lina Duncker.

[2]) Otto Müller (1816—1894), Redakteur und Erzähler.

[3]) Richard Wagner schreibt Sonntag nachmittag (ohne Datum) an G. Keller: „Lieber Freund! Robert Franz aus Halle — ein bedeutender Komponist —, der Ihnen diesen Gruß von mir überbringt, ist ein großer Verehrer Ihrer Dichtungen und wünscht, Sie kennen zu lernen. Ich schlage Ihnen vor, mich heute abend zu besuchen — da sind [wir] hübsch beisammen. Ihr Rich. Wagner." Das Billett ist adressiert: „Herrn Gottfried Keller, Stadtherenmeister in Hottingen".

[4]) Ludmilla hatte Keller am 12. Aug. 1857 die Verheiratung von Cosima Liszt mit Hans von Bülow und ihre Abreise nach Zürich gemeldet.

[5]) Galatea.

keit hinaus; nun mit wirklichem Bilde Ihres teuren Onkels als Künstlerin[1]), nachdem das Lied von der romantischen Gräfin vorangegangen! Glück auf die Fahrt!

158. An Gottfried Kinkel

Verehrter Herr Professor!

Das Geschenk und die werte Zuschrift, womit Sie mich so freundlich beehren und überraschen wollten, habe ich dieser Tage erhalten und beeile mich, Ihnen für beides meinen herzlichsten Dank abzustatten. Über Ihr schönes Werk[2]) sich auszusprechen, erfordert eine längere Vertrautheit mit demselben, als der Besitz von einigen Tagen gewähren kann. Bis jetzt habe ich sowohl die schön geschliffene poesiereiche Form bewundert, als auch die tiefsinnige Kunst, mit welcher Sie alle und jede Beziehungen und Charakterzüge des Stoffes, jeden überraschend zutreffend an seiner rechten Stelle, zu einem ebenso organischen als demonstrativen Ganzen verwoben haben. Jede Person Ihrer Tragödie ist ein verkörpertes Prinzip, und alle zusammen bringen durch ihre Wechselberührung alle Erscheinungen der Geschichte hervor. Erschütternd wahr ist, wie die schaffende und gestaltende Monarchie das eigene liberalere Fleisch und Blut verleugnet, und selbst untergehend, den erkannten brutalen schlechten Willen zum Erben nimmt. Möge sie nur unmittelbar von der energischen Freiheit selbst durch Panzer und Fleisch ins Herz getroffen werden, als ebenbürtiger Gegner, so wird der inkarnierte schlechte Willen allein nicht mehr lange fortkommen!

Es war mir sehr wunderlich aber auch angenehm, von einem Manne, wie Sie, meiner von aller Welt vergessenen Gedichte so freundlich erwähnt zu sehen, und es erhält mir die Hoffnung, daß ich vielleicht doch noch einige sonnige lyrische Jahre kriegen werde, wo ich jene mehr zufälligen Anfänge zu einem besseren Liederbuch gestalten kann, und zwar ohne dem Schematismus zu verfallen. Dazu gehört vor allem Freiheit, Ganzheit und Unbefangenheit

[1]) Anspielung auf eine Lithographie nach einem Porträt Varnhagens von Ludmilla Assing.

[2]) Nimrod, ein Trauerspiel (1857).

des Lebens; und nachdem die Jugend vorüber, kann ich mir jene nur durch eine Zeit anhaltender künstlerischer Arbeit wieder herbeiführen. Es läßt sich jetzt nichts Besseres tun, als diese Zeit der Nichtswürdigkeit und der Verwirrung mit getroster Arbeit zu verbringen. Indes wird gewiß der Tag wieder kommen, wo ein freies Lied von selbst entsteht und die steifen Finger wieder leicht werden und zu skandieren anfangen; denn es skandiert sich am Schwertgriffe der Freiheit mindestens so leicht als auf dem Nacken einer Römerfrau[1]).

Möge die Unzulänglichkeit der kontinentalen Herren Souveräne und ihrer Spießgesellen recht bald den Umschwung herbeiführen, und dankbar werde ich Sie, geehrter Herr! einst auf dem festen Lande wieder begrüßen[2]).

Indem ich nochmals meinen innigen Dank für Ihr wohlwollendes Entgegenkommen wiederhole, erwidere ich von Herzen Gruß und Handschlag und verbleibe Ihr ergebener

Zürich, den 29. September 1857. Gottfried Keller.

159. An Hermann Hettner

Lieber Freund!

Sie veranlassen mich, endlich wieder einmal meine Feder auf Briefpapier laufen zu lassen, und ich hoffe, bei dieser Gelegenheit auch von Ihnen eine direkte Mitteilung und Nachricht von Ihrem Ergehen zu erhalten. Frau Moleschott, deren Mann am Sterbebett seines Vaters sich befindet oder befand, teilt mir in einem Billett Ihre mich betreffende Notiz mit. Obschon ich sehr vermutlich auf die angeregte Sache nicht werde eingehen können, muß ich doch ein bißchen mit Ihnen darüber diskutieren, um spätern Gewissensbissen, mich gar nicht darum bekümmert zu haben, auszuweichen; denn allerdings scheint mir das Ding nicht ganz ohne zu sein[3]).

---

[1]) Vgl. Goethe, Römische Elegien I, 5.

[2]) Kinkel hatte sich 1850 nach England flüchten müssen, wo er bis 1865 blieb.

[3]) Keller war damals die Stelle eines Sekretärs des Kölner Kunstvereins durch die Vermittlung von Hettner und Wolfgang Müller von Königswinter angeboten worden.

Wenn ich in meiner Heimat eine Sekretärstelle 2c. 2c. von ähnlichem Gehalt, aber mit täglichen fünf bis sechs Stunden Arbeit haben will, so ist mir eine solche leicht zu erlangen. Die Hauptsache wäre also, daß in Köln wirklich nicht viel zu tun wäre, und da ist es mir dann nicht einleuchtend, warum man für eine solche bequeme Stelle einen fernen Ausländer anstellen sollte. Deshalb bäte ich Sie, mir zu schreiben, wie eigentlich die Sache zusammenhängt und bis wann spätestens der Sekretarius eintreffen müßte. Auch wenn es bereits zu spät ist, wäre mir ein Aufschluß doch willkommen. Ich ginge nur ungern schon wieder von Zürich weg, besonders an einen Ort, der mir von freien Stücken nie eingefallen wäre. Allein einige Jahre fixen Einkommens, bei hinlänglich freier Zeit, würden allerdings nicht zu verachten [sein], abgesehen davon, daß das Leben oft durch frisches Erfassen solcher unvorgesehenen Gelegenheiten günstiger weiter führt, als das halbschläfrige Ausharren auf vorgesetzten Bahnen.

Man geht hier auch wieder damit um, mir doch noch eine besoldete Lehrstelle am Polytechnikum für allerlei freie und beliebige Vorträge unter irgend einem Titel zu ermöglichen. Ich lasse diese Dinge geschehen, ohne selbst darüber mich zu äußern, obgleich ich überlegterweise nicht darauf werde eingehen können; denn wenn ich neben einem so verdienstvollen und eingepaukten Vortragsvirtuosen wie Vischer nicht vollständig als ein Redwitz oder Bacherl[1]) erscheinen will, muß ich so verzwickt arbeiten (d. h. das, was ich lehren will, erst methodisch lernen), daß ich, bei dem Honorar, das ich jetzt für Bücher, Feuilletonnovellen 2c. haben kann, durch Schreiben in der Zeit das Doppelte einnehme, wobei ich in meinem Element bleibe, während mir das Dozieren nicht die mindeste Freude, sondern nur Qual bereiten würde, und vielleicht Verdruß und Beschämung.

Was machen Sie eigentlich und wie geht es Ihnen und Ihren lieben Kindern? Wie steht es mit dem zweiten Bande Ihrer Literaturgeschichte? Ich denke, die französische Literargeschichte des Julian Schmidt wird Ihnen in mehr als einer Beziehung ganz gelegen kommen. Wie stehen Sie mit Vieweg?

[1]) Vgl. oben S. 331 Anm. 3 und S. 440 Anm. 1.

Ich habe auch nochmals mit ihm angebunden mit zwei weiteren Bändchen „Leuten von Seldwyla", die, sowie auch die bei Duncker in Berlin erscheinenden Novellen, nun bald auf dem Tapet sein werden. Was macht Auerbach? Er ist doch ein rechter Kulturfanatiker, der sich auf allen literarischen Festen herumtreibt und aufpflanzt und dann darüber schreibt, als ob etwas damit herauskäme! Es war wahrhaft komisch, wie er im „Morgenblatt"[1]) auf diejenigen stichelte, die durch ihre „Abwesenheit sich bemerklich machen" wollten. Solche Auslegungen, Absichten und Polemiken sind doch nur in Germanien möglich. Vischer hat eine bezeichnende Anekdote: bei dem Gutzkow-Julian Schmidtschen Zank[2]) habe Auerbach zu ihm gesagt, ob er denn nicht merke, daß Gutzkow absichtlich mit den „Grenzboten" Händel angefangen, damit die zu erwartende üble Kritik der demnächst erscheinenden „Ritter vom Geiste" eine abstumpfende Erklärung fände und das Publikum sagen könne: Ja, das war zu erwarten nach dem Skandal! Worauf Vischer antwortete: „Gut! dann seid Ihr aber, die Ihr dergleichen Kniffe begeht, und Ihr, die Ihr sie versteht und herausschnüffelt, alle zusammen die gleichen Schweinhunde!" —

Mit Vischer, Burckhardt, Hitzig[3]) trinke ich zuweilen des Abends ein Schöppchen, wozu manchmal noch Semper kommt, welcher ein kindlich hypochondrisches Wesen ist, aber sich zu einem famosen und sehr beliebten Lehrer aufgearbeitet hat, ein weiteres Zeichen seines tiefliegenden und vielseitigen Ingeniums. Ewig schade, daß seine Jahre vergehen müssen, ohne daß er das mindeste mehr zu bauen bekommt. Richard Wagner verlangt und sehnt sich, amnestiert zu werden und nach Deutschland zurückzukehren, und es wird auch nicht ausbleiben, da ja seine Sachen an allen Höfen zu Festopern benutzt werden. Aber ich glaube, auch

[1]) In der Schilderung der Enthüllung des Goethe-Schillerdenkmals in Weimar, Morgenblatt 18. Oktober 1857 S. 987.

[2]) Der Kampf Julian Schmidts und Gustav Freytags in den „Grenzboten" gegen Gutzkow dauerte seit Anfang der Fünfziger Jahre bis in die Sechziger Jahre hinein. Vgl. Houben, Gutzkows Werke Bd. 1 S. 96 und 111.

[3]) Jakob Burckhardt, der ausgezeichnete Historiker, war damals Professor am Polytechnikum. — Ferdinand Hitzig (1807—1875), der alttestamentliche Exeget, wirkte von 1833—1861 in Zürich.

Semper würde sich nicht lange besinnen, wenn es auf anständige Weise geschehen würde und man ihm keine unwürdigen Zumutungen machte; denn wenn es auch bei uns monumentale Bauten gäbe, so kann er die Gebirgslinien nicht leiden, welche nach seiner Meinung solche nicht aufkommen lassen.

Paul Heyse wird in München das Berliner „Literaturblatt" (zum „Kunstblatt") übernehmen. Dieses liebenswürdige Bürschchen war im Sommer bei mir und sagte mir, ich sei in München gut angeschrieben, insbesondere der große Geibel ließ mich grüßen. Auch Kinkel sandte mir jüngst seinen „Nimrod" nebst einem artigen Freundschaftseröffnungsbrief, so daß es vor Hochmut ordentlich im Rücken mich kitzelte. Otto Müller[1]) war auch in Zürich, sowie noch verschiedene andere, Sie werden auch sehnlichst einmal erwartet von Moleschotts und mir. Ein Professor Behn[2]) sagte mir, daß er Sie in England gesehen habe. Meine herzlichsten Grüße

Ihr alter Gottfried Keller.

Zürich, den 11. November 1857.

160. An Ludmilla Assing

Zürich, den 25. November 1857.

Sehr verehrtes Fräulein!

So sehr ich in Ihrer Schuld bin wegen Ihres über die Maßen freundlichen und gütigen Briefes vom 23. September, so müssen Sie doch in Betracht ziehen, daß ich, indem ich ein Häufchen Briefe durchmustere, den Ihrigen aus der Reihenfolge herausnehme und ihm trotz einiger schreienden Vorgänger durch ergebenste Erwiderung seine Briefseelenruhe zurückzugeben suche. Freilich damit auch mir die meinige; denn solang unerwidert gebliebene Briefe auf dem Arbeitstische spuken, ist es um unser Gewissen schlecht bestellt. Nicht als ob es mir nicht Vergnügen machte, manche schnöde Philisterbriefe als unbegrabene Leichen sich verkrümeln zu lassen, daß aber Ihre Briefe nicht darunter gehören, wissen Sie schon, sonst wären Sie nicht so freundlich gegen mich.

[1]) Vgl. oben S. 456 Anm. 2.

[2]) Hermann Behn-Eschenburg (1814—73).

Gewiß stecken Sie jetzt wieder im regsten geistigen Verkehr, wie er zu Winters Anfang in Ihrer Umgebung besonders anhebt, und hoffentlich sind Sie bereits daran, Ihre Drohung, vorderhand nichts mehr schreiben zu wollen, näher zu überlegen und tatsächlich zu untergraben. Es ist übrigens durch das Haus, in dem Sie leben, dafür gesorgt, daß Sie Verantwortlichkeit genug haben, Ihr Licht nicht unter den Scheffel zu stellen, sondern manches goldene Fädchen abspinnen, was herumfliegt von dem reichen Wocken, der da seit lange steht. Ich setze voraus, daß Herr von Varnhagen diesen Winter wenigstens ebenso leidlich und ungetrübt angetreten habe, wie die früheren, und knüpfe hieran meinen Dank für den wohlwollenden Gruß aus der Ferne, welchen ich durch Vermittlung eines „Album des literarischen Vereins in Bern" erhielt. Denn dies Album ist geziert und geehrt durch mehrere Beiträge Ihres verehrten Onkels, und darunter eine überaus wohlwollende Anzeige des „Grünen Heinrich"[1]), die ich zwar schon kannte, deren anmutiges Nachsenden aber in meine Heimat mich jetzt erst recht mit dankbarer Freude erfüllt hat. Über die Potsdamer Revue der ärgsten religiösen Phrasenröcke Europas habe ich sehr lachen müssen[2]). Es war aber ein Hauptschade, daß der selige Radowitz[3]) nicht mehr dabei war, das hätte unberechenbar neue Gruppen angesetzt, wie wenn man in ein Kaleidoskop noch eine neue bunte Bohne hinzutut. In diesem Augenblicke fällt mir auch ein Tischrückerbüchlein von einem Rendanten Hornung in Berlin ein, welches ich käuflich an mich gebracht und mit gesperrten Augen gelesen habe[4]).

[1]) S. Bd. 1 S. 336 f.

[2]) Ludmilla an Keller, 23. September 1857: „Über die Versammlung der evangelischen Christen in Berlin haben Sie wohl die Berichte gelesen? Wer hätte wohl vorher gedacht, daß den Hauptgegenstand der frommen Verhandlungen ein Kuß bilden würde, der Kuß, welchen Herr Merle d'Aubigné Herrn Bunsen, oder wie Herr Merle d'Aubigné später zu seiner Entschuldigung versicherte, Herr Bunsen ihm gegeben! ... Etwas Gescheites zustande gebracht haben die frommen Herren durchaus nicht; aber der König hat sich gewiß amüsiert, als die ganze geistliche Schar zu Potsdam vor ihm die Revue passierte."

[3]) J. M. E. Chr. W. von Radowitz (1797—1853), der katholisch-konservative Militär und Politiker, intimer Freund Friedrich Wilhelms IV.

[4]) Heinrich Heine, der Unsterbliche. Eine Mahnung aus dem Jenseits. Von dem Rendanten D. Hornung. Stuttgart 1857.

Bitte, sagen Sie mir doch, was mit den Herren Generalen an der Sache ist, und ob dieselben wirklich daran glauben![1]) Das Faktum jedoch, daß Heine in Berlin spuken muß, ist unbezahlbar, und man möchte sich die Haare ausraufen, daß er es nicht selbst mehr weiß und die klassische Geschichte besingen kann! Es wäre jedoch von Berlin zu erwarten gewesen, daß es seinen Heine ein wenig feiner und charakteristischer spuken ließe[2]).

Soeben las ich in Gutzkows „Unterhaltungen" sein Votum über Ihr Buch. Er hat's diesmal gnädig gemacht. Als ich aber in Dresden war, hörte ich ihn mit eigenen Ohren in einer Gesellschaft, welche größtenteils aus frommen Nazarenerkünstlern bestand, sich mit großer Heftigkeit gegen Goethes Verhalten zu den Frauen äußern, als einem durchaus frivolen und unsittlichen, und er hielt diese Äußerung gegen jene Nazarener, die Goethen artig und fein verteidigten, mit eigensinniger Hartnäckigkeit fest. Heute nun verteidigt und erhebt er Immermann wegen seines Verhaltens zu Elisa von Ahlefeldt mit der wunderbaren Phrase: das sei eben Männerschicksal und zwar besonders der Männer, welche bei der Antike und bei Goethe in die Schule gegangen seien! So sind diese Herren! Was sie augenblicklich sprechen, ist stets nur eine taube Frucht des unabtreiblichen Bedürfnisses, für den Augenblick eine winzige kleine Wirkung zu erzielen. Sie geben stets nur Scheidemünze aus, weil sie, wie die Bettler, keine Silberstücke in der Tasche haben.

Grüßen Sie doch von mir die zierlichen Bülowsleute. Ihr Lob der Cosima hat sich glänzend bewährt, und diese vortreffliche und eigentümliche junge Frau hat mir so wohl und ungeteilt

[1]) Ludmilla an Keller, 15. Dezember 1857: „Daß der alte General Pfuel und General von Willisen mit an dem Hornungschen Unwesen teilgenommen, ist eine Tatsache, die sich leider nicht leugnen läßt. Bei unserem guten Pfuel war freilich für ihn die Hauptsache, das Ganze als einen pikanten Spaß lachend und dramatisch zu erzählen, während seine rege Phantasie ihn verleitete, auf der Grenzlinie zwischen Glauben und Unglauben hin und her zu schwanken. Einen gröberen Betrug, eine geistlosere Erfindung, einen ärgeren Blödsinn kann es aber schwerlich geben, als in diesen Hornungschen Sitzungen vorkamen.... Und Heines heller Geist muß dazu so albern gemißbraucht werden."

[2]) Hornung a. a. O. S. 65 ff.

gefallen, wie seit langer Zeit kein Frauenzimmer. Man muß ihr wirklich alles Gute wünschen, und möge sie bleiben, wie sie ist, in der renommistisch verschrobenen heutigen Welt! Im „Zuschauer" der „Kreuzzeitung" las ich mit Behagen, daß in Berlin Eis gefahren wird. Bei uns ist heute, nachdem es ein Vierteljahr lang trocken und schön war, ein milder warmer Regen eingetreten, doch hoffen wir unverschämterweise auf einen nochmaligen letzten Nachsommer. Ich habe den göttlichen Herbst hindurch den sonnigen Farbenwechsel auf Kreuz- und Querzügen eingesogen und damit manch Schöpplein jungen Weines, von dem das Land überfließt. Die Bauern heimsten von allen Früchten den schwersten Überfluß ein und sind jetzt ebenso wohlgelaunt, als unsere Seidenfabrikanten, die nach Amerika machen, kleinlaut. Die vergnüglichste Tour machte ich vor vierzehn Tagen nach meinem Dorfe, wo ich Gevatter stehen mußte. Ich ging, da es das herrlichste Frühlingswetter war, zu Fuß hinaus, und schon unterwegs fand ich in einem alten Städtchen[1]), wo ich einkehrte, um ein Schöpplein zu trinken, ein junges Landbäschen vor, das da mit seinem Bräutigam Einkäufe für die Hochzeitskleider gemacht hatte. Ich setzte mich mit ihnen auf ihr Gefährt und fuhr vollends mit hinaus. Das Bäschen, welches in bloßen Armen war und in der Herbstdämmerung anfing zu frieren, zog meinen Überzieher an, und der Bräutigam sang himmlisch schön, während ich den Pack mit seinen und seiner Braut Hochzeitskleiderstoffen auf den Knieen hielt, was mir auch warm gab. Am Sonntag mußte ich den ganzen Tag neben der Patin, einem wohlgezogenen Bauernmädchen, figurieren, das einfach schwarz gekleidet war in wollenem Zeug, aber mit einer schönen goldenen Kette. In der hellen, freundlichen kleinen Kirche mußten wir am Taufstein zierliche Knickse machen und nachher beim Mahle vom Mittag bis in die Nacht oben am Tische sitzen. Hier bemerkte ich etwas sehr Artiges. Als nämlich die Gäste lustig wurden und begannen, die üblichen Schwänke vorzutragen, wobei keiner zurückbleiben wollte, geschah es, daß der eine oder andere sich etwas ungeschickt anließ, übernahm oder gänzlich verunglückte.

[1]) Wohl Bülach.

Nun war meine ländliche Nebenpatin die höchste Instanz am Tisch, vermöge ihres Geschlechtes, ihres heutigen Amtes und ihres „Ranges" im Dorfe, denn ihr Papa hat zwanzig Kühe im Stall. So war es an ihr, mit dem Lachen über einen Schwank das Signal zu geben, und sie übte dies Amt mit solcher Liebenswürdigkeit und Menschenfreundlichkeit, daß keiner um das rettende Gelächter kam. Nicht Einen armen Teufel ließ sie stecken, und wenn man glaubte, der oder jener gar zu Plumpe fiele nun gewiß durch, so erhob sie doch noch rechtzeitig die wohllautende Stimme, als ob sie sich königlich amüsierte, und wir lachten alle aufs heiterste mit, wie wenn der feinste Witz gefallen wäre. Dergleichen habe ich nun in einem Salon noch nie gesehen[1]). (Pardon!) All dies junge Volk waren in meiner früheren Zeit, wo ich auf dem Dorfe mich umtrieb, ganz kleine Kinderchen, die ich in der Wiege gesehen habe.

Ob ich diesen Winter nach Berlin komme, ist wieder ungewiß. Jüngst erhielt ich das närrische Anerbieten, als Sekretär des Kölnischen Kunstvereines nach Köln zu kommen mit fünfhundert Taler Gehalt und einer täglichen Stunde Beschäftigung[2]). Da ich spaßhafterweise mir den Anschein gab, als ob es mir nicht übel deuchte, entstand in Zürich ein Laufen, damit ich hier bliebe, und es wurde der alte Plan fertig gemacht und mir um die Kehle geschlungen, daß ich ein Professorlein werden solle, so gut es Gott geraten läßt. Obgleich ich nun selbst nichts weiß, so will ich es dennoch riskieren, erstens um während einiger Jahre den bürgerlichen Begriffen genugzutun und mittels der Eselsbrücke von Amt und Einkommen über die kritische Zeit hinwegzugehen, und zweitens weil ich durch die Studien, welche solche Sache erfordert, vor dem geistigen Einfrieren bewahrt werde und vor dem Versinken in ein vages Belletristentum. Ich werde jedoch nur wenig Stunden zu lesen haben und in der Wahl des Vorzutragenden ganz frei sein. Ich werde auch nie das Gleiche zweimal vorbringen, sondern mir einige Gegenstände ausarbeiten, und wenn diese abgespielt sind, mich wieder bedanken, da ich inzwischen dann schon wieder ein anderes Terrain werde erobert

[1]) Keller hat diesen Satz wieder durchgestrichen.

[2]) Vgl. oben S. 458 f.

haben. Denn als ein Schnurrpfeifer von Schulmeister möchte ich nicht sterben.

Die Herren Professoren Vischer und Moleschott lassen sich bei Ihnen angelegentlich empfehlen. Moleschott hat seinen Vater verloren; sonst ist er sehr munter und wehrt sich pathetisch seiner Haut. Der letzte Teil von Vischers Ästhetik, worin er die Poesie behandelt, hat doch einen großen Fonds von gesundem tüchtigem Inhalt an Grundsätzen wie an Erfahrung. Vischer scheint uns in Zürich nicht recht zufrieden zu sein, da die großen philosophischen Auditorien fehlen, wie sie in Deutschland noch möglich sind. Wenn es nun in Preußen etwas helleres Wetter geben sollte, so müßte er eigentlich nach Berlin geholt werden, wo er mit seiner einfachen frischen und handfesten Natur eine ganz wohltätige Erscheinung abgäbe. Denn ich glaube, das ästhetisierende Berlin ist nachgerade ein wenig sehr verschliffen.

Grüßen Sie doch in der Dunckerei von mir, wenn Sie etwa dahin kommen, und sie sollten sich das Warten auf meine Novellen wohlschmecken lassen! Sie werden übrigens nun unversehens etwa ankommen, da ich diese Dinge in nächster Zeit abstoßen muß, um für mein geheiligtes Lehramt reinen Tisch zu haben. Ich halte mich schon sehr würdig und gehe nur in solche Gesellschaften, wo die Rektoren und alten Ordinariusse sitzen, und bereits ziehen drei oder vier Studenten auf der Straße die Mützen!

Dieser Tage hat Ira Aldridge[1]) in Zürich gastiert, und nächstens kommt eine italienische Operngesellschaft[2]). Ich möchte lieber mal wieder Dawison und Emil Devrient sehen.

Nun empfehle ich mich recht herzlich dem verehrten Herrn Geheimrat, sowie Ihnen, und ich bitte Sie, sich nicht zu lange zu rächen, sondern mich gelegentlich wieder mit einem Gruß und Bericht von Ihrem Ergehen zu bedenken!

Ihr ergebenster Gottfried Keller.

Nun schneit es doch endlich!

---

[1]) Der bekannte Negertragöde spielte am 18. November in Zürich den Othello.

[2]) Diejenige des Signor Giordani.

161. An Ludmilla Assing

Zürich, den 1. Januar 1858.

Verehrtes Fräulein Assing!

Ich sehe mich infolge der Neujahrsnacht dahin reduziert, Briefe zu schreiben; das schlechte Kompliment wird faktisch sich dadurch aufheben, daß ich mit Ihnen anfange, indem ich zugleich um Nachsicht bitte. Allererst bringe ich Ihrem Herren Onkel und Ihnen meine aufrichtigsten Wünsche um Glück und Segen für das angetretene Jahr dar und mir selbst desgleichen, obgleich ich heute früh schon einen kleinen Gewitterschauer hatte, denn es ist eine alte abergläubische und heidnische Sitte bei mir, daß ich alle Neujahrsmorgen mit einer vehementen Heulerei beginnen muß, und ich weiß nicht, ob dies je aufhören wird. Donc je vais me sauver dans cette lettre und werde meine schlechte Laune jetzt sogleich an Ihnen auslassen!

Und zwar in betreff der großen Gisel von Arnim, deren Dramen ich auf Ihre Veranlassung dieser Tage gelesen habe. Ich habe Sie, liebes Fräulein, in Verdacht, daß Sie mir den großen Bären, dessen Sternbild Sie im Siegel führen, haben anbinden wollen; denn ich kann das Berliner Urteil, von dem Sie mich unterrichteten, schlechterdings nicht verstehen[1]). Dramen sind dies allerdings so wenig, als es überhaupt keine zu rechtfertigenden Produkte sind, allein — wenn einmal ein gewisser Vorrat von Geist und Schönheit in einem Ding steckt, so hat es denn doch damit seine eigene Bewandtnis, und die Berliner, welche gestern für den „Narziß" geschwärmt haben, besitzen kein Patent für diese Flut von Schimpfwörtern über die arme Gisel.

Ich habe zuerst „Das Herz der Lais" in Angriff genommen, weil es trotz seiner Größe das kleinste Opus war. Ich fand mich

[1]) Ludmilla an Keller, 15. Dez. 1857: „Das literarische Ereignis des Tages sind hier jetzt die ‚Dramatischen Werke' von Gisela von Arnim, welche in zwei Bänden herausgekommen sind. Gewiß, in vielen Jahren hat es kein Buch gegeben, das ein so einstimmiges Mißfallen, so viel Entrüstung und Verachtung hervorgerufen hätte ... Alle Leser sind darüber einig, daß sie noch nirgends so viel Faselei, Geschmacklosigkeit, Unsinn und Gedankenarmut beisammen gefunden" usf.

verblüfft darüber, daß die französische Manie der Hetärenpoesie von einer soliden und sogar jungen deutschen Dame aufgenommen und fortgepflanzt wird. Doch was bei den Franzosen gedankenloser Leichtsinn ist, dürfte bei dem deutschen Fräulein die pure Unwissenheit und Unschuld sein, immerhin verbunden mit einer gewissen Frechheit. Denn *ahnen* sollte man wenigstens, besonders wenn man so wohl beschlagen in gewissen Wendungen ist, daß das Hetärentum nichts anderes ist, als die allerprosaischste und philiströs-niederträchtigste Sache der Welt, die nüchternste Gemeinheit des Gemütes, und daß die Dames aux camélias und die großen Herzen der Lais die einfältigsten Fiktionen sind, die je die Welt geäfft haben. Wenn solche Bestien einer Leidenschaft fähig oder aus Übermut etwa generös werden, so hat das nicht mehr zu bedeuten, als wenn ein Dieb mit gestohlenem Geld den anständigen Mann spielt. Der Unsinn zeigt sich in dieser Lais sehr bequem; denn wenn dies Geschöpf sein Leben zu opfern imstand ist, warum hat es den Nero nicht längst getötet und so Tausende errettet? Aber abgesehen auch von der Gewissenlosigkeit, ein solches Stück zu schreiben (denn was soll aus den jungen unerfahrenen Mädchens werden, wenn die erwachsenen Weiber dergleichen Dinge predigen), steckt dies Dramchen so voll famoser Schönheiten, daß man nicht mit einer Nadel dazwischen stechen kann.

In den beiden größeren Piecen sah ich mit Bedauern, daß der Arnim-Brentanosche Hausjargon noch ungeschwächt fortwuchert, was auf die Länge langweilig wird, und wenn die Gisela heiratet, so ist kein Ende abzusehen. Aber neben den vielen Geschmacklosigkeiten ist doch auch in diesen Stücken ein solcher Fonds von feinem und originellem Geist, daß nach meiner Meinung mit bloßer Wegwerfung dagegen nicht aufzukommen ist, vielmehr die Person, die dergleichen hervorbringt, alle „considération“ in Anspruch nehmen darf.

Die ästhetische Cour z. B. bei der Vittoria[1]) ist freilich ein modernes Teekränzchen, aber doch in ihrer Art ein Meisterstück, das Märchen, das die Vittoria erzählt, eine wahre Perle der Poesie. Ich habe das Buch auch andern Leuten, die sonst

[1]) In „Trost in Tränen“.

Urteil haben, gezeigt und manche Züge daraus hervorgehoben, und auch diese fanden das Mitgeteilte nur lobenswert.

Da ich nun auch von anderer Seite her aus Berlin einen Brief erhielt, worin über diese undramatischen Dramen förmlich gewütet wird, so muß ich annehmen, daß die Luft in diesem Gegensatz eine Rolle spielt.

Schon seh' ich den Süden gegen den Norden sich erheben, die vergessenen Fahnen des ästhetischen Urteils aufs neue sich entfalten, und der unerhörteste Krieg wird beginnen, der je um ein Nichts geführt wurde. Wenn Sie dann auf weißem Zelter in den feindlichen Schlachtreihen einherfliegen werden, so wird mein Herz in den furchtbarsten Konflikt kommen, aber ich werde mich meiner Fahne opfern und die gefangene Gisel aus dem nordischen Heere herausholen und zu Leipzig deponieren. Dies ist die erste Rezension, die ich an einem Neujahrstag geschrieben habe, und scheint mir auf ein fleißiges Jahr zu deuten, so daß Sie sich nur bald an Ihr zweites Buch machen können, denn meine Novellen sollen Ihnen nicht mehr lange zum Vorwand dienen[1]).

Nun bin ich doch in den 2. Januar gekommen. Unsere Straßen sind heute ganz mit geputzten Kindern bedeckt, welche von Mägden und Bedienten herumgeführt werden. Auf Neujahr geben nämlich die gelehrten, künstlerischen, militärischen, wohltätigen und andere Gesellschaften sogenannte Neujahrsstücke heraus, welche Biographieen verdienter Mitbürger, lokalgeschichtliche Monographien u. dgl. enthalten nebst Porträts und Kupfern aller Art, je nach dem Gebiet der Gesellschaft, zur Belehrung und Ergötzung der Jugend. Diese Hefte läßt man am 2. Januar durch die festlich geputzten Kinder auf den Gesellschaftslokalen abholen, wo einige wohlwollende freundliche Herren sitzen und aus langen neuen Tonpfeifen Tobak rauchen, der auf einem silbernen Teller liegt. Die Kinder überbringen in ein Papier gewickelt ein Geldgeschenk für die Gesellschaftskasse (die sämtlichen Päck-

[1]) Ludmilla an Keller, 15. Dez. 1857: „Was mich betrifft, so will ich nicht verschwören, daß ich einmal wieder ein Buch schreibe; aber gewiß fange ich es nicht eher an, als bis ich Ihre Novellen gelesen habe, auf die ich nun schon so lange warte."

chen tragen sie in einem niedlichen Körbchen) und erhalten dafür das Neujahrsstück, werden mit Tee, Muskateller und Konfekt bewirtet und dürfen die etwaigen Sammlungen und Raritäten der Gesellschaft besichtigen. So geht's von Haus zu Haus, und die geöffneten Heiligtümer der alten Stadt sind von einer jubelnden Kinderwelt angefüllt. Seit ein paar Jahrhunderten besteht der Brauch, da einige Gesellschaften ebenso alt sind, wie die Musikgesellschaft, die Gesellschaft der Stadtbibliothek und die Feuerwerkergesellschaft, welche letztere in ihren Neujahrsstücken stets martialische Kriegsgegenstände abhandelt, zum Vergnügen der Knaben, auch bekommen diese den alten Waffensaal zu sehen mit der ehrwürdigen Kriegsbeute aus den früheren Jahrhunderten, während auf dem Musiksaale die kleinen Mädchen kokett ein Morgenkonzert anhören und ihre Mütter nachahmen. Wer keine eigenen Kinder hat, beglückt fremde Kinder, die keine oder unvermögliche Eltern haben, mit der Sendung. Einzig die derbe Schützengesellschaft (vierhundert Jahre alt) ist so unliterarisch geblieben, daß sie statt Schrift und Bild ein Pack Kuchen verabreicht und überdies im Geruche steht, die Jungens mit kleinen Räuschen zu versehen, indem sie dieselben aus ihren alten Ehrenpokalen trinken läßt.

Ich wiederhole angelegentlich meine Neujahrswünsche und empfehle mich Ihnen und Herrn Varnhagen von Ense auch für 1858 aufs angelegentlichste. Ihr dankbar ergebenster

Gottfr. Keller.

162. An Ludmilla Assing

Verehrtes Fräulein!

Der stattliche Artikel Taillandiers im neusten Hefte der „Revue des deux mondes" über Sie und Ihre Gräfin animiert mich, Sie wieder mit einigen Zeilen zu belangen; denn Sie werden nun nachgerade so berühmt, daß man sich an Sie halten und an Ihre Schleppe hängen muß. Den besagten Artikel habe ich nicht ganz durchgelesen bis dato, indem ich nicht die nötige Muße fand, so lange auf dem Museum zu sitzen; soviel ich aber sah, kommen sowohl Sie wie Ihr toter Schützling gut weg, was, wenn es sich wirklich so verhält, sehr charakteristisch wäre.

Wie leben Sie und der verehrte Herr Geheime Rat? Da der Sommer wieder vor der Türe ist, wird man bei Ihnen bereits wieder Reisepläne machen, indessen Sie noch Ihre von der Abendsonne so anmutig erhellten Kaffeegesellschaften beglücken. Ich erinnere mich hiebei der jungen Ada von Treskow oder wie sie heißt, welche Schauspielerin werden will[1]). Der Eindruck, den ich noch von dem Wesen habe, ist nicht derjenige eines schlummernden Genies. Jedoch will ich nichts vorausgesagt haben! Ist denn der Siegfried, welcher die Bettina gegen Lewes verteidigt (oder ist nicht dies der Gegenstand seines Buches? Es geht mir alles durcheinander!), derselbe, welcher einst bei Ihnen eingeführt war und dessen Bekanntschaft ich ebenfalls in Ihren Kränzchen machte?[2]) Ich amüsiere mich sehr über die Art, wie sich jetzt eine Opposition gegen das Lewesbuch[3]) erhebt. Man ist doch in Deutschland sehr wunderlich! Vor zirka acht Jahren, als Gervinus seinen „Shakespeare" herausgab, hieß es, wir Deutschen verständen den Shakespeare viel besser als die Engländer, und er sei eigentlich ein deutscher Dichter. Jetzt, nachdem wir eine immense Goetheliteratur aufgestapelt, hieß es plötzlich, ein Engländer habe das beste Buch über Goethe geschrieben, worüber sich nachträglich nun die Leute ärgern, nachdem sie ihre fünf schwerfälligen Sinne gesammelt. Das deutet alles noch nicht auf frischeren Luftzug. Indes ist jenes Buch mit Ausnahme einzelner Dummheiten ganz liebenswürdig. Das Buch von Moriz Hartmann[4]) habe ich deshalb noch nicht gelesen, weil ich den größten Teil desselben etwa in Feuilletons schon früher gesehen und von der Art und Weise ungefähr unterrichtet bin. Was ich las, war sehr hübsch, und ich will doch das Ganze mal ansehen, um zu sehen, was er daraus gemacht hat.

Nun? Was haben wir zunächst von Ihnen zu hoffen? Sagen

[1]) Sie schriftstellerte später unter dem Pseudonym Günther von Freiberg. Vgl. Ring, Erinnerungen II S. 121.

[2]) Es war derselbe (Ludmilla an Keller, 27. April 1858); das Buch: H. Siegfried, an Herrn G. H. Lewes, eine Epistel 1858.

[3]) Die Goethebiographie.

[4]) Erzählungen eines Unstäten (1858).

Sie's frei und offen![1]) Soeben habe ich mir mit einem Schluck heißer Bouillon die Zunge verbrannt, es geht eben alles über mich! Vor einigen Wochen an einem städtischen Frühlingsfeste geriet ich um Mitternacht in einen großen Saal, wo eine Menge junger Männer, zum größten Teil kostümiert, zechten und tobten. Plötzlich spielt die Musik eine Mazurka, ein junges Bürschchen, in irgend eine Weibertracht gehüllt, fordert mich zum Tanz auf, ich lasse mich fortreißen, der ich niemals getanzt, und liege nach wenigen Sprüngen auf der Nase, und die ganze nachfolgende Gesellschaft purzelt auf einen Haufen über mich her. Als ich mich wieder hervorentwickelte, sah meine Nase dergestalt aus, daß ich acht Tage ein Pflaster tragen und zu Hause bleiben mußte! Ich verlor darüber ein elegantes Konzert, welches eine Familie Wesendonck hier in ihrer Villa gab. Richard Wagner hatte eine Anzahl Musiker zusammengewürfelt und in kurzer Zeit so gut geschult, daß sie eine Auswahl Beethovenscher Sätze ganz vortrefflich sollen gespielt haben. Es waren einige dreißig Musici und etwa doppelt so viel eingeladene Gesellschaft, was für eine Privatgeschichte in Zürich ganz unerhört war. Ein Streichquartett war das Höchste, was bisher vorkam. In öffentlichen Konzerten hat Klara Schumann mehrmals letzten Winter hier gespielt.

Der beste jüngere Novellist ist jetzt nach meinem Geschmacke der Paul Heyse; er ist gesunder und künstlerischer als Hartmann, welcher im ganzen noch zu sehr in dem Wesen des abgestorbenen „jungen Deutschland" steckt. Was ich diesen Augenblick schrieb, habe ich eigentlich bloß für mich gedacht, indem ich meinen Brief vergaß, und schrieb's aus Zerstreuung auf, da ich die Feder in der Hand hielt. Denn ich bin durchaus nicht gesonnen, einen neuen Meinungsstreit mit Ihnen zu riskieren; da ich genugsam erfahren, daß Sie die hartnäckigste Geschmacksverteidigerin sind, die es gibt[2]). In einem „Östreichischen Morgenblatt" sah ich

[1]) Ludmilla an Keller, 27. April 1858: „Ich habe eine Biographie von Sophie La Roche, der Jugendgeliebten und Freundin Wielands, zu schreiben angefangen."

[2]) Bezieht sich auf den von Ludmilla leidenschaftlich fortgesetzten Streit über die Dramen von Gisela von Arnim.

eine ganz schlechte Fabriknovelle von Max Ring, sein Witzblatt habe ich noch nie gesehen; aber ich fürchte, seine beste Zeit ist vorbei. Ich lasse ihn bestens grüßen, er war freundlich und gut gegen mich. Grüßen Sie auch sonst, wer mir etwa nachfrägt, sowie Herrn und Frau von Bülow. Der Bülow ist ja ein Allerweltskerl von einem Polemiker!

Ich empfehle mich beim Herrn von Varnhagen und bei Ihnen aufs neue und bleibe achtungsvoll Ihr ergebener

Zürich, den 21. April 1858. G. Keller.

163. An Lina Duncker

Geehrte Frau Duncker!

Ich habe heut mit Überraschung Ihren Brief vorgefunden und beeile mich, Ihnen zu berichten, daß ich zu Hause bin und noch in der alten Wohnung sitze, 156 an der Gemeindegasse in Hottingen, etwa zehn Minuten vom Mittelpunkte der Stadt. Wenn Sie auf meinen Namen nicht Bescheid erhalten, so fragen Sie nach dem Hause des Professor Frei; denn die Hausnummern sind nicht gut zu übersehen, da die Häuser in kleinen Gärtchen stehen. Indessen ist es das Bequemste, Sie zeigen mir durch einen Lohnbedienten oder durch die Stadtpost Ihre Ankunft und den Gasthof an, so werde ich Sie unverweilt aufsuchen.

Ich habe Ihnen nicht mehr geschrieben, weil Sie mir die Antwort auf meinen letzten Brief schuldig geblieben sind. Da die Erinnerung an Berlin, wo ich ein ziemlich anregungs- und freudeleeres Leben geführt habe, angefangen hat bei mir zu verblassen, so werde ich auch weniger an meine Korrespondentenpflicht gemahnt als früher. Doch versäume ich auch solche, welche mir noch am Herzen liegen, wie ich denn z. B. Heidel[1], an den ich noch am meisten denke, erst Einen Brief geschrieben habe.

Meine Wortbrüchigkeit wegen meiner Novellen macht mir nicht viel zu schaffen. Ich weiß, daß durch dieselbe niemand zu Schaden kommt, und kenne mich überdies selbst, was mir genügt. Wer in wichtigeren Dingen noch ehrlich und naiv zu sein ver-

[1]) Über ihn vgl. Bd. 1 S. 226.

mag, darf sich in dergleichen Schnurrpfeifereien schon noch etwas erlauben. Man muß sich nur nicht darauf etwas zu gut tun.

Die Novellen sind hauptsächlich stecken geblieben, weil sie dem Plane nach ausschließlich aus Liebesgeschichtchen bestehen und mir die leichte Stimmung für dergleichen einstweilen abhanden gekommen ist, während ich durch mein hiesiges Leben für festere und löblichere Dinge angeregt wurde.

Die Schweiz werden Sie schwerlich im besseren Sinne kennen lernen. Dazu gehört ein vernünftiges Mitleben an geeignetem Platze, wie es z. B. die Stahrs vor zwei Jahren gemacht haben. Die tolle hastige Touristenjagd auf der Heerstraße über die Berge, dieser schnatternde wilde Entenzug ohne Behagen und ohne Ruh, erregt bei den Festgesessenen, während man sich den Geldgewinn gefallen läßt, nur Gelächter. Denn man sieht es dem ganzen Haufen am Gesichte an, daß er das Land lediglich nach dem guten oder schlechten Wetter, nach den Gasthofrechnungen, nach den Kellnern und Schuhputzern, kurz nach Dingen beurteilt, welche sich überall gleich bleiben. Ihre Kossacks und Wachenhusen[1]) sind hierin die mustergültigen Vorbilder.

Ich bin von zwei bis vier Uhr nachmittags meistens in der Stadt, die übrige Zeit hingegen, mit Ausnahme des späteren Abends, zu Hause und gewärtige also mit Vergnügen, Sie und Herrn Duncker wiederzusehen.

Achtungsvoll Ihr ergebenster Gottfr. Keller.

Zürich, den 23. Juni 1858.

164. An Karl August Candidus[2])

Geehrtester Herr Pfarrer!

Es tut mir sehr leid, daß durch die plötzliche Wendung Ihres Geschickes, von der Sie mich in Ihren beiden letzten Schreiben

[1]) Die Reiseschriftsteller K. L. E. Kossak (1814—1880) und Hans Wachenhusen (1822—1898).

[2]) Der Adressat (1817—1872), bis dahin Pfarrer in Nancy, hatte Keller am 14. Oktober 1856 gebeten, ihm für einen Band Gedichte einen zahlenden Verleger zu verschaffen. Über ihn vgl. Fr. Friedrich, Tägliche Rundschau 1917, Unterhaltungsbeilage Nr. 87.

benachrichtigen, es mir dennoch unmöglich wird, Ihre Gedichte für jetzt noch unterzubringen. Ich habe seit ein paar Tagen das Manuskript zurückerhalten mit der unerwarteten Erklärung, daß es auch ohne Honorar nicht übernommen werden könne, da er grundsätzlich der Ansicht sei, Lyrika seien jetzt nicht zu drucken und es sei ein reiner Glückszufall, wenn ein Verleger auch nur auf seine Kosten komme dabei. Ich sehe mich daher gezwungen, das Manuskript an die von Ihnen bezeichnete Adresse abgehen zu lassen.

Wenn Sie es auf Ihrer Reise[1]) nicht mehr unterbringen können, so würde ich Ihnen raten, es mit Ihren neuen Sachen zu vermehren, nochmals durchzusehen und neu anzuordnen, und ich erbiete mich jederzeit, da Sie so fern von Deutschland zu wohnen kommen, nochmals das meinige zu versuchen und im Falle des Gelingens auch die Korrekturen ꝛc. getreu zu besorgen. Ich hoffe in allen Dingen in ein oder zwei Jahren mehr Einfluß und Glück zu haben.

Wenn ich nicht irre, so gibt es in Odessa schweizerische Handelshäuser, deren Seelenhirt Sie wahrscheinlich auch sein werden, so daß die Gelegenheit, ein Paket bequem nach der Schweiz zu senden, sich finden würde.

Lassen Sie sich nicht abhalten, ferner der Prosa und Kunst zugetan zu sein; was lange währt, wird oft um so glückhafter und nachhaltiger.

Ich selbst habe vor zwölf Jahren, als ich ganz jung war, ein bedeutendes Honorar für meine ersten Gedichte bekommen. Jetzt, da ich kein Auflagenpoet geworden bin, würde ich Mühe haben, nur die Hälfte jenes Honorars zu erhalten und dennoch gedenke ich, mit der Zeit noch einen glücklichen Band zustande zu bringen.

Ich bedaure nochmals, daß ich Ihnen nicht besser dienen konnte, wünsche Ihnen aber Glück und Segen zu Ihrer Reise und neuen Stellung und verbleibe mit freundschaftlicher Hochachtung

Ihr ergebenster Gottfr. Keller.

Zürich, den 10. Juli 1858.

[1]) Nach Odessa, wo Candidus Prediger der evangelisch-reformierten Gemeinde geworden war.

Portoauslagen ſind nicht der Rede wert, da ich immer Buchhändlergelegenheit benutzte, was freilich zuweilen auch Verzögerung herbeiführte.

165. An Ludmilla Aſſing

Verehrtes Fräulein!

Auf eine mehr als ernſte Weiſe ſehe ich mich veranlaßt, endlich wieder von mir hören zu laſſen[1]). Es iſt das ſo unerwartet hereingebrochene und — jeder wird ſagen — noch allzu frühe Hinſcheiden Ihres hochverehrten und teuren Oheimes, wovon die Nachricht mich dieſer Tage ereilte, als ich beinah' eher an meinen eigenen Tod gedacht hätte.

Erlauben Sie mir, Ihnen nur mit zwei Worten zu ſagen, daß ich ſogleich an Sie denken und Ihnen meine innigſte Teilnahme zuwenden mußte. Sie erleiden einen Verluſt, eine Trennung, mit welcher nicht leicht ein anderes Verhältnis ſich vergleichen läßt. Der Hingeſchiedene ſelbſt iſt um ſein raſches leiſes Sterben, noch im hellen Abendſcheine ſeines Daſeins, eher zu beneiden als zu beklagen, mich dünkt, es entſpricht ſeinem ganzen männlichen und doch ſo milden heitern Leben.

Ich bedaure ſehr, daß ich ihn nicht mehr habe ſehen können. Ich habe die Nachricht erſt abends ſpät vernommen, da ich den ganzen Tag zu Hauſe geſeſſen hatte und keine Zeitung zu Geſicht bekam. Am Morgen darauf, als es noch dunkel war, wachte ich ungewohnterweiſe beim Klange der Frühglocke auf und dachte gleich: Alſo Varnhagen iſt tot! Ich fühlte in dieſer Morgenſtille, welch ein Zeitabſchnitt und welche Welt mit ihm dahin ging. Ich fühlte es um ſo tiefer, als der Verewigte beinahe der einzige große Zeuge jener Jahre war, mit welchem ich noch in einige freundliche Berührung kommen durfte.

Ihnen, verehrtes Fräulein Aſſing, ſpreche ich noch den Dank aus, den ich dem freundlichen Wohlwollen des Seligen ſchuldig bin. Ich denke, Sie werden durch das Ereignis mehr in ein erneutes bedeutendes Leben, als in eine hülfloſe Trauer hingeführt werden, und ſo will ich getroſt Sie den Eindrücken über-

[1]) Varnhagen war am 10. Oktober geſtorben.

lassen, welche das allgewaltige Schicksal allen Sterblichen zuteil werden läßt.

Ihr teilnahm- und achtungsvoll ergebenster

Zürich, den 22. Oktober 1858. Gottfr. Keller.

166. An den Stadtsängerverein Zürich

Herr Präsident! Hochgeehrte Herren!

Ich habe von seiten Ihres hochachtbaren Vereines eine Urkunde empfangen, darüber, daß ich zu dessen Ehrenmitglied ernannt worden sei, in seiner Versammlung vom 4. August d. J. Für diese mir erwiesene, große Ehre und Freundlichkeit spreche ich Ihnen meinen ergebensten Dank aus. Er ist um so aufrichtiger, als ich hoffe, ihn künftig bei guter Gelegenheit betätigen zu können und mich der Heimat im Schoße eines Sängervereines nicht unwert zu zeigen.

Die patriotische oder nationale Lyrik leidet gegenwärtig fast allerorten an einer gewissen Verschwommenheit und Gedankenarmut. Und zwar je mehr eine massenhafte Produktion erzwungen werden will, desto wässeriger fällt die Sache aus.

Dadurch aber, daß die Sänger den Dichtern Gelegenheit geben, sich in dem wirklich zu singenden Liede zu üben, werden diese bei einigem Nachdenken wohl darauf kommen, größere Bestimmtheit sowohl, als auch Mannigfaltigkeit der Motive anzustreben.

Hauptsächlich gilt es, statt der ewigen Verwendung des „donnernden Lawinenfalles" u. dgl. eine Reihe von sittlichen Ideen und historischen Charakterzügen, welche speziell unser vaterländisches Leben bedingen, in plastische Gestalt zu bringen, so daß der Sänger, indem er singt, von einer lebendigen Überzeugung durchdrungen und sein Gesang etwas Selbsterlebtes wird, ein Stück seines eignen gegenwärtigsten Lebens darstellt.

An solchen Bestrebungen mich mit zu beteiligen, dazu haben Sie mich durch Ihre Ernennung aufs neue ermuntert!

Ich bleibe, Herr Präsident! Hochgeehrte Herren! mit ausgezeichneter Hochachtung

Ihr ergebenster Gottfried Keller.

Hottingen, den 25. Oktober 1858.

167. An Karl Morel

Lieber Freund!

Wir können leider Deinen „Struenſee“[1]) auch morgen noch nicht genießen. Obwohl ich mehrfach auf den Beinen war, konnte ich weder den Baumgartner, noch den Widmer[2]) weder im Haus, noch anderswo antreffen, um mit ihnen eine Rückſprache zu nehmen in betreff der Stunde und des Ortes; denn beides mußte ich genau wiſſen, um den Profeſſor Viſcher ebenfalls auffordern zu können.

Überdies iſt morgen ſechs Uhr eine Geſangaufführung der „Harmonie“, welcher Baumgartner wahrſcheinlich ehrenhalber wird beiwohnen müſſen, was ich zwar nicht weiß, denn er iſt unſichtbar für einen, der nicht ebenfalls immer herumſchießt. In den Geſellſchaftslokalen konnte ich der Sache diesmal nicht nachgehen, weil ich dieſen Monat noch ein kleines Opuskulum unerbittlich fertig kriegen und deshalb zu Hauſe bleiben muß.

Sei alſo ſo gut, einen andern Tag zu beſtimmen, vielleicht den Sonntag über acht Tage?

Vor einigen Wochen ſaß ich im Bierhaus „Orſini“ und hörte dort einige Schauſpieler ſagen, daß ſie nun dieſen Winter auch noch Morels „Struenſee“ auf dem Halſe hätten, woraus ich ſchloß, daß die Sache mit der Aufführung richtig ſei. Indeſſen hoffe ich zuverſichtlich, nun Dein Werk ſowieſo kennen zu lernen.

Mit Viſcher werde ich ſprechen, ſobald ich ihm ſagen kann, wie, wo und wann?

Ich hätte den Ort ohne weiteres in meiner Wohnung beſtimmt, allein das größere Zimmer, das ich zur Verfügung habe, iſt bei dieſer Kälte ſo ſchlecht zu heizen, daß die Sitzung höchſt ungemütlich ausfallen und der „Struenſee“ vielleicht ſo feſt einfrieren würde, daß wir darauf Schlittſchuh laufen könnten.

Alſo gib eine weitere Order von Dir und ſei unſerer Teilnahme und Neugierde verſichert!

Dein Gottfried Keller.

Hottingen, den 15. Januar 1859.

---

[1]) Über Morels „Struenſee“ vgl. Baldegger, Morel (1913) S. 60 ff. Es handelte ſich um eine Vorleſung des Dramas durch den Verfaſſer.

[2]) Damals Direktor der Rentenanſtalt, Baumgartners Biograph.

168. An Karl Morel

Zürich, den 21. Januar 1859.

Lieber Freund!

Wir sind nun bereit, nächsten Sonntag Deinen „Struensee" auf uns einwirken zu lassen.

Finde Dich also nachmittags zwei Uhr im Künstlergütli ein (bei Wirt Brandenberger). Am besten wirst Du tun, vom Bahnhof aus sogleich über die Limmat zu gehen nach der Escherschen Fabrik hinüber und dort angekommen, sogleich den steilen Hühnersteig hinauf zu Baumgartner und denselben abzuholen.

Vischers Beisitz ist noch ungewiß, da er zum Essen geladen ist. Dagegen hat Baum[1]) noch den Professor Volley, Maler Koller, Architekt Stadler und einen Herrn Heß angeworben, so daß Du ein ordentliches Auditorium haben wirst. Der Schoppen, an dem Dir sehr viel zu liegen scheint, ist ebenfalls garantiert.

Also auf baldiges Wiedersehen Dein Gottfr. Keller.

169. An Ludmilla Assing

Verehrteste Fräulein Assing!

Erlauben Sie mir, mich wieder einmal bei Ihnen zu melden und mich herzlich zu erkundigen, wie es Ihnen nun gehe? Ich denke mir, Sie schaffen und bereiten in stiller Sammlung allerlei vor und führen den goldenen Faden weiter, der Ihnen in den Räumen, die Sie bewohnen, in die Hand gegeben ist.

Bettina ist also nun auch hinunter zu den übrigen Schatten[2]), und während die Weltlage wieder dahin zu geraten scheint, wo sie vor mehr als einem halben Jahrhundert steckte[3]), sind nun die letzten hinweggegangen, welche dazumal jung waren und das Geistige gerettet und uns überliefert haben.

Es ist wieder eine abscheulich barbarische und unheimliche Zeit, wo alles in Frage gestellt wird und die ganze Welt das

[1]) Baumgartner.

[2]) Bettina starb in der Nacht vom 19. auf den 20. Januar. Gottfried Keller hatte sie während seines Berliner Aufenthaltes nicht kennen gelernt.

[3]) Napoleons III. Thronrede vom 7. Februar 1859 konstatierte den bevorstehenden Bruch zwischen Frankreich und Österreich, so daß eine Wiederholung des Krieges von 1809 zu erwarten war.

Maul aufsperrt und an den tückischen Worten eines einzigen Mannes hängt, und dazu eines Abenteurers. Es scheint, die Herrschaften können sich immer noch nicht dazu entschließen, nobel und entschlossen zu sein zur rechten Stunde, um sich nachheriges Elend zu ersparen. Ich bin sehr ärgerlich über diese Geschichten und fange an zu fühlen, wie das Unsichere der öffentlichen Welt auch den Einzelnen und Verborgenen beunruhigt und hindert. Sonst bin ich jetzt in einen ziemlichen Fleiß eingewöhnt und hoffe, nicht so bald wieder daraus hinauszugeraten, was mir nötig zu werden beginnt. Außer den Dunckerschen Novellen wird auch ein zweiter und dritter Band „Leute von Seldwyla" bald fertig sein. Ein Gedicht, „Der Apotheker von Chamounix", ist auch früher gemacht worden und wird eben verschachert[1]).

Dann bin ich auch offiziell beauftragt worden, eine historisch-politische Volksschrift zu schreiben für den Kanton Zürich, so daß ich zu tun habe, wie ein Schuhmacher[2]). Im Herbst hoffe ich nun ganz sicher endlich an das Theater zu gelangen, denn länger darf ich nicht mehr warten, da ich nächsten Sommer vierzig Jahr alt werde.

Jüngst kam ich bei einem Souper in die Nähe einer Madame Veit aus Berlin, welche mir sehr fein und gebildet zu sein schien. Sie soll in ein romantisches Abenteuer verwickelt sein und lebt in Zürich mit einer Frau von Heidtfeld und deren Sohn. Kennen Sie diese Leute?

Soeben lese ich, daß Palleske auch ein Leben Karl Augusts schreiben[3]) will. Stahrs „Lessing" gefällt nicht ganz, überhaupt kommt in den Arbeiten dieser Art ein allzu warmer und allgemein enthusiastischer Ton auf, welcher der männlichen Solidität der Arbeit Eintrag tut. Den gediegensten Ton hat neuerdings Strauß getroffen in seinen musterhaften Biographieen[4]), und es

[1]) Vgl. Brief 179.

[2]) Die Zürcher Schulsynode vom 30. August 1858 hatte Keller in die Kommission zur Herausgabe von Volksschriften gewählt.

[3]) Ist nicht erschienen.

[4]) Christian Märklin (1851); Nikodemus Frischlin (1855); Ulrich von Hutten (1858—60).

wäre zu wünschen, die Herren lernten von ihm, da sie die Kunst des feineren Lobes vom alten sel. Varnhagen einmal nicht gelernt, vielleicht nicht einmal bemerkt haben. Doch mir fällt plötzlich ein, daß ich um ein gefährliches Licht herumschnurre, da meine geehrte Korrespondentin ja selbst die Biographie kultiviert! Ich habe nichts gesagt, sage nichts und werde nichts sagen, als was schuldige Ehrfurcht gebeut!

Man ist im Süden sehr begierig, ob Preußen nicht den Franzosen ein Halt zurufen und den Frieden erzwingen wird? Das ganze deutsche Volk würde ja hinter ihm stehen und auch noch andere Leute! Aber wahrscheinlich wird man das Pferd abermals beim Schwanz aufzäumen.

Wenn Sie die gemütlichen Dienstleute noch bei sich haben, welche Sie vor zwei Jahren auf der Reise begleiteten, so grüßen Sie doch dieselben, sie fallen mir soeben ein. Denken Sie, ich bin seither nie mehr auf den Berg gekommen und werde überhaupt ein Stubenhocker, wenn nichts mich aufrüttelt.

Ich hoffe, daß Sie das gegenwärtige Jahr wohl und zufrieden angetreten haben, und wünsche, daß dasselbe einen glücklichen und weniger tragischen Verlauf für Sie nehme, als das vergangene Jahr[1])! Und indem ich hiermit nochmals Ihres hingeschiedenen Oheims und Freundes grüßend gedenke, empfehle ich mich auch Ihrem ferneren gütigen Wohlwollen und bleibe Ihr alter achtungsvoll zugetaner

Gottfr. Keller.

Zürich, den 9. Februar 1859.

170. An Karl Morel

Mein lieber Morel!

Es freut mich, daß Deine Sache vorwärts geht. Ich habe die Reihenfolge der Szenen in Deinem Drama nicht mehr gut im Gedächtnis nach einmaliger Anhörung und kann deswegen mir keinen eingehenden Änderungsprozeß erlauben. Deshalb nur ein paar unmaßgebliche Bemerkungen. Vorerst möchte ich Dich aufmuntern, die Räte des Theaterdirektors, da es ein alter Praktikus ist, nicht zu leicht aufzunehmen; denn es ist ein be-

[1]) Wo Varnhagen gestorben war.

kannter und bewährter Grundsatz, daß man besonders beim ersten Versuch die Erfahrungen und Meinungen tüchtiger Bühnenleute, Regisseurs usf. zu Rate zieht und zwar mit größtmöglicher Selbstüberwindung. Unpraktisch sind ihre Vorschläge nie, und was an denselben oft nur auf grobe triviale Wirkung hinauszulaufen scheint, das hat ja der Dichter in der Hand, es zu vergeistigen und ins Ideale hinüberzuspielen. Engelkens[1]) Gedanke, den Struensee bei der Königin verhaften zu lassen, ist jedenfalls ein sehr praktischer Griff und kann durch den Kontrast zu einer durchaus wirkungsvollen Szene werden. Ich glaube, es wird dadurch die Aufgabe einer interessanten und runden Katastrophe sehr gut gelöst.

Ginge es nun nicht, daß die Königin etwa, nach Struensees Abführung, mit schöner stolzer Rede den Feinden ihre beleidigte und verletzte Frauenwohnung überläßt und auch weggeht, indem sie plötzlich nach dem Landhause zurückzufahren befiehlt? Die Intriganten würden verblüfft und beschämt in dem stillen Zimmer zurückbleiben, und der Selbstverurteilungs- und Vernichtungsprozeß könnte sogleich vor sich gehen; freilich müßte er bei dieser Auffassung wieder anders komponiert werden. Es würden also drei große Vorgänge aufeinander folgen, bei derselben Dekoration: die Unterredung der Königin mit Struensee, die plötzlich hereinbrechende Verhaftung und die Konsternation der zurückbleibenden Feinde. Dann sehe ich nicht ein, warum nicht noch eine Schlußszene im Kerker folgen könnte, die sogar notwendig ist; denn Struensee muß sich durchaus noch aussprechen und gesehen werden, nachdem die Gewißheit des Todes da ist. Überhaupt kommt es nur darauf an, daß Struensee bei der Königin verhaftet wird, um bei Engelkens Vorschlag zu bleiben, die eine große Szene, aus welcher der fünfte Akt bestehen sollte, ist Nebensache und mir gar nicht plausibel.

Übrigens, wie gesagt, sei dies alles unmaßgeblich; denn das Detail hat sich mir etwas verwischt, und ohne das Buch in der Hand kann ich mich nicht mehr aufs einzelne besinnen.

Ich wünsche Dir nun noch gutes Glück zum Schluß und einen glorreichen Triumphzug über das Bühnengestell.

[1]) Des Zürcher Theaterdirektors.

Die bewußten Sachen habe ich empfangen und danke für Sulzers Broschüre. Gott sei uns armen Sündern gnädig in den kommenden Tagen.

Ich grüße Dich und sing' in vollern Tönen:
Die Existenzfrag' sei derzeit befried'gend!
Viel Bier, gemäß'gte Arbeit, etwas Grog,
Das ist die Losung dieser schlichten Tage,
Von Sorgen zierlich nur und leicht umkränzt.
Doch würden sie sich ungeziemlich ballen,
Und wollte mich der Feind zu grob bedrängen,
Ich sprach' zu seinen Dreckkohorten so:
Wohlan! Ich räume diese schnöde Burg,
Die man betrügerisch nur Leben heißt,
Und fahr' dahin, wo's keine Tint' mehr gibt!
Ihr aber, die Ihr rings unschlüssig steht,
Blast mir vereint den frohen Hobel aus[1])!

Gottfr. Keller, Jambenmacher.

Zürich, den 25. Februar 1859.

171. An Ludmilla Assing

Verehrte Fräulein Assing!

Sie haben mich durch Ihre Sendung[2]) aufs neue überzeugt, wie zuverlässig gute Menschen ihren Namen stets bewähren, da Sie mich nach einigem Stillverhalten doppelt schön und freundlich überraschen. Es ist mir überhaupt die liebste Art von Überraschung, wenn erwünschte Lebenszeichen, welche man von Freunden zu gewärtigen hat, zu zögern scheinen und dann doch zu guter Stunde so ruhig und sicher eintreffen, wie die alten Himmelszeichen. Ich danke Ihnen herzlich für Ihr reiches Geschenk. Ihr eigenes Buch habe ich noch nicht erwarten können, da ich es erst noch in der Mache glaubte. Ich kann nur ein bißchen hineingucken diese paar Tage und werde es erst mit Ende dieser Woche gelesen haben. Dafür werde ich das Vergnügen haben,

[1]) Verse im Stil von Morels „Struensee".

[2]) Den achten Band der Varnhagenschen „Denkwürdigkeiten" und Ludmillas „Sophie La Roche".

zweimal kurz nacheinander an Sie zu schreiben. Denn ich werde Ihnen meine Meinung über das Werk nicht vorenthalten.

Ich habe auch schon stark in den „Denkwürdigkeiten" genascht und mich aufs neue an der unfehlbaren und reinen Sprache des toten Meisters gestärkt und erfreut. In dieser Sprache gewinnt alles die Gestalt, die ihm zukommt, und sie ist eine Art liebevoller Vorsehung, welche nichts übersieht und den kleinsten Gegenstand in das erwärmende Licht der Sonne zu setzen versteht, ebenso mit Gerechtigkeit alle Lücken und Poren der Dinge durchdringt. Die unwissenden, oft sehr angesehenen Schmierpeter dieser Zeit werden hoffentlich erst noch zu fühlen bekommen, welch ein Muster sie unbefolgt vor sich hatten. In den Kritiken finde ich den Verstorbenen oft etwas zu gut, freundlich uff. Es ist mir besonders ein Beispiel aufgefallen, wo der Edle sich, gleich vielen, durch einen literarischen Taschenspieler förmlich betrügen ließ und wo die Lügenhaftigkeit des besprochenen Buches nachgewiesen ist[1]). Allein das macht nichts: ein Sonnenstrahl, der auf einen Ungerechten fällt, kann diesem auch zum Gerichte werden.

Sie haben recht darin, daß man das, was man erleidet, nicht wohl mitteilen kann. Physischer Schmerz macht dem Zusehenden wohl auch Schmerz. Das moralische Leiden aber berührt den Nächsten, nachdem derselbe es begriffen zu haben glaubt, durchaus nicht weiter, und sobald nur e r sich darüber ausgesprochen und gesammelt hat, so verlangt er noch gar, der Betroffene selbst solle die Sache nun auch gut sein lassen.

Den dialogisierten Geschichtsaufsatz „Sickingen" des Herrn Lassalle[2]) habe ich freilich gelesen und mich nur wundern müssen, wie ein Gelehrter und Philosoph sich selbst so sehr verkennen kann, dergleichen mit weitschweifigen Worten eigenhändig der Nation als große befreiende p o e t i s c h e Tat anzupreisen. Die

[1]) Es ist nicht sicher, was Keller im Auge hat. Varnhagen bespricht Denkw. Bd. 8 S. 445 u. 475 A. Stahrs „Preußische Revolution" und „Ein Jahr in Italien", S. 471 Ludwig Eckardts Gedächtnisrede „Schillers Geistesgang". Weder der eine noch der andere der beiden Schriftsteller gehörten zu Kellers Lieblingen; vgl. über Eckardt unten S. 493.

[2]) Franz von Sickingen. Historisches Drama (1859).

Komik dieses Unternehmens wird nur noch übertroffen durch die Kritik Adolf Stahrs, welcher in einem langen Aufsatze über diesen Aufsatz den Ruhm desselben mit dem Geständnis schließt, daß es allerdings keine Dichtung sei. Daß doch diese Schulfüchse nie unterlassen können, Dinge konstruieren zu wollen, die in einem andern Garten wachsen.

Ich habe auch zuweilen im neuen Gutzkowschen Roman gelesen[1]) und bin über die Niaiserie und Verzwicktheit dieses Mannes, die nun über alles Maß geht, ganz verblüfft. Und was will er nur mit seiner frechen Sprach- und Stilverderberei? Es ist fast unmöglich, daß er die Abgeschmacktheit ganzer Seiten und Bogen, die wahre Küchenmagdmanier nicht einsehe? Und dennoch sind sehr gute Sachen darin; es ist nur die Unruhe, die Schlingelei, die ewige Verdorbenheit, welche diesen Geist so seine gute Bahn verfehlen ließ und ihn noch sehr tief wird fallen lassen.

Kommen Sie wieder einmal in die Schweiz, so soll dieselbe Ihnen abermals Rosen präsentieren. Gegenwärtig stehen kleine Birn- und Apfelbäumchen in voller Blüte vor dem Fenster, während die Trommel ertönt, welche unsere Kriegsleute nach der Grenze führt. Zum Beweis will ich einige Blättchen in den Brief legen, d. h. von den Blüten, denn einen Soldaten kann ich nicht hineintun.

Also nächste Woche werde ich mich nochmals bei Ihnen aufführen und empfehle mich bis dahin Ihrem alten Wohlwollen

Ihr ergebenster Gottfr. Keller.

Zürich, den 28. April 1859.

172. An Ludmilla Assing

Hochgeehrtes Fräulein!

In diesem Augenblick besitze ich nicht ein Vögelchen Briefpapier; ich bin also so frei, von einigen Einladungszetteln, welche herumliegen, die Rückseite abzuschneiden, um unverweilt einen Brief zu fabrizieren. Sie müssen daraus nicht schließen, daß ich ein vielbegehrter Mensch sei, denn besagte Zettel fahren schon

[1]) Der Zauberer von Rom.

lange auf den Tischen herum, wie Sie vielleicht aus ihrem Tabaksgeruch ersehen können. Auch schreibe ich Flegel in diesem Moment mit der Zigarre im Munde, ein völlig aufzugebendes „Inwididuum", wie meine Mutter sagt.

Ich habe Ihre „Sophie Laroche" nun längst gelesen und freue mich sehr, Sie um dieser schönen, fleißigen und gründlichen Arbeit willen beglückwünschen zu können. Sie haben das zierliche süße Apfelbäumchen des vorigen Jahrhunderts mit seinem nötigen Erdreich und mit allen seinen Wurzeln heil und unversehrt herausgestochen und in unsern Garten gesetzt, und wir sehen mit Vergnügen aus dem zarten, mit Liebeskummer geschmückten Jungfräulein allmählich eine Frau erwachsen, welche die weitesten Lebenskreise um sich her zieht. Hier will ich mir erlauben, gleich eine kleine Bemerkung anzubringen. Schon in der „Gräfin Elisa von Ahlefeldt" bekam man Lust, die Heldin selbst etwas sprechen zu hören, um das Bild von ihrem spezifischen Geiste ganz vollkommen zu erhalten durch ihre unmittelbaren Worte. Einige Briefe und Briefchen von ihr hätten diesem Gefühle auf das beste entsprochen, sind aber vermutlich nicht zu haben gewesen.

Bei Ihrer Sophie nun entbehren wir dieser letzten Vervollständigung durchaus nicht, indem wir sie in ihrem Leben und Weben und in ihrer Wechselwirkung zu ihren Zeitgenossen genugsam erkennen. Wir begreifen sie auch als Schriftstellerin, allein hier, da einmal die Literargeschichte schließlich das Theater wird, auf dem sie spielt, dürfte vielleicht eine eingehendere kritische Analyse ihrer Schriften, wenn auch nur ein kürzeres Kapitel bildend, doch etwas ausführlicher, als die dahin einschlagenden Seiten, nicht unwillkommen gewesen sein. Übrigens ist, was Sie über diesen Gegenstand sagen, jedenfalls gut, schön und zweckmäßig; ich bin auch d a f ü r dankbar, und vielleicht haben Sie überhaupt aus formellen Gründen recht.

Ein anmutiges Schauspiel gewährt unsereinem abermals die tapfere, furchtlose und elegante Verteidigung, welche eine Frau für eine ihrer Schwestern gegenüber den wankelmütigen und nichtswürdigen Dichtern führt. Schon haben Sie Immermann hingestreckt auf den grünen Rasen mit Ihrem glänzenden Schwerte, und, ha! da liegt nun auch Wieland, der grimmige Verfehrer

edler Frauenherzen! Wie, du wagst noch zu mucksen, Schnödester? Du murrst: Sophie habe dich ja zuerst laufen lassen, wie auch den Bianconi![1]) Der kindliche Gehorsam, unter den sie sich beugte, sei im Grunde die gleiche Philisterhaftigkeit gewesen, mit welcher sie später ihre eigenen schönen Töchter an ungeliebte Männer hingab? Es sei dies eben eine dunkle, rätselhafte Partie, welche ebenso bedenklich sei, wie deine bengelhafte jugendliche Unbeständigkeit? Wie, du wirst immer frecher und behauptest sogar noch, trotz der Streiche, die auf dich niederfallen: Wenn du nicht ein so renommierter Dichter geworden wärest, so hätte Sophie dich vor der Welt so wenig mehr genannt, wie Bianconi? Das sei eben das Schicksal der armen Dichterlinge, daß man ihnen jedes „Verhältnis", jede dumme Geschichte ins Endlose nachtrage, während man die eigenen Sünden und diejenigen aller anderen Leute in wohlweisliches Stillschweigen hülle? Genug! Scheusal! schweig und stirb!

Im Ernste gesprochen, war Wieland in seiner Jugend ein höchst schnurriges, von wahren und gemachten Gefühlen aufgepustetes Bürschchen, und es stände den holden Frauen jederzeit besser an, solche Gesellen ihrer Wege gehen zu lassen, statt sie immer wieder an sich heranzuködern. Während die gleichen „verratenen Dichterfreundinnen" niemals verlegen sind, urplötzlich ganz unerwartete Heiraten „abzuschließen", und dergleichen im Notfall auch mehrmals wiederholen, werden die Dichterlinge dafür bescholten, daß sie nicht allein der Narr im Spiele sein und den ewigen Petrarca oder Werther vorstellen wollen.

In welch unwahre und hohle Liebesverhältnisse sich auch die geistreichste Frau hineinduseln kann im Verein mit einem des sentimentalen Kopfkrauens bedürftigen Poeten, beweist auch Julie Bondeli, welcher mit Wielands alberner und affektierter Antwort auf ihre Liebesfrage ganz recht geschah[2]).

Aber genug nun des schnöden, undankbaren Gemurres und Leckens wider den Stachel! Hoffentlich sind Sie indessen schon am Entwerfen des dritten Buches.

[1]) Den ersten Geliebten Sophies, den italienischen Leibarzt des Fürstbischofs von Augsburg. Vgl. L. Assing, Sophie von La Roche, S. 20 ff.

[2]) L. Assing, Sophie von La Roche S. 98 f.

Gestern las ich irgendwo, Adolf Stahr beabsichtige auch ein Leben Schillers zu schreiben, wie er „Lessing" geschrieben hat. Im Fall er etwa den armen Palleske damit totzumachen gedenkt, wäre es gut, wenn er ahnte, daß sein „Lessing" von den angesehensten Autoritäten nicht eben als unbedingt klassisch behandelt wird, und daß man Palleskes Schillerbuch gerade so hoch stellt wie seinen „Lessing".

Es ist sehr kalt heute, das Gärtchen vor dem Fenster schlottert vor Kühle, siebenhundertundzweiundsechzig Rosenknospen kriechen beinahe in die Zweige zurück. Der Hausbesitzer, ein ältlicher Professor der Philologie, hat sich neulich plötzlich noch eine Braut angeschafft und baut sich nun dicht vor meinem Fenster eine kleine Schattenlaube, worin der unverschämte Hund wahrscheinlich, mir vor der Nase, seine Flitterwochen vergirren will! Er hat einen alten lahmen Zimmermann angestellt, der schon die ganze Woche an dem verfänglichen Werke herumbäschelt und hämmert, heut ein Brettchen und morgen ein Brettchen; ein schlau aussehender Klempner sucht aus einer alten Badewanne von Blech ein Dach zuzuschneiden, welches so viel Wonne bedecken soll; ein Tüncher steht ungeduldig bereit mit eingetauchtem Pinsel, ein halb toller Gärtnergreis kommt alle Stunden und zankt, daß er seine Sträucher und Schlingpflanzen noch nicht hinsetzen könne, kurz es ist eine Aufregung und ein Treiben, als ob die Gärten der Semiramis gebaut werden sollten. Und der beglückte Bauherr steht hinten und vorn dabei und daneben und drum herum und mißt mit dem Zollstock und klettert auf das Dach, und nur die Braut tut verschämt und läßt sich nicht sehen auf der famosen Baustelle.

Berlin hat nun ja auch seinen Humboldt begraben[1]) und wird mit diesem Beisetzen seiner goldenen Zeit noch eine kleine Weile fortfahren und endlich damit fertig werden.

Es würde mich freuen, wenn Sie mich mit einem baldigen ausführlichen Berlinerbriefe abermals erbauen wollten!

Ihr ergebener und dankbarster Gottfr. Keller.

Zürich, den 15. Mai 1859.

[1]) Alexander von Humboldt war am 6. Mai 1859 gestorben.

173. An Ludmilla Assing

Sie sind so freundlich, mich wieder einmal auf den Weg der Pflicht zurückzuleiten, und ich bin Ihnen dafür dankbar. Denn ohne Ihr neues unverhofftes Geschenk[1]) wäre vielleicht noch manche Woche verstrichen, eh' ich mich als Freundschaftskorrespondenten wieder zurechtgefunden hätte. Ich glaube, der letzte Brief, den ich Ihnen schrieb, war auch der letzte, den ich überhaupt zum bloßen Vergnügen schrieb, wenigstens finde ich den Verkehr nach allen Seiten hin abgeschnitten. Desto hübscher ist es von Ihnen, daß Sie mich trotzdem nicht stecken lassen.

Den neuesten Band Ihres seligen Onkels habe ich zum guten Teil diesen Herbst schon gelesen und nun im eigenen Exemplar beendigt. Es ist ganz gleichgültig, w a s Varnhagen schreibt, er ist immer der Gleiche, welcher durch seine Behandlung den Dingen erst ihren Wert verleiht. Abgesehen von dem persönlichen Wirken und Geschick des Verewigten, welches mich im hohen Grade interessiert, liegen mir die übrigen Verhältnisse und Personen fast so fern, wie Kamtschatka; und dennoch hielt mich die Geschichte des kranken Großherzogs mit den edlen und unedlen, klugen und albernen Charakteren, die ihn umgeben, die damit verflochtenen Kämpfe zwischen Baden und Bayern, der Kampf Badens um Sein oder Nichtsein, alles dies still hinter den spanischen Wänden der Hof- und Diplomatenwelt vorgehend, in einer Spannung, als ob es sich um die nächstliegenden Lebenskreise handelte! Ich habe nicht bald etwas Lehrreicheres gelesen. Jeder Charakterzug, jedes Verdienst und jede Schwäche sind aufs genauste erwogen und nuanciert, was immer zu ertragen ist, wird, ohne vertuscht zu werden, menschlich geduldet; das schlechthin Verwerfliche aber auf die meisterhafteste Weise ergötzlich kassiert.

An ein paar Stellen, welche sich in liebenswürdig treuem Gedächtnis etwas zu einläßlich über das bloße Kommen und Gehen von allerlei Personen verbreiten, merkt man etwas die Behaglichkeit der höheren Jahre. Aber für den Freund und Verehrer ist auch das Vergleichen des Mannes mit ihm selbst ein neuer Genuß.

---

[1]) Der neunte Band der „Denkwürdigkeiten".

Ihre zierliche „Sophie Laroche“ wird fleißig in mir befreundeten Häusern gelesen und gibt mir bei der Besprechung hinter der Teetasse Gelegenheit, den Frauen gegenüber meine feindlichen Grundsätze und Auffassungen, die Ihnen bekannt sind, in betreff der Dichterliebschaften, murrend vorzutragen. Das trägt mir dann immer den Ausspruch ein: ich bekäme jedenfalls weder Frau noch Freundin und verdiente auch keine, womit ich mich dann bestens zufrieden erkläre. Übrigens kann ich Ihnen doch nicht verhehlen, daß die hübsche Sophie auch öfter scharf beobachtet und etwas mitgenommen wird.

Aus dem Datum Ihres Briefchens sehe ich, daß Sie am 10. November nicht sehr festtäglich gelebt, da Sie Briefe geschrieben und Pakete versandt haben. Wir in Zürich haben von unserer kleinen Schillerfeier einen lustigen Nachgeschmack[1]). Professor Vischer hielt nämlich eine sehr schöne Festrede, und Herwegh sprach einen schönen Prolog. Nun sind beide Herren uralte Feinde, die sich auf tausend Schritte ausweichen; um so mehr fühlen sie sich geniert, seit dem Tage immer zusammen genannt zu werden. Jeder hat seinen Anhang oder Chor, wie die Brüder in der „Braut von Messina“: Herwegh wildere rötliche Demokraten, Vischer hingegen gesetzte Gothaer[2]) und ernste ordentliche Professoren. Rühmt man nun bei Herweghs Gefolge die Vischersche Festrede, so riskiert man, niedergehauen zu werden; lobt man in Vischers würdigem Kreise der Graubärte den Herweghsprolog, so ruft man ein grollendes mürrisches Schweigen hervor. Beide Häupter aber halten sich still und straff und stehen nur schweigend an der Spitze ihrer Reisigen, ohne daß der helle Stern des 10. November sie zu versöhnen vermag.

Daß Sie vergangenen Sommer in der Schweiz waren, hörte ich von Frau Duncker, welche durch Zürich passierte. Wenn Sie dieselbe sehen, so haben Sie die Güte, ihr meine Danksagung auszusprechen für die Urbanität, mit welcher sie sich verabschiedet habe!

[1]) Vgl. Bd. 1 S. 385 f.

[2]) So heißen die Mitglieder der Mehrheit des ehemaligen Frankfurter Parlaments, die vom 26. bis 28. Juni 1849 in Gotha tagten und den von Preußen angebotenen Entwurf einer bundesstaatlichen Verfassung Deutschlands annahmen.

Ich hätte, sagen Sie ihr, drei Tage und vier Nächte vor Rührung darüber geweint; am fünften Tage aber mich aus meinen Tränen erhoben, triefend wie ein alter Nilgott. Ich habe auch in der „Kreuzzeitung" die Beschreibung von Franz Dunckers rot und grüner Beleuchtung gelesen, welche Sie ja gewiß als Nachbarin gesehen haben. Auch bemerkte ich in der gleichen Zeitung die Fehde, welche sie, nämlich die Kreuzdame, mit Adolf Stahr und Fanny Lewald angehoben hat. Es tat mir indes leid, weil, abgesehen von dem Unwert jenes Journals, doch der glücklichere Stern über diesem Paare blasser zu werden scheint, insofern die Fakta wahr sein sollten, welche dort angegeben werden.

Palleskes Buch scheint mir nun doch das schönste und beste zu sein, was in dieser Art existiert. Ich habe jetzt mehr darin gelesen, und auch der große Schillertag hat den Ton, den er gewissermaßen prophetisch anschlug, vollkommen gerechtfertigt.

Ich werde mich bälder wieder hören lassen und bitte bis dahin um Ihre fernere Gewogenheit. Ihr unverändert ergebenster

Zürich, den 31. November 1859. Gottfried Keller.

174. An Hermann Hettner

Lieber Hettner!

Damit Du nicht etwa glaubst, ich hätte Deinen zweiten Band[1]) erhalten und schreibe Dir aus Nachlässigkeit nicht darüber, so melde Dir hiermit, daß ersteres nicht geschehen ist. Es ist dies wahrscheinlich wieder einmal eine von Viewegs Willkürlichkeiten; denn Vischer hat das Buch bereits. Ich werde sein Exemplar lesen, wenn er es nicht mehr braucht, bitte Dich aber, Vieweg darüber nicht zu koramieren, es wird die Zeit schon kommen, wo ich ihm seine Sünden aufs Mal zu Gemüt führen werde. Deine Grüße an Vischer zu erwidern, habe ich jüngst vergessen, obgleich er es mir aufgetragen hatte. Er hat auch Verlagsverdruß, indem er einen neuen Band „Kritische Gänge" bei Cotta herausgeben wollte, worin seine Aufsätze aus den ehmaligen „Jahrbüchern der Gegenwart" mit enthalten sein sollten, die vor länger als zwölf Jahren erschienen sind. Auf Cottas Begehren

[1]) Der Litteraturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts.

fragte er beim Verleger der verschollenen „Jahrbücher“ überflüssigerweise an, und der sagte natürlich nein, es sei denn, daß Vischer das Honorar mit ihm teile. Dies mag Vischer auch nicht tun, und so bleiben jene hübschen Arbeiten bis auf weiteres liegen.

Auerbach hat in Berlin bei der Prinzregentin wieder einmal ein Drama vorgelesen; es juckt ihn gewiß nach den ausgesetzten tausend Talern Preis[1]), welche dem Gutzkow so viel Schmerzen machen. Man schrieb mir, daß Auerbach alte Freunde sehr hochmütig vernachlässige, mit denen er früher viel zusammen war. Der Kalender, welchen er so ostensibel durch die ganze deutsche Welt versendet, ist doch eine zu magere Wurst, um damit nach der Speckseite großer Wirkungen zu werfen. Ich kann nicht begreifen, daß er mit seiner Verständigkeit nicht einsieht, daß er tiefer in das Vermögen seiner Phantasie und Kunst hineingreifen und das Jahr hindurch gar füglich ein reichhaltigeres Buch vorbereiten sollte, wenn er alljährlich ein ganzes großes Volk bescheren will. Statt dessen stoppelt er ein Heft zusammen, das an Gehalt mit Dutzenden von ähnlichen Unternehmungen nicht einmal wetteifert!

Soeben habe ich das neue Drama von Heyse[2]) gelesen. Es ist eine durchaus hübsche und gediegene Arbeit, die, das Tagesniveau betrachtet, nicht viel zu wünschen übrig läßt.

Wie es mit der Angelegenheit des Polytechnikums steht, weiß ich nicht, da der Präsident Kappeler seit mehreren Wochen in der Bundesversammlung zu Bern sitzt[3]).

Ein ärgerliches Gelächter haben mir dieser Tage einige Hefte der Zeitschrift „Teut“ erregt, worin ein Rudel Schwachköpfe die Stiftung einer neuen „Sturm- und Drangperiode“ verkünden, aus deren Gärung die potenzierten künftigen Goethe und Schiller hervorgehen sollen. An sittlicher Haltung und an allgemeinem Verstand ist man seit hundert Jahren im ganzen nicht viel vorwärts gekommen, sonst wären dergleichen Kindereien

[1]) Dem vom Prinzregenten, dem spätern Kaiser Wilhelm I. gestifteten Schillerpreis.

[2]) „Die Sabinerinnen.“

[3]) Betrifft die Bewerbung eines Bekannten von Hettner um eine Lehrstelle am Polytechnikum.

nicht möglich. Auch in der Schweiz hat der Dr. Eckardt[1]), ein vollendeter Marktschreier und falscher Prophet, der zudem gar keine Kenntnisse besitzt, einen ästhetischen und dilettantischen Schreibeschwindel entfacht unter dem Stichwort „nationale Kunst und Literatur", wie man ihn hier früher nie gekannt hat. Ein ganzes Bataillon von druckfüchtigen Pfaffen, Gerichtschreibern, Sekretärs, Kellnern und Handelskommis hat die Kanaille auf die Füße gebracht, fordert sie auf, ihm „nationale Dramen" zu liefern, „Volksgedichte", „Volksromane" ꝛc. und belobt ihren Fleiß. Es ist eine völlige Sündflut, die der Bursche losgelassen hat. Die Gebildeten, welche dem Treiben zusehen, werden von ihm als schlechte Patrioten denunziert (er selbst ist nämlich ein geborner Wiener oder Östreicher); auch in Religion macht er und erbot sich den Berner Behörden, die pantheistische Vischersche Ästhetik ins Christliche zu übertragen, wenn man ihn anstelle. Vor dem Ausland geriert er sich als geistiger Reformer der Schweiz und wird von dortigen Wasserköpfen als solcher begrüßt, wie von dem traurigen Marggraf ꝛc.

Kurz, es geht jetzt allenthalben, trotz der Schillerfeier, wieder zu, als ob weder ein Lessing noch ein Schiller je gelebt hätte. Kerle, welche von den „Xenien" zerbissen worden wären, tanzen und berufen sich auf dieselben. Gott besser's!

Bestens grüßend Dein G. Keller.

Zürich, den 31. Januar 1860.

175. An Berthold Auerbach

Zürich, den 25. Februar 1860.

Verehrtester Herr und Freund!

Auf Ihre freundliche Einladung[2]) beeile ich mich, Ihnen meine etwas zaghafte Zusage abzusenden, zaghaft, weil es eine heikle Sache ist, neben Ihnen auf dem gleichen Kalenderbrettchen angenagelt zu sein. Hoffentlich werden Sie noch einen oder einige von den minderen Leuten zuziehen.

[1]) Ludwig Eckardt (1827—1871), vgl. Nachgelassene Schriften S. 338 und M. Zollinger, Eine schweizerische Nationalbühne (1909) S. 35 f.

[2]) Zu einem Beitrag in den „Volkskalender".

Ich werde mich dabei an eine Geschichte halten müssen; weil die nötige heilsame Ironie oder Heiterkeit sich am unbefangensten vermitteln läßt. Denn in dem Genre Ihrer übrigen Vorschläge[1]) haben in [den] letzten Jahren einige deutsche Literaten mit ihren Aussendungen den „Markt verdorben", um mich schofel auszudrücken. Namentlich ein Wiener Flüchtling, Dr. Eckardt in Bern, betreibt eine so hyperpatriotische und überschweizerische philiströse Ruhmrednerei und Duselei, daß unsereins sich ob solchem wahrhaft helotischen Gebahren schämen muß. Schreibt man einen solchen Aufsatz in günstigem Sinne ins Ausland, so erscheint es, als ob man sich zum politischen Muster für alle Welt aufstellen wolle, und eine Arbeit, welche die Schattenseiten bemerklich macht, kann man auch nicht in ein so weit verbreitetes und auffallendes Institut placieren, wie Ihr Kalender ist, weil man dadurch als Denunziant vor dem Ausland erscheint. So müssen wir in dieser Beziehung innehalten, besonders da jener Eckardt bereits eine Schar schweizerischer Dilettanten verführt und verdorben hat. Die Freude am Lande mit einer heilsamen Kritik zu verbinden, habe ich in den „Leuten von Seldwyla" angefangen und setze es soeben in zwei weiteren Bänden fort, was eine ganz lustige Arbeit ist, und ich denke nach und nach damit klar und deutlich zu werden.

Ich habe nun den Anfang einer Geschichte unter meinen Papieren, deren Gegenstand ein kleiner Züricher Patriotenklub ist, alles Handwerker, welche eine ganze Entwickelung mit vielen Parteikämpfen mit durchgemacht haben. Es sind alles Originale, die ich selbst kannte; von den Parteiführern vielfach benutzt, aber nie mißbraucht, haben sie einen gewissen Kern bei allen Affären gebildet, ohne je etwas für sich zu wollen. In der alten Aristokraten- und Jesuitenzeit alt geworden und von einem derben gemütlichen Haß erfüllt, verstehen sie nun mit ihren alten Köpfen die Zeit der versöhnten Gegensätze nicht mehr recht und halten um so fester zusammen als die „Alten und Erprobten".

[1]) Auerbach hatte Keller (22. Februar 1860) außer einer Erzählung als Beitrag eine Schilderung der Schweizer Knabenmanöver oder eine Schilderung unter dem Titel: „Des Schweizers Heimkehr", vorgeschlagen.

Das Novellistische wäre dies: Ein Reicher darunter hat ein artiges Töchterchen, ein Armer einen Sohn, die sich haben möchten. Hier hört nun die Gemütlichkeit auf. Der Reiche will die Tochter nicht geben, der Arme aus republikanischem Stolz seinen Sohn nicht aufdringen, und so werden die beiden Alten einig, gute Freunde und Bürger zu bleiben und die Kinder zu tyrannisieren, wie sie denn in ihrem Hause samt und sonders die unbeschränktesten Herrscher zu sein wähnen. Die Weiber und Kinder besiegen aber schließlich die Alten und Erprobten. In einer übermütigen Stunde beschließt der Klub, sich die Zierde und Ehre einer eigenen Fahne beizulegen und damit zum erstenmal ein Schützenfest zu besuchen. Zur Fahne gehört aber ein Sprecher. Keiner von ihnen hat trotz aller politischen Tätigkeit je öffentlich gesprochen, keiner gedachte es je zu tun, und zwar aus Anspruchlosigkeit und rechter Bescheidenheit, weil sie wissen, daß sie nicht sprechen können. Der Reiche wird nach langem Sträuben zwangsweise erkoren. Dann äußerste Verlegenheit, Gefahr allgemeiner Verhöhnung ꝛc., bis der heiratslustige Sohn des Armen die Not bricht mit einer glänzenden Rede, welche dem Klub der Alten (etwa sieben Mann) Aufsehen und Ruhm einträgt.

Dies ist das hölzerne Gerüstchen. Wenn es Ihnen recht ist, so will ich es mir angelegen sein lassen, innert der gegebenen Frist das Ding auf den Umfang von zwei Bogen säuberlich zusammenzuschweißen und das Didaktische im Poetischen aufzulösen, wie Zucker oder Salz im Wasser, wie Vischer trefflich in einem seiner neueren Aufsätze sagt. Letzterem werde ich dieser Tage Ihren Gruß ausrichten. Moleschott sehe ich selten. Für Ihren freundlichen Brief bestens dankend, bleibe ich Ihr alter

Gottfried Keller.

(Eine Briefmarke ist mir augenblicklich nicht zur Hand und ich kann nicht auf die Post laufen. Ich erwarte dafür Ihren nächsten Brief unfrankiert, damit wir die Weltordnung wenigstens im kleinen noch retten. Sie haben übrigens einen Silbermorgen zu viel frankiert, zu meiner Zeit kostete ein Brief nach der Schweiz nur vier.)

176. An Ludmilla Assing

Zürich, den 15. März 1860.

Verehrteste Fräulein Assing!

Es ist sehr hübsch von Ihnen, daß Sie mitten in dem Schlachtstaube, den Sie erregt haben, an mich armes unbedeutendes Schweizerlein denken und mich abermals mit einer Ihrer gewichtigen Aussendungen beschenken[1]). Ihre Güte ist diesmal eine wirkliche Wohltat für mich, weil das Buch in allen Buchläden vorweggenommen und vorausbestellt wird und unsereins, der überall zu spät kommt, noch lange hätte warten müssen. Ich war letzten Sonnabend in einer Gesellschaft, wo ein Sortimentsbuchhändler für eine Anzahl Herren ein Exemplar extra zurückbehalten wollte, als Gemeineigentum, und sich von jedem einen Frank bezahlen ließ. Alle zogen wie besessen ihre Geldbeutel hervor, nur ich in meinem Phlegma und weil mir diese Spekulation nicht gefiel, hielt zurück, und nun bin ich trotzdem der erste, der das Buch gelesen hat. So gibt es Gott den Seinen im Schlaf, ach, wäre es nur mit allen Dingen so. Das Buch habe ich hintereinander weg gelesen und mich natürlich an der rücksichtslosen und freien Weise der beiden Alten vom Berge königlich gefreut; abgesehen vom Politischen, ist es sehr ergötzlich, wie da noch manch andere weltliche oder literarische Größe, die wunder glaubt wie fest zu stehen, den sarkastischen Greisen als Spielball dient, immer mit sittlicher Berechtigung. Da ich bisher nur die öffentlichen Erlasse 2c. und die ehrbar gehaltenen Werke Humboldts gelesen hatte, so war ich ebenso überrascht als ergötzt von dem frischen kecken Mutwillen und dem liebenswürdigen und geistreichen Witze der Humboldtischen Briefe; aber ebenso erkannte ich Varnhagen wieder, als er an einer Stelle, wo der grimmige Humboldt den armen Prinz Albert malträtiert, den Alten maßvoll zurechtzuweisen scheint. Denn wirklich sollte gerade ein Freisinniger sich aus dem ungeschickten und patschigen Benehmen eines großen Prinzen ebensowenig machen, als aus demjenigen eines armen Krämers-

[1]) Briefe von A. v. Humboldt an Varnhagen.

sohnes oder eines Schulmeisterleins, und es scheint mir das Würdigste, dergleichen auch bei den vornehmsten Personen zu ignorieren. []

Aber wie schändlich, daß die meisten Briefe Varnhagens verloren sind. Bei der prägnanten Vorstellung, welche Humboldt gerade von Varnhagen als Stilisten hatte, ist es nicht denkbar, daß diese Briefe schlechthin verlottert worden sind.

Was nun die Herausgabe als Tat betrifft, so haben Sie natürlich nicht anders handeln dürfen, und das war gut für die Welt. Ich hielt übrigens die Sache für gefährlicher als sie ist, von den Ausdrücken der „Kreuzzeitung" irregeführt. Allein es ist kein Wort zuviel in dem Buche; es verkündet der Welt, ohne alle wirkliche „Impietät", daß sie sich auf Erscheinungen, wie Humboldt, immer noch verlassen kann, und daß der Betrug und die Schmach noch immer nur beim geistigen Gesindel zu Hause sind. Als ich noch meinte, es ständen auch gar zu krasse Dinge in dem Buche, dachte ich, es hätte Humboldt eigentlich niemand gezwungen, an diesem Hofe zu leben, und die ganze zivilisierte Welt hätte ihn mit offenen Armen empfangen. Allein es verhält sich alles gerade so recht; wobei freilich nicht zu leugnen ist, daß Sie, mein schönstes Fräulein, die Sache mit einem einzigen Zuge in ein erschreckendes Licht gestellt haben, indem Sie die stärkste Stelle heraushoben und als Stempel an die Stirne des Buches setzten. Dadurch ist es unmöglich geworden, die Meinung der Briefe zu übersehen und zu ignorieren, und es ist allerdings begreiflich, daß ein solches Testament nicht wie Zuckerbrot mundet. Von einem Mann wie Humboldt, dem Ehrenbürger beider Hemisphären, sich aus dem Grabe zurufen lassen zu müssen, daß man seine Achtung nicht besessen habe, ist bitter. Und wenn auch Humboldt seine Schwächen gehabt hat, so ist die Sache einmal formuliert und versieht den Dienst.

Ich wünsche übrigens nur, daß Sie, besonders wenn Sie noch mehr solche Dinge in petto haben, nicht darum verfolgt werden oder irgendwelche Flegeleien erleiden müssen; denn es gibt deren allerart.

Neulich habe ich Ihre „Sophie" noch einmal durchgelesen und mich wieder über deren Verheiratungsmethoden amü-

siert[1]). Ich möchte annehmen, daß, weil sie selbst keinen ihrer Schätze bekommen hat und mit dem oktroyierten Mann doch gut gefahren ist, so wollte sie ihren Töchtern in guter Absicht das gleiche Los bereiten, besonders da sie sah, daß Wieland mit einer gleichgültigen Frau ebenfalls herrlich zufrieden war. Nun lag aber das Übel wohl darin, daß sie als Frau zwischen Männern, die „man nicht liebt", durchaus keinen Unterschied zu machen vermochte; sie glaubte, es sei nun weiter kein Unterschied, wenn einmal der eine große Unterschied nicht beachtet wurde, wenn der Mann nur solid sei und ein Haus habe, so sei einer so gut wie der andere. Das war eben das Abscheuliche, wenn auch unbewußt, und sie dachte undankbar nicht, daß ihr Laroche noch ein vollkommener Gentleman war und sogar Wieland gegenüber äußerlich eine glänzende Erscheinung. Wenn sie einen rechten Heuochsen bekommen hätte, so würde sie die Differenz zwischen Ungeliebten und Ungeliebten schon gesehen und erfahren haben. Doch da ich nicht im Sinn habe, ein Heiratsbureau zu etablieren, so wollen wir diese komische Materie endlich fahren lassen. Das Buch ist indessen eine ansehnliche Bereicherung unserer Literar- und Kulturgeschichte, und es fällt mir soeben jemand ein, der es gewiß in diesem Augenblicke benutzt in dem dritten Bande eines Werkes, in dessen erstem die Unkenntnis des Gegenstandes fühlbar ist.

So hat auch Wolfgang Müller in einer Novelle über Immermann in der „Kölnischen Zeitung" Ihre „Elise von Ahlefeldt" mehrfach benutzt und wörtlich zitiert. Es freut mich, daß Humboldt so viel Freude an diesem Werke hatte. Da Sie jetzt so formidabel mit der Erbschaft Ihres Onkels betätigt sind, so fürchte ich, wir werden auf einen ferneren Frauenangriff gegen die Dichter noch einige Zeit harren müssen; bin aber begierig, welchen Sie sich zu Ihrem nächsten Opfer auslesen! Der Hauptschacht, das Herz Goethes, für solche Streifzüge, ist Ihrem rächenden Schwerte wegen der Traditionen Ihres Hauses glücklicherweise verschlossen, sonst würden Sie da eine schöne Verheerung anrichten!

[1]) L. Assing, Sophie v. Laroche S. 181 ff.; 196 ff.

Ich bin wieder einmal ziemlich fleißig und rücke mit starken Schritten dem Abschlusse eines Hauptarbeitsabschnittes und Lebensabschnitzels zu und modelliere bereits an einer besonneneren Gestaltung des letzten Aufzuges, des Restes herum; denn nicht alle Leute werden so alte Spottvögel, wie Ihre beiden Briefhelden. Es würde mich freuen, wenn Sie mir wieder mal einen Nachrichten- und Plauderbrief schenken wollten; ich erhalte jetzt fast keine Nachrichten mehr aus Berlin und bin freilich auch selber schreibfaul.

Ihr dankbar ergebenster und getreuer
Gottfr. Keller.

Soeben las ich in Herrn von Sternbergs Memoiren die sonderbare Art, mit welcher er meine Wenigkeit in Ihrem Kaffeekränzchen aufführt. Ich kann mich nicht erinnern, ein Wort von Ihm sprechen gehört zu haben![1]) Wo hält sich auch jetzt Behse auf?

Den 22. April.

Beiliegender wurde schon vor vier Wochen im ersten Eifer der Dankbarkeit geschrieben. Ich glaubte ihn mit andern Briefen kuvertiert und fortgeschickt zu haben — jetzt entdecke ich den unseligen zu meinem Schrecken in meiner Schreibunterlage zwischen andern Papieren versteckt und ganz schlau mich anblinzelnd. Er wird aber hervorgezogen und entgeht seinem Schicksal nicht. — Seither habe ich mit Teilnahme die Kämpfe und Anfechtungen mit erlebt, denen Sie ausgesetzt waren. Sie brauchen wohl nicht versichert zu werden, daß man überall die größte Freude über Ihre Tat empfand.

Ich bin fortwährend herrlich fleißig und habe alle Finger voll Tintenkleckse. Dabei fühle ich ein Vergnügen, fast wie als ich zwanzig Jahr alt war und das Schreiben heimlich als Pflichtverletzung betrieb.

Verzeihen Sie die unabsichtliche Verzögerung und erfreuen Sie bald gnädigst mit einigen Zeilen Ihren ergebensten
Gottfr. Keller.

---

[1]) A. v. Sternberg, Erinnerungsblätter. Sechster Teil (1860) S. 39 f.

177. An Hermann Hettner

Zürich, den 22. März 1860.

Lieber Hettner!

Du haſt nun doch den Vieweg aufgeſtachelt, daß er mir nachträglich das Buch ſchickte. Endlich komm ich dazu, Dir für dasſelbe meinen herzlichen Dank abzuſtatten und Dir meine Freude über die ſchöne Arbeit zu bezeugen. Der gewaltige Stoff iſt allerdings etwas nahe zuſammengedrängt, und bei der Speziallektüre wünſcht man dies oder jenes ausführlicher behandelt zu ſehen. Allein alles an ſeinem Ort! Hier war es nicht möglich, und die Gliederung und Proportion des ganzen Werkes iſt vortrefflich und darf nicht beeinträchtigt werden.

Mit Viſcher teile ich auch die angenehme Erfahrung, daß das Werk auf die anregendſte Weiſe einwirkt, und ſo wünſche ich Dir gutes Glück dazu und gute Sterne für den letzten Band, auf den wir begierig ſind.

Auerbach, welcher in Korreſpondenz mit mir trat wegen eines Kalenderbeitrages, trug mir Grüße auf an Viſcher und er ſpreche in Berlin viel von ihm. Das erweckt mir den Verdacht, als ob er ihn dorthin zu praktizieren ſuche, was zwar für Viſcher vielleicht gut, für uns Züricher aber betrübt wäre. Denn Viſcher iſt bei allen Launen doch noch einer von denen, die einen Halt gewähren und deren Fleiſch von guter und echter Textur iſt. Auch hat er eine ſchöne künſtleriſche Ader, welche nicht nur ſeinem Metier zugut kommt, ſondern auch ſeinen Umgang angenehm macht. Jüngſt reiſte Herr Maillart[1]) hier durch; er hat mir ſehr wohlgefallen; er wird Dir meine Grüße ausgerichtet haben.

Es geht am Polytechnikum etwas barbariſch zu. Die eigentliche Technik wird gut betrieben, und es kommen bereits Schüler aus aller Welt. Die philoſophiſche Abteilung dagegen wird von den jetzigen Behörden faſt ſyſtematiſch niedergedrückt, und insbeſondere will man die Gemeinſchaft mit der Züricher Univerſität ruinieren. An die Stelle Burckhardts für Archäologie ſprach man

[1]) L. A. Maillart (1817—1871), Komponiſt.

eine Zeitlang von Springer. Jetzt, da Schmidt[1]) nach Jena ist, meint man den Lehrstuhl für Archäologie und Kunstgeschichte und den für Universalgeschichte in e i n e H a n d geben zu können und sucht demgemäß einen solchen Tausendkünstler. Wenigstens war das vor zwei Wochen die Sprache.

Indem ich mich bestens empfehle, grüße und erneuere,

Dein Gottfr. Keller.

Meine Arbeiten rücken stark zum Ende.

178. An Ferdinand Freiligrath

Lieber Freund!

Ich habe dieser Tage einen Anlauf genommen, einiger alter Freundschaft mit papierenen Stützen beizuspringen und ein paar Briefe angefangen, deren glückliche Beendigung und Absendung die Sterne in Obhut nehmen mögen; denn ich als Mensch bin fortwährend schwach und unbeträchtlich in Ausführung meiner Absichten.

Ich danke Dir für Deine freundlichen Zeilen und die Grüße, auch für diejenigen der Frau Freiligrath und besonders auch für die elegante Postanstalt, welche alles überbrachte und mich in meinen unwirtlichen vier Wänden in Verwirrung setzte[2]). Es hat sich aber ein tragisches Verhältnis daraus entwickelt. Da ich vergaß zu fragen, ob Fräulein Blind überhaupt in Zürich bleibe und bei wem sie wohne, so wurde ein zierlicher Gegenbesuch verzögert und zuletzt, wie man denn so ist, ganz aufgegeben. Meine Kurzsichtigkeit ferner veranlaßt, daß ich auf der Straße, wenn die Schöne darauf wandelt, unsicher und oft verspätet im Grüßen bin, daher ein ungnädiges Wegblicken derselben und eine nicht mehr zu versöhnende bedenkliche Spannung. Indessen spielt das Fräulein, wie ich höre, in der deutschen Gesellschaft eine imposante Rolle und wird besonders vom alten Sempergottfried angebetet, so daß sie für den Kellergottfried übermäßig entschädigt ist.

---

[1]) W. A. Schmidt (1812—1887) wirkte von 1851 bis 1860 in Zürich.

[2]) Eine junge Dame aus London, Mathilde Blind, hatte Keller einen Brief Freiligraths vom 22. Nov. 1859 gebracht.

Jetzt aber zu der Hauptsache, wegen der ich eigentlich und endlich die Feder ergreife, nämlich nicht etwa, um Dich als schweizerischen Bankmagnaten[1]) anzupumpen, sondern um von dem unerwarteten Abdefilieren unseres armen Schulz zu reden. Er hat eine organische Wassersucht bekommen und konnte wirklich nichts mehr genießen, so daß er still erloschen ist, wie ein Lichtchen. Er hat es aber nicht gern getan und starb namentlich ungern vor Louis Napoleons Katastrophe, wenn er überhaupt eine bekommt. Frau Schulz war sehr betrübt. Sie hat ihn musterhaft gepflegt und ist jetzt vereinsamt; denn sie waren immer beisammen und spazierten nie ohne einander in der Welt umher. Neulich traf sie ein anderes indirektes Unglück, indem die Werdmühle, das Haus und Etablissement der Bodmerschen Familie, abgebrannt ist; es war ein Heidenfeuer; ihr Vater, der alte Bodmer, ist jetzt auch in Zürich. —[2])

Schulz war immer der gleiche und von unverlierbarer Freundlichkeit. Vor einigen Jahren, als er eine Streitschrift gegen Vogt[3]) in Sachen des Materialismus geschrieben, die mir nicht gefiel, führte ich mich in seinem Hause schlecht auf mit Schimpfen und Tadeln und wurde so saugrob, daß die Frau Schulz sogar einige Tränchen vergoß vor Zorn. Nun gab es einige Wochen des Schmollens; allein wer zuerst wieder zu mir kam, war der gute alte Schulz, so daß die feurigen Kohlen mir fast ein Loch durch den Schädel brannten. Ich nahm sie aber herunter, und da sie einmal da waren, so streute ich einige Wacholderbeeren darauf und räucherte meine Stube. Meine Mutter glaubte beinahe, ich fange an ökonomisch zu werden.

Schulz' einziger Fehler war seine Sucht, immer etwas machinieren und intrigieren zu wollen, und er hatte immer tausend kleine Aufträge und Anliegen in Sachen der Politik, besonders der Militärpolitik. Natürlich gehört diese Beharrlichkeit zu einem tugendhaften Streben; nur muß man nicht soviel vom persön-

[1]) Freiligrath war seit 1856 Direktor der Schweizerbank in London.

[2]) Die große Feuersbrunst hatte am 15. März stattgefunden.

[3]) W. Schulz-Bodmer, der Froschmäusekrieg zwischen den Pedanten des Glaubens und Unglaubens mit einer Zueignung an Prof. Karl Vogt, 1856. Vgl. Bd. 1 S. 371 f.

lichen unmittelbaren Eingreifen und Einwirken auf andere hoffen. In diesem Sinne hatte er sich auch an Bunsen[1]) gemacht und ist dann von dem Faselhans richtig genarrt worden, was ich ihm gerne vorausgesagt hätte, wenn ich ihn hätte betrüben mögen. Er war überhaupt in Personalsachen etwas täppisch und taktlos und manchmal indiskret. Er war fortwährend fleißig und unermüdlich, in der letzten Zeit aber reichten die natürlichen Gaben wohl nicht mehr ganz aus für das erweiterte Feld; wie er sich denn mit Unrecht für einen geriebenen Taktiker hielt und sich selbst zum spezifischen Militärschriftsteller kreiert hatte. Was der Mensch doch für ein Scheusal ist; wenn man dieses briefliche Totengericht mit dem Nekrolog vergliche, den ich in eine Zeitung schrieb, so würde man vor Schreck erstarren über diese Mannigfaltigkeit der Auffassungen[2]).

Spuken tut Schulz bis dato noch nicht, wenigstens nicht in der Hottingergegend. Vielleicht spukt er in Darmstadt; es nimmt mich wunder, ob es ihn wunder genommen hat, nicht wieder zu erwachen, oder ob er sein Selbstbewußtsein glücklich wieder eingefangen hat. Aber wenn er mir unsichtbar jetzt in den Brief guckt und kein Leibliches mehr hat, so kann er ja nicht einmal lachen. Möge es ihm wohl ergehen in der Ewigkeit und uns in der Zeitlichkeit.

Deinen brillanten antiken Schillergesang —

Den 22. April 1860.

soweit hatte ich vor zirka vier Wochen geschrieben, als ich richtig stecken blieb. Ich fahre fort: habe ich aufrichtig bewundert. Der für die Amerikaner gefiel mir nicht ganz so gut wie der Londoner. Dieser ist aber wieder aus dem bekannten FF. Mein Prologelchen[3]) ist leider sehr hausbacken ausgefallen. Die Schauspieler hatten gewünscht, ungereimte Jamben zu bekommen, während ich nachher zu meinem Schrecken gewahrte, daß alle Welt in den künstlichsten gereimten Formen sang.

Inzwischen habe ich auch Deinen neulichen Brief durch Herrn

[1]) Chr. K. J. von Bunsen (1791—1860), der preußische Staatsmann.
[2]) Dieser Nekrolog war bis zur Stunde nicht zu finden.
[3]) Ges. Werke 9 S. 222.

Graß, Vater, aus St. Gallen erhalten mit der Frage, ob er mit dem Sohne[1]), der dort malt, auch nach Zürich kommen soll? Das ist nun schwierig zu beantworten. Ich lebe so zurückgezogen und entfernt von allen Wohlhabenden und Bankiers, die sich heutzutage noch in Öl malen lassen, daß ich der ungeeignetste Mensch von der Welt bin, einem Künstler Kunden zu verschaffen. Alles, was ich tun kann, ist, dem jungen Mann bei Ausstellung seiner Proben und mit Zeitungsartikeln an die Hand zu gehen, und indem ich ihn da oder dort anrühme (wenn er wirklich was kann), so vor mich hin, in den Bart murmelnd, damit die Leute glauben, es sei mir geheimnisvoll und ernst zumute.

Wir sind jetzt in großer Schwulität mit der Kanaille zu Paris. Es ist leider kaum zu zweifeln, daß er unser Gebiet wird beschneiden wollen[2]). Das Schweizervolk ist durchaus der naiven Meinung, sich mit den Franzosen zu schlagen, wenn es soweit kommt; und es kann der Schweiz eine schöne und ehrenvolle Aufgabe gestellt sein. Die größte Gefahr ist nur, daß die Franzosen mit ihrer bekannten Arglist und Katzentücke die Dinge so verwirren und abhetzen, daß der rechte Moment verhunzt wird, der indessen bis jetzt noch nicht versäumt ist. Denn die Besetzung von Nordsavoyen wäre ein wahrer Österreichercoup gewesen. Mag übrigens kommen, was da will, Glück und Segen wird dem Bonaparte aus diesem Handel in keinem Fall erwachsen. Schwerlich würde er die Unabhängigkeit und Integrität der Schweiz lange überleben.

Dieser Tage werde ich endlich ein Gedicht wegschicken, das mir seit sieben Jahren herumliegt. Es ist in ungereimten Trochäen etwa acht bis neun Bogen lang und hat den Titel: „Der Apotheker von Chamounix oder der kleine Romanzero." Es ist eine Art Grabgesang für die Heinesche Willkür und Polissonnerie, indem bei dergleichen, mit Sentimentalität gespickt, für uns Deutsche

[1]) Porträtmaler Adolf Graß aus Graubünden, den Freiligrath am 8. März 1860 Keller empfohlen hatte.

[2]) Die Abtretung Savoyens an Napoleon III. durch Viktor Emanuel verletzte das der Schweiz am Wiener Kongreß zugestandene Recht, im Falle eines Krieges gewisse Teile von Nordsavoyen zu besetzen.

nichts herauskomme, welche klar, wahr und naiv sein sollen, ohne deswegen Esel zu sein.

Es ist nun aber keine metrische Rezension, sondern eine wirkliche Romanze, allenthalben plastisch. Dennoch bin ich tragisch gestellt, indem ich die Verspätung und Unzeitgemäßheit wohl fühle, aber zu bettelhaft bin, um fertige Manuskripte ungedruckt liegen lassen zu können! O Tugend der Entsagung und der Selbstentäußerung, wo bist du hingegangen? Wäre es erlaubt, die Gläubiger zu prügeln, anstatt sie zu bezahlen, so würde ich das verfluchte Gedicht mit tausend Freuden verbrennen. So aber muß ich es mit sehenden Augen ins Unglück senden, ich weiß nicht einmal, ob das Ganze nicht eine Trivialität und Dummheit ist!

Ferner sind nächstens fertig die Fortsetzung der „Leute von Seldwyla" und zwei Bändchen Novellen mit dem Titel: „Die Galatee". Einer liest Logaus Distichon: „Wie willst du weiße Lilien zu roten Rosen machen? Küß eine weiße Galatee, sie wird errötend lachen!" und reiset aus, das Ding zu probieren, bis es am Ende des zweiten Bandes gelingt. In diesen Novellen sind unter anderen sieben christliche Legenden eingeflochten. Ich fand nämlich eine Legendensammlung von Rosegarten in einem läppisch frömmelnden und einfältiglichen Stile erzählt (von einem norddeutschen Protestanten doppelt lächerlich) in Prosa und Versen. Ich nahm sieben oder acht Stück aus dem vergessenen Schmöker, fing sie mit den süßlichen und heiligen Worten Rosegärtchens an und machte dann eine erotisch-weltliche Historie daraus, in welcher die Jungfrau Maria die Schutzpatronin der Heiratslustigen ist. Wenn Gutzkow den Handel entdeckt, so wird er mich des Plagiats beschuldigen.

Was sagst Du zu Daumer?[1]) Humboldts und Varnhagens Briefe sind sehr zweckdienlich. Sub rosa gestehe ich jedoch, daß ich einen Teil der Entrüstung und Freiheitsliebe für die bekannte Medisance geistreicher Greise halte.

Grüße ergebenst die Frau Gemahlin und die kleinen FF'chen, welche freilich dem Diminutiv nun entwachsen sein werden.

Frau Schulz grüßt natürlich bestens. Dein G. Keller.

[1]) Georg Friedrich Daumer (1800—1875) war das Jahr zuvor zum Katholizismus übergetreten.

Auf welche Art schickt man an Dich und Kinkeldei[1]) am füglichsten Buchpaketchen?

179. An Franz Duncker

Zürich, den 24. April 1860.

Geehrter Herr Duncker!

Beifolgendes Manuskript[2]) liegt schon seit Neujahr in meinem Schranke in Ungewißheit, ob es noch soll gedruckt werden, oder muß. Das letztere wurde endlich beschlossen und eh ich das Ding weiter schicke, will ich es Ihnen höflicherweise erst zum Verlage vorlegen.

Meine Bedingungen wären dreihundert Taler Honorar bei zweitausend Auflagen und fünfundzwanzig Freiexemplare. Sodann sofortige Herausgabe, im Ablehnungsfall beschleunigte Rücksendung des Manuskripts. Auch bitte ich Sie, dasselbe nicht weiter herumzuzeigen.

Ihre Novellen[3]) eilen ihrem seligen Ende zu und werden zum letztenmal in die Mache genommen. Ende Juni denke ich mit allen alten Geschichten aufgeräumt zu haben. Es wird übrigens das erste Büchlein sein, das ich auch äußerlich fertig und abgerundet zustande gebracht habe. Bis jetzt wurde ich immer über ungeschickten Schluß und allerhand Langweiligkeiten getadelt.

Bestens grüßend

Ihr ergebenster
Gottfried Keller.

180. An Berthold Auerbach

Lieber Auerbach!

Die Sache steht nicht so schlimm; denn ich habe das Ende unter den Händen und schreibe diese Zeilen mit der gleichen Feder voll Tinte, womit ich eben an der Erzählung knorze. In Ihren beiden Briefen haben Sie übrigens von Ende Mai gesprochen und auf dieses habe ich versprochen und erst auf

[1]) Aus Kinkel, der gemeint ist, und Hinckeldey (Name des reaktionären Berliner Polizeipräsidenten) zusammengeschweißt.

[2]) „Der Apotheker von Chamounix."

[3]) Die Galatea-Novellen.

den 15. Ich bin sogar in der günstigen Lage (Unfälle vorbehalten), Ihre freundlich gewährte Frist bis zum 15. Juni verschmähen zu können, da ich bis da schon wieder anderes denke gemacht zu haben; denn ich bin jetzt endlich wieder in den Zug gekommen, fast wie zu meiner Jugendzeit, da ich das Schreiben als Allotria trieb. Morgen wird das Ding schon fertig werden; dann freilich muß ich es noch abschreiben, weil ich Lump noch keinen Schreiber vermag und es auch keinem geben könnte.

Aber ein anderes Übel ist eingetreten. Die Erzählung wird eher gegen drei Bogen stark werden im Druck, als nur zwei oder zweieinhalb. Ich habe schon mehreres gestrichen, kann mich aber zu noch mehr nicht selbst entschließen und muß es Ihnen überlassen, falls das Wesen nicht Platz haben sollte, wie es ist, mir dahin bezügliche Vorschläge zu machen (ich behalte also die Urschrift hier). Was den Titel betrifft, so hatte ich darauf gerechnet, daß Sie mir ihn machten. Da Sie ihn nun brauchen, eh' Sie das Manuskript gelesen, so muß ich selbst daran. Das mechanische Motiv ist, wie schon gemeldet, eine Fahne mit der Inschrift: „Freundschaft in der Freiheit!" (Seien Sie übrigens ruhig, es wird nicht polizeiwidrig.) Nun dächte ich, man überschriebe:

„Die Fahne der Freundschaft"! oder:
„Die Fahne der sieben Freunde,"
Oder: „Das Freundschaftsfähnchen", oder:
„Das Freundschaftsfähnlein!"

und überlasse Ihnen, hievon zu wählen oder in ähnlichem Anklang etwas hinzusetzen.

Vischer habe ich Ihre Grüße erst vor zwei Wochen ausrichten können, da er eine längere Reise in Österreich und Oberitalien gemacht. Natürlich würde er alles Beste mir auftragen, wenn er augenblicklich zur Hand wäre.

Das Abschreiben der Erzählung darf Ihnen nicht bange machen, da ich dergleichen Hundearbeit mit wahrer Heftigkeit von früh morgens bis abends zu treiben pflege und mir dabei einbilde, ich arbeite fleißig. Das sind so die psychologischen Rätsel unserer Eingerichte.

Noch fällt mir die Version ein:
„Das Fähnlein der sieben Freunde".

Mit vielen Grüßen

Zürich, den 22. Mai 1860. Ihr Gottfried Keller.

181. An Berthold Auerbach

Verehrtester Arbeitgeber!

Es will mit dem Abschreiben doch nicht mehr vergnügt vonstatten gehen und so habe ich die mir vergönnte Galgenfrist dennoch angestochen, wie ich schon manches Benefiz anstach und noch anstechen werde.

Hiemit erfolgt also das Opuskulum, das freilich mehr eine Sittenschilderung, als eine straffe Erzählung geworden ist; denn zu letzterer war das Ding nicht angetan. Doch ist, was darin an Reden enthalten ist, alles auf Erfahrung gegründet und ich habe bestimmte Absichten dabei gehabt, wie bei den Verhandlungen über die Ehrengabe, und den Unterweisungen der alten Käuze über die Rednerei.

Übrigens habe ich in diesem Augenblicke gar kein Urteil über das Stück und weiß nicht, ob es gut oder nicht gut zu nennen ist, und ich bin auf einige Worte von Ihnen darüber begierig. Das Ganze kam mir zu schnell in die Quere.

Wenn Ihnen die Korrektur wirklich nicht zu viel Mühe macht, so ist es natürlich kürzer und zweckmäßiger, wenn Sie dieselbe gütigst besorgen wollen. Wobei ich Sie bitten müßte, die häufigen Ungleichheiten in der Rechtschreibung, wie große oder kleine Anfangsbuchstaben usf., deren Beseitigung mir im Manuskript immer ein bitteres Kraut ist, mit dem Rotstift zu berücksichtigen, im Falle Sie dadurch geniert sind. Mir selbst ist das durchaus gleichgültig. Ich verfahre immer nach augenblicklicher Eingebung, je nach dem Gewicht, das ich auf das Wort lege, und werde es so lange so halten, bis man zu einer allgemein gültigen, klassisch abbrevierten Schreibart schreitet, etwa im Grimmschen Sinne.

Ich sehe sehr oft während des Schreibens, daß ich ein Wort nicht schreibe, wie eine Seite vorher; aber ich kann es nicht über mich bringen, die verfluchten Buchstaben einzuflicken. Doch

genug hievon. Möge das Werklein seiner ihm bestimmten Stelle nicht zu unwert befunden werden und hiemit empfehle ich mich zu Gnaden.

Freundschaftlich grüßend Ihr ergebenster Gottfr. Keller.

Zürich, den 7. Juni 1860.

182. An Berthold Auerbach

Der Eingang Ihres Briefes hat mir einen höllischen Schrecken eingejagt, denn ich glaubte, die Parabel von dem kalten Bad solle mich vorbereiten auf eine Unbrauchbarkeitserklärung oder daß wenigstens vieles umgearbeitet werden müsse[1]). Um so besser mundete mir dann Ihr freundliches Lob, welches ich cum grano salis eingenommen habe. Wir haben in der Schweiz allerdings manche gute Anlagen, und, was den öffentlichen Charakter betrifft, offenbar jetzt ein ehrliches Bestreben, es zu einer anständigen und erfreulichen Lebensform zu bringen, und das Volk zeigt sich plastisch und frohgesinnt und -gestimmt; aber noch ist lange nicht alles Gold, was glänzt; dagegen halte ich es für Pflicht eines Poeten, nicht nur das Vergangene zu verklären, sondern das Gegenwärtige, die Keime der Zukunft so weit zu verstärken und zu verschönern, daß die Leute noch glauben können, ja, so seien sie, und so gehe es zu! Tut man dies mit einiger wohlwollenden Ironie, die dem Zeuge das falsche Pathos nimmt, so glaube ich, daß das Volk das, was es sich gutmütig einbildet zu sein und der innerlichen Anlage nach auch schon ist, zuletzt in der Tat und auch äußerlich wird. Kurz, man muß, wie man schwangeren Frauen etwa schöne Bildwerke vorhält, dem allezeit trächtigen Nationalgrundstock stets etwas Besseres zeigen, als er schon ist; dafür kann man ihn auch umso kecker tadeln, wo er es verdient.

Doch warum ich schreibe, ist, daß ich Sie bitten wollte, bei

[1]) Auerbach an Keller, 21. Juni 1860: „Ich bade jetzt täglich in der Elbe; ich gehe manchmal ungern ins Wasser, aber wenn ich herauskomme, bin ich erfrischt und möchte jodeln wie vor dreißig und mehr Jahren. Heut habe ich nicht gebadet, ich war zu träge dazu: ich habe Ihre Erzählung angefangen und auf einen Zug ausgetrunken, und mir ist so wohl und frei zumute, als hätte ich in einem Schweizersee gebadet. Das ist gesunde frohe Strömung."

der Korrektur einen Namen abzuändern. Schaufelberger, der Schreiner, ist nämlich der einzige von den Kerls, den ich, weil mir der Name gefiel, kenntlich gemacht habe; da es zudem ein schnurriger Kerl ist, der nichts übelnimmt. Nun ist mir aber seither eingefallen, und verschiedene Anzeichen führten mich darauf, daß man aus diesem auf die andern schließen dürfte, und das Publikum der guten Stadt Zürich die Meinung bekommen könnte, ich sei ein Aufpasser und Pasquillant. Die liebenswürdigen und ehrenhaften Charaktere schlecken sie ganz friedlich hinein und finden alles ganz in der Ordnung, wenn sie auch nicht so gut sind; das weniger Liebliche aber wird mit Feindseligkeit und peinlicher Nachforschung gedeutet und erweckt Mißtrauen und Ängstlichkeit. Schon Gotthelf war deswegen als Spion bei seinen Bauern nichts weniger als beliebt; die künstlerische Unbefangenheit, welche die Hauptsache doch stets aus sich selbst schöpft, wird gestört und verbittert durch einen einzigen Anklang, der auf bestimmte Personen zu deuten scheint 2c. 2c. Kurz, ich bitte Sie also, statt Heinrich Schaufelberger, der Schreiner, überall das Wort „Bürgi" zu setzen, d. h. an die Stelle von Schaufelberger; Heinrich und Schreiner bleiben wie sie sind. Also B ü r g i!

Allerdings ermutigt mich diese Eigenschaft des Volkes, sich in den poetischen Bildern erkennen zu wollen, ohne sich geschmeichelt zu finden, zu obiger Hoffnung, daß es durch das Bild auch angeregt zur teilweisen Verwirklichung werde. So sind meine sieben Alten da gewesen, und der ein' und andere davon wird sagen, wenn er den Kalender zu Gesicht bekommt: Bei Gott, so ist's gewesen! Verfluchter Kerl! Allein sie haben bei weitem nicht so gesprochen, wie ich sie sprechen lasse. Dennoch lag der Keim dazu in ihnen, und sie würden es wenigstens verstehen und dafür empfänglich sein.

Daß Sie die Kindergeschichten streichen müssen[1]), begreife

[1]) Auerbach erklärte, die Kindergeschichten im „Fähnlein der sieben Aufrechten" streichen zu müssen: „Das geht nicht für einen Kalender, der unverborgen vor den Kindern daliegen muß." Keller nahm sie später mit leichter Veränderung in die Buchausgabe der Novelle wieder auf (Ges. Werke, Cotta'sche Jub.-Ausg. 6 S. 286; 323 ff.).

ich jetzt vollkommen, obgleich ich an die Unzulässigkeit erotischer Episoden dachte; aber wunderlicherweise glaubte ich gerade dadurch, daß ich sie in die Kinderschuhe steckte, die Sache unschuldig zu machen (d. h. nicht auf Weise gewisser französischer Kindergeschichten).

Wir verlieren damit etwas novellistische Petersilie, welche zur Ausschmückung des didaktischen Knochens nötig ist; doch ist's nun einmal so. Sie werden sich freilich die Mühe nehmen müssen, die entstehenden Löcher notdürftig zu verlöten, wofür ich zum voraus meinen Dank abstatte.

Ich habe vor, wenn der Herr will, wie die Mucker sagen, nach und nach eine Reihe Zürcher Novellen zu schreiben, welche, im Gegensatz zu den „Leuten von Seldwyla", mehr positives Leben enthalten sollen. Zu diesen soll dann auch die „Fähnlein"geschichte kommen, und ich werde den Schluß alsdann noch dahin ausführen, daß der alte Zimmermann von Karl verlangt, er solle wieder zum Handwerk zurückkehren, wenn er die Tochter wolle; denn seine Talente und seine Bildung hätten nur den rechten Wert, wenn er seinen angebornen Stand damit ziere.

Die Rückkehr zum soliden Handwerk (d. h. zum kunstgerechten tüchtigen) wird nämlich jetzt von einsichtigen Gewerbsmännern wieder mehr betont, da zuletzt niemand mehr ordentlich arbeiten lernt und alle persönliche Selbstherrlichkeit zum Teufel geht.

Ich bin sehr gespannt auf Ihre neue Erzählung und ebenso neugierig als gespannt.

Im Falle der abgeänderte Schluß Ihnen jetzt schon etwa tunlich erschiene, so tun Sie mir es zu wissen; es würde eine räumliche „Bewegung" von höchstens einer halben Seite sein[1]).

Wünsche bestens und fröhlich zu baden. Mit Johanni ist am Zürchersee schönes Sommerwetter eingerückt; ich brachte gestern den Sonntag auf einem Landhause zu, wo viel von Ihnen gesprochen wurde.

Grüßend Ihr ergebenster Gottfr. Keller.

Zürich, den 25. Juni 1860.

[1]) Auerbach (an Keller, 28. Juni 1860) stimmte dem neuen Schlusse zu.

183. An Berthold Auerbach

Ich bin durchaus nicht imstande, mich jetzt nochmals und gründlicher mit dem „Fähnlein" zu beschäftigen, da meine Sinne wieder auf die andere Arbeit gerichtet sind. Statt einer besseren Ausführung Ihres und meines Gedankens, übersende ich daher, weil Sie's erwarten, beifolgende Andeutung, welche genügen muß. Sie ist einzuschalten zwischen die Stelle:

„Denn der Teufel geht herum und sucht, wen er verschlinge" und:

„so grüße ich dich denn als Gegenschwäher" usf.

Das Volk ist doch immer produktiv und gedankenreich, wenn einmal der Weg eingeschlagen ist; es birgt alle Ideen in seinem Schoße. Vor zwei Jahren hatten wir das eidgenössische Sängerfest in Zürich, mit kostspieligen architektonischen Einrichtungen, und es hieß, die Fortsetzung in diesem Stile sei unmöglich für kleinere Orte. Trotzdem übernahm Olten, ein kleines Städtchen im Kanton Solothurn, das Fest, welches gestern und heut dort gefeiert wird. Wie halfen sie sich nun? Statt eine kostbare Architektur zu errichten, stülpten sie über die Festhütte ein riesiges Strohdach, bauten ein Storchnest auf den Giebel, brachten Taubenschläge mit jungen Taubenflügen an und stellten lebendige Bienenkörbe über die Türen, alles Dinge, die nichts kosten und einen prächtigen symbolischen Spaß abgeben, so daß die geübten Arrangeurs und Festtapezierer der größeren Städte ganz verblüfft sind.

Abermals grüßend Ihr ergebenster

Zürich, den 11. Juli 1860. Gottfried Keller.

184. An Berthold Auerbach

Zürich, den 15. September 60.

Ich danke Ihnen, lieber Brotherr, für die freundliche Sendung, Brief und Geld. Ich bedaure, Sie so in Kosten versetzt zu haben, ich glaubte, der Verleger habe das Honorar zu zahlen. Dennoch bin ich gestern mit Ihrem guten Gelde ins Wirtshaus gegangen, habe dort den lustigen Wohlhabenden gespielt, so daß ich beim Nachhausegehen beinahe gewackelt habe, ja ich glaube fast, es ist sogar geschehen.

Wegen der Ausrufungszeichen sind Sie, mit Erlaubnis zu sagen, auf dem Holzwege[1]). Ich habe bei der Durchlesung der Geschichte gar nichts von den gestrichenen bemerkt, weil ich überhaupt mit der Interpunktion auf einem sehr kühlen Fuß stehe. (Kühler Fuß, auch eine schöne Redensart, die mir hier entwischt, ich glaube, das kommt noch vom gestrigen Abend.) Von Haus aus bin ich der Ansicht, daß man so schreiben soll, daß wenn alle Interpunktionszeichen verloren gingen, der Stil dennoch klar und ausdrucksvoll bliebe. Weil die Einrichtung aber einmal da ist, so mache ich meiner Unschlüssigkeit und Gleichgültigkeit, die zeitweise eine große Unregelmäßigkeit bei mir hervorbringt, plötzlich einmal dadurch ein Ende, daß ich mich genau an die Schulerinnerungen halte, und z. B. immer ein Ausrufungszeichen setze, wo ich es als kleiner Junge setzen mußte, bei allen Ausrufungen, Befehlen 2c. 2c. Ich bin auch immer in Verzweiflung wegen der Gänsefüßchen im Dialog, den neuen Absätzen 2c. 2c., weil alles das mich nicht interessiert und man doch eine gewisse Ordnung beobachten muß.

Ich muß Sie nun doch rüffeln wegen einer kleinen Streichung, nämlich wo der Karl das Mädchen aus dem Schiffe zu sich herüberzieht und küßt. Sie hätten die Stelle ganz streichen oder das Küßchen (in Ehren) stehen lassen sollen, da der Zorn des Mädchens, das sich wegen der gefährlichen Situation *nicht* losreißen kann, gerade vom Geküßtwerden herrührt. Auch sieht es jetzt fast bedenklicher aus, da man ja dem Burschen noch Schlimmeres zumuten kann. Durch das offene Wort Küssen wird dem schlauen *Annähern und Überlisten* eben der lüsterne und verdächtige Charakter genommen.

Hier will ich auch gleich die Frechheit begehen und behaupten, daß ja die Bibel voll der derbsten Erotik steckt und doch allen Kindern offen steht, ja von den Quäkern und Muckern millionenweise verbreitet wird. Sie mißverstehen mich gewiß nicht, wenn ich das Bedenken aufwerfe, daß der Kalender leicht einen zu trocknen und absichtlich didaktischen Anstrich gewinnen könnte.

[1]) Auerbach an Keller, 2. September 1860: „Sie werden die Kleinigkeit bemerken, daß ich Ihnen viele Ausrufungszeichen in einfaches Punktum verwandelt habe."

Es scheint mir schon ein kleiner Anfang dazu gemacht zu sein und ich habe selbst am meisten hierin gesündigt. Wenn Sie wirklich übers Jahr wieder etwas von mir aufnehmen wollen, so muß ich bald daran denken, etwas Geeignetes und Rundes mit mehr Muße auszuhecken, als es diesmal geschehen ist.

Ihr feiner alter Müller mit der weißen Rose im Munde[1]) hat mich ganz traurig gemacht. Er erinnerte mich plötzlich an eine freundliche alte Frau, die ich einst als Kind sah, wie sie eines Sonntags mit einer Kornähre in der Hand, die sie sich zur Freude gepflückt hatte, in eine Dorfschenke kam, ein halbes Schöppchen trank und sehr fröhlich mit den Leuten redete. Dabei spielte sie fortwährend mit der Ähre. Darüber fiel mir mein eigenes Alter ein, das sich nun auf einundvierzig Jahre beläuft, nebst allem Entschwundenen und Verlorenen usf., kurz ich machte den Esel. Sie sehen aber daraus, daß ich ein schlechter Besprecher fremder Produkte bin, da ich ganz unkritischen persönlichen Eindrücken verfalle gleich einem romanlesenden Dienstmädchen.

Der psychologische Prozeß während des Sturzes des Blitzschlossers[2]) scheint mir fast ein wenig zu gewagt, d. h. um ein Haar zu ausführlich und gut motiviert oder erklärt, und dadurch wird das Problem gerade etwas zu auffallend.

Es freut mich sehr, eine längere Arbeit von Ihnen nächstens in Genuß und Angriff nehmen zu können, obschon mich die Lektüre des Feuilletons der „Kölnischen Zeitung" täglich eine halbe Stunde länger auf dem Museum festhalten wird. Es wird aber dafür ein Hauptspaß sein, einige Wochen lang täglich ein Stück Auerbach gesichert zu wissen und zu genießen nach Tisch[3]).

Es gibt ja fast nichts mehr zu lesen von Hauptsachen jahraus und -ein, und wenn was kommt, wie z. B. von Gutzkow, so ärgert man sich nur über die Roheit und den bösen Willen der heutigen Talente.

[1]) Bezieht sich auf eine Gestalt der in demselben Kalender erschienenen, seither in den „Volksbüchern" wieder abgedruckten Geschichte: „Zwei Feuerreiter" von Berthold Auerbach.

[2]) „Der Blitzschlosser von Wittenberg", eine Erzählung von Berthold Auerbach, wurde gleichfalls zuerst im Volkskalender von 1861 veröffentlicht.

[3]) Auerbach an Keller, 12. Sept.: „Meine größere Erzählung [„Edelweiß"] kommt vom 1. Oktober an in der „Kölnischen Zeitung".

Dieser Brief ist das erste, was ich in einer neuen Wohnung schreibe, da ich umgezogen bin. Mein Arbeitsfenster ist zu ebner Erde und geht unmittelbar in eine Wiese hinaus, die mit schwer beladenen Apfelbäumen bedeckt ist und eine sanfte Anhöhe hinan liegt, hinter welcher gleich der Osthimmel kommt. Da ich auch sonst anfange, auf das konkrete Lebenswesen und seine Schattenjagd zu resignieren, so werde ich wohl endlich einem anhaltenden Fleiß anheimfallen an diesem gemütlichen Fenster und die Ruhe da suchen, wo sie längst wäre zu finden gewesen, nämlich im Tintenfaß.

Ihre Baderei in der Elbe wird bei dem schändlichen Wetter wohl ein Ende genommen haben!

Ich wünsche Ihnen einen glückhaften Umzug nach Berlin und daß es Ihnen dort wohl ergehen möge. Bei dieser Gelegenheit empfehle ich mich auch einmal wieder Ihrer Frau Gemahlin, im Fall sie meine Wenigkeit noch in der Erinnerung haben sollte.

Grüßend Ihr

Gottfr. Keller.

185. An Ludmilla Assing

Verehrtes Fräulein!

Sie sind jetzt gewiß wieder eingeheimst, so daß ich mich endlich für Sie an den Schreibtisch setzen kann[1]). Ihre große Freundlichkeit ist eine Schraube ohne Ende (um wieder „sonderbar" zu sein), und man muß sich nur sputen, mit dem Danke nicht zurückzubleiben. Das ausgeschnittene Sträußchen von Varnhagens Hand[2]) freut mich sehr, und ich danke Ihnen herzlich für diese rasche Aufmerksamkeit; denn ich erinnere mich sehr wohl, daß ich beiläufig erzählt hatte, ich hätte seltsamerweise nie eines von diesen Kunstwerken gesehen und selbst, als der Meister derselben dergleichen vor meinen Augen schuf, sie aus Kinderei nicht zu sehen verlangt. Möchte alles im Leben Versäumte so freundlich nachkommen.

Was soll ich erst zu dem reichen Geschenke der sämtlichen

[1]) Ludmilla war im August in Zürich gewesen.

[2]) Der von Varnhagen ausgeschnittene Blumenstrauß ist im Nachlaß noch vorhanden.

Bände der „Denkwürdigkeiten" sagen? Sie sind vor etwa zehn Tagen angekommen, und obgleich ich sie alle schon und zum Teil wiederholt gelesen, so liegen sie doch seit der Zeit auf meinem Tisch und halten mich mit ihrem reichen und schöngeformten Inhalt von der Arbeit ab, so daß ich sie nächstens werde wegstellen müssen.

Daß Ihnen die Kalendergeschichte[1]) nicht ganz mißfallen hat, beruhigt mich ein wenig; denn ich weiß wohl, daß sie nicht in Ihre zierlich gebohnte Damenstube paßt. Doch kommt es Ihnen gut, daß ich kein Student bin, bei welchen das Sonderbarfinden Tusch ist und mit einer Forderung beantwortet wird[2]). Übrigens ist sie mir von Auerbach etwas beschnitten worden, der jetzt wohl in Berlin sein wird. Wenn er sich in Ihre radikale Nähe wagt, so grüßen Sie ihn gütigst von mir. Die Erzählung hat mir auch die Gunst des Herrn von Cotta zugewendet, welcher mir ganz wohlwollend darüber schrieb, nachdem er mich durch einen Dritten[3]) hatte fragen lassen, ob ich nicht an das kleine Schillerfest auf dem Vierwaldstätter See ginge und ihm eine Sache davon in sein „Morgenblatt" machen wolle? So werden Sie denn in einiger Zeit meine Abenteuer jenes schönen Tages (es war wirklich sehr hübsch) dort lesen können[4]), lauter Novellenabhaltungen.

Ich habe letzthin auch politisiert, indem ich mich in eine Wahlbewegung hinein verführen ließ, um einige schlaffe und kriegsscheue Gesellen aus dem Nationalrat hinauszuwählen[5]). Die Zürcher offizielle Welt nahm unseren Scherz aber als einen Angriff auf sie selbst auf und entbot allen ihren Kräften, so daß wir ziemlich aufs Haupt geschlagen wurden. Ich hatte den Manifestschreiber dabei gemacht und mir dadurch das „Bedauern" der Hochmächtigen zugezogen. Das Bedauern ärgerte mich, und ich verwandelte es durch eine Reihe von Zeitungsartikeln

[1]) „Das Fähnlein der sieben Aufrechten".

[2]) Ludmilla hatte das „Fähnlein" eine seltsame, sonderbare, eigentümliche Geschichte genannt, und schrieb in ihrem Brief vom 30. Nov.: „Jener Begriff [sonderbar], wenn er nicht schon existierte, hätte eigens auf Sie erfunden werden müssen."

[3]) Fr. Th. Vischer.

[4]) „Am Mythenstein".

[5]) Vgl. Bd. 1 S. 392 ff.

in etwas Solideres, nämlich in Haß und Zorn, der sich wohl wieder legen wird. Indessen habe ich bei dem kleinen Strauße einige gute Erfahrungen und Beobachtungen für mein Handwerk gemacht, sowie einige angenehme kleine Reisen an schönen Herbsttagen, um mit den Wühlern anderer Orte zusammenzutreffen. Ich verlebte auch einige angenehme Sonnentage in Luzern, wo ich mit alten Freunden, die ich lange nicht sah, im Freien unter den gelben Bäumen etliche Flaschen gelben Weines trank, doch ohne Gefährde. Es war sehr gemütlich, da alle Touristen verschwunden sind, leider auch die Touristinnen (um mich noch rechtzeitig der Galanterie zu befleißen). Dagegen beobachtete ich in Luzern fast lauter hübsche Wirtsfrauen, wozu es aber der Lokalkunde meiner Bekannten bedurfte.

Der Frau Herwegh hatte ich Ihren Brief stracks gebracht; sie war sehr vergnügt darüber, beneidete Sie aber um die goldenen Schloßoblaten[1]). Sie las mir einen rührenden und interessanten Brief von Ludwig Feuerbach vor, der ganz arm geworden ist und seine langjährige Wohnung, Schloß Bruckberg, das Erbe seiner Frau, verlassen mußte, ohne recht zu wissen wohin. Trotz der unverkennbaren Klage ist der Stil des himmelstürmenden Philosophen dennoch würdig und trotzig.

Nun weiß ich nichts mehr und wünsche Ihnen einen vergnüglichen Winter, indem ich Ihnen nochmals für alle Wohltaten danke. Seien Sie fleißig im Nachlaßbergwerk[2]) und kommen Sie nächsten Sommer wieder mit der roten Feder auf dem Hut. Ihr ergebenster und untertänigster Gottfr. Keller.

Zürich, den 9. Nov. 1860.

Bald wiederum ein Jahr verschwunden!

186. An Heinrich Leuthold

Geehrtester Herr und Freund!

Es freute mich wieder einmal unmittelbar von Ihnen etwas zu vernehmen, obgleich ich öfter von Ihnen gehört und vernommen habe, daß es Ihnen in München, was man so nennt,

[1]) Oblaten, die ein Vorhängeschloß darstellen, deren sich Ludmilla bediente.
[2]) Varnhagens.

wohl ergeht, und daß Sie unter guten Auspizien Ihr literarisches Hervortreten begonnen haben. Einiges habe ich bereits von Ihnen gelesen und bin auch auf das größere Werk begierig, das uns, wie ich höre, in Aussicht steht. Ich bin Ihnen dankbar für die gefällige Vermittlung, welche Sie für die „Süddeutsche Zeitung" haben eintreten lassen[1]). Wenn ich mit etwas Zweckmäßigem in der Folge werde versehen sein, so werde ich gewiß mit Vergnügen das gemachte Anerbieten benutzen. Nur gleich für den Anfang des nächsten Jahres könnte ich nichts beitragen, indem der zur Stunde angesammelte Vorrat baldigst im Buchhandel zu erscheinen hat und überdies, als Zusammengehöriges, bereits organisch verbunden und redigiert ist. Andere dringende Arbeiten nehmen dann noch die nächsten Monate weg.

Nicht diesen Winter werde ich nach München kommen, wohl aber hoffentlich das nächste Jahr für ein paar Wochen, da ich einmal wieder Bilder sehen möchte, und um das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, denke ich etwa den Monat Mai dazu zu verwenden.

Grüßen Sie mir Hegi und Heyse, dem ich freundschaftlich für das neue Drama danke. Sie werden sich auch über das Burckhardtsche Buch[2]) freuen; ich habe es noch nicht vorgenommen, aber von Durchlesung des Inhaltsregisters bereits großes Gaudium gehabt.

Mit besten Grüßen Ihr ergebenster Gottfr. Keller.

Zürich, den 22. Nov. 1860.

187. An Georg von Cotta

Hochzuverehrender Herr!

Erst jetzt erlaube ich mir, Ihnen meinen ergebensten Dank abzustatten für das Honorar, welches Sie die Güte hatten, mir für meine kleine Notiz über das Fest am Mythenstein in der „Allgemeinen Augsburger Zeitung"[3]) übersenden zu lassen.

[1]) Leuthold hatte Keller im Auftrage von Adolf Wilbrandt um einen Beitrag für das Feuilleton der „Süddeutschen Zeitung" angegangen, vgl. Literar. Echo XVI Sp. 590 f.

[2]) „Die Kultur der Renaissance in Italien".

[3]) Nr. 303 (29. Oktober) 1860. Nachgel. Schriften S. 339 f. Zur Sache vgl. „Der Greif" I (1913/14) S. 49 ff.

Das kleine Fest wurde durch die übrige Presse sogleich so vollständig beschrieben, daß es kein Interesse bot, für das „Morgenblatt" auch noch eine ähnliche Beschreibung zu liefern. Dagegen wurde mir eine Gedankenreihe angeregt, welche ich dennoch niederzuschreiben wünschte und nun auch niedergeschrieben habe. Der Vorgang jener Enthüllung nimmt darin nur eine kleine Stelle ein, das übrige sind kulturgeschichtliche Bemerkungen. Auf ein schnelles Erscheinen dieses Aufsatzes kam es nun nicht mehr an, und ich bin daher so frei, Ihnen denselben für das „Morgenblatt" noch zu übersenden, es vollständig Ihrem Ermessen überlassend, ob Sie Gebrauch davon machen mögen oder nicht. Sollte es nicht mehr konvenieren oder das Schriftstück zu groß sein, so würde ich nur um die Gunst bitten, mir dasselbe gefälligst wieder zurückschicken lassen zu wollen.

Ich habe Lust, die neuen „Kritischen Gänge" meines Freundes Hrn. Prof. Vischer zu besprechen, sobald das dritte Heft erschienen ist. Im Falle Sie mir dannzumal ein Plätzchen in einer Ihrer Zeitschriften für diese Besprechung anzuweisen geneigt wären, würde ich mir eine gelegentliche Zusage ausbitten.

Genehmigen Sie, hochzuverehrender Herr! die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung

Dero ergebenster

Zürich, den 7. März 1861. Gottfried Keller.

188. An Georg von Cotta

Hochzuverehrender Herr!

Anbei bin ich so frei, Ihnen den Aufsatz über Vischers „Kritische Gänge" zu übersenden[1]); es geschieht erst jetzt, weil ich das dritte Heft erst vor acht Tagen erhielt. Die Arbeit ist etwas lang geworden, da der Stoff gar zu mannigfaltig und anregend war, und ich muß daher es Ihnen überlassen, für welche Zeitschrift Ihres Verlages Sie dieselbe verwenden wollen, mit der Bitte, die geeigneten Abschnitte besorgen und etwa ein beliebiges Korrespondenzzeichen vorsetzen lassen zu wollen.

[1]) Erschienen in der Allg. Zeitg. Nr. 143—145 (23.—25. Mai) 1861; Nachgel. Schriften S. 173 ff.

Herr Prof. Vischer hat mir die Mitteilung gemacht, daß Ew. Hochwohlgeboren geneigt sind, einer ferneren literarischen Tätigkeit von meiner Seite neuerdings freundlichen Raum zu gönnen. Dieser Umstand trifft gerade mit einer Alternative zusammen, in die ich mich gegenwärtig gestellt sehe. Ich fange nämlich an, den Mangel eines Amtes oder einer bestimmten bindenden und sicherstellenden Tätigkeit zu fühlen, welche dem poetischen Schaffen eine ruhige Grundlage gäbe. Denn die gänzliche Freiheit ist für Unbemittelte wie für Bemittelte auf die Dauer nicht erquicklich. Ich sehe mich daher zu der Wahl veranlaßt, ob ich durch Übernahme eines Lehramtes, wozu mir in meiner Heimat die Möglichkeit gegeben ist, oder durch ein buchhändlerisches Abkommen diese wünschbare Grundlage verschaffen will.

Ersteres sagt mir nur wenig zu und ich habe bisher alle Aufforderungen und Aufmunterungen abgelehnt. Dagegen würde mir eine mehr anhaltende und bindende Schriftstellerei über dies und jenes, wobei ich auf meiner Stube bleiben und in geeigneter Stunde sofort das poetische Manuskript (ich gedenke mich bald an das Drama zu machen, welches an sich wenig zu schreiben gibt) vornehmen könnte, mehr geeignet scheinen, zumal man dabei manches zutage bringen könnte, was auch später noch zu brauchen wäre.

Vischer machte mich nun auf eine Form aufmerksam, die mir allerdings sehr erwägenswert und geeignet erscheint, eine bestimmte Grundlage zu gewinnen, und ich stehe nicht an, Ihnen dieselbe sogleich in Gestalt eines unmaßgeblichen Vorschlages wieder mitzuteilen, welchen Sie im Falle der Inkonvenienz als nicht gemacht betrachten mögen.

Ich würde mich verpflichten, jährlich eine gewisse Anzahl Bogen verschiedener Art und Weise für Ihre periodischen Werke zu schreiben, wogegen die löbl. Cottasche Buchhandlung ein mit diesen Bogen im Verhältnis stehendes Fixum quartaliter auszahlen würde (natürlich nur bei fortlaufender Pflichterfüllung meinerseits) und der Umfang des ganzen Geschäftes müßte so beschaffen sein, daß ich dabei einstweilen sorglos existieren könnte. Ich würde die poetische Arbeit dabei als Erholung

vom Hauptgeschäft betrachten und dabei vielleicht weiter kommen, als bisher.

Um nun das gehörige Manuskript liefern zu können, würde ich für Ihr „Morgenblatt" die Erzählungen geben, die ich künftig mache, oder wenigstens so viel davon wünschbar wären; ferner für die „Vierteljahrsschrift" Aufsätze (ich habe soeben einen solchen projektiert über das Verhältnis der Schweizer und Deutschen zueinander jetzt und in Zukunft, sittenbildlich, kulturhistorisch und politisch, im Sinne einer größeren Verständigung, da das Franzosentum fortwährend Anstrengungen auch in der deutschen Schweiz macht), endlich kleinere Sachen für die „Allgemeine Augsburger Zeitung" je nach beiderseitiger Konvenienz, und regelmäßige Kultur- oder sonst zusammengefaßte Berichte aus der Schweiz, Rektifikationen, die etwa nötig sind, Verständigungen u. dgl. Kurz eine Art Korrespondenzen mit bestimmtem Zeichen, die ich aber auch in meiner Heimat müßte vertreten können. Wenn die „Allgemeine Augsburger Zeitung" beiläufig gesagt, noch ein Wort über zwei Schriftchen über Dr. F. L. Keller[1]) (das eine von Bluntschli) brauchen kann, so bäte ich, mich es wissen zu lassen.

Der Briefbogen ist zu Ende und ich breche daher kurz ab. Ew. Hochwohlgeboren werden schon aus dem Mitgeteilten klug zu werden wissen und mich gelegentlich mit einem Gutbefinden oder vielmehr Gutachten beehren können.

In ausgezeichneter Hochachtung und Ergebenheit

Zürich, den 10. Mai 1861. Gottfried Keller.

189. An Ludmilla Assing

Ich will mich nicht lange herausbeißen, daß Sie in Ihrer Güte veranlaßt sind zweimal an mich zu schreiben, eh' ich einmal an Sie. Ich bin eben diese Zeit her etwas korrespondenzmüde, da ich meine Gedanken für andere Dinge zusammengenommen habe, und da ich finde, man soll sich zu nichts zwingen und auch hierin sich gehen lassen können, ohne zu heucheln oder sich zu entschuldigen.

[1]) J. C. Bluntschli, Erinnerung an Fr. L. Keller. München 1861. J. Rüttimann, Dr. Fr. L. von Keller, 1861.

Indessen danke ich Ihnen doppelt für Ihre neue Zusendung und Vermehrung meiner Freundschaftsbibliothek. Die Briefe Rahel-Veit[1]) sind mir sehr interessant und kurzweilig, obgleich mich die übertriebene Haarspalterei im Wahrsein, Gegenseitig-Verstehen, im Denken, Wissen ꝛc. chokiert. Ich glaube, diese Art Luxus in tugendhaftem Scharfsinn oder scharfsinniger Tugendhaftigkeit, so breit ausgehängt, ist jüdisch und hat die gleiche Quelle, wie bei den ordinären Juden der Luxus mit Schmuck und schreienden Farben. Wobei natürlich anerkannt werden muß, daß, wie diese letztern das Geld, so die erstern den nötigen Geist zu ihrem Luxus haben. Aber „bon ton" ist's nicht, um mit den jungen Leutchen zu sprechen. Ich habe indessen erst den ersten Band durchgangen.

Das Börnesche Briefbuch[2]), dessen Herausgabe ich der gleichen Hand zuschreiben muß, obgleich Sie sehr diplomatisch damit umgehen, habe ich verurteilt, ehe ich es gelesen hatte. Wieder einmal ein unfertiger Bengel, der eine ältere Person mit einer vermeintlichen Leidenschaft kompromittiert oder langweilt, und die sorgliche Einbalsamierung solcher Flegelei, dachte ich. Nun ich das Büchlein gelesen habe, bin ich doch froh, daß es herausgekommen, denn wie die Vorrede sagt, ist es Börne fast auf jeder Seite, und die Liebesgeschichte, welches jedenfalls eine krankhafte oder unreife Affäre ist, nimmt am Ende nicht so viel Raum im Text ein. Die Schilderung der Reilschen Wirtschaft in Halle ist köstlich, und so noch manches.

Ich lese für mein Leben gern Börnesche Briefe, und wenn sie von nichts handeln.

Ich habe soeben zum Kaffee den zweiten Teil der andern Briefe aufgeschlagen und finde gleich den ersten der Rahel sehr bedeutend und Respekt einflößend. Was die äußere Form, den Jargon und die besagte Kümmelspalterei dieser Briefe betrifft, so muß man freilich die Zeit nicht vergessen, in welcher sie geschrieben wurden.

Ich lasse Stein feierlich grüßen, weil er von mir ausbreitet,

---

[1]) Briefwechsel zwischen Rahel und David Veit. 2 Bände. 1861.

[2]) Briefe des jungen Börne an Henriette Herz. 1861.

ich sei fleißig[1]). In München hat man ausgebreitet, ich sei ein Trunkenbold geworden und ganz heruntergekommen. Man sagte mir, ich müsse unbekannte gute Freunde in meiner Nähe haben, welche dergleichen Dinge nach Deutschland berichten.

Der Madame Herwegh habe ich Ihr Paket selbst überbracht und dafür eine Zigarre mit ihr rauchen dürfen.

Eines nimmt mich wunder an der Rahel, daß sie so viel klagt und sich unglücklich nennt. Es schickt sich nicht zu der übrigen Überlegenheit und Philosophie. Freilich sind die Menschen so stupid, daß man endlich, in Augenblicken der Schwäche, selbst sagt, daß einem was fehlt, und fast alle sind so gedankenlos neidisch, daß sie jeden, der zu schweigen weiß, gleich für einen gemachten Mann halten und wohl gar glauben, man esse heimlich Kuchen.

Es ist schade, daß die Rahel nicht mehr mit eigentlich produktiven Meistern in solche andauernde Briefübung gekommen ist; sie würde dadurch von dem formlosen (obgleich tiefsinnigen) Grübeln abgezogen und an ein lebendigeres Gestalten gewöhnt worden sein schon in ihrer Jugend; d. h. wenn sie wirklich was annehmen oder werden wollte, das sie andern dankte, was zu bezweifeln ist; denn zuletzt dreht sich bei ihr alles um ihr persönliches Denkgefühl. Nun, sie darf sich auch so sehen lassen!

Ich habe seit einigen Monaten angefangen, von meinen neuen oder bald ungedruckt alt gewordenen Sachen vorzulesen, so daß ich bald ein wahrer Palleske sein werde. Nach einigen Gesichtern, so die Damen dazu geschnitten haben, dürfte Ihr Kriterium: s o n d e r b a r! wieder in Anwendung kommen[2]). Halten Sie mir das Wort daher ja recht hübsch parat, daß es gleich zur Hand ist, wenn der Schuß losgeht!

Ihr ergebenster G. Keller.

Dieser Brief wurde schon vor zwei Wochen geschrieben; ich wollte einen anderen machen, da er mir nicht ganz gehobelt erscheint, komme aber nicht dazu; denn ich habe alle Hände voll

[1]) Ludmilla an Keller, 13. April 1861: „Herr Stein [von Gumbinnen], der jetzt hier ist, meint, Sie wären sehr fleißig, und allerdings wäre mir dies noch der angenehmste Grund Ihres Nichtschreibens."

[2]) Vgl. oben S. 516 Anm. 2.

zu tun. So schicke ich dennoch endlich ab, damit Sie mir nur nicht Urfehde schwören.

Himmelfahrtstag 1861.

Ich sitze beim schönsten Wetter zu Hause und schreibe, schreibe, schreibe!

190. An Georg von Cotta

Hochzuverehrender Herr!

Ich statte Ihnen meinen ergebensten Dank ab für Ihre freundliche Aufnahme und Beantwortung meines unmaßgeblichen Vorschlages[1]). Wenn Sie auch auf die spezifische Form desselben nicht eingingen, so kann ich mich auch mit Vergnügen zur Bewahrung völliger Freiheit verstehen in Verwendung der Zeit. Was Sie mir über die Verhältnisse zu den Herren Redaktoren bemerken, ist mir um so weniger irgendwie entgegenstehend, als ich nicht gedenke, unbequeme oder taktlose Zumutungen zu machen. Ich werde gegen den Monat Juli hin also nun den Versuch machen, im besprochenen Sinne eine mehr anhaltende Schriftstellerei zu beginnen und empfehle mich bis dahin Ihrem freundlichen Wohlwollen mit

ausgezeichneter Hochachtung
Dero ergebenster
Gottfr. Keller.

Zürich, den 3. Juni 1861.

191. An Berthold Auerbach

Zürich, den 17. Juni 1861.

Endlich bin ich so weit, nur erst ein Zeichen von mir geben zu können. Verdruß, Sorgen, die wochenlang anhielten, zuletzt körperliches Übelbefinden haben mich in Rückstand gebracht mit meiner Geschichte[2]). Ich bin nicht schuldig daran und will mich deswegen auch nicht entschuldigen. Ich habe noch einige Papierbogen, etwa vier, zu beschreiben, und werde dies in einer Forcetour tun innerhalb weniger Tage. Will und kann sich der Verleger damit rangieren, so ist es gut, kann er nicht, so muß er es eben bleiben lassen. Ich kann nötigenfalls das Manuskript gleich nach

[1]) Cottas Brief ist mitgeteilt im „Greif" I (1913/4) S. 56 ff.
[2]) Für Auerbachs „Volkskalender".

Leipzig schicken als Brief, damit es schneller geht. Das ist die Sachlage.

Ich danke nachträglich für Ludwigs hübsche Kritik[1]), welche aber zu schmeichelhaft und zugleich etwas zu maniriert sein dürfte. Später vielleicht ein Mehreres über dieses Thema.

Mit bestem Gruß Ihr G. Keller.

192. An Ludmilla Assing

Zürich, den 17. Juni 1861.

Verehrtestes Fräulein!

Sie haben schon wieder feurige Kohlen auf mein Haupt gesammelt und mir ein neues Buch, den „Gentz", geschenkt[2]). Auf die Gefahr hin, daß Sie dieser Brief nicht mehr zu Hause trifft, muß ich Ihnen doch noch für die intressante Publikation meinen Dank abstatten; es ist ein sehr lehrreiches Quellenwerkchen, das freilich seinem Aufbewahrer und Veröffentlicher zum Lohn allerlei Unbild, z. B. in der „Allg. Augsburger Zeitung" zugezogen hat, wie wenn er schuld an Gentzens Sündhaftigkeit gewesen wäre. Immerhin liegt etwas Warnendes in solchen Erscheinungen, welches uns sagt, daß wir mit unsrer Freundschaft bescheiden und ökonomisch verfahren und nicht nach bloßem Glanz und Ausgebreitetheit unserer Bekanntschaften jagen sollen, wenn wir nicht in eine Menagerie hineingeraten wollen.

Mit den Rahel-Veitschen Briefen habe ich mehrere Damen beglückt, welche sie über die Maßen hübsch fanden, so z. B. die Madame Wesendonck, die Gönnerin Wagners, in der hübschen Villa, der Sie sich vielleicht erinnern. Mir hilft das nicht viel; denn ich Sünder muß bekennen, daß ich nie so recht kurze Weile habe, so oft ich auch das Buch vornehme, ich mag noch so andächtig anfangen zu lesen.

Herr Stein hat neulich einen mißmutigen Brief an die Herweghs geschrieben, laut welchem es ihm nicht zum besten mehr in Berlin gefiele.

---

[1]) Über die „Leute von Seldwyla" in einem Briefe an Auerbach, vgl. Bd. 1 S. 367 und Westermanns Monatshefte Febr. 1874 S. 545.

[2]) Fr. von Gentz, Tagebücher 1861.

Ich habe nicht Zeit, viel Briefzeugs zu machen, ich bin ſchrecklich preſſiert und muß Manuſkript anfertigen, kaum weiß ich, wo es vorweg hinkommt. Ich befand mich einige Wochen ſchlecht und geriet dadurch in Rückſtand, ſo daß ich in den ſchönen Sommer hinein arbeiten muß, wie gewöhnlich.

Dafür wünſche ich Ihnen die beſte Reiſezeit, Sie werden jetzt wohl im Aufbrechen ſein mit Ihrer roten Feder[1]). Alſo bon voyage et potage, wo Sie nur hinkommen mögen.

Alleruntertänigſt grüßend

Ihr ergebenſter G. Keller.

Sollten Sie mich je mit einem Schreiben wieder beehren, ſo erſparen Sie ſich doch die ausführliche Adreſſe mit: „Kühgaſſe, Frauenlob“ ꝛc. ꝛc., all das iſt nicht nötig, ſchreiben Sie einfach „in Zürich“ oder höchſtens noch „in Hottingen bei Zürich“.

193. An Orell, Füßli & Co.

Zürich, den 19. Auguſt 1861.

Hochgeehrter Herr!

Sie haben mir neulich während meiner Abweſenheit eine Zitation zukommen laſſen[2]). Da ich durch Herrn Kempin, der mich vorgeſtern in den Laden hereinrief, erfuhr, es handle ſich um eine neue Ausſtattung oder Ausgabe der Gedichte, welche Sie aus dem C. F. Winterſchen Verlage in Leipzig und Heidelberg an ſich gebracht haben, ſo genügt es wohl, wenn ich Ihnen ſchriftlich mitteile, oder Sie nur darauf aufmerkſam mache, daß an den noch vorhandenen Exemplaren, von allfälliger Buchbinderarbeit abgeſehen, nichts abgeändert werden darf. Am wenigſten

[1]) Ludmilla an Keller, 31. Okt. 1872: „Ich glaube, zuweilen läuft auch ein wenig Malice in Ihre große Güte gegen mich mit unter; aber es tut nichts. Zum Beiſpiel, was die rote Feder betrifft, die, wie ich erſt viel ſpäter erfuhr, Sie nie leiden konnten. Ich habe deshalb auch keine wieder getragen. Anſtatt der roten Feder trage ich jetzt meine grauen Haare, die leider, wie ich fürchte, noch weniger Ausſicht auf Ihren Beifall haben können.“

[2]) Die Reſtauflage von Kellers Gedichten von 1846 war in den Beſitz der Firma Orell, Füßli und Co. in Zürich übergegangen, die eine neue Ausgabe mit Angabe der neuen Firma auf dem Titelblatt und Beifügung von Kellers Porträt zu veranſtalten wünſchte.

könnte ich dulden, daß etwa ein neuer Titel mit einer späteren Jahrzahl gedruckt würde, da ich diese Gedichte jetzt aus kritischen Gründen nicht mehr *so* herausgeben würde und nicht mehr anerkennen darf, was ich vor fünfzehn Jahren ohne genugsame Kritik drucken ließ.

Außerdem erlaube ich mir, darauf hinzuweisen, daß der Druck, also die ganze typographische Ausstattung des Büchleins, *meine* Sache war und der Verleger nur die fertige Auflage (das Heften sogar inbegriffen) *abkaufte und per Exemplar bezahlte*. Es kann also von irgend typographischen Änderungen nicht die Rede sein, was mir bereits hochgestellte Juristen bestätigt haben.

Dies ist alles, was ich meinerseits in dieser Sache glaube bemerken zu können, und zeichne mit Hochschätzung

als Ihr ergebenster Gottfried Keller.

Nachträge zur 3. und 4. Auflage

142a. An Wolfgang Müller von Königswinter

Verehrter Herr!

Ich habe von Berlin aus Ihren freundlichen Brief erhalten und beeile mich, für das mir darin zugewandte Wohlwollen herzlichst zu danken[1]). Gewiß habe ich mich jederzeit mit Freuden an Sie und die in Düsseldorf verlebten Tage[2]) erinnert und umso lebhafter, als ich seitdem kaum wieder in so trefflicher Gesellschaft vergnügt und lustig gewesen bin. Ich habe an jeden einzelnen der Herren öfter gedacht; der arme Hasenclever ist leider gestorben[3]), dessen urbanem weinsonnigem Geiste ein rasches Lied anzusingen ich in starke Versuchung geriet; ich war aber in meinem Berliner Versteck nicht in der Stimmung, mich als verunglückter Lyriker vordrängen zu wollen. Dagegen wäre das recht Ihre Sache, verehrtester Herr! (werden Sie es vielleicht nicht ohnehin getan haben?), dem toten Zecher und Hofmaler des Weins, der Urbanität und des Humors einige energische sangbare Strophen zu widmen. Mit Freiligrath bin ich fast ganz außer Verkehr geraten und vernehme höchstens alle zwei Jahre etwas von ihm. An Sie dagegen werde ich durch Ihr fröhliches Beharren in deutscher Poesie und durch Ihre tätige Liebe zu deutscher Kunst und Art fortwährend erinnert. Desto angenehmer mußte es mich überraschen, Ihre wohlwollende Aufmerksamkeit auch meinen bis dato noch sehr unvollkommenen Versuchen zugewendet zu sehen. Ich habe seinerzeit Ihre Anzeige in der Kölnischen Zeitung gelesen und dankbar konstatiert, wer wohl der seltene Vogel sein könne, der, ohne Klike mit mir zu haben,

---

[1]) Wolfgang Müller hatte am 22. Mai 1854 in der Kölnischen Zeitung die drei ersten Bände des „Grünen Heinrich" angezeigt. Für eine Besprechung des vierten Bandes und der „Leute von Seldwyla" hatte er Vieweg um Exemplare gebeten, aber keine erhalten. Darauf hatte er sich am 17. Mai 1856 an Keller selber gewandt. Vgl. J. Schwering, Kölnische Zeitung 25. und 27. Juni 1916.

[2]) Über Kellers Fahrt mit Freiligrath nach Düsseldorf zu dem Maler J. P. Hasenclever und Wolfgang Müller von Königswinter vgl. Bd. 1 S. 213.

[3]) Hasenclever starb am 16. Dezember 1853.

ein so unverfehltes Lob spende zu heutiger Zeit. Auerbach hat mir allerdings seitdem die Möglichkeit dieser Erscheinung glänzend bewiesen[1]), und so zeigt es sich, daß die Leute, die selber was Rechtes können, noch immer am ehesten aufgelegt sind zu freundlicher Aufmunterung anderer! Es sieht meinem Verleger ähnlich, daß er Ihre Ansprache unbeantwortet ließ, er hat mir schon andere solche Streiche gemacht. Wenn Sie in den nächsten zwei bis drei Wochen nicht die Sachen von ihm erhalten, so bitte ich Sie, mir es mit einigen paar Zeilen gefällig anzeigen zu wollen, damit ich sie Ihnen von meinen vorhandenen Exemplaren zustellen kann. Aber nicht, damit Sie sich für ein Feuilleton verbindlich halten sollen, wenn Sie nicht dazu aufgelegt bleiben, sondern zum Zeichen meiner dankbaren Gesinnung für Ihre Aufmerksamkeit.

Der vierte Band meines Romans ist leider nicht gut ausgeführt und übel proportioniert, so daß dem großen Haufen der Schluß unmotiviert erscheint, obgleich die Keime dazu überall angelegt sind. Allein bei den schwachen ethischen Empfindungen und Empfindungsvermögen, welche jetzt grassieren, muß eben mit dem Scheunentor gewinkt werden und man verwechselt überall die mangelhafte Ausführung mit einer gänzlich verfehlten Anlage.

Ich bin seit letztem Spätherbst wieder in meiner Heimat, zwei Meilen von dem schmalen jungen Rhein entfernt, mit welchem wanderlustigen Subjekt ich Ihnen hiermit meine besten Grüße zusende.

Ihr ergebenster Gottfr. Keller.

Hottingen, den 27. Mai 1856.

159a. An Wolfgang Müller von Königswinter

Verehrter Freund!

Ich danke Ihnen recht herzlich für Ihre freundliche Gesinnung und für die freundschaftliche und gefällige Weise, in welcher Sie dieselbe gegen mich betätigen, und wenn ich auch mich entschließen muß, für diesmal im Lande zu bleiben, so wird mir der Gedanke doch immer angenehm bleiben, daß ich nötigenfalls, wenn auch

[1]) Durch seinen Aufsatz: Gottfried Keller in Zürich, Beilage zur Allgemeinen Zeitung 17. April 1856, vgl. Brief Nr. 143.

vorübergehend, am Rhein einen erquicklichen Aufenthalt gefunden hätte[1]). Ich habe mich auch ernstlich besonnen, ob ich Ihr freundliches Anerbieten, mich in Köln vorzuschlagen, nicht ergreifen solle? Und dieser Umstand hat meine Landsleute bestimmt, mir zu erklären, daß man von je daran gedacht habe, mir in Zürich eine Stellung[2]) zu verschaffen, und daß es nur auf mich ankäme, mich mit den betreffenden Leuten über Form und Inhalt zu verständigen. Bis jetzt hatte ich mir aber nicht recht denken können, in welcher Weise ich mich eigentlich als Professor gerieren könnte; doch ward ich dieser Tage plötzlich klarer und machte mir einen klaren Plan, mit den Studierenden zu verkehren, zurecht, der dann plausibel befunden wurde. Ich werde gänzliche Freiheit in der Wahl der vorzutragenden Stoffe und nur wenige Stunden zu lesen haben, und für die Zukunft bleibt es mir freigestellt, diese Tätigkeit auszudehnen und ein eigentlicher Schulmann zu werden, oder auch, bei besserem Befinden, mich gänzlich wieder zur Schriftstellerei zurückzuziehen. So bin ich also im Falle, Ihnen für den guten Willen zu danken. Die Stellung bei Ihnen hätte zwar meiner jetzigen Stimmung besser zugesagt; die geschäftliche Tätigkeit dort hätte mir Spaß gemacht, während ich, offen gestanden, noch nicht recht einsehe, wie ich hier einen Gegenstand ein ganzes Semester hindurch genügend schulmeisterlich werde auseinanderzerren und ausdehnen können, da wir Poeten mit unserm Instinkt und unserer Meinung über eine Sache ja bald im Reinen sind. Doch fühle ich wohl, daß ich auch einmal das Schwerere und im ganzen Werkmäßigere wählen muß, um dem wunderlichen Tier, so man Pflicht heißt, einen beschwichtigenden Brocken in den Rachen zu werfen.

Sie haben mir gewiß nicht übel genommen, daß ich Ihr früheres freundliches Schreiben nebst Rezension[3]) in der Kölnischen Zeitung bis dato nicht erwidert habe. Ich bin seit etwa

[1]) Wolfgang Müller hatte Keller am 17. November 1857 die Stelle des Sekretärs beim Kölner Kunstverein angeboten, vgl. Bd. 1 S. 389. Schwering, Kölnische Zeitung 27. Juni 1916.

[2]) Als Professor am Polytechnikum, Bd. 1 S. 389.

[3]) In der Kölnischen Zeitung vom 31. Juli 1856, vgl. Brief 142 a. Müller hatte ihm den Aufsatz am 1. August 1856 gesandt.

zwei Jahren mit den ältesten Freunden brieflich auseinandergekommen, und werde diese Briefschreibescheu müssen austoben lassen. Indessen habe ich regelmäßig alle vier Wochen an Sie gedacht und mir vorgenommen, nächstens zu schreiben. Nehmen Sie nachträglich meinen Dank für jene freundliche Sendung und bleiben Sie ferner gewogen Ihrem ergebensten

Gottfried Keller.

Zürich, den 23. November 1857.

Druck der
Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
Stuttgart und Berlin

Gottfried Keller

Gesammelte Werke:

10 Bände

Gebunden M. 50.—

Jeder Band ist auch einzeln käuflich:

Bd. 1—3 **Der grüne Heinrich.** Roman. 91.—95. Auflage
Gebunden M. 15.—

Bd. 4 **Die Leute von Seldwyla.** Erster Band
101.—105. Auflage

Inhalt: Pankraz der Schmoller — Romeo und Julia auf dem Dorfe — Frau Regel Amrain und ihr Jüngster — Die drei gerechten Kammmacher — Spiegel, das Kätzchen; ein Märchen Gebunden M. 5.—

Bd. 5 **Die Leute von Seldwyla.** Zweiter Band
93. u. 94. Auflage

Inhalt: Kleider machen Leute — Der Schmied seines Glückes — Die mißbrauchten Liebesbriefe — Dietegen — Das verlorene Lachen Gebunden M. 5.—

Bd. 6 **Züricher Novellen.** 93. u. 94. Auflage

Inhalt: Hadlaub — Der Narr auf Manegg — Der Landvogt von Greifensee — Das Fähnlein der sieben Aufrechten — Ursula Gebunden M. 5.—

Bd. 7 **Das Sinngedicht;** Novellen. **Sieben Legenden**
76. u. 77. Auflage Gebunden M. 5.—

Bd. 8 **Martin Salander.** Roman. 57. u. 58. Auflage
Gebunden M. 5.—

Bd. 9 u. 10 **Gesammelte Gedichte.** Mit Bildnis
44. u. 45. Auflage Gebunden M. 10.—

Gottfried Keller

Einzelausgaben:

Sieben Legenden. Miniatur-Ausgabe. 9. Auflage
Gebunden M. 5.—

Romeo und Julia auf dem Dorfe. Erzählung. Miniatur-Ausgabe. 9. Auflage Gebunden M. 5.—

Dasselbe. Wohlfeile Ausgabe Geheftet M. –.70

Die drei gerechten Kammmacher. Erzählung Geheftet M. —.50

Pankraz der Schmoller. Erzählung Geheftet M. —.50

Drei Erzählungen: Frau Regel Amrain und ihr Jüngster — Kleider machen Leute — Dietegen. Schul-Ausgabe mit einer Einleitung und Anmerkungen von Prof. Dr. Hermann Binder Gebunden M. 1.50

Ausgewählte Gedichte. Herausgegeben von Adolf Frey
Geheftet M. 1.30

Gottfried Kellers Leben, Briefe und Tagebücher. Auf Grund der Biographie Jakob Baechtolds dargestellt und herausgegeben von Emil Ermatinger. 3 Bände.

Erster Band: Gottfried Kellers Leben. Mit einem Bildnis. 3. Auflage Gebunden M. 23.50

Die große Arbeit konnte in keine besseren Hände gelegt werden: glänzend nach Form und Inhalt ist die wahrlich nicht leichte Aufgabe von Emil Ermatinger gelöst worden. Jetzt besitzen wir eine nach innen vertiefte und nach außen prächtig abgerundete Darstellung von Kellers, des Menschen und des Künstlers, Entwicklung — ein Werk, das allen Forderungen der Wissenschaft entspricht und doch erfreulicherweise nicht mit literaturwissenschaftlicher Kleinarbeit belastet ist, das nicht lediglich einen Abschluß der Forschung bildet, sondern für den Gelehrten wie für den gebildeten Laien in gleicher Weise als eine höchst wertvolle literarische Gabe zu gelten hat. **Tägliche Rundschau, Berlin**

... Ein Kunstwerk von der Sohle bis zum Scheitel: ein Buch, auf das nicht nur die Schweiz, sondern der ganze deutsche Sprachbereich und auch der französische, soweit er sich um unsern Dichter kümmert, stolz sein dürfen. **Nationalzeitung, Basel**

Gottfried Kellers Leben. Von Jakob Baechtold. Kleine Ausgabe ohne die Briefe und Tagebücher des Dichters. Aus dem Nachlaß des Verfassers. 3. Auflage
Gebunden M. 5.—

Keller, Gottfried 155605 LG
Author Ermatinger, Emil (ed.) K297
.Yer
Title Gottfried Kellers Leben, Briefe u. Tagebücher.
Vol.2:- Briefe u.Tagebücher,1830-61.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU